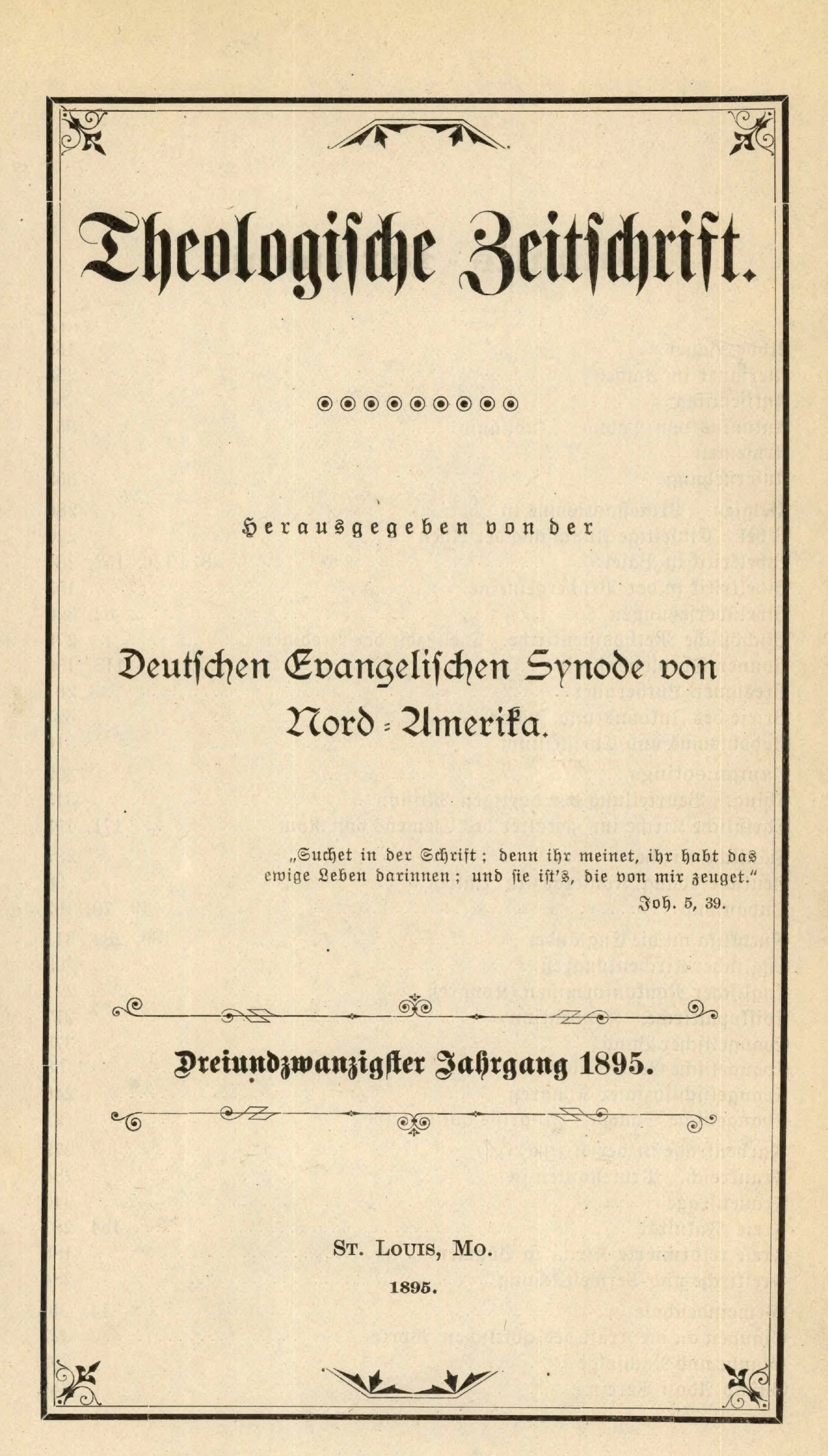


Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

„Suchet in der Schrift; denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darinnen; und sie ist's, die von mir zeuget."
Joh. 5, 39.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1895.

ST. LOUIS, MO.
1895.

Inhalts-Verzeichnis.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $2.00.

23. Jahrg. St. Louis, Mo., Januar 1895. No. 1.

Vorwort.

Luk. 17, 22—24.

Es ist wohl kaum etwas, das heutzutage allgemeiner wäre, als die Rastlosigkeit, mit der alles sich fortwährend umgestaltet, und die Ruhelosigkeit, mit der man nach den verschiedensten Seiten hin arbeitet, und das Unbefriedigtsein über den Gang der Dinge, die sich entweder zu langsam vorwärts bewegen oder gar rückwärts, d. h. im Widerspruch mit dem Wollen und Erwarten der Menschen zu gehen scheinen. Diesem ruhelosen Wesen kann sich heuzutage kaum ein Mensch entziehen, wenn er nicht geradezu die Welt räumen will. Dabei ist die innere Ruhelosigkeit womöglich noch größer als die äußere. Es läßt sich das wohl nirgends leichter wahrnehmen und wird wohl nirgends stärker empfunden, als in dem rastlosen Treiben der Tageslitteratur. Dieselbe bildet ja eigentlich nur den Wiederschein, den die Weltbewegung im menschlichen Geiste verursacht. Je genauer man nun auf denselben achtet, desto mehr scheint es, als ob in der unruhigen Bewegung doch eigentlich kein wirkliches Werden sich finde, daß jeder Fortschritt durch einen Rückschritt, jeder Gewinn durch einen entsprechenden Verlust wieder aufgewogen würde. Es ist ja wahr, man hat gegen frühere Zeiten viel gewonnen; man weiß heutzutage viel, wovon man noch vor wenigen Menschenaltern kaum etwas ahnte. Aber merkwürdigerweise reden diejenigen am lautesten von dem Fortschritt der Wissenschaft, welche oft am weitesten darin zurückbleiben, oder sich mit dem begnügen, was sie gelegentlich am Wege ihres Lebens auffinden; während die, welche in den vordersten Reihen stehen, nur von Fragen reden, die noch zu lösen sind, und wohl zugeben, daß sie vielleicht in der einen oder andern Hinsicht an der Grenze der menschlichen Geisteskraft, aber keineswegs an den letzten Gründen der Erscheinungen angelangt seien.

Genau so ist es auch auf andern Gebieten. Jedes neuerworbene Gut bringt nur größere Bedürfnisse zum Bewußtsein, jeder erhöhte Genuß eine gesteigerte Begierde, jeder Gewinn an Kraft eine Vermehrung der Last, jede Schärfung des sittlichen Urteils eine Verfeinerung der Unsitte, so daß man billig fragen könnte: Was hat der Mensch von aller seiner Arbeit, die er thut unter der Sonne? Kann er je hoffen, einmal sich davon zu befreien, daß der Wert seiner Güter eigentlich nur

dadurch für ihn etwas Wirkliches wird, daß er Bedürfnisse empfindet, deren Befriedigung sie dienen, daß er Mängel erkennt, zu deren Beseitigung sie brauchbar sind.

Dabei befinden sich die Menschen meist in einem seltsamen Widerspruch ihrer Absichten mit ihrem Thun. Sie wollen Güter aufhäufen, damit sie nichts mehr bedürfen, sie wollen Veränderungen, um etwas Bleibendes zu bewirken. Da ist es nun kein Wunder, wenn der Mensch einmal die Zweifelsfrage aufwirft, ob er denn wirklich in der Welt etwas erreichen könne, das ihm wirklich für einen Teil seines Lebens diejenige Befriedigung verschaffe, welche das irdische Dasein nicht als eine Last, sondern als ein Gut erscheinen lasse, so daß er nach keiner Veränderung mehr begehre, weil das, was er für sich geschaffen hat, seinen Wünschen völlig und bleibend entspricht.

Nun kann man allerdings sagen: Es gehört eben einmal zum Wesen der Welt, daß sich in ihr nichts Bleibendes bildet, und daß der Mensch, der nach einem Besitz in der Welt strebt, in dem er bleiben will, das Wesen der Welt gänzlich mißkennt und sich daher selbst betrügt.

Dagegen weiß nun ein jeder Christ, daß es dennoch bleibende Güter für einen jeden und für die Menschheit gibt, die hier auf Erden in diesem Leben schon ergriffen und gesammelt sein müssen, wenn sie wirklich in jener Welt zur vollen Erscheinung kommen sollen. Ebenso weiß jeder wahre Jünger Christi, daß durch diese Thätigkeit, welche das Ewige zum Ziel und zur Grundlage hat, das menschliche Dasein einen Gehalt und einen Wert bekommt, den ihm alle Güter dieser Welt nicht geben können. Dazu kommt noch, daß diese Güter nicht bloß als Ideen oder als Ideale der christlichen Weltanschauung erscheinen, sondern daß sie in dem Dasein Christi in der Welt eine Lebenswirklichkeit erlangt haben, die dem, der einmal recht von Christo ergriffen ist, es möglich macht, auch die höchsten irdischen Lebensgüter ihnen gegenüber gering zu achten, ja ihn befähigt, wenn es zu wählen gilt, ganz auf dieselben zu verzichten, um nur nicht aus der Gemeinschaft mit Christo zu entfallen.

Aber wie weit hat sich nun das, was der Mensch in der Kraft Christi vermag, verwirklicht? Ist die Ausbreitung der christlichen Lehre in der Welt auch in demselben Maße eine Entstehung christlichen Lebens gewesen, so daß überall, wo wir die Kenntnis christlicher Lehre finden, auch dieselbe Energie des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung sich wirksam zeigte, welche den Kreis von Jüngern belebte, der sich um den Herrn in den Tagen seines Erdendaseins gesammelt hatte? Wohl gibt es auch heute noch solche, die um Christi willen leiden, die um seinetwillen alles verlassen, aber es steht ihnen doch eine Menge Christen gegenüber, die zwar durch ihren Glauben an Christum selig werden wollen, die in jener Welt von seiner Gnade die Freude des ewigen Lebens erhoffen, aber in dieser Welt um Christi willen nicht einmal der Eitelkeit und dem Weltgenuß entsagen, ja sogar nicht von der Sünde lassen wollen. Sie verehren zwar Christum, aber sie dienen dem Gott dieses Zeitalters,

der ihre Sinne verblendet hat, so daß das Evangelium nur noch als ein ferner, jenseitiger, wesenloser Schimmer vor ihrem geistigen Auge leuchtet, aber nicht mehr das Licht des Lebens ist, in dem sie wandeln, sondern nur noch die Abendröte eines dahingeschwundenen Tages, welche über dem Dunkel des Weltsinns, in dem sie dahingehen, wenigstens noch einen schwachen Glanz von etwas Höherem ausbreitet.

Wie viele aber gibt es noch außerdem, die mit Bewußtsein und Willen sich von Christo gewendet haben, die aus dem Lichte seiner Gemeinschaft hinausgegangen sind in die Nacht, welche von der Macht der Finsternis ausgeht und in die ewige Finsternis führt?

Selbst die Kirchen werden in dieses Weltwesen mit hereingezogen und verflochten. Scheint es nicht, als ob die Glieder Christi unter ihnen zerteilt sind, und um ihn selbst gekämpft wird, wes er sein soll, indem jede dieser Kirchen ihn für sich allein in Anspruch nimmt; oder aber, indem sie zerstreut sind, ein jeder in das Seine, um für sich selbst ein möglichst großes Gebiet und eine möglichst große Herrlichkeit in dieser Welt zu erlangen.

Da regt sich in jedem wahren Jünger Christi das natürliche Verlangen, nur einen einzigen Tag des Menschensohnes zu sehen. Wenn der Herr nur einen Tag wieder äußerlich und unmißverständlich kennbar auf Erden wandelte, wenn er nur einen Tag wieder auf Erden lehren wollte, wie würde da mit einem Male ein Unterschied sich zeigen zwischen wahren Jüngern Christi und solchen, die von der Welt sind; wie würde sich da mit einem Male eine gähnende Kluft aufthun zwischen wahrem Christentum und äußerlichem, glänzenden Kirchentum; wie würden mit einem Male alle die, welche aus dem Evangelium eine Ware und aus der Kirche ein Kaufhaus machen, aus derselben hinausgetrieben werden. Der eine würde von einem Lichte umleuchtet, daß er zu Boden fiele und würde hören müssen, ich bin Jesus, den du verfolgest; während der andere aufjauchzend ihn als seinen Herrn wiedererkennen würde. Wie würde da mit einem Male klar und sicher, wahr und scharf zwischen echter Frucht geistlichen Lebens und täuschendem Fabrikat formell christlichen Treibens unterschieden werden.

Aber wir werden einen solchen Tag des Menschensohnes so wenig sehen, wie jene Jünger, zu denen dieses Wort ursprünglich gesprochen wurde, ihn noch einmal sahen, nachdem die Tage des Menschensohnes auf der Erde vorüber waren. Das irdische, leibliche Schauen des Herrn hatte aufgehört und die Jünger waren ebenso auf Glauben hingewiesen wie heute noch. Gerade dieses macht sich nun die Verführung zu nutze. Wird Christus hier nicht gesehen, so kann er vielleicht dort sein; will das Reich Gottes sich nicht in dieser Weise herbeiführen lassen, so sucht man's auf eine andere; und wenn auch da wieder nur Menschenwerk sichtbar wird, so fängt man wieder etwas Neues an.

Ebenso hört man von den verschiedensten Seiten rufen: Siehe, hier ist Christus; nur bei uns, in unserer Gemeinschaft in unserer Kirche, in unserer Lehre, in unserem Leben, in unserer Theologie, in

unseren Maßregeln, da wird er allein recht erkannt und recht ergriffen. „Glaubet es nicht; geht nicht hin, lauft nicht nach," sagt der Herr. Es würde ja eine Verleugnung seines eigenen verklärten Geisteswesens sein, wenn der Herr von Menschen, die nur vorgeben, seine Jünger zu sein, sich also fangen und binden ließe, daß sie Herren und Gewalthaber über ihn, sein Wort, seinen Geist und seine Gnade wären. Der verklärte Christus läßt sich so wenig in eine irdisch-menschliche Gemeinschaft einschließen, als der am Himmel leuchtende Blitz sich in ein Gefäß fassen läßt. Ja, gerade wenn man ihn durch allerlei Mittel in eine äußerliche Gemeinschaft einzuschließen meint, schließt man ihn von derselben aus, indem man seinem die Welt durchleuchtenden und das Weltwesen (auch in der Kirche und im eigenen Herzen) aufdeckenden Geisteslichte keinen Eingang verstattet. Wo das geschieht, da folgt dem Dunkel, in das man sich einhüllt, die Schläfrigkeit, in der man von dem steten Näherrücken des Tages des Menschensohnes nichts merkt, und das Traumleben, in welchem man die Gaukelbilder der persönlichen oder kirchlichen Selbstgefälligkeit, Selbstzufriedenheit und Selbstbewunderung für Wirklichkeit hält.

Die rechte Wachsamkeit zeigt sich aber vor allen Dingen darin, daß man den verführerischen Ruf: Siehe, hier ist Christus, siehe da, keinen Glauben schenkt, dagegen unerschütterlich im Glauben daran bleibt, daß der Herr kommt, auch wenn wir keinen Tag des Menschensohnes zu sehen vermögen. Denn in aller Wahrheit liegt ein Streben nach Verwirklichung, in jeder rechten Weissagung ein Trieb nach Erfüllung, in allem Leben ein Drang nach Entfaltung, in jedem göttlichen Worte der Keim und die Kraft eines göttlichen Werkes, das offenbar wird zu seiner Zeit und dessen wir als Christen harren in Geduld und Glauben.

Die Salbung.

Von P. J. G. Enßlin.

Wenn im Hebräerbrief Kap. 3 und 4 nicht nur die Führung des Volkes Israel, sondern auch der alttestamentliche Kultus, Kap. 8, 9 u. 10, als Vorbild für die neutestamentliche Zeit dargestellt wird, so gilt das gewiß auch von der alttestamentlichen kirchlichen Handlung der Salbung von Geräten und Personen, die dadurch zu einem heiligen Dienst geweiht wurden. 3 Mos. 8, 10—12. Sie darf gewiß als ein Vorbild für die Geistessalbung im neuen Bunde angesehen werden; denn sicher hat sie der Prophet Jesaias im Auge gehabt, wenn er Kap. 61, 1 vom zukünftigen Messias schreibt: „Der Geist des Herrn Herrn ist über mir, darum daß mich der Herr gesalbet hat." So hat auch Johannes das alttestamentliche Vorbild im Auge, wenn er in seinem ersten Briefe Kap. 2, 27 von der Salbung redet. Er sieht in der neutestamentlichen Zeit voll und wesentlich erfüllt, was die alttestamentliche Salbung nur andeuten konnte und behält deshalb, um des Verständnisses willen, die alttestamentliche Benennung der Sache bei.

Durch das Vorbild mag auch einigermaßen zum Verständnis der neutestamentlichen Salbung geführt werden. Daher wir auch in Kürze wenigstens von der Salbung reden wollen, die im alten Bunde nach göttlicher Ordnung an Personen vollzogen wurde. Gewöhnlich wurden Priester und Könige beim Antritt ihres Berufes und Amtes mit hl. Öl gesalbt. Damit anzudeuten, daß sie nun für denselben von Gott bestätigt und geweiht seien. Es war für sie gleichsam eine göttliche Legitimation ihrer Wahl. So z. B. insbesondere bei dem Hohepriester Aaron, 2 Mos. 29, 7 und bei den ersten Königen Saul und David. Samuel, der Prophet, sollte den beiden jungen Männern durch die Salbung anzeigen und versichern, daß sie der Herr zu ihrem künftigen königlichen Amte berufen und erwählt habe. 1 Sam. 10, 1 u. 16,13. Allein sie hatte noch eine weitere Bedeutung, welche mit einem Symbol, nämlich dem hl. Öl angedeutet wurde. Sie sollte nicht bloß eine Weihe für den Beruf oder Amt sein, sondern auch eine Befähigung zu demselben. Eine Weihe fürs Heilige hätte auch durch ein anderes gebräuchliches Mittel geschehen können, wie solches bei der Weihung der Stiftshütte und des Volkes Israel angewendet wurde. 2 Mos. 24, 8; Hebr. 9, 19—23. Mit einem Reinigungsmittel, nämlich Wasser und Blut des Bundes, wurde von Mose das ganze Volk Israel und die Stiftshütte mit ihren Geräten gereinigt und für den Dienst Gottes geweiht. Durch die Salbung mit Öl aber, welch letzteres ein Sinnbild der Kraft, des Lichtes und des Wohlgefallens ist, Ps. 23, 5; Ps. 92, 12, sollte eine Mitteilung der Geistes-, der Licht- und Lebenskräfte Gottes angedeutet sein. Der mit dem hl. Öl Gesalbte sollte mit diesen Kräften für seinen Beruf und Amt befähigt und ausgerüstet werden. Diese Ansicht wird insbesondere in der Weissagung vom Messias ausgesprochen. Jesaias läßt den kommenden Gesalbten des Herrn von sich selbst zeugen, der da spricht: „Der Geist des Herrn Herrn ist über mir, darum, daß mich der Herr gesalbet hat." Jes. 61, 1. Gerade diese Seite und Bedeutung der Salbung, die im alten Bunde nur vorbildlich und unvollkommen geschehen konnte, sollte im neuen Bunde durch die Mitteilung und Ausgießung des heiligen Geistes verwirklicht werden. Davon zeugt insbesondere die Stelle Joel 3, auf welche sich Petrus auch am Pfingstfeste berief. Wenn daher Johannes in seinem ersten Briefe von der Salbung der Gläubigen redet, so versteht er unter derselben dieselbe Ausrüstung durch den hl. Geist, wie sie die Apostel am Pfingstfeste erfahren durften. Er deutet auch in seiner Erklärung über die Salbung auf denselben bleibenden Tröster und Lehrer hin, wie er ihnen vom Herrn selbst verheißen wurde. 1 Joh. 2, 27; Joh. 14, 16 u. 17. Nach diesen Bestimmungen muß darum auch die Salbung erkannt und erklärt werden. Wir können daher zur Erklärung der neutestamentlichen Salbung nun das Bild der alttestamentlichen verwerten. Die Darstellung ihrs Wesens aber muß mit dem gegeben werden, was im neuen Bunde sich als Geistessalbung offenbarte, nämlich mit dem, was der Herr selbst und seine Apostel erfahren und als Salbung erkannt haben. Sie darf nicht

zu einer alttestamentlichen Zeremonie herabgesetzt werden, wie es von seiten der römischen Kirche geschieht, welche sie durch Händeauflegen und Weiheakte von einer Person auf die andere übertragen zu können glaubt und es durch dieselben bis zur Unfehlbarkeit des Papstes und zur Geistesmitteilung, wie sie Petrus hatte, bringen will. Johannes versteht in seinem ersten Briefe unter der Salbung etwas ganz anderes, als die römisch-katholische Kirche durch ihre Weihungen zu erzielen imstande ist. Er harmoniert genau mit den Worten seines Meisters und redet von einer Salbung, die eine bleibende ist; womit nichts anderes gemeint und bezeichnet ist, als die Mitteilung des Trösters, der bei den Jüngern bleiben soll ewiglich. Joh. 14, 16. Ebenso versteht er unter der Salbung ein von Gott Gelehrtsein, in welchem man nicht nötig hat, von jemand gelehrt zu werden; womit er ebenfalls die Gabe des Trösters bezeichnet, der die Jünger in alle Wahrheit leiten soll, daß sie auch von Jesu zeugen können. Joh. 14, 26. Die Salbung ist deshalb dieselbe Geistesmitteilung, wie sie am Pfingstfeste von den Jüngern erlangt wurde, und muß an denselben Kennzeichen erkannt werden, welche sich bei den Jüngern des Herrn offenbarten. Sie ist darum an und für sich nicht eine große Beredtsamkeit in geistlichen Dingen, nicht die Fähigkeit ex tempore über Gottes Wort sprechen zu können. Sie ist auch nicht eine Beschlagenheit in Lehre und kirchl. Ordnung, noch die Fähigkeit, Ungläubigen und Weltweisen gegenüber mit einem Schlagwort entgegentreten zu können. Solche und ähnliche Fähigkeiten sind wohl vielfach mit der Salbung verbunden, aber sie sind noch keine sicheren Kennzeichen, denn sie mögen auch denen eigen, oder zuweilen verliehen sein, welche im Christentum noch unbeständig sind und den Geist Gottes noch nicht bleibend in sich haben. Ihre Hauptkennzeichen sind nur bei solchen zu finden, welche zur Kindschaft Gottes gelangt sind und nicht mehr zur Welt gehören; denn die Welt kann den Geist Gottes nicht empfahen. Joh. 14, 17. Sie setzt darum ein beständiges Sein in Christo, ein Verharren bei ihm voraus, welchem der Herr entgegenkommen und durch das Pfand des Geistes einen Beweis und Versiegelung der Kindschaft Gottes geben kann. In Übereinstimmung mit dem Vorbild im alten Bunde und der Darstellung Christi, daß die Salbung mit dem hl. Geiste eine Bestätigung der Wahl und darum auch eine bleibende sein soll, ist ihr Hauptkennzeichen das Zeugnis des hl. Geistes, welcher unserem Geiste versichert und versiegelt, daß wir Auserwählte und Kinder Gottes sind. Eben dieses Bleibende der Gabe des hl. Geistes, im Unterschied vom Wirken und Wesen desselben, wie es auch von Anfängern im Christentum erfahren wird, setzt voraus, daß es bei den Gesalbten nicht bloß zu einer Erweckung und zu einem gewöhnlichen Glauben gekommen sein darf, sondern zu einer Geburt aus Gott, 1 Joh. 3, 6—9, zu einer völligen Bekehrung. Es ist daher ein weiteres Kennzeichen der Salbung, daß der Mensch mit Christo gestorben sein muß, Röm. 6, 11, den alten Adam in den Tod gegeben hat, oder ihn mit seinen Werken auszieht

Kol. 3, 9 und zu einem neuen Leben auferstanden ist. Kol. 3, 1. Wer nicht der Heiligung nachjagt, die mit diesen Worten angedeutet ist, kann niemals den Herrn schauen und darum auch ebensowenig mit seinem Wesen, dem hl. Geist bleibend verbunden und vereinigt sein. Hebr. 12, 14; 2 Thess. 4, 7 u. 8. Es ist deshalb auch das ein Kennzeichen der Salbung, daß sich der Mensch Gott ganz zum Opfer bringt, nicht mehr sich selbst lebt, sondern dem, der für ihn gestorben und auferstanden ist, 2 Kor. 5, 15. Also den Leib mit allen seinen Gliedern Gott ausgeliefert und in seinen Dienst gestellt hat. Röm. 6, 12—14. Der Gesalbte ist ein guter Baum, der Früchte des Geistes hervorbringt, nämlich Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit. Gal. 5, 22. Unter diesen stehet die Liebe voran, welche der Gesalbte als Kind Gottes in dem Maße haben muß, daß er den Feinden vergeben, ihnen Gutes thun und für sie beten kann. Matth. 5, 44; Luk. 6, 35. Die Salbung wird wohl auch an der Treue erkannt, die in der Nachfolge Christi und im Dienst des Herrn auch im kleinen bewiesen werden soll; denn ein untreuer Knecht, der seinen Lohn mit den Ungläubigen bekommt, kann den Geist Gottes nicht bleibend haben. Luk. 12, 46. Der Gesalbte ist darum treu in der Verwaltung seiner Pfunde, Luk. 19, 11—28, treu in seinem Haushalt und Amte, Luk. 12, 42, treu bis in den Tod, Offbg. Joh. 2, 10, dieweil er auch nach dem Kleinod ringt, welches die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu vorhält. Phil. 3, 14.

Dieweil aber der heilige Geist der eigentliche Lehrer der Gesalbten ist, so müssen sich in dieser Beziehung auch manche Kennzeichen an ihnen offenbaren, wie sie bei den Jüngern des Herrn zu sehen waren. Der Herr Jesus spricht zu denselben: „Der Tröster, der heil. Geist, welchen mein Vater senden wird in meinem Namen, derselbige wird euch alles lehren und euch erinnern alles des, das ich euch gesagt habe.“ Damit stimmt auch Johannes überein, wenn er von der Salbung der Gläubigen redet und von ihnen sagt: „Ihr bedürfet nicht, daß euch jemand lehre, sondern wie euch die Salbung alles lehret, so ist's wahr und ist keine Lüge.“ Das setzt voraus, daß die Gesalbten vollkommen mit der Lehre des Geistes, nämlich der heiligen Schrift, übereinstimmen und daß es ihnen unmöglich ist, solche Lehren aufzustellen oder daran festzuhalten, welche mit den Zeugnissen Christi und seiner Apostel im Widerspruche stehen. Letzteres mag wohl bei solchen Gesalbten vorkommen, welche Gott durch äußerliche kirchliche Zeremonien, durch Händeauflegen und Weiheakte zur Salbung zwingen wollen; denen aber doch die Erkenntnis der Apostel abgeht, daß sie nicht unterscheiden können, wer zur Salbung innerlich, seinem Christentum nach, bereit sein mag. Die kirchliche Handlung allein bringt den Geist der Weissagung und der Erkenntnis noch nicht. Die wahre Salbung aber schließt das Erkennen der Wahrheit, Joh. 8, 32, und die Erkenntnis des Sohnes Gottes und seines Heils in sich, Joh. 14, 20. Den Gesalbten muß darum der Weg zum Heil und das Heil selbst ge-

offenbart sein, so daß sie in irgend Maße davon reden und zeugen können. Joh. 15, 26 u. 27. Sie müssen erkennen, was wahre Buße ist und wie sie gewirkt werden kann; sie müssen ferner erkennen, was wahrer, lebendiger und seligmachender Glaube ist und wie er erfunden werden soll. 1 Petr. 1, 7. Sie müssen auch die Fähigkeit haben, den guten, den wohlgefälligen und vollkommenen Willen Gottes erforschen und erkennen zu lernen. Röm. 12, 2. Die Gesalbten sollen jedenfalls die Gabe haben, die Geister zu prüfen, 1 Joh. 4, 1, aber daneben doch trotz ihrer Sicherheit und Gewißheit in Bezug auf Lehre und göttliche Ordnung die Einigkeit im Geiste pflegen, so daß sie mit den wahren Gliedern des Leibes Christi brüderliche Gemeinschaft haben und zur Einigkeit beitragen. Eph. 4, 4—6. Ein jeglicher unter ihnen muß nach einer Gabe streben, 1 Kor. 12, 31, die zum gemeinen Nutzen und zur gegenseitigen Handreichung dienen mag. Es ist deshalb selbstverständlich, daß viele der Gesalbten berufen sind zu Aposteln, zu Propheten, zu Evangelisten, zu Hirten und Lehrern, welche keine Kinder mehr sind, die sich wägen und wiegen lassen von allerlei Wind der Lehre, durch Schalkheit der Menschen und Täuscherei, Eph. 4, 14, sondern vielmehr die Augen offen haben und erkennen, was Christi Sinn und Geist ist. Der Gesalbte ist darum in Lehre und Wandel, wie sich ein Diener Christi ausdrückt: „Eine lebendige Bibel und die Erklärung der Wahrheit; daher ihm auch eine gering scheinende Untreue viel Qual verursachen kann."

(Schluß folgt.)

Kritik der Schrift: Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten?

Von P. H. Haupt.

Nicht geringes Aufsehen in den christlich weiter interessierten Kreisen unserer Synode erregte wohl die in letzter Zeit allen Pastoren ins Haus gesandte Schrift des P. W. Koch: „Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten?" Mein erster Eindruck von derselben, welchen auch mehrere Amtsbrüder teilten, war der, daß neben vieler Übertreibung doch im Grunde eine ganze Reihe von Schäden und Mängeln der Synode klargelegt seien; und daß auch der Begriff „evangelisch," um den sich ja schließlich der ganze Inhalt des Büchleins dreht, nach einer ganzen Reihe von Seiten hin wirklich klarer als gewöhnlich gefaßt sei. Allein immer wiederholte und erneuerte Durchsicht der Schrift haben mir doch so unendlich viel Unklarheiten, Übertreibungen, falsche Vorstellungen von geschichtlichen Thatsachen und vor allem eine ganz unvollkommene, unrichtige Auffassung des Verfassers vom Begriffe „evangelisch" gezeigt, daß ich mich gedrungen fühle, zur Rechtfertigung unseres angefochtenen Synodalbekenntnisses einige Zeilen zu schreiben.

Die Summa dessen, was mir schließlich an dem Büchlein noch lobenswert erscheint, ist die persönliche Wärme und Überzeugungstreue, mit welcher der Verfasser für seinen Standpunkt eintritt. Eine Schritt für Schritt den Gedanken des Verfassers folgende Durchnahme

des Inhalts des Heftchens scheint mir nicht möglich, da, so klein das Büchlein auch ist, keine Seite in ihm vorliegt, auf der nicht die Kritik berichtigend eintreten müßte, weil stets Richtiges und Übertreibung Hand in Hand gehen; das aber würde ins Endlose führen. Wir greifen nur ein Beispiel heraus. Seite 8 ff. kommt Verfasser auf die Existenzberechtigung unserer Synode zu sprechen und findet schon darin ein böses Zeichen, „daß noch heute, in diesem 54. Jahre des Bestandes unserer Synode auf einer großen Distrikts-Konferenz ein Referat über diese (Existenzberechtigung) möglich und nötig ist." Uns aber will die Frage nach der Existenzberechtigung der Synode auch heute noch keineswegs so unberechtigt erscheinen, denn einmal dient sie immer wieder dazu, uns selbst und den Laien mehr Klarheit über das Wesen der evangelischen Synode zu verschaffen — fragt man doch auch heute noch immer wieder in demselben Sinne nach dem Existenzrechte der Religion überhaupt —; andererseits aber muß eben diese Frage so lange von neuem beantwortet werden, wie von anderer Seite nach dem Existenzrecht unserer Synode gefragt wird und neue Glieder für dieselbe gewonnen werden sollen.

Eine ausführliche Besprechung aller einzelnen Punkte ist also nicht möglich und so ist eine neue, prinzipielle Besprechung der Hauptfragen die einzige mögliche Antwort auf die Darlegungen des Verfassers. Nur um ein Hervorheben falscher und einseitiger Gesichtspunkte des Verfassers und um ihre Richtigstellung kann es sich also handeln.

Verfasser greift das Synodalbekenntnis an, weil — Seite 33 — „sein Wortlaut nicht in völliger Übereinstimmung mit seinem Geiste sei, denn der evangelische Anfangs- und Endpassus des Bekenntnisparagraphen mache das konfessionell gerichtete Mittelstück so gut wie ungültig." Diese Thatsache aber soll nur natürlich sein, denn — Seite 14 — „da die ehrwürdigen Gründer und Väter unserer Synode den beiden, lutherischen und reformierten, Denominationen entstammten, so sind sie wohl, ebensowenig wie Luther, von allem römischen Wesen, auf einen Schlag völlig von allem Sonderwesen ihrer Mutterkirchen frei geworden." „Da die Gründer der Synode zudem ja die Glieder der beiden Denominationen zusammenbringen wollten, und bei der Neuheit ihrer Sache und der geringen Schrifterkenntnis der Durchschnittsprotestanten fürchten mußten, weder bei Lutheranern noch bei Reformierten Eingang zu finden ohne Nennung und teilweise Anerkennung der beiderseitigen Symbole" — so ist eben dadurch „das konfessionell gerichtete Mittelstück" in das Synodalbekenntnis hineingeraten. Mit diesen Sätzen will Verfasser bewiesen haben (Seite 15), daß die ehrw. Gründer der Synode nur auf Grund der „Neuheit der Sache und um Anklang bei beiden Denominationen zu finden, und um der geringen Schrifterkenntnis der Durchschnittsprotestanten willen, „daß nur auf Grund solcher Bedenken die Symbole im Synodalbekenntnis namhaft gemacht seien. Soll aber das ein historischer Beweis sein? Nach der eigenen Ansicht des Verfassers würden danach die Gründer der Synode selbst

höchst unevangelisch gedacht haben,—sie würden (Seite 9) zu denen gehören, welche „mit Aufbietung ihres ganzen Scharfsinnes den Lutheranern zu beweisen suchten, daß sie gut lutherisch seien, und den Reformierten, daß sie gut reformiert seien,“ — nur um die Leute zu gewinnen. Historische Fragen wie die, warum die Symbole in unserem Bekenntnis von den Gründern der Synode namhaft gemacht sind, können nicht mit subjektiven Vermutungen, sondern nur geschichtlich beantwortet werden. Und wer auch nur nach dem kleinen, ausgezeichneten Büchlein über die Geschichte der Synode*) die Gründer derselben kennt, muß sich schon sagen, daß Verfasser dieselben gänzlich falsch beurteilt, wenn er ihnen in obiger Weise seine eigenen Gedanken aufdrängt. Nein, mit zielbewußter, fester Überzeugung von der innerlichen Notwendigkeit, die Symbole beider Kirchen namhaft zu machen, sind dieselben von den Gründern unserer Kirche in das Bekenntnis aufgenommen. Es war nicht Sinn der Gründer, eine Union zwischen allen nur denkbaren Sekten darzustellen, sondern sie wollten ein friedliches Zusammen *wirken* zwischen lutherischen und reformierten Christen erlangen. Da diese beiden Denominationen geschichtlich und durch ihre Grundanschauungen, die sich in den Bekenntnissen aussprechen, zusammengehören, sollte ihnen, sofern sie auf Grund von Mißverständnissen auseinander geraten waren, Gelegenheit geboten werden zum gegenseitigen und einheitlichen Zusammenarbeiten. Wollte man aber Lutheraner und Reformierte zum Zusammenarbeiten bringen, so mußte man ihnen beiden auch durch die Aufnahme ihrer Bekenntnisse in den Synodalparagraphen dasselbe anzeigen. In diesem Sinne also und mit dem vollsten Wissen ihrer Verantwortlichkeit nahmen die Gründer der Synode den betreffenden Passus in dem Bekenntnis auf, und er ist so notwendig darinnen, daß ohne ihn die Synode auf ihr Existenzrecht verzichten müßte.

Davon also, „daß die Väter der Synode die Schwäche des Bekenntnisparagraphen fühlten,“ — S. 15 — kann gar keine Rede sein, aber ebensowenig kann von einem „Widerspruch des ersten und letzten Teiles des Bekenntnisses gegen den zweiten“ geredet werden.

Das allerdings ist richtig, wenn auch die Worte „frank und frei“ dafür nicht am Platze sind, „daß die Väter den Bekenntnissen die Unfehlbarkeit und Zuverlässigkeit absprechen,“ — S. 16 — indem sie von Punkten reden, in denen es den einzelnen überlassen bleibt, sich aus der Schrift selbst die seligmachende Wahrheit zu schöpfen; — aber ist denn damit der Wert oder gar „das Bekenntnis selbst außer Kraft gesetzt?“ Auch bei dieser Behauptung mangelt es dem Verf. an jeglicher Klarheit über den Wert und vor allem den Zweck eines Bekenntnisses.

Verfasser geht durchweg von der Voraussetzung aus, daß wo immer ein Bekenntnis von einer und für eine Gemeinschaft aufgestellt würde, da sei dasselbe auch ein Gegenstand des Glaubens, ein persönliches Glaubensbekenntnis geworden. Für sich selbst aber nimmt er

*) Albert Schory. Verlag der Deutsch. Ev. Synode von Nord-Amerika.

die Freiheit in Anspruch, trotz unseres Synodalbekenntnisses, sich in allen Hauptstücken der christlichen Lehre nicht auf das gemeinsame Bekenntnis, sondern auf die hl. Schrift zu gründen, wie er sie versteht. Ist nun das aber der Sinn, in dem ein Bekenntnis aufgestellt wird, daß jeder, der sich einmal unter das Bekenntnis gestellt hat, nun auch dieses Bekenntnis als Glaubensartikel ansehen muß? Nein, keineswegs, das wäre allerdings Rückfall in den Katholizismus, der ja leider auch im protestantischen Lager noch keineswegs überall überwunden ist. Sondern wenn eine kirchliche Gemeinschaft sich entschließt, ein Bekenntnis aufzustellen, so verbindet sie damit den Sinn, eben durch solche Formulierung einen Gegensatz zwischen ihren speziellen Prinzipien und den Prinzipien anderer festzusetzen. Ein Bekenntnis ist zunächst gegen solche gerichtet, welche außerhalb des Kreises derer stehen, die es aufsetzen, danach aber soll es dem Kreise derer, welche es aufstellen, auch selbst ein Rückhalt und Untergrund, ein Programm davon sein, in welchem Sinne die begonnene Gemeinschaft fortgeführt werden soll. Niemals aber will in evangelischen Kreisen der Bekenntnis-Paragraph überhaupt ein, geschweige der erste Glaubensartikel sein. Wer sein Synodal-Bekenntnis als ersten Glaubensartikel auffaßt, kann es auch getrost mit dem Anathema schließen. Das aber hat die evangelische Kirche nicht gewollt, sie sieht in ihrem Bekenntnisse weder „das Fundament ihres Glaubens, noch das höchste Ziel aller Glaubenserkenntnis," sondern hat in dem Bekenntnis demjenigen einen Ausdruck verleihen wollen, was sie einerseits mit den lutherischen und reformierten Denominationen verbindet, andererseits sie von ihnen unterscheidet. Was die Synode *als Ganzes* will, hat also in unserem Bekenntnis einen Ausdruck gefunden, ohne daß damit dem einzelnen Gewissen eine Last auferlegt werden sollte. So ist auch der Augsburger Konfession, des lutherischen und Heidelberger Katechismus im Bekenntnis keineswegs in dem Sinne gedacht, daß damit das einzelne Gewissen gebunden werden sollte, an die einzelnen übereinstimmenden Punkte in diesen Bekenntnisschriften zu glauben, und bei den nicht übereinstimmenden Punkten sich aus der Schrift Rats zu holen, — sondern diese Schriften sind deshalb erwähnt, um das große Ganze, was diese Schriften einstimmig auf Grund der hl. Schrift betonen, als unser aller gemeinsames Eigentum und Ziel darzustellen. Wir glauben nicht *an* unser Synodal-Bekenntnis, sondern sehen in ihm eine gewisse Normierung, wie wir uns gegenüber anderen Denominationen, zu den für einen Christen notwendig zu wissenden Heilslehren und zur hl. Schrift stellen sollen.

In diesem Sinne aufgefaßt, läßt auch das Synodalbekenntnis dem einzelnen theologisch arbeitenden Geistlichen die vollste Gewissensfreiheit bei Auslegung der hl. Schrift. Nur, natürlich, daß derselbe, wo etwa seine Überzeugung in Gegensatz zu dem *wesentlichen* Inhalt der Bekenntnisschriften treten sollte, er hierüber auf der Kanzel zu schweigen hat, denn vor die Gemeinde gehört nur das, was unsern gemeinsamen evangelischen Glauben, wie ihn die Bekenntnisschriften

besitzen, ausmacht. Daß auch die „Fortbildungsfähigkeit" der Synode nicht abhängig ist von der absoluten Freigebung der Auslegung der hl. Schrift, wie Verf. sie erstrebt, sondern auf dem gezeichneten Boden sehr wohl möglich, bedarf nicht mehr des Beweises, denn soweit die Fortbildungsfähigkeit auf der Gewissensfreiheit beruht, leistet uns die Synode diese Freiheit vollauf. Für die gepriesene Dogmatiklosigkeit unserer Synode, welche Verf. verficht, würde ihm wohl niemand anders als vielleicht eine Anzahl von Studenten des Seminars dankbar sein. (Schluß folgt.)

Kurze Erwiderung

auf den von P. C. Dobschall eingesandten Artikel: Der Mammon und das Wahrhaftige.

Von P. A. Zernecke.

(Theologische Zeitschrift No. 9, 1894.)

Der erste Teil ist voll von Übertreibung in Aufstellung von Behauptungen, die weder vor der Schrift noch vor der Vernunft gelten können. Wir führen hier nur einige an. S. 271 lesen wir, der Mensch ist die Selbstsucht. Was von einzelnen, ja von einer großen Zahl von Menschen gilt, das kann man doch nicht unbegrenzt und ohne Motivierung als etwas Allgemeines hinstellen. S. 272 wird apodiktisch vom Menschen ausgesagt und behauptet: Der Mensch ist die Lüge. Gewiß, es gibt viel verlogene Menschen; Menschen, denen sozusagen das Lügen zur Gewohnheit, ja zur Natur geworden ist. Wir lesen weiter: Der Mensch ist der Tod. Wohl trägt der Mensch den Keim des Todes in sich — aber den Menschen mit dem Tode gleichzustellen, ist schon deshalb unlogisch, weil der Tod nicht ein selbständiges Wesen, sondern nur das Ende des Lebens ist. Weiter heißt es: Poeten haben den Menschen in seinem Wahn: der schrecklichste aller Schrecken genannt. Zwischen dem schrecklichsten aller Schrecken und einer Bestie ist doch ein großer Unterschied. Sind die Wilden in Afrika — die sich gegenseitig morden — Bestien — dann hätte die Heidenmission gar keinen Sinn und keine Berechtigung. Bestien kann man wohl zähmen, aber nicht bekehren. S. 272, Ende. Auch hier gilt die geschäftliche Regel: Gebet, so wird euch gegeben. Demnach ist die Verehrung Gottes ein Geschäft — das ist mindestens trivial gesprochen.

S. 273 heißt es: Gott betet sich selbst an. Was mit diesen Worten gesagt werden soll, ist unverständlich. Soll das heißen: Gott sieht und erkennt sich selbst in seinen vollendeten Kindern? Die Worte: Gott betet sich selbst an — bezeichnen den pantheistischen Weltgeist, der sich in seinen errungenen Resultaten spiegelt.

S. 274. Extra ullam ecclesiam visibilem nulla salus in ecclesia — verglichen mit dieser Behauptung 276 — ohne Kirchentum gibt es kein Christentum. War es die Absicht und der Zweck der Erscheinung

des Herrn auf Erden — eine Kirche zu gründen? Ich bestreite das — wohl hat Jesus das Reich Gottes auf Erden gestiftet. Ohne Kirchentum kein Christentum — diese Behauptung läßt sich auch nicht als richtig beweisen mit Rücksicht auf die ersten drei christlichen Jahrhunderte. Wohl hat es viele christliche Gemeinden gegeben, aber eine ecclesia visibilis wurde erst durch Konstantin d. G. ins Dasein gerufen.

S. 276. Von dem Teufel heißt es: Er verkleidet sich in einen Engel des Lichtes oder er wird ein Prediger des Evangeliums, denn er kennt Gottes Willen besser denn irgend welcher irdische Schriftgelehrte. Wir kennen wohl Worte des Teufels, aber eine Predigt desselben ist mir nicht bekannt. Aus den Worten: Er wird ein Prediger des Evangeliums, könnte jemand logisch den Schluß ziehen — also lasset uns bei dem Teufel in die Schule gehen.

Zweiter Teil. (Theol. Zeitschrift No. 10, S. 303.)

Beim Lesen des 2. Teils fühlt man wieder festen Boden unter den Füßen, während der Leser im ersten Teil durch die vielen Bilder und Gleichnisse in Gefahr stand, schwindlig zu werden. Dennoch fehlt es auch in diesem Teile nicht an Behauptungen, die zum Widerspruch nötigen.

S. 303. Der Verfasser hat gegen den Bekenntnisparagraphen keine Ausstellung gemacht. Dem gegenüber stehe ich auf dem entgegengesetzten Standpunkte. Die Fassung des Bekenntnisparagraphen ist weder logisch noch sprachlich noch wissenschaftlich korrekt. Es ist nicht logisch und sprachlich richtig zu sagen: Die Ev. Synode von N.-A. versteht unter der ev. Kirche u. s. w. Strikt und für jedermann verständlich müßte es heißen: Die ev. Synode ist ein Teil u. s. w. Die Fassung ist nicht wissenschaftlich. Ich frage — was berechtigt uns, als symbolische Bücher der luth. und ref. Kirche nur zu bezeichnen und anzuführen: die Augsburgische Konfession, den luth. Katechismus und den Heidelberger Katechismus — die andern unberücksichtigt zu lassen? Diese willkürliche Auswahl ist ebenso unwissenschaftlich, als wenn man das apostolische Glaubensbekenntnis als das einzige geltende Bekenntnis aufstellte — und die andern Bekenntnisse, in denen die Lehren resp. Dogmen der Kirche sich weiter entwickelt haben, nicht berücksichtigen würde. Konsequenz ist nicht immer lobenswert, aber sobald man auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machen will, muß man sich von Konsequenz leiten lassen.*)

---

*) Ausstellungen an dem statutengemäß unveränderlichen Paragraph zwei haben immer etwas Mißliches Sind sie materialer Art, so sind sie im Widerspruch mit dem Bekenntnis der Synode, sind sie dagegen nur formaler Natur, so können sie höchstens theoretische Bedeutung haben, da der Paragraph auch formell unveränderlich ist.

Was den Vorwurf der Inkonsequenz oder des Mangels an wissenschaftlicher Strenge und Vollständigkeit betrifft, so ist doch schon durch das „hauptsächlich" angedeutet, daß die übrigen symbolischen Schriften nicht ausgeschlossen sind und daß die Verfasser sich wohl bewußt waren, daß die Aufzählung nicht vollständig war und nicht vollständig zu sein brauchte. Hätten die Verfasser des betr. Paragraphen die Sache wissenschaftlich vollständig darstellen wollen, so hätten sie nicht bloß die einzelnen Schriften aufzählen, sondern sich auch noch näher über ihre Bedeutung aussprechen müssen. Ebenso wäre eine eingehende Erörterung des Begriffes der „in der evangelischen Kirche obwaltenden Gewissensfreiheit" nötig gewesen. Damit hätte man aber statt eines Paragraphs der Statuten eine wissenschaftliche Abhandlung gehabt. D. R.

Da der Verfasser über den Schlußsatz des Bekenntnisparagraphen, betreffend das Wort: Gewissensfreiheit, keine Definition gegeben hat, so unterlasse ich es, mich über die Gewissensfreiheit hier weiter auszusprechen. Was er aber unter derselben zu verstehen scheint, ersehen wir aus der Behauptung: Die Synode ist eine Konföderation. Diese Behauptung widerspricht der Gründung der Synode, wie dies der ehrwürdige Redakteur der Theol. Zeitschrift in einer Anmerkung nachgewiesen hat. Die Behauptung, daß die entlassenen Zöglinge erst allmählich zu der Gewißheit kommen, welcher von den beiden Konfessionen sie dienen sollen, ist eine offenbare Anklage gegen die Lehrer des Pred.-Seminars, die doch bei der Entlassung überzeugt sein müssen, ob der Entlassene auf dem Standpunkt der ev. Synode stehe. Bei der Aufnahme derselben in einen Distrikt resp. die Synode wird von dem Prüfungs-Komitee mit ihnen ein Kolloquium abgehalten und nach Ausfall desselben werden sie zur Aufnahme empfohlen oder dieselbe beanstandet. Siehe die betreffende Anmerkung des ehrw. Redakteurs.

S. 305. Was der Verf. über den Synodal-Katechismus bemerkt, so würde eine ausführliche Widerlegung seiner Behauptungen eine besondere Arbeit erfordern. Wir verweisen auf die Anmerkung des ehrw. Redakteurs. Was der Verf. über die Schulsache resp. Erziehung der Jugend sagt, ist trefflich und verdient von allen Lesern der Theol. Zeitschrift beherzigt zu werden.

Der Ausdruck: ihr Herren von der Klerisei, ist nicht bloß unpassend, sondern auch ungerecht; in der ev. Kirche resp. Synode gibt es keine Klerisei — der Gegensatz von Priestern und Laien ist ausgeschlossen.

Möge die betreffende Arbeit des Verf. von allen Pastoren gründlich gelesen und studiert werden. Jeder wird in derselben Anregung für sein amtliches Wirken finden, wenn er auch mit dem Verf. nicht in seinen Ansichten übereinstimmt.

Die Notwendigkeit der Gemeindeschule.

Referat von P. K. Pleger.

So alt, wie das Menschengeschlecht, ist auch die Erkenntnis, daß die Jugend durch Anleitung, Lehre und Unterweisung erzogen werden muß, weil sie erziehungsfähig und erziehungsbedürftig ist. Zweck der Erziehung ist die Ausrüstung des Zöglings mit Kenntnissen und Fertigkeiten, um den Anforderungen des Lebens Genüge leisten zu können. Da der Mensch ein geistleibliches, ein zeitlichewiges Wesen ist, so muß die Erziehung auf Geist und Leib gerichtet, für Zeit und Ewigkeit bemessen sein, wenn anders sie rechten Erfolg haben und ihr Gepräge ein harmonisches sein soll. Das Buch der Bücher lehrt, daß die Gottesfurcht der Weisheit Anfang ist, und die Erfahrung bestätigt es genugsam, daß die Erziehung nur dort von Segen begleitet war und köstliche Frucht brachte, wo sie sich auf religiöser Grundlage aufbaute. Wo wirklich Großes und dauernd Gutes zum Wohl der Welt gewirkt wor-

den, da ist es von religiös und sittlich erzogenen Menschen geschehen. Hat das Herz keinen Halt in Gott, so kann alles Wissen und alle Kunst, ja aller Besitz den Menschen nicht glücklich machen, weil die Seele zur Gemeinschaft mit Gott geschaffen ist und ohne ihn keine Befriedigung findet. Ein Mensch, der selbst keine Zufriedenheit besitzt und kein wahres Glück kennt, ist auch nicht fähig mit anderen Frieden zu halten und ihnen rechte Freude zu bereiten.

Wo immer die Erziehung im allgemeinen oder auch nur eine Seite derselben nicht berücksichtigt oder vernachlässigt wurde, haben sich die Folgen im Leben des einzelnen, wie im Leben ganzer Nationen nach kürzerer oder längerer Zeit gezeigt, hauptsächlich da, wo man des Gehorsams gegen Gott und der sittlichen Pflicht gegen den Nächsten vergaß. In solchen Fällen geschah es oft, daß einzelne ihre hervorragenden geistigen Fähigkeiten oder ihre körperliche Geschicklichkeit dazu benutzten, um sich auf Kosten anderer Vorteile zu verschaffen, um ihre Mitmenschen zu täuschen und zu betrügen. Solch Vorbild fand nur zu bald Nachahmung und gereichte dann ganzen Gemeinwesen, ja oft ganzen Ländern zum Verderben. Darum haben nicht allein diejenigen Völker, welche die göttliche Offenbarung bewahrten, sondern auch die Heiden, soweit es ihre Finsternis und Verkehrtheit zuließ, diesem göttlichen Gesetz allseitiger Erziehung nachzukommen gesucht. Sowohl in Griechenland, wie in Rom hatte zur Zeit der schönsten Blüte die reiche Entfaltung religiösen Lebens großen Einfluß auf die Erziehung, ja sie bildete wesentlich die Grundlage derselben. Ehrfurcht vor den Göttern, väterliche Zucht, sittlicher Ernst und praktische Ausrüstung fürs Leben waren die Gesichtspunkte für die Erziehung jener Zeit. Als aber die alte Sittenstrenge mit dem Glauben an die Götter schwand, nahmen Ungerechtigkeit und Laster überhand, folgten trotz hochentwickelter Kunst und Wissenschaft Umsturz und Untergang. Dieselbe Erfahrung machen wir beim jüdischen Volke, das die Kenntnis des lebendigen Gottes hatte und in der ersten Zeit seines Bestehens treu zu dem erhaltenen Gesetze stand. Anfänglich herrschte hier Gemeinsinn und Rücksicht auf alle Volksgenossen, da man an die Wahrheit dachte, daß alle Menschen vom Geiste Gottes beseelt und zu einem Volk vereint werden sollen. Später jedoch machte sich ein stolzes Schriftgelehrtentum geltend; es fehlte die Demut und Nächstenliebe, die hauptsächlich das Christentum predigt. Die Erziehung der Jugend aus den ärmeren Klassen wurde vernachlässigt, und die große Menge der Unwissenden, die das Gesetz mit seinen zahlreichen Aufsätzen und spitzfindigen Auslegungen nicht kannte, begnügte sich mit leeren Formen. Wir kennen das Resultat solcher Überhebung, Vernachlässigung und Verkehrtheit: Heuchelei, Geiz, Sittenverderbnis, Not und Elend waren die Folgen. Die große Menge verfiel blindlings der Führung der Obersten; das vorher von Gott so hochbegnadigte und gesegnete Volk wies das Heil von sich; es folgte seinen verblendeten Leitern in die Grube des Verderbens.

Allerdings konnten ja die wenigen Lichtstrahlen wahrer Erkenntnis, die wir im Altertume finden, die dunkle Nacht der Finsternis, die die Sünde über die Menschheit gebracht, nicht durchdringen und erleuchten. Das Leben der alten Griechen und Römer war nur ein Leben für diese Welt, und nur bei den Edelsten im jüdischen Volke finden wir eine lebendige Hoffnung ewigen Lebens. Nur dem kleinsten Teil jener Völker, den Angehörigen reicher und vornehmer Familien wurde eine gute Erziehung zuteil; die Sklaven und das niedere Volk waren davon ausgeschlossen. Erst das Christentum wies hauptsächlich auf die Ewigkeit hin und lehrte die Rechte jedes einzelnen achten. Mit dem Kommen Jesu brach der Gedanke sich Bahn, daß allen Menschen geholfen werde und alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen sollen. Das zeigt sich hauptsächlich in der Aussendung seiner Jünger zu allen Völkern, in seiner Fürsorge für die Armen und Bedrängten, in der Pflege der Kleinen und Unmündigen, deren besonderer Freund unser Herr und Meister war und über die er die Worte voll Liebe und Wahrheit sprach: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes. Vornehm und gering, arm und reich, groß und klein sollte die herrliche Botschaft des Evangeliums verkündet werden, damit jeder im Glauben an den Heiland die Gemeinschaft mit dem Vater finde und dadurch Ruhe und Friede für seine Seele erlange. Getreulich suchten die ersten Jünger dem Befehle des Heilandes nachzukommen, und durch ihr Wirken entstand neue Bewegung, neues Leben unter den geistlich und sittlich erstorbenen Geschlechtern. Und daß ein gottseliges Leben zu gleicher Zeit auch ein menschenwürdiges ist und auch für dieses Leben Nutzen und Gewinn bringt, zeigen der Wohlstand, die geregelten Lebensverhältnisse, die Höhe von Kunst und Wissenschaft in unseren Tagen, vor allem aber der Einfluß und die Macht christlicher Völker der dunkeln Heidenwelt gegenüber. Ein wahrer Christ ist ein wieder in Ordnung gebrachter Mensch, der, obgleich vor allen Dingen auf sein ewiges Wohl bedacht, doch auch den Aufgaben und Forderungen des irdischen Lebens gerecht wird und zwar mehr und vollkommener, als ein auf seine Rechtlichkeit und Tüchtigkeit pochender Weltmensch. Die innige Liebe der ersten Christen zu einander, ihre hohe Begeisterung für das Edle und Gute, ihr entschiedenes Eintreten für Wahrheit und Recht reizen noch heute zur Nachahmung und Bewunderung. Überall, wo das Christentum Fuß faßte, errichtete man Schulen für Katechumenen zur Unterweisung für alt und jung, für reich und arm; in ihnen wurde dem Prinzip der Volksschule Rechnung getragen, sie sind Keim und Anfang derselben.

Ist nun die Kirche stets auf dem betretenen Wege rüstig fortgeschritten, hat sie die hohen Pflichten erfüllt und die Aufgabe gelöst, wie ihr Herr und Gebieter es aufgetragen? Leider nicht immer und selten in rechter Weise. Oft wurden die Diener gleichgültig, lässig und träge in ihrer Arbeit, suchten Wohlleben und irdischen Gewinn und ließen die anvertraute Herde darben. Wo die Jugend Unterweisung erhielt,

geschah es oft ausschließlich im Interesse der Kirche ohne Rücksicht auf die Forderungen des irdischen Lebens. Wenn die Schrift zum Beten auffordert, so unterläßt sie auch die Mahnung zur Arbeit nicht, und sicher soll die Jugend ebenso zum redlichen Erwerb des täglichen Brotes ausgerüstet werden, wie sie zum Gebet angehalten und belehrt wird. Beides soll vereint geschehen und darf nicht von einander getrennt werden.

Erst die Reformation hat verwirklicht, was der Herr von Anfang befohlen, nämlich die Erziehung aller für Zeit und Ewigkeit durch die Gründung von Volksschulen, wo auf religiöser Grundlage für jeden einzelnen ohne Unterschied eine harmonische Erziehung und Ausbildung aller von Gott in den Menschen gelegten Gaben und Kräfte angestrebt wird. Luther und andere von Gott erleuchtete Männer nach ihm haben Zucht und Unterricht in diesen Brunnenstuben echt christlichen Volkslebens so zu ordnen gesucht, daß Kopf und Herz, Verstand und Gemüt gebildet, das Kind mit Kenntnissen und Fertigkeiten für die Anforderungen dieser Zeit ausgerüstet, durch Einprägung himmlischer Wahrheit für das Leben in der Ewigkeit vorbereitet werde. Diese Schulen haben sich durch Jahrhunderte bewährt und sind zu einer Quelle reichsten Segens für die christlichen Völker geworden. Welche Fülle der Kraft und Stärke in ihnen ruht, erkennen wir daraus, daß die Bürger derjenigen Nationen, die am meisten für christliche Volksschulen gesorgt haben, in den besten und glücklichsten Verhältnissen leben.

Auch unser Land und vielleicht gerade dieses vor allen andern hat seine Stellung in der Reihe der Völker, seinen Wohlstand und seine Kultur nur dem Einfluß spezifisch christlicher Volksbildung zu verdanken. Die ersten Ansiedler waren Männer von großer Sittenstrenge, die ihres Glaubens wegen ihr Vaterland verließen und hier eine neue Heimat suchten. Ihr Geist macht sich, wenn auch oft in entarteter Weise, noch heute geltend. Nicht geringer sind die zahlreichen Einwanderer aus deutschen Landen zu achten, die neben redlichem Sinn durch Fleiß und Sparsamkeit die reichen Quellen dieses Landes erschlossen und damit die Grundlage zu dem heutigen Wohlstand und Reichtum desselben legten. Es war ganz natürlich, daß gerade die letzteren das erprobte Institut der Volksschule in der neuen Heimat aufrecht erhielten und überall, wo es die Verhältnisse erlaubten, in ihren zahlreichen neuen Ansiedelungen Schulen errichteten, um ihren Kindern und späteren Nachkommen zu geben, zu erhalten und zu bewahren, was sie von den Vätern ererbt. Freilich kostete es schwere Opfer, um solche Schulen zu gründen und zu unterhalten, mußten doch die Kosten von den Gemeinden allein bestritten werden, und die Gemeinden waren oft klein und ihre Einnahmen gering. Aber diese Opfer wurden gerne gebracht, damit die Kinder christlich erzogen und mit dem nötigen Wissen für das Leben ausgerüstet werden könnten.

Viel später erst hielt es der Staat für seine Pflicht, auch für die Ausbildung der Kinder derjenigen Eltern zu sorgen, die nicht so gewissenhaft und nicht so opferfreudig waren, solches aus eigenem Antriebe und mit eigenen Mitteln zu thun. Es gibt ja leider immer Eltern, die Rabeneltern sind und aus Unwissenheit, Trägheit oder Geiz ihre Kinder verwahrlosen lassen. Dort hat der Staat ein Recht, die Ausbildung solcher Kinder zu erzwingen, damit dieselben wenigstens sich äußerlich versorgen lernen und später dem Gemeinwesen nicht eine Last werden. Hier findet das Prinzip der Staatsschule seine Begründung. Weil aber unsere Verfassung jedem Bürger Religions- und Gewissensfreiheit sichert, so hat man es für recht befunden, jeglichen Religionsunterricht aus der Staatsschule verbannen zu müssen. Freilich haben die Väter unserer großen Republik geglaubt, daß wenigstens die allgemeinen Grundsätze christlicher Zucht und Sitte in den Staatsschulen gelehrt werden würden, weil solches für den längeren Fortbestand eines jeden Staates unbedingt notwendig ist; ja, es gibt noch Schulen, wo des Morgens ein Kapitel aus der Bibel gelesen und ein Anfangsgebet gesprochen wird; letztere sind jedoch nur noch vereinzelt auf der weiten Prairie und im Hinterwalde zu finden, als geringes Denkmal einer pietätvolleren Zeit. Wir stehen vor der nackten Thatsache, daß der Ausbildung in den Staatsschulen die Grundlage wahrer Erziehung, der Religionsunterricht, fehlt. Dadurch ist die Erziehung der Kinder unseres Landes, soweit solche von den Staatsschulen geschieht, eine einseitige geworden. Sie befaßt sich allein mit der Ausbildung des Kopfes, des Verstandes und läßt Herz und Gemüt unberücksichtigt und leer; sie rüstet die Jugend mit Kenntnissen und Fertigkeiten aus, die nur auf Erwerb und Genuß gerichtet sind, und vergißt den Kindern einzuschärfen, daß wir für ein besseres Dasein berufen sind und hohe Aufgaben zu erfüllen haben, um dasselbe zu erlangen. Da wird Geschichte gelehrt ohne auf den hinzuweisen, von dem sie ausgegangen ist und auf den sie zueilt; da betrachtet man die Erde mit all ihrer Schönheit, mit ihren zahllosen Lebewesen, den Himmel mit dem ungezählten Heer seiner Sonnen und Sterne, ohne an den zu denken, der das alles so weise und wunderbar bereitet und durch seine Allmacht und Güte erhält und der auch des geringen Menschenkindes in seiner Freundlichkeit und allumfassenden Liebe gedenkt. Besondere Gaben und Fähigkeiten des einzelnen werden ausgebildet, ohne ihn dabei zu erinnern, daß er damit auch seinem minder begabten und beanlagten Nächsten zu dienen hat. Von dem Lehrer werden bei der Anstellung nur die notwendigen Kenntnisse verlangt, und doch ist auch der Charakter desselben bei der Erziehung der Unmündigen voll Einfluß und Wichtigkeit. Weil die Lehrer nicht um des Herrn willen Gehorsam fordern dürfen, müssen dieselben meistens an das Ehrgefühl und den guten Willen der Kinder appellieren, um sie so zu bewegen Ruhe und Ordnung zu halten und die gestellten Aufgaben zu lösen; das Bewußtsein der Pflicht kann auf diese Weise nicht geweckt und geschärft werden. Das ist nicht recht, das ist verkehrt

und sicherlich alles nur dazu angethan, ein eitles, hohles, begehrliches Geschlecht heranzuziehen, das an keine Verantwortung glaubt, wo der einzelne allein an sich denkt und höchstens den guten Schein zu wahren sucht. Es ist eine Saat aufs Fleisch, und wir wissen, was wir von einer solchen zu erwarten haben. Es muß und wird sich rächen, wenn es so fortgeht und die größere Mehrheit unserer Jugend in solcher Weise erzogen wird; ja es kann für unser Land die schlimmsten Folgen nach sich ziehen. Die Geschichte der Vergangenheit beweist es; sie sollte unsere Lehrerin sein.

Ach, denkt mancher, du siehst zu schwarz und täuschst dich nur! Wir leben in einem reichen, herrlichen Lande; die Verhältnisse sind besser geordnet und geregelt wie anderswo; unsere Kirchen blühen und wachsen, die Staatsschulen bieten ihnen kein Hindernis; wir haben treffliche Gesetze; ja, der Unternehmungsgeist und die großartigen Erfindungen, deren wir uns zu rühmen haben, sind gerade die Frucht allgemeiner Bildung, wie sie durch die Staatsschulen verbreitet worden ist. Dem muß entgegnet werden: Wenn es so mit uns steht, und „gottlob," daß eine solche Schilderung unserer Verhältnisse nicht ganz als Trugbild gelten darf, so haben unsere religionslosen Staatsschulen sehr wenig Verdienst daran. Wir zehren meistens noch an den geistigen Gütern unserer Vorfahren, die von drüben über den Ozean mitgebracht worden sind. Der noch herrschende Geist alter Treue, Zucht und Sittenstrenge, des redlichen Verdienstes und der Genügsamkeit, wie er unsern Vorfahren eingeflößt und durch Kirchen und Gemeindeschulen noch in diesem Lande zum Teil erhalten worden, ist es, der unsere Institutionen erhält, unsere Kirchen stützt und unseren Gesetzen noch zur Not Achtung verschafft. Daß unser Land eine so hohe Blüte erreicht hat, liegt nicht in der besonderen Tüchtigkeit seiner Bewohner, sondern an dem Reichtum und der Fülle seiner Naturerzeugnisse und Naturprodukte. Willst du wirklich einzelne bereits sich geltend machende Erfolge der religionslosen Staatsschule sehen, so studiere die Gegenwart, beobachte das jüngere Geschlecht, sein Denken, Fühlen und Empfinden, sein Begehren und Wollen, seine Thatkraft und Energie. Fällt uns da nicht zunächst auf, wie wenig Ehrfurcht und Bescheidenheit den Eltern und dem Alter gegenüber gezeigt wird? Macht sich nicht bei der geringsten Gelegenheit ein unbändiger Trotz und Eigenwille geltend? Wieviel begehrliches Wesen und Anmaßung tritt uns dort überall entgegen! Wo es gilt, sich Vorteil und Gewinn zu verschaffen, wird oft das Recht des andern rücksichtslos mit Füßen getreten, ja man scheut selbst vor dem Äußersten nicht zurück. Ohne viel Mühe und Arbeit reichen Gewinn und Genuß, ist die Losung. Und dennoch trotz allem Überfluß, trotz glänzender Fülle keine rechte Zufriedenheit, so wenig wahres Glück, sondern viel Elend, Jammer und Not. Die letzten Monate haben uns tiefe Einblicke in unsere Verhältnisse thun lassen. Da wohnt neben dem prunkendsten Reichtum oft die bitterste Armut, da stehen Männer mit den glänzendsten Gaben in Lastern und Verworfenheit dem tief Gesunkenen

nicht nach. Finden wir nicht in den größeren Städten eine erschreckende Verkommenheit und Sittenlosigkeit? Ja, auch unter denen, die die Stützen der Gemeinwesen, die andern ein Muster und Vorbild sein sollten, zeigt sich Heuchelei, Bestechlichkeit und Verderbtheit. Sind nicht die Tagesblätter voll von Skandalgeschichten, von Ehescheidungen, Ehebruch, Betrug, Diebstahl und Mord? Das sind so äußerlich sichtbare Schäden. Wer deckt die innersten Wunden auf, die zum großen Teil eine verkehrte Erziehung geschlagen, und deren Folgen sich später sicher geltend machen werden. Ist das nicht eine gar ernste Mahnung zur Besinnung, zur Umkehr? In Frankreich sucht man der Gefahr, welche dort die religionslose Staatsschule heraufbeschwört, durch Unterricht in der Sittenlehre und den Bürgerpflichten zu begegnen, aber das sind löcherichte Brunnen, die kein Wasser geben; man wird zu der rechten Quelle zurückkehren müssen, wenn es besser werden soll.

Wollen wir es nicht in rechter Weise bessern und ändern, indem wir darauf hinarbeiten, daß allen Kindern unseres Volkes eine gewissenhafte, allseitige Erziehung zuteil werde, bei der der Religionsunterricht der Hauptfaktor ist? — O gewiß, antworten viele! Religionsunterricht muß sein, ohne den geht es nicht, aber dafür sorgt bei uns die Kirche. Wir haben die Staatsschulen zur Ausbildung unserer Kinder für den weltlichen Beruf; zur Weckung und Förderung geistlichen Lebens sind die Sonntagschulen, der Konfirmanden-Unterricht und, last but not least, unsere Jugend-Vereine da. Das klingt recht schön und scheint der Kirche zur Erfüllung ihrer Aufgabe viel Raum und Gelegenheit zu geben; doch prüfen wir aufrichtig, was wir daran haben. Wir haben also zunächst die Sonntagschule. Schon das Wort führt in sich einen Widerspruch. Der Sonntag soll ein Tag heiliger Ruhe sein, und die Schule ist eine Stätte ernster emsiger Arbeit; wie könnten wir beides in rechter Weise vereinen! Am Sonntage sollten auch die Kinder zum Hause des Herrn gehen und dort in einer ihnen angemessenen Weise ihren Gottesdienst haben und sonst nichts weiter.

Doch lassen wir die Arbeit in der Sonntagschule als ein Werk der Not gelten. Also jeden Sonntag, einmal in der Woche von sieben Tagen, wird den Kindern Gelegenheit gegeben, etwas aus Gottes heiligem Worte zu hören und zu lernen. Merke: Der Leib verlangt täglich dreimal Speise und die Seele muß warten, bis sie nach sieben Tagen ein wenig erhält, denn die Kinder können noch nicht, wie der Erwachsene, selbst aus dem lebendigen Quell des Wortes schöpfen. Angenommen, die Kinder merken auf, sie verstehen, was gesagt wird, so bleiben, Gesang, Gebet und andere Verrichtungen abgerechnet, kaum 30 Minuten für den Unterricht, der oft von sehr wenig fähigen Lehrern gegeben werden muß. Aber wieviel Aufregung, wieviel Zerstreuung gibt es dabei, und wie stürmen nach dem Unterricht so viele andere Eindrücke auf des Kindes Herz ein! Ist es da zu verwundern, daß die meisten Schüler am nächsten Sonntage nicht mehr wissen, was am vorigen gelesen und besprochen worden ist? So können Kinder acht Jahre in

die Sonntagschule gehen, ohne etwas Bestimmtes aus dem Leben des Heilandes zu wissen, ohne eine Idee von den Grundwahrheiten des Christentumes, ohne klares Bewußtsein von den hauptsächlichsten Pflichten eines Christenmenschen zu haben. Gibt es nicht Hunderttausende in unserem großen Lande, die keine weitere Unterweisung im Worte Gottes erhalten, die ohne sichern Halt mit dem 13. oder 14. Jahre aus der Sonntagschule auf die stürmischen Wogen des Lebens getrieben werden? Ist es da zu verwundern, wenn das Lebensschifflein vieler schon an den ersten Klippen und Riffen scheitert? O, es ist ein Jammer, wie manche Kirche in unserem Lande für ihre Kinder sorgt! Heißt das wirklich den Befehl unseres Heilandes ausführen: „Weide meine Lämmer!“ (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Wenn wir gleich in der ersten Nummer dieses Jahrgangs auf vier verschiedene Angriffe von Jowaern und Missouriern hinweisen müssen, so können wir die Sache auch von dem Standpunkt jenes Kurfürsten ansehen, dessen Wahlspruch war: Viel' Feind', viel' Ehr'.

Gefährlich genug scheint allerdings die Sache zu sein, denn wir Unierten werden von den Missouriern ohne weiteres wie Schlachtschafe angesehen oder, wenn wir es in der Sprache des neunzehnten Jahrhunderts ausdrücken wollen: das Existenzrecht wird uns von ihnen abgesprochen. Daß wir trotzdem noch existieren, haben wir allerdings weder der Nachsicht noch der Einsicht der Missourier zu verdanken, denn von Leuten, welche „die feindlich bellenden Hunde“ im Motto führen, wird ein vernünftiger Mensch weder das eine noch das andere erwarten. Selbst das darf man nicht von ihnen erwarten, daß man vor ihnen im Frieden leben kann, wenn man sie im Frieden läßt; denn wir haben noch immer in unserer Zeitschrift den Grundsatz befolgt, die Missourier nicht anzugreifen, wenn sie uns in Ruhe lassen. Das können sie aber nicht. Es gehört einmal zu ihrer Natur, mit allem, was nicht missourisch ist, im Streit zu liegen. Diese missourische Natur hat sich denn gelegentlich des Festes der gemeinsamen Reformationsfeier in St. Louis in ihrer ganzen Natürlichkeit geäußert. Ein missourischer Pastor, Wangerin, teilt aus einem Zeitungsbericht darüber einige Sätze mit, „um zu zeigen, wes Geistes Kinder die ‚Evangelischen‘ sind.“

Damit hatte er sich freilich eine für einen Missourier unlösbare Aufgabe gestellt, denn wes Geistes Kind ein Evangelischer ist, kann ein Missourier schon deswegen nicht wissen, weil er natürlich kein Kind des evangelischen Geistes, sondern nur ein Erzeugnis des missourischen Wesens und des Waltherschen Wortes ist. Kein Wunder, wenn er u. a. in seinem Artikel über die Evangelischen schreibt: „Hat die evangelische oder unierte Kirche sich auf Gottes Wort gestellt und dieses allein zu ihrem Felsengrund gemacht? Ist das nicht eine Unwahrheit, wie sie nicht gröber ausgesprochen werden kann? Besteht nicht das Wesen der evangelischen oder unierten Kirche darin, daß sie die Irrlehren eines Zwingli für ebenso richtig hält, als die reine lautere Lehre göttlichen Wortes, die ein Luther predigte? Suchen die Evangelischen nicht Lu-

thers und Zwinglis Lehre, also: Wahrheit und Lüge, Licht und Finsternis, mit einander zu vereinigen, indem sie beide als gleichberechtigt in ihrer Mitte predigen?“

So etwas würde wohl schwerlich außerhalb Missouris geschrieben worden sein. Es ist ja richtig, daß Luther und Zwingli oft genug von einander abweichen, aber um behaupten zu können, daß Luthers und Zwinglis Lehre sich wie Wahrheit und Lüge zu einander verhalten, muß man entweder Luthers oder Zwinglis Lehre nicht kennen oder es müssen einem Menschen die sittlichen Begriffe von Wahrheit und Lüge völlig abhanden gekommen sein, weil sein Sinn, seine geistige Fassungskraft durch fortwährendes Schulgezänk vollständig zerrüttet ist. Welche Resultate daraus hervorgehen, zeigt sich in der in eine rhetorische Frage gekleidete Behauptung, daß das Wesen der evangelischen Kirche darin bestehe, daß sie die Irrlehren eines Zwingli für ebenso richtig halte, als die reine lautere Lehre u. s. w.

Nach dieser Darstellung sind die Evangelischen Leute, welche die Lehren Zwinglis kennen, aber auch wissen, daß sie Irrlehren sind (denn ihr Urteil bezieht sich ja auf Irrlehren); ebenso aber auch Luthers Lehre kennen und wissen, daß sie reine lautere Lehre göttlichen Wortes ist. Da sie nun aber beides für gleich richtig halten, so müssen sie zu gleicher Zeit das Bewußtsein haben, daß das eine Wahrheit, das andere Irrtum, aber beides gleich richtig ist. Wenn Wangerin behauptet hätte, daß das Wesen der evangelischen Kirche darin bestände, daß ihre Glieder Menschen mit sechs Flügeln seien, so könnte er immer noch sich darauf berufen, daß man mit einer hinreichenden Phantasie sich einen solchen Menschen schon vorstellen könne. Dagegen ist ein Mensch mit einem sich doppelt aufhebenden Bewußtsein ein Ding, das es niemals gibt und niemals geben kann, — eine eben solche logische und psychologische Unmöglichkeit, wie das Messer ohne Klinge, an dem das Heft fehlt.

Weiterhin wird die Bemerkung zitiert, daß Luther und Zwingli „Männer von aufrichtigem Sinn, fußend auf dem Worte Gottes“ gewesen seien, und dann ausgerufen: „Welchen ehrlichen Lutheraner oder Bibelgläubigen muß solches scheinheilige, unwahre Gerede nicht mit Abscheu erfüllen?“ Die Stelle ist für uns deswegen von Bedeutung, weil sich aus ihr ableiten läßt, was W. unter einem „ehrlichen Lutheraner“ versteht. Daß nämlich Zwingli ein aufrichtiger Mann war, ist mindestens ebenso unbestreitbar, wie das, daß Luther aufrichtig war. Warum muß nun die Wahrheit, daß Zwingli aufrichtig war, einen ehrlichen Lutheraner mit Abscheu erfüllen? Aus keinem andern Grund, als weil sie ein Zwingli günstiges Urteil ist und Zwingli nicht lutherisch war. Es ist also „ein ehrlicher Lutheraner“ nach dem Herzen W's ein Mann, der sich von jeder Wahrheit, die ein einem Nichtlutheraner günstiges Urteil enthält, mit Abscheu erfüllen läßt und dieselbe als ein scheinheiliges, unwahres Gerede bezeichnet. Wenn dann weiterhin behauptet wird, Luther habe in seiner Warnungsschrift [die wir ganz wohl kennen, aber nicht als vom heiligen Geist eingegeben ansehen] auch vor den „Evangelischen“ oder Unierten gewarnt, so ist das eine Hinwegsetzung über Zeit und Raum und Umstände, die wir sonst nur bei den Rabbinern zu bewundern Gelegenheit haben.

Was endlich die hochtrabenden Fragen betrifft, mit denen W. seinen Artikel im Lutheraner schließt, so bemerken wir nur, daß die der einen Frage zu Grunde liegende Behauptung, daß wir Wahrheit und Lüge mit einander vereinigen wollen, entweder eine unbegreifliche Dummheit oder eine unentschuldbare Lüge ist. Daß vollends unsere Kirche sich von der evangelisch-lutherischen

abgesondert hat, ist ein Unsinn, der selbst einem Missourier übel ansteht. Weder unsere Synode noch die übrigen unierten Kirchen sind durch eine Separation entstanden, sondern durch eine Union; wogegen die Missourier aus einer Separation von der evangelisch-lutherischen Kirche Sachsens hervorgegangen sind.

Der zweite Angriff der Missourier, bei welchem sich der Angreifer allerdings in ziemlicher Entfernung hält, ist dadurch hervorgerufen worden, daß die „Germania“ die Thesen eines Referates von P. Möckli als „treffliche Arbeit“ bezeichnet hat. In L. u. W. werden nun die Thesen abgedruckt und von A. G. folgende Bemerkungen dazu gemacht: „Das sind blühende Thesen, eine logische und theologische Leistung, die lebhaft an den Irionschen Katechismus erinnert, mit dem natürlich, obwohl in derselben Synode entstanden, diese Thesen unvereinbar sind — daher die Bezeichnung ‚Union‘ —, und es gereicht selbst einer politischen Zeitung, der ‚Germania‘, nicht zur Zierde, diese Polarexpedition nach ‚den beiden Polen, um die die hl. Schrift sich dreht‘ — S. Thes. 1. — eine ‚treffliche Arbeit‘ genannt zu haben. Wir möchten bei dieser Gelegenheit aussprechen, daß die politischen Zeitungen überhaupt die Mitteilungen und Besprechungen über kirchliche und theologische Materien den kirchlichen und theologischen Blättern überlassen sollten, wie sich die kirchlichen Blätter ihrerseits der Politik zu entschlagen haben. A. G.“ — Da das Referat in der Th. Ztschr. erscheinen wird, so können sich die Leser derselben ein selbständiges Urteil darüber wie über die Bemerkungen A. G's bilden. Wir wollen hier nur auf zwei Punkte aufmerksam machen. Erstens: Die zwischen Gedankenstrichen stehenden Worte: „Daher die Bezeichnung ‚Union‘“ sind ein Witz, der Beachtung verdient. Witz besteht bekanntlich darin, daß einer etwas weiß oder daß ihm etwas einfällt, was die andern nicht wissen, oder woran sie gerade nicht denken. Daß man aber die Sache auch umkehren kann, ist weniger bekannt. A. G. behauptet nun, die Bezeichnung Union komme daher, daß ein im Jahre 1894 erschienenes Referat eines Pastors der Evangelischen Synode von N.-A. nicht mit dem dreißig Jahre früher erschienenen Katechismus dieser Synode vereinbar sei. Nun weiß jeder, der auch nur eine sehr mäßige Bildung hat, daß die Bezeichnung „Union“ aus dem Lateinischen, einer schon vor Christi Geburt gesprochenen Sprache, stammt. Der Witz von A. G. besteht also darin, daß ihm beim Schreiben seiner Bemerkungen etwas nicht einfiel, was niemandem unbekannt ist.

Wir müssen übrigens gestehen, daß uns die Sache nichts ganz Neues ist. Es ist uns in unserer Schulmeisterpraxis schon hie und da vorgekommen, daß dem einen oder andern der Schüler in der Examensklemme etwas nicht einfiel, was alle andern wußten, ja er selber gewußt hätte, wenn er nur nicht hätte antworten sollen.

Das zweite ist die Verwarnung an die „Germania“. Dieselbe hätte natürlich keine solche Verwarnung erhalten, wenn sie die Thesen eines Missouriers als eine treffliche Arbeit bezeichnet haben würde. Ob wohl die „Germania“ sich in Zukunft hüten wird, irgend etwas den unierten Ketzern Günstiges zu äußern?

Der dritte und vierte Angriff ist durch „Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten“ veranlaßt und geht von den Missouriern und Iowaern aus. Was die Missourier betrifft, so konnten sie es nicht unterlassen, als Einleitung ihres Artikels den Beweis zu liefern, daß sie unfähig sind, den Bekenntnisparagraphen unserer Synode zu beurteilen. Es wird derselbe nämlich abgedruckt und

dann fortgefahren: „Dieses allerdings wunderliche ‚Bekenntnis‘ erregt gegenwärtig Mißfallen in der eigenen Synode.“ Daß unser Bekenntnisparagraph den Missouriern wunderlich erscheint, kommt nicht daher, weil er an sich wunderlich, d. h. unbegreiflich wäre, denn er steht weder im Widerspruch mit sich selbst noch ist er unbegründet; es liegt also die Wunderlichkeit in der Auffassung der Missourier, die nun einmal nichts begreifen können, als was missourisch ist. Es wird nun beinahe eine Seite aus: „Wie lange hinket ihr“ mit dazwischengestreuten Bemerkungen zitiert und dann gesagt: „Die Verteidigung dieser amerikanischen ‚Union‘ hätte kaum unglücklicher geführt, die ganze Verschwommenheit und Zerfahrenheit der ‚Evangelischen‘ kaum jämmerlicher zu Tage treten können! ‚Denominationslosigkeit, Konfessionslosigkeit, Gewissensfreiheit‘ — ein schönes Fundament der Kirche! Und eine schöne, unierte, einige ‚Kirche‘ wird sich auf diesem Grunde erbauen! L. F.“ — Es ist nun einfach nicht wahr, daß in dem Kochschen Schriftchen der Grund, auf dem sich die Synode erbaut, dargestellt ist. Denn P. K. will ja gerade den Standpunkt der Synode durch Änderung des Bekenntnisparagraphen verschieben. Indes, das macht einem Missourier keine Sorge. Zudem hält sich L. F. in seinem Schlußwort so unbestimmt und unklar, daß seine Leser meinen können, die aus K's Schrift herausgerissenen Worte bezeichneten wirklich die Grundlage unserer Synode. Da noch außerdem gesagt ist, P. K. wolle diesem Mißstand entgegentreten, daß nämlich die Überzeugung fehle, daß unsere Synode in der That ist, was sie heißt und sein will: die evangelische, so wird der Eindruck hervorgebracht, als ob man die Bestrebungen auf Beseitigung der Bekenntnisse in der evang. Synode auf Aufhebung eines Mißstandes gerichtet seien, die Bekenntnisse also auch nach L. F's Ansicht ein Mißstand in unserer Synode seien. Darin trifft er nun mit dem Kirchenblatt der Jowasynode zusammen, dessen Äußerungen wir hier ganz wiedergeben:

„In der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika hat ein Pastor eine Broschüre veröffentlicht, worin er die Parole ausgibt: Kein Bekenntnis, keine Dogmen, sondern Gewissensfreiheit in der Auffassung und Auslegung des Schriftwortes. Das ist es ja, was auch die Ritschlianer in Deutschland wollen, nur daß sie auch das Schriftwort selbst nicht mehr Gottes Wort sein lassen. Die ‚Theologische Zeitschrift‘ jener Synode geht nun mit Pastor W. Koch, so heißt der Verfasser der Broschüre, scharf ins Gericht, indem sie ihm die Konsequenzen (Folgerungen) seiner Forderungen aufzeigt und darthut, daß nach denselben es keiner theologischen Studien, keiner theologischen Seminare und dergleichen mehr bedürfe; man brauche dann bloß das Bibelwort vorzulesen und müsse Verständnis, Auffassung und Anwendung desselben dem Gewissen eines jeden überlassen. Die Sätze jenes Freiheitsschwärmers würden zur Auflösung der Kirche als Glaubens- und Bekenntnisgemeinschaft führen. Übrigens zieht Pastor Koch nur die Folgerungen aus dem Grundsatz, auf welchem jene Synode überhaupt steht. Denn wenn dieselben in den Lehren, in welchen sich Lutheraner und Reformierte von einander unterscheiden, besonders in der Lehre von den Sakramenten kein festes Bekenntnis, keine festen Dogmen oder Glaubenssätze gelten lassen will, sondern die Auffassung der betreffenden Schriftabschnitte der Gewissensfreiheit anheimgeben, warum soll denn nicht auch in andern Lehrstücken auf gleiche Weise verfahren werden dürfen?“

Soviel Gemeinsames auch Jowa und Missouri haben mögen, so wäre es doch nicht recht, beide über einen Kamm zu scheren. Die Jowaer führen wenigstens noch eine anständige Sprache, während die Missourier durch maß-

lose Roheit jeden anständigen Menschen von sich fern zu halten suchen; wer sie anfassen will, muß Eisen und Spießstangen in den Händen haben. Da das aber in der missourischen Natur liegt, so braucht man sich darüber weder zu wundern noch zu ärgern, sondern man hat sich einfach danach zu richten, und wenn man von ihnen angefallen wird, sie ihrer Natur entsprechend zu bekämpfen.

Dagegen werden wohl weder Missourier noch Jowaer zu leugnen versuchen, daß ihre Feindschaft gegen die Evangelische Synode eine ungeheuchelte ist. Beide schreiben sich aber auch eine aufrichtige Treue gegen die kirchlichen Bekenntnisse zu. Nun finden wir aber beide auf Seiten der Gegner der kirchlichen Bekenntnisse. Das kann wohl kaum als Wirkung der Treue gegen die kirchlichen Bekenntnisse angesehen werden. So starr ist ihre Bekenntnistreue doch nicht, daß sie nicht auch einmal auf die Seite der Gegner des Bekenntnisses treten könnten. Da nun ihre Feindschaft gegen die Evangelischen zweifellos eine ungeheuchelte ist, so wird sich ihr gegenwärtiges Verhalten wohl am besten als eine durch Feindschaft gegen die Evangelische Synode gemilderte Bekenntnistreue bezeichnen lassen.

Die außerordentliche preußische Generalsynode, die hauptsächlich der neuen preußischen Agende wegen berufen war, hat dieselbe mit ganz unerwarteter Einstimmigkeit angenommen. Unmittelbar vor Zusammentritt derselben schien es, als würde auch die zweite unter Berücksichtigung der Beschlüsse der Provinzialsynoden ausgearbeitete Vorlage des Kirchenregimentes unter dem Parteigezänk begraben werden. Damit wäre gerade der Hauptzweck der Berufung der außerordentlichen Generalsynode vereitelt worden. Daß es nicht geschah, ist zum Teil wohl auch der Ansprache des Kaisers bei Empfang des Synodalvorstandes zu danken. Derselbe sagte: „Es sei ihm eine Freude, die Generalsynode in ihrem Vorstande zu begrüßen. Er wünsche, daß ihre Arbeiten einen gesegneten Fortgang nehmen mögen, und dieses werde geschehen, wenn die Generalsynode in versöhnlichem Geiste arbeite. Er freue sich, daß der Anfang diesen Erwartungen entsprochen habe, nachdem von anderer Seite Bedenken in dieser Beziehung ausgesprochen seien. Die Generalsynode werde sich davor zu hüten haben, ihre Aufgaben nach parlamentarischem Vorbilde zu erledigen. Sie möge nicht nach Parteirücksichten verhandeln, denn sie stehe wesentlich auf anderer Grundlage als die politischen Körperschaften. Die wichtigste Vorlage betreffe die Agendenfrage, der Entwurf der neuen Agende habe ihm vorgelegen und sei von ihm gebilligt worden. Doch solle kein Zwang ausgeübt werden. Die geäußerten Befürchtungen, daß ein Zwang bei der Einführung ausgeübt werde, seien unbegründet; wer die Agende nicht annehmen wolle, könne bei der alten verharren."

Die Annahme der Agende war freilich ein Kompromiß der verschiedenen in der Generalsynode vertretenen Richtungen; aber kein solcher, der den dabei Beteiligten zur Unehre anzurechnen wäre; es suchte wenigstens einer den andern zu tragen und sich mit ihm zu vertragen.

Der Punkt, über den Einigung am schwersten erschien, war die Ordination. Die D. E. Kztg. sagt darüber: „Das Schwierigste war die rechte Einfügung des apostolischen Glaubensbekenntnisses in die Ordination. Ohne Bekennen des Apostolikums an dieser Stelle keine Agende! Darüber hatten die Redner der beiden Gruppen von rechts keine Zweifel gelassen. Im ganzen schlossen sich auch die Brüder der westlichen Provinzen an, obwohl bei ihnen vielfach die Ordination ohne das apostolische Bekenntnis vollzogen wird; sie fühlten,

daß man gegenwärtig in statu confessionis begriffen sei. Schwer war die Beantwortung der Frage, wohin das Bekennen zu setzen sei. Denn daß die Ordinanden, nachdem sie auf alle drei ökumenischen und auf die reformatorischen viel reicheren und spezifisch evangelischen Bekenntnisse verpflichtet waren, sich nicht nachträglich noch besonders auf das Apostolikum verpflichten konnten, ergab sich von selbst. Der Ort in dem Formular war nicht leicht zu finden. Da kam ein Kommissionsmitglied [Dr. Renner] auf den Gedanken, zu der Ordination einen liturgischen Eingang zu konstruieren und hier die Ordinanden oder einen im Namen der übrigen das Apostolikum bekennen zu lassen. Allerdings hat dann das Bekenntnis keinen juridisch verpflichtenden Charakter. Aber dieser Gesichtspunkt wurde von der Kommission überhaupt abgelehnt. Man erklärte von allen Seiten, daß es sich beim Bekennen nicht um juridischen Zwang, sondern um einen Akt des Glaubens handle. Aber freilich sollte dies so verstanden werden, daß ein Aufsagen des Apostolikums in der feierlichen Stunde der Ordination das Gewissen innerlich stärker binde, als eine äußerliche Verpflichtung, die der Unwahrhaftigkeit gegenüber doch keinen Wert habe. Auf diese Lösung hin wurde Friede geschlossen, und zwar ganz ehrlich, von Herzen. Es war ein Triumph brüderlicher Gesinnung über den Streit des Tages."

Dr. Renner sprach sich als Berichterstatter der Kommission u. a. folgendermaßen aus: „Die Forderung einer Revision der Agende unter dem Gesichtspunkt bekenntnismäßiger Wahrheit und liturgischer Schönheit, sowie mit dem Anspruch auf Erweiterung und Ergänzung steht seit Mitte der dreißiger Jahre auf der Tagesordnung. Der neugestaltete Agendenentwurf liegt nun der Generalsynode zur Beschlußfassung vor. Die Vorlage ist einer Kommission von siebenundzwanzig Männern zur Vorberatung überwiesen worden, und diese Männer haben sich ihrer Arbeit mit anerkennenswertem Fleiß unterzogen. . . . Zu bedauern ist nur, daß sich Bestrebungen geltend gemacht haben, das Kleinod unserer Kirche, das altehrwürdige Apostolikum, aus der Agende auszumerzen. Keiner der beiden Agendenentwürfe hat daran gedacht, diesem Zeugnis evangelischer Wahrheit in dem Ordinationsgelübde den Todesstoß zu versetzen, sondern lediglich aus liturgischen Rücksichten ist es dort fortgelassen worden. Da gelang es der Presse, die gegen das Apostolikum, das alte Bekenntnis der evangelischen Kirche, Sturm gelaufen war und den Agenden-Entwurf als ein Zugeständnis an die liberale Theologie ausposaunte, eine Bewegung nicht sowohl gegen als vielmehr für das Apostolikum ins Leben zu rufen. Die große Agenden-Kommission (damit ist die von 1891—1894 gemeint) hatte geglaubt, daß die Feindschaft gegen das Apostolikum einer Zeitströmung angehöre und darum unbekümmert darum die Auslassung des Apostolikums beschlossen. Ihre Voraussetzung hat sich aber nicht bestätigt, es häuften sich vielmehr die Angriffe auf das Grundbekenntnis der christlichen Kirche und artete in einen wahren Sturm aus. Im Gegensatz dazu erhob sich mit elementarer Gewalt ein noch größerer Sturm für das Apostolikum. Die Kommission (d. h. diejenige der jetzigen Generalsynode) erklärte unter der Wucht der Erklärungen der Provinzialsynoden und entrüstet über jene Angriffe, mit Majorität, daß das apostolische Glaubensbekenntnis von keiner Stelle, wo es in der alten Agende gestanden, fortan fallen gelassen werden dürfe, und daß jede neue Formgebung und Fassung, die zum Schaden des Bekenntnisses werden und den Unglauben stärken könnte, unter allen Umständen vermieden werden müsse. Der Kommission ist es gelungen, eine neue Form des Bekenntnisses zu finden, und sie glaubt, für diese Verbesserung keines Liturgen Kritik scheuen zu dürfen."

Welches Entgegenkommen von Rom der englische Ritualismus zu erwarten hat, ist erst unlängst wieder zu Tage getreten. Eine Anzahl anglikanischer Geistlicher, die an der Grindelwaldkonferenz (Theol. Ztschr. 1893, Seite 31) teilgenommen hatten, erließen eine Kundgebung zu Gunsten des Zusammenschlusses aller christlichen Kirchen. Der römische Erzbischof Vaughan erblickte nun durch die Brille seines Eifers für die Ausbreitung der römischen Kirche darin eine unoffizielle Anfrage der Anglikaner wegen Eintrittsbedingungen in die römische Kirche. Er hat nun in einer Ansprache, die er vor der Catholic Truth Society in Preston hielt, die Antwort gegeben, entweder müßten sie sich unterwerfen oder ihre Absicht aufgeben, ein drittes, nämlich daß die Anglikaner mit Rom sich vereinigen unter Festhaltung ihrer Besonderheiten, gibt es nicht. Hierbei führte der Kardinal aus: die anglikanische Geistlichkeit erkennt mehr und mehr, daß sie sich bei der gegenwärtigen kirchlichen Zersplitterung in unhaltbarer Lage befindet. Will man nun eine Einigkeit erzielen, so kann selbstverständlich Rom mit seinen Volksmassen nicht umgangen werden, sonst würde es höchstens eine Vereinigung der verschiedenen protestantischen Richtungen geben. Der Kardinal lädt deshalb nach dem Vorbild des Papstes ein, sich einfach an die römische Kirche anzuschließen. Man mache freilich die Unduldsamkeit der römischen Kirche geltend, aber dieser Vorwurf ist ungerecht, denn der Katholizismus ist keineswegs unduldsam. Über gewisse Dinge gebe es freilich keinen Vergleich, z. B. in Sachen der Verfassung; aber in Bezug auf die Zucht können manche Modifikationen eintreten, wie die Kirche des öfteren gethan. Eine rein äußerliche Vereinigung der christlichen Kirchen würde zu nichts führen; die Kirche würde nur ein Konglomerat von Ketzereien und Schismen darstellen, in welchen „der Vater der Lüge und der Gott der Wahrheit" gleichsam im Bunde miteinander stünden. Der Kardinal glaubt den Zeitpunkt nicht mehr fern, daß die Anglikaner sich Rom unterwerfen, und begründet diese Hoffnung damit, daß „viele Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche in der englischen Aufnahme gefunden hätten."

Es hatte aber der Erzbischof bei seiner Antwort nur einen Punkt übersehen, nämlich: daß er gar nicht gefragt worden war. Denn die Geistlichen aller englischen Denominationen (nicht bloß Anglikaner), welche in Grindelwald zusammenkamen, haben nicht den geringsten Zweifel darüber gelassen, daß von einer Wiedervereinigung mit Rom um seiner exklusiven Ansprüche willen keine Rede sein könne. Übrigens hat der Kardinal, als weiser Erzieher, es nicht versäumt, neben die Rute den Apfel zu stellen. Er verlangt zwar Unterwerfung unter den römischen Stuhl auf Gnade und Ungnade, aber die als möglich bezeichneten Modifikationen in der kirchlichen Zucht sind doch keineswegs klein. Nicht nur, daß er implicite die Gültigkeit der anglikanischen ordines anerkennt; er deutet sogar an, daß der Gebrauch der Muttersprache im Gottesdienst, Kommunion unter beiderlei Gestalt, ja sogar die Priesterehe allenfalls zugestanden werden könnte. Das sind nicht zu verachtende Lockmittel für diejenigen Anglikaner, welche „viele Lehren und Gebräuche der römischen Kirche in die englische übertragen haben" und beständig bemüht sind, das Romanisieren fortzusetzen, um, wie sie sagen, die Strömung von Canterbury nach Rom zum Stillstand zu bringen.

Die Ritualisten können jetzt wenigstens wissen, woran sie sind. Wollen sie wirklich nach Rom, so müssen sie ihre Verbeugungsexerzitien solange fortsetzen, bis sie sich wirklich unter Rom beugen gelernt haben.

Ein jüdisches Urteil über Leichenverbrennung veröffentlicht in der „Allg. Zeitung des Judentums," No. 33, der Bezirksrabbiner Dr. Stößel in Stutt-

gart. Nach einer spaltenlangen Erörterung kommt er zu dem Resultat: „Brauch, Herkommen und Religionsgesetzesvorschrift sind gegen das Verbrennen, und es wäre zu wünschen, daß es bei der hergebrachten Sitte des Beerdigens sein Bewenden hätte." Damit ist aber für den Juden die Sache doch nicht erledigt. Vielmehr meint er im folgenden, daß die israelitische Friedhofverwaltung die Beisetzung der Aschenreste eines Verbrannten auf jüdischen Friedhof nicht verweigern könne, schon deshalb, weil die heilige Schrift die Beerdigung (NB!) auch eines Verbrechers zur Pflicht macht, und auch die Überreste der durch Feuer Hingerichteten in dem Familiengrab beigesetzt wurden. Auch das Gebet bei den Aschenresten für das Seelenheil des Verbrannten wird empfohlen, da ja ein solches Gebet noch kein „Weiheakt" sei. Nur in Stuttgart soll strengste Gemeindezucht geübt werden und der Rabbiner keine Amtshandlung bei der Leiche eines zur Verbrennung Bestimmten oder bei der Aschenurne vornehmen und zwar aus dem schwerwiegenden Grunde, weil der jüdische Friedhof in Stuttgart eine ergiebige Einnahmequelle für die Gemeinde ist, was er bei allgemeinem Gebrauch der Leichenverbrennung nicht mehr sein würde. Diese echt jüdischen Ausführungen schließen mit dem Satze: „Der Ritus gestattet die Vornahme einer Amtshandlung bei dem das Religionsgebot und den frommen Brauch verletzenden Akte des Verbrennens, die Rücksichtnahme auf höhere Interessen aber verbietet sie, und da, meine ich, gilt das Wort: Wenn die Zeit da ist, für Gott zu wirken, darf das Gesetz verletzt werden (Ps. 119, 126)." So wenigens übersetzt Rabbiner Dr. Stößel.

Die Prager „Jüdische Volkszeitung brachte kürzlich einen Aufruf des Vertrauensmännerkollegiums der jüdisch-nationalen Studentenschaft an alle Abiturienten jüdischer Nation, in welchem diese aufgefordert werden, den jüdisch-nationalen Studentenvereinen, insbesondere der Makkabaea in Prag, beizutreten. Der Schluß dieses Aufrufes lautet: „Der erste Grundsatz unseres Vereines ist: die Juden waren und bleiben ein Volk für sich vermöge ihrer Abstammung, ihrer Geschichte, ihres Denkens und Empfindens. Genug der Erniedrigung und Selbstverleugnung! Genug der Zurücksetzung! Du, Jude, darfst kein Sklave sein, du hattest Makkabäer! Von Parteileidenschaft verblendet, scheuten sich viele unserer eigenen Stammesgenossen nicht, unsere erhabenen Ziele zu verleumden und unsere Ideale zu schwärzen. Aber wir werden fortfahren, unbekümmert um unsere Gegner, unsere Wege zu ziehen und mutig für die Ehre unseres Volkes, für Freiheit und Wahrheit zu kämpfen. An euch, Kollegen, ergeht der Ruf, in die Reihen der jüdisch-nationalen Studentenschaft zu treten, Hand in Hand, umschlungen vom nationalen Bande, zum Heile und Ruhme unseres geliebten Volkes!"

Die Bundesgenossenschaft von Sozialdemokratie und Judentum wird mit großer Offenherzigkeit in einer Flugschrift über die verstorbene Agitatorin „Agnes Wabnitz" von L. Glogau dargethan. In dieser Schrift hebt die jüdische Verfasserin hervor, daß die ersten Lehrer der sozialdemokratischen Arbeiter-Fortbildungsschule in Berlin ohne Ausnahme Juden waren. Meisterhaft hätten sie ihre Aufgabe gelöst, ja sie seien zur Einleitung der richtigen Lehrmethode vielleicht unersetzlich gewesen; denn sie hätten mit ihren Schülern eins gemeinsam gehabt: in Wort und Gedanken knapp, klar und zielbewußt. Jahrhunderte hätten der jüdischen Rasse solche Eigenschaften in hartem Druck anerzogen. An einer anderen Stelle wird versichert, daß die letzten Worte der Agnes Wabnitz gewesen seien: „Von den Juden kommt die Freiheit.

Glaubt ihr, wenn der Israelit mühsam mit alten Kleidungsstücken handeln geht, daß er's aus unbezwinglicher Geldgier thut? Nein, er will sich nicht in die Knechtschaft des Lohnes begeben, die für ihn, den Paria, noch etwas grausamer ist, als für uns andere. An der jüdischen Waisenanstalt wird kein Mädchen für den Hausdienst, diese schlimmste Aussaugung des Proletariats, erzogen. Nur ein Volk, das in allen seinen Schichten die persönliche Freiheit über alles liebt, konnte auch den erhabenen Lehrer der Gleichheit, konnte noch 18 Jahrhunderte später die neuen Verkünder der Brüderlichkeit, Marx und Lassalle, erzeugen." Diese Worte sind nach der Versicherung der jüdischen Verfasserin das Testament für alle „Genossen" Deutschlands. An einer anderen Stelle wird Marx unmittelbar mit Christus verglichen.

Übrigens ist es nicht ohne Interesse zu beobachten, wie die „Bürgerlichkeit" in die Sozialdemokratie in eben demselben Maße eindringt, als sie einen dauernden Bestand und eine ruhigere Existenz gewinnt. Das hat sich auf dem letzten Parteitag in Frankfurt gezeigt. Das sozialdemokratische Dogma von der unbedingten Gleichwertigkeit aller Arbeit wurde in dem Antrag praktisch zu machen gesucht, daß die Bezahlung der Beamten der Partei dreitausend Mark nicht übersteigen sollten. „Die Antragsteller waren — so sagt der Bericht — einfache Parteigenossen, die den fernen Traum von der Gleichberechtigung körperlicher und geistiger, niederer und höherer Leistung auf die Beamten der Partei ausdehnen wollten. Diese braven Schwärmer meinten in ihren sehr ernst gemeinten Anträgen, daß es möglich sei, eine Höhengrenze zu ziehen, über die hinaus niemand bei der Partei belohnt werden sollte. Die Grenze sollte nicht ganz niedrig sein: 3000 Mark jährlich. Davon, so meinten sie, könne jeder leben. Was aber nun, wenn gerade die besten und beliebtesten Schriftsteller der Ansicht sind, daß ihre Arbeit mehr wert sei? Soll man von ihnen im Namen des Sozialismus fordern, daß sie genügsam sind? Es geht schwer, besonders wenn man auf dem Standpunkte des materialistischen Sozialismus steht. Vielleicht würden sie in einer zukünftigen Gesellschaft mehr mit Durchschnittsmaß gemessen werden können, aber diese ausgleichende Zukunft ist eben noch nicht da, sie wirft auch innerhalb der Partei noch nicht genügende Schatten voraus, auch innerhalb der Sozialdemokratie gibt es eherne Gesetze von Angebot und Nachfrage — wir leben eben alle in der bürgerlichen Gesellschaft."

„Die Verhandlungen über die Gehälter der Parteibeamten nahmen fast einen achtstündigen Arbeitstag in Anspruch. Sie waren eintönig und doch interessant, denn in ihnen kämpfte der Rest des sozialistischen Chiliasmus mit der nüchternen Wirklichkeit, in ihnen rang die heutige große Partei mit ihrer eignen dürftigeren Vergangenheit, in ihnen stritt der Sozialismus der Behaglichen mit dem Sozialismus der Armen. In diesen Besprechungen kam manches Interessante zum Ausdruck. Man erfuhr kleine Parteigeheimnisse. wie z. B. daß Auer monatlich 125 Mark Zulage erhalten hat, weil er den Zusammenhang zwischen Parteileitung und Redaktion des Vorwärts in seinen Abendstunden vermittelt, daß der frühere Parteisekretär Fischer in seiner neuen Stellung als Leiter der Parteibuchhandlung 4000 Mark an Stelle von 3000 Mark erhält, daß Schönlank sich für 6000 Mark von den Leipzigern hat gewinnen lassen u. s. w. Die Zahl der privilegierten Sozialdemokraten, die mehr als 3000 Mark Einnahme von der Partei erhalten, ist nicht sehr groß. Es kommen elf Personen in Frage, von denen zwei nicht einmal von der Zentralleitung angestellt sind. Das Märchen von den zehn Millionen, das ‚gut-

gesinnte' Blätter so geduldig einander abgedruckt haben, jene Geschichte von den reichen Pfründen der Arbeiterpartei ist gründlich zerstört, aber auch schon diese Elf genügen, um einen Odem des Mißmuts spüren zu lassen.

„Es ist für kleine Handwerker und Tagearbeiter nicht leicht, sich eine Vorstellung von den Herstellungsbedingungen geistiger Arbeit zu machen. Warum hat jeder Redakteur des Vorwärts ein besonderes Zimmer? Dr. David aus Gießen mußte vom Handwerkszeug und von der Werkstatt der Geistesarbeit reden. Warum braucht der Parteibeamte seine Söhne studieren zu lassen? Können sie nicht einfache Proletarier sein? Der Arme fühlt den Gegensatz zwischen seiner Bedürftigkeit und zwischen dem guten Leben der besser Gestellten, den alten, tiefen Gegensatz, der durch keine Parteiverbundenheit hinweggewaschen werden kann.

„Eins übrigens erschien uns in besonderem Maße irrig. Man warf es den Betreffenden vor, daß sie von Arbeitergroschen lebten, und vergaß dabei, daß wahrscheinlich jeder von ihnen, rein finanziell angesehen, der Partei mehr einbringt, als er ihr kostet. Es sind ja eben geschäftliche Gründe, warum man gute Buchhändler, Redakteure u. dergl. braucht. Ihre Beseitigung würde keinesfalls eine Ersparnis sein.

„Interessant war es, Bebel als Verteidiger der gut Honorierten zu hören. Ist das noch derselbe Bebel, der in den sechziger Jahren im Erzgebirge den Strumpffabrikanten ihren Profit vorrechnete? Er ist noch heute ein Mann von gewaltiger Agitationskraft, aber das unmittelbar Proletarische ist abgestreift. Er rechnet mit den Verhältnissen und ist darin ein Typus seiner Partei, die sich mausert. Das unmittelbare Band zwischen Bebel und der Seele des hungrigen, geringen Volkes ist mindestens gelockert. Er hat sich in unendlich schwierigen Lagen als Charakter rein erhalten, aber er ist anders geworden, denn die bürgerliche Welt war fester, als er dachte. Die bürgerliche Gesellschaft hat von ihm gelernt, er aber auch von ihr.

„Wie stolz war bisher die Sozialdemokratie auf die ‚Wissenschaft'! Der Proletarier im Bunde mit der Wissenschaft wollte die Welt aus den Angeln heben. Wissen ist Macht, Wissen macht frei! Diese Klänge werden wohl immer gedämpfter an unser Ohr dringen. Man lernt in der Praxis der Partei nun auch die Kehrseite. Wissen macht bedächtig, es behütet vor Übereilung, Wissen mäßigt und mildert. Ohne die Vertreter der Wissenschaft kann eine Partei, die ein Fünftel des deutschen Volkes umfaßt, nicht bestehen. Der intelligente Arbeiter will nicht ewig nur die bekannte Leier hören, er dürstet nach Gedanken, er hat die Schlagworte satt, an denen sich der elementare Genosse noch erquickt. Man braucht die Wissenschaft mehr als je, und doch trauert man —, daß die Wissenschaft dem Naturgesetz der Entwicklung unterworfen ist.

„Zwischen Lorbeerbüschen und roten Fahnen ragten in der Versammlung die Standbilder von Marx und Lassalle empor. Es war, als ob sie wehmütig auf die vielen Köpfe niederschauten. Ihr Werk steht an einer Wende. Alles fließt, sagt Heraklit, den Lassalle so scharfsinnig bearbeitet hat. Die Verhältnisse bestimmen alle Ideen, sagt Marx. Kein Menschensystem ist bleibend, eins nur bleibt: die Offenbarung, von der man unter dem roten Banner so wenig wissen will." F. N.

Die „deutsch-liberalen Antisemiten" von der Richtung Förster, v. Mosch, sind mit der Ausarbeitung eines Programms beschäftigt. In einer am 12. September in Berlin abgehaltenen Sitzung wurde zur Ausarbeitung eines

solchen eine Kommission von sieben Gliedern gewählt, welche nach folgenden Gesichtspunkten zu arbeiten hat: „Großdeutsche Politik, Zusammenschluß aller deutschen und ehemals deutschen Länder zu einem Groß-Deutschland mit Wahl-Kaisertum aus den deutschen Bundesfürsten (Volkswahl); Zusammensetzung der Volksvertretung aus Vertretern aller Stände, Heranziehung der Einkommen der Fürsten zur Staats- und Kommunalsteuer, Beseitigung aller Standes-, Adels- und Ordensvorrechte. Ausmerzung des Alten Testaments aus Kirche und Schule, und Ersatz durch den Glauben unserer Väter, überhaupt gründliche Reform des Juden-Christentums, Verbot der Judentaufe und Namensänderung der Juden unter rückwirkender Kraft, Verbot der Ehe zwischen Juden und Deutschen und des Haltens deutscher Dienstboten und Arbeiterinnen von seiten der Juden, Wiederaufnahme der Ritualmordprozesse unter Behandlung der Israeliten als Talmud-Juden, Ausweisung sämtlicher Hebräer nach entlegenen, meerumspülten Kolonien, staatliche Einziehung aller Judenvermögen und Verwendung derselben zur Ausbesserung der sozialen Lage der Arbeiter &c."

Über den Selbstmord der Kinder veröffentlicht Dr. Brasch im „Leipziger Tageblatt" eine Studie. Legt man die preußische Selbstmordziffer zu Grunde, so ergibt sich für Deutschland jährlich eine Anzahl von 52 Kinderselbstmorden. Dänemark hat unter den europäischen Staaten von 1865 bis 1871 die höchste Selbstmordziffer für Knaben, nämlich 28 jährlich von je einer Million Einwohnern, und die zweitgrößte für Mädchen, nämlich drei. In letzterer Beziehung zeigt England 1861 bis 1870 die gleiche Zahl. In Preußen verzeichnete man 1869 bis 1875 für Knaben die Zahl 10,5, für Mädchen 3,2. In Frankreich sah es 1851 bis 1874 besser aus: für Knaben 3,6, für Mädchen 1,6; in Österreich von 1852 bis 1874 für Knaben 3,7 und für Mädchen 0,34. In Europa überhaupt ergab sich die durchschnittliche Zahl 10,15 (immer auf je eine Million Einwohner bemessen). „Die Eigenart der Kinder bietet gar keine Anhalts- und Erklärungspunkte. Weder sind die Gefühle und Affekte, welche bei Erwachsenen den Entschluß zum Selbstmord reifen lassen können, im Kinde schon so kräftig und tiefgehend, daß sie hier eine ähnliche Wirkung erzeugen könnten, noch ist der kindliche Wille schon so stark, daß er einen solchen Entschluß zur Lebensverneinung hervorbringen könnte." Von einem Lebensüberdruß, als einem Resultat der völligen Hoffnungslosigkeit, der Verzweiflung, kann in der jungen Seele des Kindes noch gar nicht die Rede sein. Unter den bisher erkannten Ursachen des Kinderselbstmordes würden wir zunächst zweierlei Arten zu unterscheiden haben, solche, die man als gemein veranlagte, und solche, die man als Gelegenheitsursachen bezeichnen kann. Zu jenen rechnen wir in erster Linie die Veranlassungen unserer heutigen Kultur, d. h. Anforderungen, welche in immer gesteigertem Maße an unsere Gehirn- und Muskelarbeit, überhaupt an unsere psychische Gesamtleistungsfähigkeit heute gemacht werden ... Nun sind die Kinder auch unsere geistigen Erben, d. h. sie bringen die krankmachenden und schwächenden Wirkungen, welche die heutige Kultur auf das Gehirn der Eltern ausüben, von der Geburt aus mit; sie sind Erben unserer Nervosität, Schwäche und Reizbarkeit ... Häufig kommt es vor, daß Vererbung auf dem Umwege von Geisteskrankheiten zum Selbstmorde führt. Unter 1000 kindlichen Selbstmördern in Preußen innerhalb vier Jahren ist bei Knaben 117 mal, bei Mädchen 91 mal die That durch Geisteskrankheiten veranlaßt worden. Hierbei ist jedoch zu beachten, daß in allen diesen Fällen bei der direkten Aszendenz (Vater und Mutter) nicht jedesmal schon eine ganz

ausgebildete Geisteskrankheit vorgelegen zu haben braucht, vielmehr kann die Vererbung durch Nervosität und andere krankhafte Neigungen nach dem Gesetz der Transformation erfolgt sein . . . Eine der wichtigsten Ursachen des Selbstmordes der Kinder ist in der Frühreife zu suchen, die in gleicher Weise in der Entwickelung des Gefühlslebens, wie in der des Willens und der des Intellekts eintreten kann. Selbstmorde von Kindern aus einer frühreifen Überfülle und Überschwenglichkeit des Gefühls, welcher wegen der noch unentwickelten Intelligenz keine Hemmungsvorstellungen im Kinde entgegenwirken, werden in den Berichten französischer Ärzte vielfach erwähnt. Weit seltener ist der Kinderselbstmord aus frühreifer Intelligenz beobachtet worden . . . . Oft muß der Anlaß in Gelegenheitsursachen gesucht werden: Scham, Gewissensbisse u. Furcht vor Strafen, und obwohl seltener, häusliches Elend . . . . Nie wird eine derartige Katastrophe von einer einzigen Ursache allein bewirkt, sondern meist tritt hier eine Mehrheit kausaler Veranlassungen zusammen. Kein momentaner Affekt, wie Furcht vor Strafe, verletzter Ehrgeiz und dergleichen, kann allein die Katastrophe verursachen, ohne daß sich bei dem betreffenden Kinde schon die veranlagenden Momente, wie hochgradige Nervosität, Melancholie, Reizbarkeit 2c. vorfinden.

Die Bibel ist jetzt in etwa 400 Sprachen und Dialekten ganz oder teilweise verbreitet. Infolgedessen ist etwa 1000 Millionen Menschen das Wort Gottes zugänglich gemacht. Seit 1804 sind von 30 Bibelgesellschaften 245 Millionen Exemplare heil. Schriften verbreitet worden. Den Vorrang nimmt hier die „britische und ausländische Bibelgesellschaft“ ein. Sie hat bis jetzt die Bibel in 386 verschiedenen Sprachen teils selbst herausgegeben oder ihre Herausgabe durch andere unterstützt. Gegenwärtig verbreitet sie die Bibel in 320 Sprachen und Dialekten, von denen etwa 80 auf Europa kommen. In der Verdollmetschung der Bibel in die Sprache der Heidenvölker wird von Jahr zu Jahr mit immer größerem Eifer gearbeitet. In den Jahren 1891 bis 1893 hat die genannte Gesellschaft nicht weniger als 25 bezw. 26 neue Sprachen in Angriff genommen und in ihnen verfaßte Bibelteile herausgegeben. So hat z. B. das Völklein Ainu auf der japanischen Insel Jeso eine Übersetzung der Evangelien bekommen, ebenso hat man angefangen, die Poposprache an der Sklavenküste und die Fantesprache auf der Goldküste in Westafrika zu biblischen Sprachen zu erheben. Daneben werden fortwährend die alten Übersetzungen neuen Revisionen unterworfen, so z. B. die Übersetzungen in die Hindi-, Gudscherati-, Marathi- und kanaresische Sprache.

Der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung war es vorbehalten, einen neuen Paulusbrief zu entdecken, und zwar geschrieben an die Jakober. Der russische Wunderpriester Vater Johann verwendet ihr zufolge bei seinen Heilungen „die Worte aus dem Briefe des Apostels Paulus an die Jakober (5. Kapitel, Vers 14—15): Ist jemand krank, der rufe . . . .“ Leider findet sich diese Stelle in dem bereits dem Neuen Testament einverleibten Briefe des Jakobus, und es liegt also keine Entdeckung, sondern ein verzeihlicher Irrtum vor! Bei ihrer Abneigung gegen alles soziale Christentum ist der Norddeutschen Allgemeinen der Brief des Jakobus offenbar besonders unbekannt. Dutzende von Zeitungen scheinen die Geschichte von dem Wunderpriester mitsamt dem hübschen Zitat schleunigst nachgedruckt zu haben, z. B. die Frankfurter Zeitung, die Schlesische, die Weserzeitung, die Volksrundschau. Vielleicht wäre bei einem alttestamentlichen Zitat die Nachfolge der Norddeutschen weniger imposant ausgefallen. R.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $2.00.

23. Jahrg. St. Louis, Mo., Februar 1895. No. 2.

Die Salbung.

Von P. J. G. Enßlin.

(Schluß.)

Selbstverständig ist der Gesalbte nicht alles auf einmal. Es darf unter der Salbung trotz ihrer relativen Vollkommenheit, nicht ein solcher Stand gedacht werden, in welchem das Ziel eines Christen schon vollkommen erreicht ist und kein Wachstum mehr stattfinden kann. Das wäre unbiblisch. Im Gegenteil, es ist im Gesalbten der Anfang gemacht zum Erstreben eines solchen Zieles, das die Welt nicht zu fassen vermag. Darum sagt auch der Apostel Paulus Phil. 3, 12: „Nicht daß ich es schon ergriffen habe, oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich's auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin." Die Schrift redet von einem Wachstum in der Gnade und in der Erkenntnis Gottes und Jesu Christi, welchem alle Christen unterworfen sind. Sind auch die Gesalbten im Glauben und in der Erkenntnis des Sohnes Gottes einig, so ist bei ihnen doch ein Wachstum nötig, um ein vollkommener Mann zu werden, der da sei in dem Maße des vollkommenen Alters Christi. Ephes. 4, 13. Ja, es möchte heutzutage scheinen, als dürften manche Gesalbte noch von Schwachheiten losgemacht werden, die ihnen in Bezug auf die Einigkeit im Geiste hinderlich sind; denn obgleich sie dieselbe suchen, so ist doch mancher, wegen eines besonderen Bekenntnisses, noch zurückhaltend. Allein zu ihrer Entschuldigung, oder zum Beweis, daß solche doch auch die Salbung haben können, dürfte gesagt werden, daß auch bei den Aposteln Schwachheiten vorkamen, wie sie insbesondere in Gal. 2, 14 und Acta 15, 19 angedeutet sind. Doch waren solche Schwachheiten keine vorsätzlichen Sünden, keine Vergehungen, denen Böses zu Grunde lag, im Gegenteil, die Apostel wollten mit ihrer Handlungweise das Gute thun, das sich aber, von einer andern Seite betrachtet, doch nicht als das Vollkommene erwies. Der Geist Gottes glich auch die Sache aus und gab Licht, um das Vollkommene zu erkennen. Wollte Gott, daß auch in unserer Zeit mehr Licht gegeben werden könnte, um die Einigkeit im Geiste noch besser pflegen zu können. Doch was diesbezüglich den Stand der Gesalbten betrifft, so kann durch obenerwähnte Schwachheiten nimmermehr bewiesen werden, daß die Apostel, nachdem sie die Salbung

empfangen hatten, mit Wissen und Willen noch sündigen, oder an irgend einer Lieblingssünde hängen bleiben konnten; oder daß sie den alten Menschen nicht ganz in den Tod gegeben hatten und noch nicht völlig zu einem neuen Leben auferstanden waren. Sie waren Wiedergeborne, oder aus Gott geborne Menschen, die den göttlichen Samen in sich trugen, der nicht sündigen kann. 1 Joh. 3, 9. Damit ist nun freilich nicht gesagt, daß die Apostel und Geistgesalbte in der Heiligung nicht noch völliger zu werden hatten. Zur Heiligung ist Erkenntnis der Wahrheit absolut notwendig, ohne sie kann es keine reale Heiligung geben. Sie geht darum auch Hand in Hand mit dieser Erkenntnis. Nun aber ist es unmöglich, auf einmal zu aller Erkenntnis zu kommen, auch wenn man einen Anfang gemacht hätte wie die Apostel, die doch auch nur stückweise erkennen konnten. 1 Kor. 13, 9–12. Es ist darum unmöglich, schon von Anfang an in der Heiligung vollkommen zu sein, auch wenn man die Heiligung erlangt hat. Zwar ist damit durchaus nicht gesagt, daß es der Gesalbte im Anfang weniger genau nimmt mit der Sünde denn später; er muß im Anfang dieselbe Treue üben wie im Fortgang der Heiligung. Allein durch das Wachstum in der Gnade und Erkenntnis wird er zu einem tieferen Absagen der Sünde geführt und zu einer Reinigung, wie sie nach Joh. 15, 2 der fruchtbringenden Rebe widerfährt. Es ist deshalb notwendig, daß der Mensch einen entschiedenen Anfang im Christentum macht; denn ohne einen solchen kommt er weder zur Salbung noch zur Heiligung der Gesalbten. Das bezeugt der Apostel Petrus am Pfingstfeste, wenn er seinen Zuhörern zuruft: „Thut Buße und lasse sich ein jeglicher taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden, so werdet ihr empfahen die Gabe des hl. Geistes.“ Acta 2, 38. Mit diesen Worten ist viel gesagt. Sie bezeichnen nicht nur einen entschiedenen Anfang im Christentum, sondern auch die ganze Heilsordnung. Nach letzterer ist die Buße das erste. Sie wird auch von Petrus als der Anfang bezeichnet, der zur Salbung führen soll. Durch die Mittel, die der hl. Geist in seinem Strafamte gebraucht, um die Buße zu bewirken, zeigt es sich, ob ihm der Mensch Raum machen will oder nicht. Nämlich beim Hören und Vernehmen der Wahrheit, zu welchem auch oft Anfechtung, Kreuz und Trübsal treiben muß, stellt sich heraus, ob der Mensch aus der Wahrheit ist und ob er sich unter dieselbe demütigt und beugt, so daß er seine Sünden erkennt und bereut, sich von denselben gänzlich lossagt und nach Gnade verlangt, oder ob er im Unglauben verharren will. Wohl mag die Buße erst durch längeres Hören des Wortes Gottes und durch öfteres Mahnen des Geistes zustande kommen, allein um zur Salbung zu kommen, darf man nicht auf halbem Wege stehen bleiben, es muß mit Buße und Glauben zu einem entscheidenden Durchbruch kommen. Ein Liebäugeln mit der Sünde und Verhehlen derselben hat Gemeinschaft mit der Finsternis, in welcher der Mensch in der Unreinigkeit der Sünde gefangen und ein unreines Gefäß bleibt, in welches der Geist Gottes, der keine Finsternis noch Unreinigkeit duldet, nicht zu wohnen kommen und kei-

nen Frieden mit Gott bringen kann. Ein aufrichtiger Mensch kann auch dem Wirken und Strafen des Geistes in die Länge nicht widerstehen. Psalm 32, 3. Wo aber die Buße in Wahrheit erfolgt ist, da hat sich der hl. Geist die Bahn gebrochen, daß es zur Erfüllung weiterer Erfordernisse kommen kann, die der Apostel Acta 2, 38 zur Bedingung stellt. Denn mit der Buße ist auch der Glaube verbunden, der auf das eingeht, was der Apostel mit den Worten sagt: „Lasse sich ein jeglicher taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden." Die Vergebung der Sünden, welche das Heil in Christo bietet und in seinem Namen geoffenbart wird, muß im Glauben ergriffen und angeeignet werden. Die Taufe aber ist das Mittel, durch welches sich der Glaube und die Liebe zu Christo offenbaren müssen. Sie ist nicht ein bloßer äußerlicher Akt, der ex opere operato für den Empfang des hl. Geistes berechtigen soll; sondern sie stellt die Forderung, daß sich der Mensch auch öffentlich zu Christo bekennt, in den Tod Christi sich begraben läßt und zu einem neuen Leben auferstehen will. Röm. 6, 4; Kol. 2, 12. Was, mit andern Worten gesagt, heißen will: Der Mensch nimmt in der Taufe die Schmach Christi auf sich, läßt sich durch das Blut Christi von Sünden reinigen, gibt den alten Menschen in den Tod und weiht sich Gott zum Dienst der Gerechtigkeit in der Nachfolge Christi. In dieser Hinsicht ist die Taufe das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des hl. Geistes und muß von solchen, die in der Kindheit getauft worden sind, in der Bekehrung als solches erfaßt werden, wenn es zur Salbung kommen soll. Tit. 3, 5 u. 6. Auf der andern Seite wird dann dem Menschen durch die Taufe die Vergebung der Sünden um Christi willen, die Zurechnung der Gerechtigkeit Christi und die Aufnahme in die Kindschaft Gottes versichert, so daß sie in Wahrheit ist: „der Bund eines guten Gewissens mit Gott," 1 Pet. 3, 21, und eine Vorbereitung für das Innewohnen des hl. Geistes. Wo noch keine völlige Bekehrung und Wiedergeburt im apostolischen Sinne gewirkt worden ist, kann auch von einer Salbung mit dem hl. Geiste nicht die Rede sein; denn es ist noch nicht die Erneuerung des Menschen geschehen, die absolut notwendig ist, um dem Geiste Gottes eine bleibende Wohnung zu bereiten und ist auch noch nicht die Liebe ins Herz gegossen worden, welche Jesu Wort hält und dem Wohnen des Geistes Raum macht. Röm. 5, 5; Joh. 14, 23. Wer aber solche Wiedergeburt erlebt und durchgemacht hat, darf wie S. Steinhofer in der Auslegung des ersten Briefes Johannes sagt, versichert sein, daß er die Salbung hat; „denn er wird, wenn er auch noch ein Katechismusschüler sein möchte, imstande sein, alle Irrtümer, die wider das Evangelium streiten, so weit zu entdecken, daß er vor der Verführung gesichert ist und auf seinem Glaubensgrund unbeweglich stehen kann." Die Forderung, welche der Apostel Petrus in Bezug auf die Salbung stellt, ist also von großer Tragweite und möchte auch nachweisen, daß die Salbung nicht immer und überall in so auffallender Weise geschehen muß, wie sie bei den Jüngern am Pfingstfeste geschah. Jene sollte nach dem Plane Gottes Aufsehen erregen, um das Große an-

zuzeigen, das der neue Bund gebracht hat. Sie sollte auch zur Legitimation der Apostel dienen, damit sie vor dem Volke als solche dargestellt sein möchten, die von Gott selbst zu ihrem neutestamentlichen Amte berufen und befähigt worden sind. Allein die Salbung mag auch in stiller und einfacher Weise vor sich gehen, wie aus verschiedenen Stellen der hl. Schrift geschlossen werden kann. Wo die rechte innerliche Vorbereitung durch Buße, Glauben und Taufe vorhanden ist, mag sie durch Gebet und Händeauflegen der Apostel und Diener Christi erfolgen, wie sie z. B. in Samarien durch Petrus und Johannes vor sich ging. Acta 8, 15—17. Allein sie kann auch ohne Händeauflegen geschehen, wie es im Hause des Kornelius vorkam, wo der hl. Geist auf alle fiel, die dem Worte Petri zuhöreten. Acta 10, 44. Damit anzudeuten, daß es die innere Bereitschaft ist, die der hl. Geist erkennt und nach der er sich richtet und daß er nicht absolut an die Vermittlung von Menschen gebunden ist. Eine Nachahmung der Apostel mit Gebet und Händeauflegen zur Salbung, ohne zu erkennen, ob die rechte Bereitschaft für den Empfang des hl. Geistes vorhanden ist, kann höchstens als ein Wunsch und Gebet um die Gabe des hl. Geistes für die betreffende Person betrachtet werden. Damit ist nun freilich nicht gesagt, daß der Glaube an die Mitteilung des hl. Geistes, durch die Vermittlung eines geistgesalbten Dieners Christi, nicht zu seinem Ziele kommen kann. Doch ist wohl zu beachten, daß sich der Geist Gottes durch äußerliche und wenn auch heilige Handlungen, nicht zwingen läßt, Wohnung im Menschen zu machen, wo er nicht selbst die Vorbereitung zum Empfang wirken konnte. Andererseits darf aber auch behauptet werden, daß er nicht ausbleibt, wo er Raum und Einlaß finden kann; denn er steht mit dem Herrn Christus vor der Thüre des Herzens und klopft an und wartet, bis ihm aufgethan wird. Offenb. Joh. 3, 20. Ist um ihn ernstlich gebetet worden und hat er einmal Wohnung genommen, so mag er auch als Gabe noch vermehrt werden, wie insbesondere aus Ephes. 1, 15—19 und Kol. 1, 9—11 geschlossen werden kann; denn Gott gibt den Geist in dem Maße wie er will und für gut findet. Joh. 3, 34. Doch ist solche Vermehrung der Gabe wohl zu unterscheiden von der Wirkung des hl. Geistes, welche auch solche erfahren, die ihn noch nicht bleibend im Herzen wohnen haben. Das bloße Verspüren des hl. Geistes, ehe erfüllt worden ist, was Petrus Acta 2, 38 fordert, berechtigt noch nicht, sich für einen Gesalbten zu halten. Die Vermehrung der Gabe gründet sich auf das schon Empfangene und auf die Treue, mit welcher der Gesalbte seinen Christenberuf erfüllt. Matth. 13, 12. Wie mancher könnte die Salbung erlangen, wenn sie nicht auf halbem Wege stehen bleiben und dem Wirken des Geistes nicht widerstehen würden. Sie erkennen wohl im allgemeinen, daß sie Sünder sind, kommen auch bis zu einem gewissen Grad des Glaubens, gehen aber nicht auf den Rat Gottes zu ihrer Bekehrung und Wiedergeburt ein, daß sie die Salbung empfangen möchten. Allein die Salbung verlangt, was auch ein Dichter sagt und findet es selig: „Um einen ew'gen Kranz dein armes Leben ganz."

Kritik der Schrift: Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten?

Von P. H. Haupt.

(Schluß.)

Statt jeglicher Würdigung des Synodalbekenntnisses und der in ihm erwähnten Bekenntnisschriften, finden wir beim Verfasser einen ebenso ungerecht einseitigen, wie heftigen und teilweise geschmacklosen Ausfall gegen die Bekenntnisse überhaupt. Er sieht in ihnen nur einen Zaun gegen jedes Herzensbekenntnis, einen Zaun vor der hl. Schrift, einen Zaun vor Gott selbst. Daß z. B. Tausende von Herzen noch niemals einen trefflicheren Ausdruck ihres allerpersönlichsten Glaubens gefunden haben, als in Luthers Erklärung des zweiten Artikels, und ähnliches übersieht Verf. vollkommen. Wer imstande ist (Seite 20), binnen drei Zeilen es einerseits zuzugeben, daß er nur die Symbole und Bekenntnisschriften, nicht aber ihre Verfasser „schmähen und verwerfen" will — und andererseits zu schreiben: „Ehre dem Ehre gebühret," sollte doch nicht so unbedacht sein, den Bekenntnisschriften, welche die Ehre im höchsten Maße verdienen, dieselbe abzusprechen.

Mit Recht sieht nun allerdings Verf. ein, daß er für das so heftig von ihm angefochtene mittlere Bekenntnisstück unserer Synode einen Ersatz liefern muß. Er macht sich auch an die Aufstellung eines neuen Bekenntnisses. Allein dies neue Bekenntnis entspricht nun auch nicht im geringsten den Anforderungen, welche an ein Bekenntnis gestellt werden müssen. Es ist so allgemein gehalten, daß eine innere Zusammengehörigkeit von allen denen, die sich auf dasselbe gründen wollten, unmöglich gemacht ist. Sein neues Bekenntnis lautet: (S. 24) „Wir bekennen uns zu den Schriften Alten und Neuen Testaments als zu Gottes Wort, der alleinigen klaren und untrüglichen Richtschnur unseres Glaubens, Lehrens und Lebens und bedienen uns bei der Auslegung derselben der von Gott gewährten evangelischen Gewissensfreiheit."

Meint Verf. wirklich ernsthaft, daß, wer auf diesem Boden stehe und darum „glauben und lehren dürfe was er will" (S. 25), damit ein Bekenntnis für eine Gemeinschaft gezeichnet zu haben, welche Zukunft haben soll? Richtig ist ja allerdings, daß auf Grund dieses Bekenntnisses das Gewissen jedes einzelnen in Bezug auf die Schriftauslegung eine Freiheit erhält, wie es sie sonst wohl bei keiner Formulierung erhalten würde. Aber, wenn mit dieser Freiheit Ernst gemacht werden sollte, dann hörte damit doch thatsächlich alles Gemeinschaftsleben auf. Der einzelne zum Glauben gekommene Christ mag vielleicht solche Freiheit in Anspruch nehmen können, aber wollte er gemäß dieser Freiheit auch *lehren*, wo würde das hinführen; er könnte im Herzen Katholik, Methodist, Sabbathist 2c. sein, und doch mit bestem Gewissen behaupten, seine ganzen Überzeugungen aus der hl. Schrift herauszulesen. Nein, ein Bekenntnis nur zu der hl. Schrift, mit vollster Freigebung ihrer Auslegung, ist überhaupt kein Bekenntnis für eine Kirche. Schon oben war erwähnt, daß jedes Bekenntnis einer Gemeinschaft so

gefaßt sein müsse, daß in ihm das Unterscheidende gerade dieser Gemeinschaft von andern deutlich hervortritt. Zur hl. Schrift aber bekennen sich heute wohl noch alle christlichen Kirchengemeinschaften, auf die Bibel beruft sich jede christliche Kirche und Sekte. Und die Berufung auf sie gewährt auch nicht die allergeringste Garantie dafür, daß auch nur in den elementarsten Fragen Einmütigkeit erzielt wird. Es ist eben nicht so, wie Verf. annimmt, daß die hl. Schrift so klar und deutlich und einheitlich in tausenden von Fragen, die alle in das Gebiet der Dogmatik gehören, redet, daß jeder beim Studium auch nur annähernd zu denselben Resultaten kommen müßte wie der andere. Und wenn in unserem Synodalbekenntnis von der hl. Schrift als von der „untrüglichen" Richtschnur unseres Glaubens gesprochen wird, so ist das Wort „untrüglich" doch nicht als gleichbedeutend mit „unmißverständlich" gesetzt, wie Verf. das Wort (S. 25 f.) zu verstehen scheint, sondern untrügliche Richtschnur ist die hl. Schrift deshalb, weil, wer in ihr den Weg zur Seligkeit sucht und nach bestem Gewissen findet — auch nicht betrogen werden wird, wenngleich manch Mißverständnis göttlicher Wahrheit in seinem Kopfe sein mag.

Nur eine bald in sich selbst zerfallende, geschichtslose, neue Synode könnte sich auf Grund des Bekenntnisses des Verf. gründen, nie aber kann unsere Synode auf die Annahme eines derartigen Bekenntnisses eingehen. Pastor Koch vermißt in unserem Synodalbekenntnis die Bewegungsfreiheit des einzelnen, sein Bekenntnis aber läßt etwas Wichtigeres vermissen, das Objektive, Einheitliche, das was eine religiöse Gemeinschaft zusammenhalten kann, den religiösen Grundcharakter, der gerade in unserem Synodalbekenntnis durch die erwähnten Bekenntnisschriften auf das vorzüglichste gekennzeichnet ist. Den Fehler der alten Orthodoxie hat Verf. allerdings überwunden, daß die Bekenntnisfrage entscheidend über Seligkeit oder Unseligkeit sei, aber den religiösen Wert und die religiöse Kraft, welche darin liegt, wenn eine Gemeinschaft von Menschen sich auf eine Anzahl historisch erprobter, wertvoller Bekenntnisschriften, welche den Grundcharakter ihres Glaubens angeben, stellt und gründet, den hat Verfasser übersehen.

So kommen wir also auch von dieser Seite aus zu demselben Resultate wie oben, daß die Gründer der Synode wohlgethan haben, der Auslegung der hl. Schrift eine gewisse Grenze zu setzen. Eine bessere Grenze als die erwähnten Symbole konnten sie aber nicht finden, denn sie gerade bieten wie nichts anderes die Garantie, daß wer immer auf dieses Bekenntnis eingeht, auch ein wesentlich gleiches Verständnis des Evangeliums haben müsse, wie die Gründer und Väter der Synode es hatten.

Zugegeben mag werden, daß die Formulierung unseres Synodalbekenntnisses, welche schon mancherlei Bedenken und Fragen erregt hat, nicht übermäßig geschickt ausgefallen ist, aber der Inhalt des Bekenntnisses ist derart, daß an ihm nichts ohne Schaden für die Synode hinzugethan oder fortgenommen werden könnte.

Soweit die prinzipielle Besprechung der Schrift des Pastor W. Koch. Alle anderen Fragen, welche der Verf. noch aufwirft und behandelt, finden auf Grund obiger Erörterungen von selbst ihre Antwort. Nur in einer Sache sei noch ins Detail gegangen. Daß Verf. seine Ausdrucksweise trotz des Rates der Herren Amtsbrüder nicht geändert hat, ehe er die Schrift in den Druck gab, ist bedauerlich. Unevangelisch aber ist die Behandlung aller derer, welche ihm nicht gleichgesinnt sind. Das verlangt der evangelische Standpunkt nicht, daß ich einen, der mich „Ketzer" nennt, „Bruder" nenne; aber das verlangt er, daß wir in den Geistlichen anderer Denominationen nicht unsere „Feinde" sehen, sondern Mitarbeiter am Reiche des Herrn, welche vielleicht noch nicht zu der ev. Freiheit durchgedrungen sind, welche uns so teuer ist. So haben wir auch kein Recht, sie mit Geringschätzung zu behandeln, welche Verf. seinen Gegnern gegenüber stets an den Tag legt. Verf. selbst hat durch den Ton seiner Schrift, durch heftige Ausfälle und geistreich sein sollende, aber oft nur triviale Wortspiele seinen Gedanken oft selbst geschadet. Nicht nur, daß er seine Gegner ihre „Einwendungen im Tone überlegener Einsicht machen hört," sondern wir, seine Gegner, lassen uns auch nicht gerne als „Hohepriester" und „blinde Blindenleiter" behandeln (S. 12, 17, 23). Diese Klage soll aber nicht gegen den Verf. dieser Schrift allein gerichtet sein, sondern im allgemeinen hat hierzulande die Klage nur zu großes Recht, daß wer bei einem Mitarbeiter des Reiches Gottes, auch innerhalb derselben Synode, nicht ganz die gleichen Anschauungen findet, ihn nur zu gern geringschätzig behandelt. Meint einer uns nicht als Mitarbeiter im Reiche Gottes behandeln zu können, so soll er doch wenigstens edel genug sein, uns mit den Formen zu behandeln, wie sie wenigstens unter gebildeten Leuten heute Sitte sind.

Wir haben kein Recht, von unseren Gegnern geringer zu denken als von uns selbst, denn es ist eben auch nicht so, wie Verf. zu meinen scheint, daß der Herr in die Ewigkeit die Ev. Synode als Ganzes rufen wird (S. 38) und die andern Denominationen außen stehen lassen, sondern er wird aus allen Kirchen und Sekten rufen, welche er als seine Kinder erkannt hat.

Nachdem die katholischen Ordensmissionen in Baden freigegeben sind, hat das erzbischöfliche Ordinarinat zu Freiburg i. B. verordnet: daß jeder Pfarrer, der in seiner Pfarre eine sogenannte Mission durch Ordensgeistliche abhalten lassen will, vorher dazu die Genehmigung des erzbischöflichen Ordinariats einholen und spätestens vierzehn Tage vor dem Beginn der Mission dem großherzoglichen Bezirksamt mit genauer Angabe der Zeitdauer, der einzelnen Missionare, ihrer Ordensangehörigkeit und ihres Wohnsitzes Anzeige machen muß. Der Verordnung hat das Ordinariat die Mahnung beigefügt, daß die Geistlichen bei diesen Missionen allen Aufsehen und Kosten verursachenden äußeren Pomp meiden, nicht vorher in den Zeitungen Lärm schlagen und auch, wenn sie nachher über den Verlauf der Mission eine Nachricht in den Blättern für angezeigt erachten, diese in ruhiger, sachlicher, nach keiner Seite hin verletzender Weise geben.

Die Notwendigkeit der Gemeindeschule.

Referat von P. K. Pleger.

(Schluß.)

Doch unsere evangel. Kirche thut mehr. Die meisten Glieder derselben lassen ihre Kinder am Konfirmanden-Unterrichte teilnehmen, dessen Schluß die Konfirmation ist. Ich sage die meisten, denn viele halten den Konfirmanden-Unterricht bereits für überflüssig; andere können ihre Kinder nicht bewegen, an demselben teilzunehmen, weil dieselben der deutschen Sprache nicht mächtig sind. In dieser schönen Zeit wird viel gelernt und fleißig gearbeitet, und sicherlich birgt dieselbe reichen Segen in sich. Doch haben wir zu bedenken, daß auch das geistliche Leben sich nach bestimmten Gesetzen entwickelt. Das Wort: Frühe säe deinen Samen, hat hier besondere Bedeutung. Im zarten Kindesalter, wo der Herzensboden noch locker und weich ist, sinkt der Same des göttlichen Wortes tief hinein und wird sicher bewahrt, bis er durch den Lebensodem des göttlichen Geistes erweckt wird. In späterer Zeit ist der Boden schon härter oder gar voller Unkraut; das Kind kann viel lernen, aber das Wort dringt oft nicht mehr ins Herz; es bleibt leeres Wissen und ist nach einigen Monaten wieder völlig vergessen. Soll der Konfirmanden-Unterricht bleibenden Segen bringen, so müssen die Kinder wohlvorbereitet denselben beginnen, was ohne Besuch einer Gemeindeschule nicht möglich ist. Bei uns sollte derselbe hauptsächlich dazu dienen, den Kindern den Wert und die hohe Stellung unserer evangel. Kirche den verschiedenen Sektenkirchen dieses Landes gegenüber zu zeigen, damit sie Grund und Verantwortung geben können der Hoffnung, die in uns ist. Wie ist das jedoch möglich, wenn dort mit dem A-B-C christlicher Erkenntnis, wenn nicht wohl gar erst mit dem A-B-C der deutschen Lese-Fibel begonnen werden muß. So lernen unsere Kinder die köstlichen Kleinodien unserer evangel. Kirche garnicht kennen, fallen der Verführung und List anderer zum Raube, geben oft ihr Erstgeburtsrecht für ein Linsengericht dahin und denken noch wohl gar, sie hätten einen vorzüglichen Tausch dabei gemacht. Ist das nicht zu beklagen?

Nun setzt man von den verschiedensten Seiten in letzter Zeit seine Hoffnung auf die zahlreichen Jugend-Vereine; die sollen's machen und neues Leben in Kirche und Gemeinden bringen. Trotz der oft marktschreierischen Anpreisung haben dieselben es bis heute fehlen lassen, begehrenswerte Früchte zu zeigen. Große Haufen und Zahlen haben im Reiche Gottes nimmer viel bewiesen. Von den nicht kirchlich geleiteten Jünglings-Vereinen, auf die man einst so große Erwartungen setzte, wissen wir, daß dieselben auf Kosten der Kirche leben und wenigstens unseren evangel. Gemeinden keinen Gewinn gebracht haben. So viel steht fest, daß das Vereinsleben dem Eigendünkel und Hochmut, der Gefallsucht und dem Hang zu allerlei Vergnügungen Vorschub leiet. Ist da nicht große Gefahr vorhanden, daß durch solche Vereine

noch mehr weltliches Wesen in unsere Kirchen einzieht, vor dem wir sie doch bewahren sollen? Trotzdem wollen wir gerne zugeben und anerkennen, daß Jugend-Vereine unter richtiger Leitung manches Gute wirken können; daß dieselben aber imstande wären, im Schulalter Versäumtes nachzuholen, ist einfach nicht möglich. Ebensowohl würde man einen verkrüppelten und kranken Baum zu einem geraden und gesunden machen können.

Ich verstehe daher nicht und kann nicht begreifen, wie evangel. Christen und sogar Pastoren den schreienden Notständen unserer Zeit und unserer Kirche im besonderen gegenüber in Bezug auf die Gemeindeschule die Hände müßig in den Schoß legen wollen. Die Behauptung, daß die Kirche ein Jahrtausend ohne Gemeindeschule bestanden hat, beweist nicht, daß auch unsere teure evang. Kirche in diesem Lande ohne die Gemeindeschule bestehen kann, und darum handelt es sich doch. Das wäre ein Trugschluß und ein leidiger Trost, denn es ist eine Verkennung der Zeiten und Verhältnisse. Es hat ja eine solche Zeit in der Kirche gegeben, wo dieselbe ihre eigentliche Aufgabe vergaß, wo sie nach äußerer Macht und Anerkennung strebte und die Diener derselben in Unwissenheit, Trägheit und Fleischesdienst versunken waren. Damals war für ein Glied der Kirche genügend, wenn es das „Vaterunser" und ein „Ave Maria" beten, den Rosenkranz drehen und das Kreuz schlagen konnte. Es war mit die Zeit der babylonischen Gefangenschaft der Kirche, eine Zeit der Versunkenheit, voll Aberglauben und Werken der Finsternis. Wer möchte nicht mit Trauer und Betrübnis an sie denken? Dennoch haben wir den Kloster- und Domschulen jener Zeit und den Bemühungen Karls d. Gr. in der Begründung und Verbreitung von Volksschulen nichts Ähnliches entgegenzustellen, wenn es nicht die Gemeindeschule ist.

Auch der Ansicht, daß es die Aufgabe der Eltern selbst sei, ihre Kinder christlich zu erziehen und zu unterweisen, können wir nicht beipflichten. Wem hat der Herr vor allen anderen aufgetragen, „seine Lämmer zu weiden," den Eltern oder dem Jünger, auf dessen Bekenntnis und Glauben er seine Gemeinde gründen wollte? Sicherlich haben die Eltern eine große Verantwortung für ihre Kinder und sollten viel mehr thun, wie geschieht; sie sollten sie nicht allein durch die Taufe in die Gemeinschaft der Kirche aufnehmen lassen, sondern auch zum Heilande weisen und führen. Schon frühe haben sie die Keime der Gottesfurcht in die zarten und empfänglichen Herzen zu pflanzen und der Sünde und allem Bösen mit Ernst und Nachdruck zu wehren. Wir sollten aber dankbar und zufrieden sein, wenn die Mutter ihre Kleinen die Hände falten und sie ein Morgen- und Abendgebetlein lehrt, wenn der Vater darauf sieht, daß die Schulaufgaben gewissenhaft gelernt und angefertigt werden; aber verlangen, daß die Eltern daheim eine Schule einrichten und ihre Kinder in der bibl. Geschichte und im Katechismus unterweisen und sie unsere kernigen, trostreichen Kirchenlieder lehren, das dürfen wir nicht. Dafür haben die Eltern weder Zeit noch Kennt-

nisse, noch Mittel genug, wenn selbst der Trieb dazu geweckt werden könnte. Das ist Sache der Kirche, aber auch diese kann ihrer Pflicht und Aufgabe nur nachkommen, wenn sie für gute Gemeindeschulen sorgt.

Wann wollen wir den Kindern auch nur den notdürftigsten Religionsunterricht erteilen, wenn wir sie der Staatsschule überlassen? Vielleicht am Sonnabend, den der Geistliche so nötig hat, sich für den Sonntag zu sammeln? Ja, wann können wir den Konfirmanden-Unterricht geben, wenn die Staatsschulen, wie es hier der Fall ist, die Kinder auch nicht für einige Stunden in der Woche von ihrem Unterrichte dispensieren? Doch hören wir da nicht schon einige laute und leise Stimmen, daß die Konfirmation eine bloße Form sei? Sicher, wenn ihr nicht ein sorgfältiger Unterricht vorausgeht. Aber dieser Unterricht ist noch das einzige, was uns außer dem segensreichen Einfluß der Gemeindeschule über dem Niveau der amerikanischen Sektenschulen erhält. Unsere evang. Kirche rühmt sich mit Recht auf Gottes Wort gegründet zu sein; sie hat kein besonderes Dogma, kein besonderes Schiboleth, das sie von anderen unterscheidet. Darum muß sie auch das Wort und zwar das ganze Wort treiben und lehren, wenn anders ihr Ruhm nicht ein eitler, wenn sie ihre feste Grundlage nicht fahren lassen will. Und wahrlich, es ist not und hohe Zeit, daß Gottes Wort in diesem Lande wieder zu Ehren gebracht wird. Lassen wir uns nicht täuschen durch die glänzende Außenseite vieler amerikanischen Kirchen. Das rege Leben, das darin herrscht, ist oft sehr wenig geistlich, weil das Wort nicht zur Geltung kommt. Aber nicht der alte Feind allein, sondern auch Rom droht mit seiner Macht und List. Die Reformation hat die Gemeindeschule gebracht; Rom hat und benutzt sie in seiner Weise und zu seinen Zwecken. Täusche dich nicht, wie viele, daß die Staatsschule in unserem Lande ein Bollwerk gegen die Macht Roms sei. Sie ist es nicht, denn von den vielen kathol. Lehrern in derselben werden die Kinder sicher, wenn auch unbewußt, mehr für wie gegen die kathol. Kirche beeinflußt. Ferner sind Sorglosigkeit und Sicherheit stets Verbündete des Feindes gewesen. Rom wird leichten Sieg haben, wenn Gottes Wort für die Zukunft unter der englisch-protestantischen Jugend hier nicht gründlicher und mehr gelehrt wird wie bisher. Auch dort bedarf man der Gemeindeschulen. Weitsehende nüchterne Männer haben das längst erkannt. Wollen wir daher nicht halten, was wir haben? Wollen wir unserer Gemeindeschule künftighin nicht mehr Beachtung und Sorgfalt schenken und sie besser pflegen und unterstützen wie bisher? Sie ist es wert und es fehlen uns nicht die Mittel, wenn es uns nicht an der Erkenntnis und am guten Willen fehlt. Sie wird dann leistungsfähiger und einflußreicher werden, unsere Jugend zu wahrer Frömmigkeit leiten, ihr eine tüchtige Geistesbildung gewähren und so ein Hort alles Guten und Edlen sein.

Die Einwirkungen des Todes auf den Menschen.

Referat von P. F. Möckli.

Dieses Thema ist ebenso köstlich als schwer zu behandeln. Wer kann das Wesen des Todes ergründen? Was aber der Tod ist, der Tod in seiner Idee und in der vollen Verwirklichung seiner Idee, das müssen wir zu erkennen suchen aus dem, was sein denkbar schrofffter Gegensatz ist, nämlich aus dem Begriffe: Leben. Und dieses nicht etwa aus dem Leben, wie es der Mensch empfangen hat mit dem die Schöpfungsthat Gottes beschreibenden Worte Gottes: Es ward der Mensch eine lebendige Seele, sondern aus dem Leben, das der Welt vorgehalten wird mit dem Worte Jesu: Ich gebe der Welt das Leben. Ist es nötig und absolut nötig geworden, daß Gott, um der dem Tode verfallenen Welt das Leben wieder zu geben, seinen eingebornen Sohn von seinem Herzen reiße und ihn dahingebe in den denkbar schrecklichsten Tod am Fluchholz, was muß dann der Tod sein? So tief ist der volle Sinn dieser Sache verborgen, so vielgestaltig sind des Todes Wirkungen, so gewaltig knechtet der Tod das Sinnen und Denken, das Forschen und Lehren der Menschen, daß man in allen theologischen Büchern zusammen keine durchschlagende, anschauliche, zufriedenstellende Lehre vom Tode finden kann.

Die Grundstelle der heiligen Schrift, die vom Tode handelt, ist bekanntlich 1 Mose 2, 17: Welches Tages du davon issest, sollst du des Todes sterben, und, wie man weiß, der Mensch starb nicht sogleich so, wie man das Sterben gewöhnlich auffaßt, im Gegenteil, er lebte noch Jahrhunderte lang. Schon bei dieser Stelle gehen die Ansichten der Gelehrten weit auseinander. Der Tod, heißt es da, sei nicht wirklich erfolgt, weil er auf einen längeren Zeitraum ausgedehnt worden sei; andere sagen, die Drohung Gottes sei nicht ernstlich gemeint gewesen; am Tode der Tiere, mit deren Fellen die sündigen Menschen ihre Blöße deckten, hätten die ersten Menschen sehen können, was es ums Sterben sei, sagen dritte. Wir fragen: Ließ die Erfüllung der Drohung Gottes wirklich auch nur einen Augenblick auf sich warten? Man muß mit theologischer Blindheit geschlagen sein, wenn man das behaupten will — man muß das Sterben des Leibes für den Tod halten, für den Tod an sich nehmen. Darf man das? Wir denken nicht.

Gott, heißt es, der Herr, machte den Menschen aus einem Erdenkloß und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele. Dieser Schöpfungsbericht lehrt uns, daß es schon ein großer Fehler ist, den Menschen in seinem sündlosen Urzustand zwei- oder dreiteilig darzustellen. Der von Gott geschaffene Mensch war ein Ganzes, ein Organismus, ein Leib, von Gottes Odem ganz und gar durchdrungen, und so ein Leben für sich, ein Individuum, eine Seele, ein Lebendiges, das bei der normalen Entwicklung niemals hätte auseinandergerissen werden können oder sollen. Ein Geist war der Mensch im Sinne der heiligen Schrift nicht — das

muß er werden durch seine freie, ethische Selbstbestimmung. Die Vollkommenheit des von Gott erschaffenen Menschen bestand in der Unendlichkeit der Zerteilung seiner Glieder, Gaben und Kräfte, die doch alle in einem Leben wurzelten, einem Willen gehorchten. Je gegliederter eine Sache ist, desto vollkommener und wohlgeordneter ist sie, solange sie einheitlich dem Zweck dient und entspricht, zu dem sie bestimmt ist. So war der Mensch ins Unendliche gegliedert, aber einem Zweck dienend, ein Organismus im vollkommensten Sinne des Wortes, eine Welt im kleinen, eine lebendige Seele, nicht Leib oder Körper und Seele — nicht Materie und Geist —, sondern von dem Hauche Gottes belebte, ganz und gar durchdrungene Seele. Bei dem sündlosen Menschen hätte gewiß kein Chemiker sagen können, aus wieviel Teilen dieser oder jener Chemikalien das Blut oder die Knochen des Menschen beständen. Darum hatte dieser paradiesische Mensch auch eine paradiesische Speise, die er zu seinem Lebensunterhalt verwerten konnte. Daß dieser sündlose, organisch vollkommene Mensch im rechten Verhältnis zu Gott stand und stehen mußte, bedarf kaum einer Erwähnung. Gott, sein Schöpfer, war sein Leben; der, der es ihm gegeben, mußte es ihm auch erhalten.

Die Sünde kommt und, wie der heilige Gott androht, mit der Sünde der Tod. Ist der Tod sofort eingetreten, wie Gott es sagt, oder ließ er auf sich warten, wie die Gelehrten sagen? Wir meinen, der Tod trat sofort ein und schrecklich genug. Wie denn? Nun, die erste Folge der Sünde, die ersten und größten, die entscheidendsten Anfänge des Todes zeigen sich in der Auflösung, in der Zerrüttung des vorher beschriebenen Organismus. Diese Auflösung aber wird uns beschrieben mit den Worten Scham und Furcht. Gott hat keine andere Strafe über die Sünde angekündigt als den Tod — so muß alles, was infolge der Sünde über den Menschen kommen mag, in den Begriff: Tod einsummiert werden. Die Menschen sind mit der Sünde aus Gottes Hand herausgefallen, sie ließen sich nicht mehr von Gott bestimmen, sondern bestimmten sich selbst — mit Gott ist das Leben von ihnen gewichen und der Tod eingetreten. Ihre Augen wurden ihnen aufgethan und sie sahen, daß sie nackend waren. Nicht, daß sie sehen, daß sie nackend sind, ist das Schlimme, sondern dieses, daß sie eben nackend sind, daß mit ihnen eine große und böse Veränderung vorgegangen ist—mit der Sünde sind sie in die Materialität versunken.*) Die Seele hat ihre Macht eingebüßt, der Organismus ist nicht mehr einheitlich, einzelne Glieder und deren Funktionen treten in den Vordergrund und eben dieses gerade die fleischlichen Glieder — die Seele kann nicht mehr für immer dieses materialisierten Leibes Leben und Erhaltung sein — der tödliche Zerfall dieser Leibesmaterie kann nur eine Frage der Zeit sein, ob dieselbe über kurz oder lang eintritt, ist an und für sich gleichgültig. Eine kalte Entfremdung ist zwischen dem sündigen Menschen und seinem Gott und

*) Solche Sätze sollten aber doch angesichts von 1 Mose 2, 7. 22. 23. 25; 3, 7 unzweifelhaft erwiesen und nicht hingestellt werden, als ob sie sich von selbst verstünden. D. R.

Schöpfer eingetreten; nur widerwillig, weil er muß, steht der Mensch Gott Rede und Antwort; mit etwas schlangenartiger Sophistik weiß eines die Schuld auf das andere zu schieben; die kindliche Unschuld und Offenherzigkeit vor Gott ist verloren. Und an diesem Sündenverderben muß — wider ihren Willen — die Erde, als des Menschen Heimat und Schauplatz seiner Thätigkeit, Anteil nehmen — d. h. sie wird naturverdorben — sie wird aus dem Eden ein Acker voller Dornen und Disteln. Das sind, meines Erachtens, im allgemeinen die Grundzüge der Einwirkungen des Todes auf den sündigen Menschen.

Fragen wir nun, was ist der Tod? so müssen wir einmal antworten: 1) Der Tod ist nicht eine Person, ein Geist, wie etwa der Satan, sondern für uns Menschen ist er ein Zustand; man wird in den Zustand des Todes versetzt und darin festgehalten; dann ist er 2) eine Macht, die Gott, der Heilige und Gerechte, in die Hand des Satans gelegt hat —darum dieser böse Geist ein Mörder und der Gewalthaber des Todes genannt wird. Ich würde, für meine Person, nicht von einem dreifachen Tode reden, von einem leiblichen, geistlichen und ewigen Tode. Der Tod kann an und für sich nur eines sein und muß bei jedem Sünder dasselbe Ereignis sein und dasselbe Ergebnis haben; redet man aber von einem dreifachen Tode, so liegt das Mißverständnis nahe, es könnte ein Mensch wohl des leiblichen Todes sterben, aber nicht des geistlichen, mit andern Worten: der Mensch müsse einen Teil, eine Art des Todes erdulden, nicht aber den ganzen Tod. Wenn wir vom Tode reden, dann dürfen wir nicht den Tod meinen, wie er sich in der Christenheit, unter den Erlösten zeigt (wenn man überhaupt noch so reden darf), sondern den Tod an sich, wie er namentlich in den finsteren Heidenlanden herrschet als ein König der Schrecken. Und da wird doch denn niemand leugnen können, daß der Tod als ein Ganzes den Menschen an Leib und Seele zerrüttet und verdorben hat und im Verderben hält—es sind nicht zwei oder drei Tode, wie etwa an einem Zopf zwei oder drei Flechten, sondern wie ein Blitz vom Himmel den Baum trifft und zerschmettert, so hat der Tod den Menschen getroffen. Das ist ein Fehler, daß man den Tod nur vom christlichen Standpunkt aus betrachtet — dann sagt man, die Christen sterben und sind doch erlöset; also muß der geistliche und ewige Tod etwas anderes sein, als der leibliche.

Wir sagen nun: Die erste Einwirkung des Todes auf den Menschen ist eine auflösende; man nennt wohl manchmal den Tod selbst eine Auflösung. Aber wir möchten das Wort auflösend und Auflösung viel tiefer fassen. Mit dem Sündenfall trat der Tod und mit dem Tode die Auflösung ein. Jetzt war der Mensch nicht mehr eins, nicht mehr in Gottes Gehorsam zusammengehalten, er ist, wenn man so sagen will, in seine Teile zerfallen—Leib und Seele sind trennungsfähig geworden und müssen sich über kurz oder lang trennen; aber auch in dem Leibe und in der Seele, in jedem für sich, zeigt sich diese auflösende Wirkung des Todes. Der Leib zerfällt wieder in seine vielen Glieder, die einander oft nicht dienen wollen, oft fehlt ein Glied, oft verkrüppelt ein

Glied — ja die Glieder sind Sündenglieder geworden, mit denen der Mensch dem Tode Frucht schafft, indem er Werke der Ungerechtigkeit vollbringt. Anstatt daß der Mensch eine ewige Jugend genösse, anstatt daß er heranwächst zu Gottes Ehre und ohne Sünde, ohne Grauen und ohne Tod verwandelt wird, wird er vom Augenblick der Geburt an jeden Tag älter, er wächst und blüht kurze Zeit — seine Beine werden müde, seine Kniee wanken, das Herz wird träge und das Blut dick, die Augen blöde und die Ohren hören übel, die Zähne fallen ihm aus und sein Haupt wird kahl, selbst die Verstandes- und Geisteskräfte verlieren sich; während seines kurzen Lebens hat er mit Schmerzen und Krankheiten zu kämpfen; er fühlt es am ganzen Wesen — er ist ein Kandidat des Todes. Heißt das nicht von der ersten Stunde an Auflösung? Und nun zerfällt endlich der materielle Körper ganz und wird durch die Verwesung aufgelöst in seine chemischen Bestandteile. Asche zu Asche, Staub zu Staub.

An des Todes auflösender Wirkung nimmt auch die Seele Anteil vom Anfang an. Wie unwissend und verschroben ist der Mensch von Haus aus, von Geburt an. Mit welcher unendlichen Mühe muß man ihm die Elemente des Wissens, das A-B-C, das Einmaleins beibringen! Wie viele Jahre, ja sein Leben lang muß er lernen, und wenn er alles gelernt hat, was ist es dann, was er weiß? Wie aufgelöst, auseinandergefallen, widerspenstig sind Gefühl, Verstand, Wille, Bewußtsein und alle Kräfte der Seele. Laß den Menschen ohne Zucht und Erziehung aufwachsen, laß all den Todeskeimen in ihm freie Entwicklung—er wird ein Monstrum von Bosheit, Wildheit, Blutdurst, Unsittlichkeit und Lüge; man gehe unter die Heiden, unter die verkommensten Völker der Erde und betrachte sie in ihrem Gelüsten und Thun, in ihrem ganzen Jammer und Elend. Will man die Einwirkungen des Todes auf den Menschen recht erkennen, dann muß man ganz besonders diese Seite des Todes recht betrachten; denn der Mensch ist nach Gottes Bild, zu Gottes Bild geschaffen; jetzt aber ist er lebendig tot — eben das, was ihn zum Bilde Gottes machte, ist in ihm zum Zerrbild geworden — es ist in ihm keine konzentrierte Kraft, kein konzentrierter Wille, kein konzentriertes Vermögen. Welche Seele sündigt, heißt es, soll des Todes sterben. Das ganze Seelenleben ist von Gott losgerissen, sich selbst und den Einwirkungen, den Todeswirkungen des Satans preisgegeben. Es ist eine Thorheit, von einer Unsterblichkeit der Seele zu reden; denn Gott allein ist es, der Unsterblichkeit hat, und wenn man die Seele für unsterblich hält, so ist der ewige Tod ein Unsinn und dem Begriffe „Tod“ wird überhaupt sein Hauptinhalt genommen. Ist, wie die Schrift sagt, die Seele das Leben, ist der Mensch nicht dies und das, sondern schlechtweg eine lebendige Seele. Hat also der Tod nach Gottes Urteil den Menschen getroffen, dann hat er ihn als eine lebendige Seele getroffen — eben gerade insofern der Mensch Seele, Leben, ist, hat der Tod über ihn Macht; wenn der Tod als etwas gedacht werden kann und muß, so muß er gedacht werden als Widerspruch des Lebens, der Seele, die

Seele vor allem ist dem Tode anheimgefallen, nicht dieser oder jener Teil vom Menschen, sondern der Mensch ganz als lebendige Seele. Man muß nun unter Tod nicht Aufhebung oder Vernichtung denken, denn vernichtet wird wohl keine lebendige Seele; aber tot kann sie wohl sein, im Todeszustand gehalten. Oder, was ist der Tod anders als Losgerissensein von Gott, dem Lebendigen, dem Lebensquell und dem Lebenserhalter? Wir wollen hier schon Gott danken, daß er gleich im Anfang schon in Gnaden über das, was Tod ist, einen Schleier gezogen hat, so daß wir nie ganz in die Tiefen und Abgründe dieser schrecklichen Sache hineinzuschauen vermögen. Wenn wir den klagenden Ruf des sterbenden Heilandes wohl verstünden: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen, dann verstünden wir auch besser die Einwirkungen des Todes auf den gottebenbildlichen Organismus, der Mensch hieß.—Der Apostel sagt: Wir wissen, daß wir aus dem Tode ins Leben gekommen sind; denn wir lieben die Brüder. Gewiß redet er hier nicht vom Tode des Leibes, sondern vom Tode des ganzen Menschen — des Individuums, der lebendig sein sollenden, aber durch Haß und Sünde dem Tode verfallenen Seele, die durch Jesum Christum, der das Leben ist und gibt, wieder zum Leben gekommen ist.

Eine Wirkung des Todes auf den Menschen ist dieses, daß der Mensch durch eine unnatürliche, tödliche Gewalt eine unnatürliche Veränderung erfährt und anstatt verklärt zu Gott, auseinandergerissen wird, der Leib ins Grab, die Seele ins Totenreich zu gehen hat. Das Totenreich ist ein Gefängnis, wenn man will, ein Vorhof, eine Morgue, in der die toten Seelen bis zum Gericht verschlossen sind. In diesem Totenreich lobt man Gott nicht, da ist es finster und einsam, da umfangen den Menschen die Schrecken des Todes und der Höllen Bande. Und endlich kommt dann die Hölle selbst, von der es heißt: „Sie ist das Land des Todes, darinnen kein Leben; die Gegend der Finsternis, darinnen kein Licht; die Kluft der Traurigkeit, darinnen keine Freude; eine Kluft, daraus alle Verworfenen (sollte heißen: ohne Erlösung), alle Menschen seufzen und doch kein Ohr finden, das sich erbarme; eine Tiefe, darin sie alle jämmerlich Weh schreien und doch keinen antreffen, der sich ließe bewegen. Sie liegen in der Hölle, wie Schafe, der Tod naget sie; ihr Trotz muß vergehen, in der Hölle müssen sie bleiben. (Psalm 49, 15.) Wie eine ausgerodete Pflanze, wie ein abgehauener Rebschoß, wie die nutzlose tote Spreu, wie ein verfluchter Baum, kurzum, wie Pflanzen, die nicht mehr in ihrem Boden wurzeln, nicht mehr mit ihrer Mutterpflanze zusammenhangen, nicht mehr ihrem Zweck dienen, verdorren, ersterben, in Todeszustand versinken, so ist es mit dem Menschen um der Sünde willen nach Gottes Urteil. Hier muß man zunächst alle Gnade, Verheißung und Hilfe Gottes wegdenken. Der Mensch ist von Gott, dem Leben abgefallen und so dem Tod verfallen, und dieser Tod kommt ohne Gottes Dazwischenkunft in der Hölle zu seinem ewigen Austrag. Von Gott los sein und tot sein ist ein und dasselbe.

Eine Wirkung des Todes auf die Menschen ist die Auflösung nicht nur der Persönlichkeit als solcher, sondern auch eine Auflösung der

familiären und gesellschaftlichen Bande. Die Wahrheit dieses Satzes bestätigt uns die Erfahrung. Denn wer ist vor dem Tode sicher? Welches Elend, welchen Jammer richtet der Tod an in den Familien! Da stirbt der Vater, des Hauses Haupt und Ernährer; dort die Mutter, des Hauses Pflegerin, der Kinder Zuflucht; dort die Kindlein, der Eltern Freude und Trost. Wo der Tod herrscht, kann überhaupt von einem rechten Familienleben gar keine Rede sein; denn der Tod ist der natürliche, wir möchten sagen, der logische Feind aller Liebe, aller Einträchtigkeit, aller Verbindung—er ist ja die Auflösung an und für sich. Und wie er im kleinen in den Familien ist, so ist er im größeren in der Gesellschaft. Die besten, treuesten, tapfersten, vertrauenswürdigsten Männer sterben dahin — der Tod eines Mannes bringt oft ganze Staaten an den Rand des Abgrundes. Die moderne Anarchie ist eine Frucht davon, daß der Tod, der Zerstörer und Auflöser, in die Welt eingedrungen ist. Sie ist eine Wirkung des Todes und fördert zugleich den Tod. Es gibt überhaupt keine Region des menschlichen Lebens, keine Art und Weise der menschlichen Gesellschaft, wo der Tod nicht seine Hand im Spiele hätte. Wo die Sünde ist, da ist auch Tod, wie die Sünde alle durchdringt, also herrscht auch der Tod in allem. Wenn Gott nicht in Gnaden über der Welt und Menschheit seine Hand hielte, so wäre die Welt ein großes Modergrab, ein ungeheures Totenreich.

Eine Wirkung des Todes auf die Menschen ist die Furcht. Dieses wird bestätigt mit dem Worte der Schrift: Sie müssen aus Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte sein. Ist es nicht so? Sobald das Kind weiß, was Sterben heißt, fürchtet es sich davor. Es banget der Mensch auf seinen eigenen Tod hin, und wenn das nicht, wie es ja vorkommt, so ist es kein Zeichen von Lebenskraft und Lebensfähigkeit, sondern von schon erstorbenem Gefühl und Bewußtsein. Es fürchtet sich das Kind beim Gedanken an den Tod seines Vaters, seiner Mutter, seiner Geschwister, es erschrickt vor dem Leichnam, vor Sarg und Grab. Und wenn die Heiden das Morden zum Geschäft machen, so ist das eben wiederum schon der Tod im Tode. Die Furcht vor dem Sterben hält den Menschen in ihren Banden solange er lebt, und wenn auch ein vermeintlicher Held spricht: So muß man des Todes Bitterkeit vertreiben, oder wenn ein anderer den Tod sucht, in sein Schwert fällt, sich erhängt u. s. w., so sind das nur kräftige Beweise für des Todes Kraft und Herrschaft. Was der Tod und die Todesschrecken sind, das lernen wir an dem heiligen und unschuldigen Gotteslamm, das im Garten Gethsemane mit dem Tode rang, darob blutigen Schweiß vergoß und betete: Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber.

Wenn wir nun dieses alles zusammennehmen, so bin ich der Meinung, daß das Thema für unsere Besprechung erschöpfend genug behandelt ist und will darum meine Arbeit schließen. Nur das soll noch beigefügt sein, daß Gott, der Gnädige und Barmherzige, nach seinem ewigen Rate, in unergründlicher Erbarmung dem Tode das Leben entgegengesetzt hat. Diese Thatsache offenbart sich schon in dem Prot-

evangelium: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem Samen und ihrem Samen, derselbe soll dir den Kopf zertreten und du wirst ihn in die Ferse stechen.“ Dann sandte Gott seinen Sohn, den Lebensfürsten, in die Welt, der hat den Tod getötet, der ist dem Tode ein Gift und der Hölle eine Pestilenz geworden, der ist die Auferstehung und das Leben. Wer dieses Jesu Wort hört und glaubt an den, der ihn gesandt hat, kommt nicht ins Gericht, sondern ist vom Tode zum Leben durchgedrungen. Ist der Tod in der Welt eine Macht, so ist das Leben, Christus, eine stärkere Macht, er hat den Tod, den Tod als Macht und Zustand, überwunden. Das Leben ist in die tote Welt wieder prinzipiell hineingepflanzt — Gottes Wort ist Lebenswort, ein Lebenssame; wer den in sich aufnimmt, bekommt wieder Leben und ist vom Tode errettet. Tod ist der eine Pol — Leben der andere — aber das Leben wird den Tod verschlingen in den Sieg; denn der letzte Feind, der aufgehoben wird, ist der Tod. Man sollte daher von einem gläubigen Christen nie sagen: Er stirbt — wohl aber: er entschläft, er geht in seine Heimat, zu seinem Herrn. —

Bischof Dupanloup.

Von Prof. Dr. Fredrik Nielsen in Kopenhagen.

(Aus der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft.)

Die römisch-katholische Kirche war in der neuesten Zeit in jedem der europäischen Hauptländer durch einen Bischof vertreten, in dessen Lebenslauf nicht bloß ein ansehnliches Stück Kirchengeschichte, sondern auch die Geschichte der betreffenden Landeskirche kurz gefaßt beschlossen liegt. Englands römisch-katholischer Primas, Kardinal Manning, war der personifizierte Bruch mit einer protestantischen Vergangenheit, und alle Konsequenzen desselben, um die sich die ganze Entwickelung des modernen englischen Katholizismus dreht, hatten an ihm ihren Mittelpunkt. Bischof Ketteler spielte in der Geschichte des römisch-katholischen Deutschland eine Hauptrolle vom Frankfurter Parlament bis zum Kulturkampf, und in dem Leben Dupanloups machten sich stärkere oder schwächere Nachwirkungen sämtlicher Siege und Niederlagen, welche die Kirche Frankreichs in den beiden letzten Menschenaltern erlebt hat, bemerkbar.

Diesen drei Bischöfen war die Aufgabe zugefallen, unter revolutionären Bewegungen das Papsttum und seine Sache zu verteidigen, und sie haben diese Verteidigung mit einem Mut und einer Ausdauer geführt, die selbst dem Gegner Achtung abnötigt. Sowohl Ketteler wie Dupanloup haben an den parlamentarischen Kämpfen teilgenommen und in den gesetzgebenden Versammlungen gar manche Lanze für Rom und seine Sache gebrochen; und jedesmal, wenn eine große religiöse, soziale oder politische Frage ihr Volk bewegte, sind diese drei Bischöfe mit einer Flugschrift an die Öffentlichkeit getreten, die freilich in der Regel den Zweck hatte, den entstandenen Brand zu löschen, von

denen aber einzelne auch dazu bestimmt waren, Öl ins Feuer zu gießen. Wenn die römisch-katholischen Interessen bedroht waren, pflegte Kardinal Manning an die Freiheitsliebe und den logischen Sinn seiner Landsleute zu appellieren. Bischof Ketteler dagegen wandte sich an das Gerechtigkeitsgefühl der Deutschen und an ihr ethisches Bewußtsein, während Dupanloup bemüht war, die Saiten der Ehre und des Patriotismus erklingen zu lassen. Der Bischof von Orleans hat zwar im Laufe der Zeit einen ganzen Band jener freundlichen Schreiben, mit denen die neueren Päpste so freigebig waren, empfangen, aber ein Tropfen gallikanischen Blutes war doch in seinen Adern, und das hat Rom nicht vergessen können. Es war nur ein Tropfen, aber dieser reichte doch aus, um ihn in verschiedenen Punkten mit dem päpstlichen Absolutismus und dessen französischen Ausläufern in Konflikt zu bringen, und die ultramontane Preßkoppel, Louis Veuillots „L'Univers" an der Spitze, hat ab und zu sich über ihn hergemacht mit einer Gewaltsamkeit und Roheit, die ihresgleichen sucht. So hat „L'Univers" wiederholt in cynischer Weise sich angelegen sein lassen, seine Leser daran zu erinnern, daß auf der Geburt Dupanloups ein Schatten ruhe. Sein Vater war nämlich ein Edelmann, seine Mutter eine Dienstmagd; und der Vater war, wie sein Biograph Lagrange sagt, „nicht imstande, dem Sohne gegenüber seinen Verpflichtungen nachzukommen."

Der zukünftige Bischof von Orleans wurde am 3. Januar 1802 in der kleinen Stadt St. Felix in Savoyen geboren und erhielt nach dem Ortsheiligen in der Taufe den Namen Felix. Savoyen, die Heimat von Franz von Sales und J. de Maistre, war damals und ist noch heute eine eifrig katholische Provinz; kirchliche Feste, mit ländlicher Pracht und mit lebhaftester Beteiligung aller Kreise, gehörten daher zu den ältesten Erinnerungen Dupanloups. Seine Mutter hatte einen Bruder, der in der Nähe Priester war, und dieser nahm sich des kleinen vaterlosen Knaben an. In katholischen Ländern hat die Stellung eines Priesters durch den Glanz, mit dem die römische Lehre von dem character indelebilis dieselbe umgibt, für arme junge Leute etwas in hohem Maße Verlockendes; das Sakrament der Ordination füllt alle sozialen Klüfte aus und erhebt mit einem Schlage den geringsten Priester hoch über das Laientum. Wo bei bescheidenen Verhältnissen gute Begabung und religiöser Sinn vorhanden ist, bietet sich daher die priesterliche Karriere als der natürlichste Weg dar. So war auch Dupanloup schon am Tage seiner ersten Kommunion darüber im klaren, daß er am liebsten Priester werden möchte. In seiner frühesten Jugend schrieb er: „Ich kann mich nicht in der Nähe eines Diakonen aufhalten, ohne daß der Gedanke, daß er einmal Priester werden wird, mich tief bewegt." Und dieses Gefühl von der Erhabenheit des Priestertums hat ihn nie verlassen. In seinem späteren Alter hörten seine Freunde ihn oftmals sagen: „Um Priester zu sein, muß man entweder als etwas Großes geboren oder etwas Großes geworden sein."

Seine Mutter hatte eine Schwester in Paris, und auf deren Rat begab sich die Unverehelichte mit ihrem Sohn in die Hauptstadt, wo

kein Mensch sie und ihre Geschichte kannte, und wo es leichter war, dem begabten Kinde guten Unterricht zu verschaffen. Dupanloup kam gerade damals nach Paris, als sich die ganze Stadt aus Anlaß der Vermählung Napoleons mit Marie Luise in festlicher Aufregung befand, und der kleine Savoyardenknabe betrachtete mit großen Augen die Pracht, die hier entfaltet wurde.

Nach Verlauf von fünf Jahren erhielt er indes den ersten Eindruck von der Veränderlichkeit des Glückes, als der besiegte Kaiser, von allen verlassen, als Gefangener nach St. Helena ging, während dasselbe Paris, das ihn vergöttert hatte, über die Rückkehr der landesflüchtigen Bourbonen in Jubel ausbrach. Die erste Schule, in die man ihn gebracht, mußte er bald wieder verlassen, weil seine Mutter auf die Dauer nicht imstande war, das nötige Geld zu beschaffen, und er blieb eine Zeit lang ohne Unterricht. Als er 13 Jahre alt war, beschloß seine Mutter, ihn zur ersten Kommunion vorbereiten zu lassen, und wandte sich an die Priester von St. Severin, in deren Sprengel sie wohnte. Dieselben aber fanden den Knaben zu jung und baten sie, noch fünf Jahre zu warten. Das wollte sie nicht und ging darum zu den Priestern von St. Sulpice, die denn auch ihren Sohn annahmen. Dupanloup hat später seine Zurückweisung seitens der Priester von St. Severin mit zu den glücklichsten Fügungen seines Lebens gezählt. Jene Priester waren nämlich Jansenisten, und indem er von ihnen zurückgewiesen wurde, entging er den Schlingen des Jansenismus, während dagegen das Verhältnis zu den Priestern von St. Sulpice ihm die Bahn seiner Zukunft ebnete.

Im J. 1814 hatte ein junger Priester Namens Teysseire als eine Art Ableger von St. Sulpice eine kleine Schule eröffnet, in welcher angehende Priester den ersten Unterricht empfangen sollten. Diejenigen, welche bei der Vorbereitung zur ersten Kommunion Anlagen für den Priesterdienst gezeigt hatten, wurden sehr leicht in diese Schule aufgenommen, die unter dem Namen "La petite communauté" bestand; von dort aus kamen sie dann in das Seminar St. Nikolas und später gingen sie in den Dienst an St. Sulpice über. Die Revolution und die Kriege Napoleons hatten die Zahl der französischen Priester so sehr verringert, daß ernstliche Anstrengungen nötig waren, um die leeren Plätze wieder auszufüllen. Die Priester, die den jungen Dupanloup im Katechismus unterrichteten, entdeckten bei ihm bald Fähigkeiten, die ihn für den priesterlichen Beruf beanlagt erscheinen ließen. Daher verschafften sie ihm Unterkunft zuerst in der Schule des Abbe Teysseire, später in St. Nikolas und in St. Sulpice. Als Dupanloup noch in St. Nikolas war, besuchte er einen Dorfpriester in Courcelles, der ihn in eine der religiösen Versammlungen, der sog. Missionen, mitnahm, welche damals durch die Jesuiten abgehalten wurden, um das religiöse Gefühl zu wecken. Auf dem Heimwege besuchte der Priester von Courcelles das Schloß La Roche-Guyon, den Herrensitz des jungen Herzogs von Rohan, und bei dieser Gelegenheit knüpfte Dupanloup

ein bedeutungsvolles Freundschaftsband mit dem jungen Herzog selbst. Dieser, der als Erbe eines großen Namens bis vor kurzem eine hohe Stellung bei Hofe und im Heere bekleidete, hatte sich damals plötzlich von der Welt zurückgezogen. Eines Abends nämlich, als seine jugendliche Gemahlin, in Spitzen und Blumen gekleidet, im Begriff stand auf einen Ball zu gehen, den der österreichische Gesandte gab, kam sie dem Kamine zu nahe. Das Feuer ergriff ihre Gewänder, und als im österreichischen Gesandtschaftshotel der Tanz begann, hauchte die Herzogin von Rohan unter furchtbaren Schmerzen ihren Geist aus. Von dem Augenblick an hielt sich der Herzog zuhause auf seinem Schloß, und sein hauptsächlichster Umgang waren Jahre lang begabte Schüler von St. Sulpice, die auf seiner schönen Burg an der Seine ihre Ferien zubrachten. Er hatte sich in theologische Studien vertieft, und im Laufe von verhältnismäßig wenigen Jahren wurde der frühere Oberst der roten Musketiere Priester, Erzbischof von Besancon und Kardinal. Auf seinem Gute befand sich eine Kapelle, in einen Felsen gehauen. Der Sage nach sollte dieselbe den ältesten Christen Galliens als Versammlungsort gedient haben, und hier ließ der junge Herzog zu verschiedenen Zeiten prachtvolle Messen halten. Montalembert, der auf La Roche-Guyon regelmäßiger Gast war, schrieb einmal nach einem solchen Gottesdienst an einen Freund: „Denke dir eine Kapelle, in einen Felsen gehauen, in welcher vor 1500 Jahren die ersten Apostel Frankreichs die heiligen Mysterien gefeiert; denke dir dieselbe erleuchtet durch 300 Kerzen und prachtvoll geschmückt; denke dir eine vortreffliche italienische Orgel, eine große Schar von Priestern und ihren Gehilfen, denke dir Miserere und Parce Domine schön ausgeführt, ein Gedränge von andächtigen Gläubigen, den geheimnisvollen Anblick der Grotte, hier blendendes Licht, überall sonst vollständige Finsternis! So etwas kann selbst einen Ungläubigen rühren."

Bei dem ultraroyalistischen Herzog auf La Roche-Guyon sahen die Seminaristen von St. Sulpice sehr verschiedenartige Menschen. Die meisten der Gäste freilich waren Anhänger des alten Regimes. Hier erschien Frayssinous, der Großmeister der französischen Universität, der seine Laufbahn als Verfasser einer berühmten Apologie der Religion begonnen hatte und zuletzt der Lehrer des vertriebenen jungen Sohnes Karls X. wurde. Der berühmte Jesuit Ravignan war dort ständiger Gast und wurde später einer der nächsten Freunde Dupanloups. Im J. 1827 traf Dupanloup auch mit Montalembert zum erstenmal bei einem Kirchenfeste auf La Roche-Guyon zusammen. „Wir fühlten," schrieb Dupanloup über den späteren Führer der liberalen Katholiken in Frankreich, „daß er ein geborener Athlet, und daß mit ihm ein Verteidiger für Recht und Freiheit erschienen sei." Montalembert seinerseits äußerte, ein halbstündiges Gespräch mit Rohan und Dupanloup habe genügt, um ihm zu zeigen, daß sie gründlich uneins seien. „Doch, was kann das schaden? Ich habe meine Religion unter 120 Ungläubigen bewahren können; ich hoffe, Gott wird mir Gnade geben, daß ich

mir in der Gemeinschaft eines halben Dutzend Absolutisten mein Unabhängigkeitsprinzip nicht entreißen lasse." „Doch," fügt er hinzu, „es muß eine Gleichheit in den Anschauungen vorhanden sein, damit die Herzen sich einigen können." Darum fühlte er sich niemals recht heimisch in diesem Kreise, der sich auf La Roche-Guyon zusammenfand. Auch Lamartine kam an den Hof des Herzogs von Rohan, und er hat seinen dortigen Aufenthalt in einem Gedicht „Die stille Woche in La Roche-Guyon" verherrlicht:

„Hier stirbt all der eitle Weltenlärm;
Landet Schiffer ohne Stern;
Hier ist der Hafen!"

so heißt es hier; daß jedoch die Eitelkeit der Welt von diesem stillen Hafen des Royalismus und der Romantik nicht ganz ausgeschlossen gewesen ist, geht aus einer kleinen Szene hervor, die sich eben an den Aufenthalt Lamartines auf dem Schlosse knüpfte. Eines Abends machte der junge gefeierte Dichter der Gesellschaft die Freude, ein ungedrucktes Trauerspiel vorzulesen. Alle waren darüber einig, daß große Poesie darin, zugleich aber auch darüber, daß die Handlung für eine Aufführung zu dürftig sei. Als Lamartine diese Kritik vernahm, stand er sofort auf, zerriß sein Manuskript und warf es in den Kamin. Sein Stolz und seine Ehrerbietung gegen seine Freunde geboten ihm, eine Dichtung, die nicht ihren ungeteilten Beifall gefunden, unverweilt zu vernichten. Dupanloup aber bemerkte, daß das Manuskript nicht verbrannt sei, und nachdem alle übrigen Gäste den Salon verlassen, suchte er die Bruchstücke zusammen und ordnete dieselben im Laufe der Nacht so gut, daß die Tragödie gerettet war. Viele Jahre hindurch verwahrte er das Manuskript auf das sorgsamste, um einst die Welt mit einer unbekannt gebliebenen Tragödie von Lamartine überraschen zu können, und sprach erst in seinen späteren Jahren ab und zu von dem in seinem Besitz befindlichen Schatz. Als er gestorben, wurde das Manuskript der Adoptivtochter des Dichters übersandt; sie sah sich jedoch sehr enttäuscht; denn sie erkannte, daß das Manuskript die Tragödie „Saul" enthalte, die sich bereits unter seinen gesammelten Werken befand. Der Dichter hatte zuhause eine Abschrift des Manuskripts liegen gehabt, das er auf La Roche-Guyon ins Feuer warf.

Während seines Aufenthaltes in St. Sulpice erntete Dupanloup seine ersten Lorbeeren als Katechet, und nachdem er gegen Ende des J. 1825 die Weihe empfangen, wurde er Priester an der Madeleine-Kirche in Paris. Als solcher erteilte er regelmäßig den Katechumenen-Unterricht in der Kapelle St. Hyacinthe, und im Laufe der Zeit wuchs die Zahl seiner Schüler so sehr, daß nicht selten 1400 Kinder in den verschiedenen Klassen eingeschrieben waren. Der Unterricht in der christlichen Kinderlehre, der die Einleitung zur ersten Kommunion bilden sollte, gestaltete sich unter seiner Hand, wie er selbst sagt, zu „einem Drama, einer Dichtung;" indem er auf mancherlei Weise auf die Gemüter der Kinder einwirkte, wollte er sie in eine Stimmung versetzen,

in welcher sie empfänglich würden für die ganze äußere Pracht, welche die römische Kirche im Gottesdienst entfaltet. Auf jede einzelne Unterrichtsstunde bereitete er sich sorgfältigst vor, damit seine Arbeit eine abgerundete und formvollendete würde, und dabei führte er ein streng asketisches Leben. An einem Tage in der Woche erschien er früh morgens 5 Uhr in St. Sulpice, um vor seinem Beichtvater niederzuknieen, und jedes Jahr zog er sich eine Zeit lang in die Einsamkeit zurück, um mit der Feder in der Hand sich über seinen Seelenzustand Rechenschaft zu geben. Vergebens machten mehrere Bischöfe ihm verlockende Anerbietungen; den Unterricht zu St. Hyacinthe wollte er nicht aufgeben. Dagegen fand er Gelegenheit an einer Arbeit sich zu beteiligen, welche der römische Absolutismus bald überflüssig gemacht hat. Als einer seiner Gönner, Borderies, Bischof von Versailles geworden war, wurde er nämlich aufgefordert, diesem bei der Ausarbeitung eines neuen Katechismus nebst Liturgie für das Stift Versailles behilflich zu sein, welches letztere kurz vorher durch Vereinigung von Bruchstücken verschiedener anderer Stifte neu gebildet war. Dupanloup, der ein vortrefflicher Lateiner war, lieh seine Mitwirkung bei der Abfassung des Katechismus, sowie des Missale nnd des Breviariums für das neue Stift; bald aber mußten alle einheimischen Liturgien der römischen weichen, und Dupanloup sah denn auch die Liturgie für Versailles zu Gunsten der von Rom geforderten Gleichförmigkeit verschwinden.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die Redaktion des Apologeten hat an die dreißig vorstehenden Ältesten der deutschen Bischöflichen Methodistenkirche ein Zirkularschreiben erlassen und sie in demselben um Beantwortung folgender zwei Fragen ersucht: „1. Welches sind die schwachen Punkte des deutschen Methodismus in der Gegenwart? 2. Wie können sie überwunden werden?" Vierundzwanzig der Gefragten haben geantwortet und diese Antworten sind im Apologeten veröffentlicht worden. Gerade diese Veröffentlichung erschien manchen der Gefragten bedenklich. Einer meinte, er halte es „nicht für weise, diese Fehler der Welt durch den Apologeten bekannt zu machen, sondern vielmehr an Ort und Stelle, wo sie gefunden werden, zu zeigen und, wenn möglich, zu heilen." Ein anderer sagt: „Ich habe allerdings meine Ansichten, gestützt auf Beobachtungen auf meinem Distrikt und anderswo, allein ich zweifle, daß die Zeit da ist, alles der Öffentlichkeit preiszugeben, und mit bloßer Phrasendrescherei mag ich mich nicht abgeben."

Daß diese Befürchtungen nicht ganz unbegründet waren, hat eine Thatsache gezeigt. Es ist auch unter den Verhältnissen der Denominationen zu einander leicht begreiflich, daß, wenn einer die Steine in seinem Garten sammelt und am Wege aufhäuft, sich leicht ein „guter Freund und getreuer Nachbar" findet, der sie wieder zurückwirft. Das hat auch der nächste Nachbar des Apologeten, der „Christliche Botschafter," besorgt. Er behauptet, „daß durch die gleichzeitige Veröffentlichung aller möglichen bedeutenden und unbedeu-

tenden ‚Schwächen‘ ein einseitiges und somit unwahres Bild des deutschen Methodismus entstehen müßte.“ Das glauben wir nun nicht. Erstens, weiß jeder vernünftige Mensch, daß der Methodismus — sowenig als irgend eine andere existenzfähige Denomination — aus lauter Schwächen besteht, sondern auch seine starken Seiten haben muß, sonst hätte er nicht werden können, was er wirklich ist. Zweitens, werden sich die deutschen Methodisten sowenig als andere Leute Fehler und Mängel andichten, die sie gar nicht haben. Es mag ja sein, daß die von ihrer Minorität gereinigte Evangelische Gemeinschaft keine Schwächen mehr hat. Dann gehört sie eben auch zu denen, die bloß noch an ihrer Goliathsstärke leiden. Der Botschafter sagt dann weiter: „Wir denken entschieden besser vom deutschen Methodismus, als viele unkundige Leser davon denken werden, wenn sie dies einseitige Bild angesehen haben, und können nur bedauern, daß eine feindliche Presse für die Verbreitung desselben im Rahmen ihrer giftigen Glossen sorgen wird. Soll aber dieses Symposium etwa bedeuten, daß nun ein Feldzug gegen gewisse, sehr bedenkliche Übel, die in der großen, einflußreichen und im gewissen Grade noch geistesmächtigen Bisch. Methodisten-Kirche (wie in andern Kirchen) ihre zersetzende, zerstörende Arbeit verrichten, eröffnet werden soll, so wollen wir gern diese nicht gerade geschickteste Strategie übersehen. In der Bloßstellung und Rüge angedeuteter Übel, die mehr als alle ‚Schwächen‘ zum Rückgang und Verfall genannter Kirche beitragen, hätte die methodistische Presse eine ebenso ernste wie zeitgemäße Aufgabe.“

Der Botschafter gibt sich den Anschein, mehr zu wissen als er sagt, denn wenn es mit dem Verfall der Methodistenkirche vom Standpunkt der Evang. Gemeinschaft aus — die doch gegenwärtig keine glänzenden Zustände aufzuweisen hat — so schlimm scheint, dann ist es ein Wunder, daß sie überhaupt noch existiert. Das mag indes der Apologete mit dem Botschafter ins reine bringen.

Was nun die Antworten selbst betrifft, so folgen in absteigender Zahl die Klagen über — um es möglichst allgemein zu fassen — ein Sinken der Energie des religiösen Lebens in den Gemeinden und bei Predigern, eine Abnahme der deutschen Sprache bei den Familien und den Predigern, eine Vernachlässigung besonderer kirchlicher Einrichtungen, wie z. B. der Klassenversammlungen, Mangel an Kirchenzucht, an Erkenntnis, Mißgriffe und Mangel an Einrichtungen neuen Bedürfnissen gegenüber. Es sind das Erscheinungen, die zum großen Teil sich auch bei andern Kirchen, wenn auch unter andern Formen, zeigen, weil sie weder Ausfluß der kirchlichen Eigentümlichkeit oder gar Mängel des Christentums an sich, sondern durch die Veränderung der Zeitverhältnisse bedingte Zustände sind. Die Auffassung und Beurteilung derselben ist darum auch in andern Kreisen der Beachtung und des Vergleiches wert.

Der Beurteilung der Schäden entspricht die Wahl der Heilmittel. Beinahe alle nennen als ein solches eine neue Geistestaufe; beinahe ebenso oft wird eine bessere Pflege der deutschen Sprache gefordert, sodann Wiederbelebung besonderer Einrichtungen, wie Klassen-, Lager- und Korbversammlungen, bessere Ausbildung und bessere Auswahl der Prediger, bessere Predigten; dann auch mehr Zusammenschluß der einzelnen Konferenzen, die nur in Berührung, aber nicht in Verbindung mit einander stehen, durch Einrichtung einer periodisch wiederkehrenden allgemeinen Konferenz der deutschen Methodisten. Wir geben zur Beleuchtung des Gesagten eine Anzahl dieser Urteile, die nicht bloß für Methodisten von Interesse sind:

„Der schwächste Punkt in unserem deutschen Methodismus der Gegenwart besteht darin, daß so viele einzelne Glieder, ja hin und wieder der größte Teil einer Gemeinde das Ziel der Wiedergeburt entweder nie recht erkannt, oder wieder aus dem Gesichtskreis verloren und dadurch die erste Liebe eingebüßt haben . . . . . . Für die Gnadenmittel ist der Eifer vergangen, besonders für den Gottesdienst am Sonntagabend. . . . . . Wie kann dieser schwache Punkt überwunden werden? Nicht durch eine einseitige fanatische Predigtweise über Heiligung, wie dieselbe häufig von amerikanischen Winkel-Evangelisten geübt wird, welche geeignet ist geistlichen Stolz zu erzeugen, welcher mit tadelnder, kritisierender Verachtung auf diejenigen blickt, welche ihren Ansichten nicht huldigen, sondern durch eine Kanzelarbeit, welche ein tiefes, wirkliches Bedürfnis nach einer Ausgießung des heiligen Geistes weckt und die Seelen, welche die erste Liebe verloren haben, nicht ‚heiligen‘ will, sondern zuerst auf den Grund der Rechtfertigung zurückführt.“

„Ein zweiter schwacher Punkt ist die mangelhafte Handhabung der Kirchenordnung. Wenn wir Zeitsünden und moralische Übel in unseren Gemeinden ruhig dulden, weil wir meinen, das Geld dieser Glieder nicht entbehren zu können, so stehen wir im Bund mit dem Teufel und der Sünde, und das Ende eines solchen Bundes ist für Prediger und Gemeinde leicht vorauszusehen. Aber wie soll ein ernster Prediger, dessen Vorgänger zwanzig und weniger Jahre diese Wirtschaft duldeten, diesen schwachen Punkt überwinden. . . . . .“

„Dieser schwache Punkt ist die sehr starke Neigung zur Selbstsucht, die sich bei sehr vielen Predigern und Laien darin zeigt, daß sie nach dem für einen Christen nicht sehr löblichen Grundsatz handeln: ‚Zuerst komme ich und meine Familie und dann Christus und seine Kirche.‘ . . . . .“ [Dieser schwache Punkt wird wahrscheinlich in keiner Kirche ganz fehlen. Er ist leider der allgemeinste und stärkste von den schwachen Punkten. D. R.]

„Mangel an einer entschiedenen Stellung der Sünde gegenüber. — Das Theater, das Tanzkränzchen, das Kartenspiel, das geheime Gläschen, der feine Betrug im Geschäft und die gewissenlose Unterlassung der heiligsten Pflichten machen sich zu sehr geltend.“

„Leichtfertige Redensarten werden geführt, öfters bei Bekanntmachungen von der Kanzel, bei Festlichkeiten, Jugend- und andern Versammlungen.“

Namentlich zahlreich und energisch sind die Klagen über Vernachlässigung und Mißachtung der deutschen Sprache, z. B.: „Eine der Schwächen ist in unserer Kirche beinahe überall zu finden, d. i. das Verlassen der ersten Liebe zu dem deutschen Volk, welches sich zeigt in der Geringschätzung und sogar Verbannung der deutschen Sprache in der Familie und Gesellschaft, so daß sich ein echt Deutscher nicht mehr daheim fühlt in solcher Gesellschaft. Es ist dies die Schwäche, die uns heutzutage vielfach den Weg zum deutschen Volk versperrt. Diese Schwäche ist schwer zu heilen; doch wenn alle unsere Prediger mit guter Lehre und Beispiel vorangehen und der Jugend den rechten Unterricht geben, nicht immer aus englischer, sondern aus deutscher Geschichte, wird viel gewonnen werden.“

„Wir haben eine Klasse deutscher Methodisten unter uns, welche die Totengräber-Schaufel schon seit vielen Jahren in der Hand haben, um den deutschen Methodismus in ihrer Gemeinde oder Gegend zu begraben, weil die deutsche Sprache doch untergehe, wie sie behaupten. In einzelnen Gegenden mag das der Fall sein, aber im allgemeinen nicht. Dr. Buckley behauptete in unserer Konferenz, daß die deutsche neben der englischen Sprache noch tausend Jahre, d. h. für immer, fortbestehen werde. Diese Totengräber-Gesinnung hat die

Wirkung auf eine Gemeinde, daß aller Unternehmungsgeist erlischt, die Jugend sich verläuft und die Sachlage sich nicht ändern wird, bis diese Totengräber selbst begraben sind. Dann wird von Gliedern, denen das deutsche Werk am Herzen liegt, über das undeutsche Wesen mancher Prediger sehr geklagt. Ist es nicht Thorheit, das deutsche Werk aufbauen zu wollen durch Prediger, die nur dann deutsch sind, wenn sie müssen? Dieser Punkt ist ein stehendes Ärgernis für viele deutsche Methodisten und macht sie mutlos."

„Eine große Schwäche im deutschen Methodismus ist, meines Erachtens, die Sprache. Ist nicht unsere deutsche Kirche auf gutem Wege, englisch zu werden? Tausende unserer jungen Leute können kaum deutsch recht verstehen, viel weniger die schöne Muttersprache reden, und dieses findet man zum großen Teil noch in den Familien der Prediger. Dann ist es kein Wunder, daß unsere jungen Leute zum großen Teil englisch werden und der deutschen Kirche verloren gehen, und was oft die Eltern in diesem nicht ganz fertig bringen, geschieht oft von den Sonntagschullehrern, indem man deutsche Kinder englisch unterrichtet, weil man denkt, sie verstehen es besser."

„Einer der schwächsten Punkte des deutschen Methodismus besteht ohne Zweifel darin, daß man unsere schöne deutsche Sprache nicht genug achtet, hegt und pflegt. Deshalb können wir eine Anzahl unserer jungen Leute nicht halten. Während tausend Englischredende ihre Kinder nach Deutschland schicken, um sie deutsch ausbilden zu lassen, so handeln viele deutsche Eltern — sowohl im Prediger- als im Laienstande — so thöricht, daß sie, mit wenigen Ausnahmen, mit ihrer Familie englisch sprechen. Auch wird wenig deutsch bei ihnen gelesen. Weil es aber ein entschiedener Vorteil ist für unsere Kinder, wenn sie gut deutsch können (das Englische lernen sie doch) und sie uns später dafür danken werden, und besonders weil der deutsche Methodismus noch eine große Aufgabe in unserem Lande zu lösen hat, so sollte man aus dem alten Geleise herauskommen und mit dem neuen Jahre eine andere Richtung einschlagen. Der Prediger spreche schön deutsch mit seiner Familie und den jungen Leuten in der Gemeinde, erteile fleißig katechetischen und verbinde damit deutschen Unterricht im Lesen und Schreiben und er verbreite gewissenhaft unsere deutsche Litteratur in unsern Gemeinden.

„Dann sollten aber auch die Eltern und sonstigen Erzieher der deutschen Jugend Hand in Hand mit dem Prediger arbeiten; deutsch sollte gesprochen werden in den Familien, in der Sonntagschule, im Jugendbunde und bei sonstigen Zusammenkünften. Wenn diese Regel befolgt wird, so würden sich innerhalb einiger Jahre herrliche Früchte für den deutschen Methodismus zeigen."

Die gesalzenste Epistel in dieser Hinsicht enthält u. a. folgendes:

„1. Wir stehen zu wenig in Fühlung mit dem deutschen Volk. Wir wissen zu wenig von der deutschen Litteratur, vom Deutschtum überhaupt. Die Kluft zwischen uns und dem deutschen unkirchlichen Volk ist viel zu groß. Diese Schwäche kann nur dann überwunden werden, wenn wir uns dem deutschen Volk nähern, es mit uns bekannt machen, unsere Fähigkeiten anwenden, die oft schmutzigen Zeitungen durch gediegene Einsendungen zu heben und zu veredeln.

„2. Zu viele jämmerliche Predigten. Der eingewanderte Deutsche, mit guter Schulbildung, ist an systematische, logische, gedankenreiche, abgerundete Predigten, welche den Denker kennzeichnen, gewöhnt. Wir geben ihm viel zu oft wortreiche, gedankenarme, systemlose, alles zwischen Dan und Berseba in sich schließende Predigten. Dabei wird die schöne deutsche Sprache zerzaust,

daß sie so jämmerlich aussieht, wie ein fast federlos herumstolzierender Hahn. Kein Wunder, daß die gebildeten Deutschen uns meiden.

„Abhilfe: Die Vorst.-Ältesten sollen die theologischen Studenten etwas länger auf der Schulbank lassen. Die Professoren in unseren Anstalten sollen mehr auf Gründlichkeit in der deutschen Sprache dringen. Der in das aktive Leben getretene Jüngling soll durch die Gediegenheit seiner originellen Predigten und in den Unterhaltungen während seiner Pastoralthätigkeit den unantastbaren Beweis liefern, daß Fortbildung auf seinem Banner geschrieben steht.

„3. Wir schenken den Kindern die gebührende Aufmerksamkeit nicht. Kein gründlicher Unterricht. Rom ist stark, aber seine Stärke liegt nicht in den massiven Kathedralen und Klöstern, sondern in dem Unterricht, der den Kindern vor dem vierzehnten Lebensjahr erteilt wird. Nimm der lutherischen Kirche den Kinderunterricht und du legst sie lahm und machst ihre Fortexistenz zweifelhaft, wenigstens in unserem Lande. Unsere Kinder bekommen in der Sonntagschule einen halbstündigen und einmal in der Woche, oder wie es oft der Fall ist, in zwei oder vier Wochen einmal Religionsunterricht. Selbstverständlich sind einige Ausnahmsfälle. Wollen wir unsere Kinder für die Kirche erhalten und soll das deutsche Werk fortexistieren, dann müssen wir besseren Unterricht erteilen.

„Die deutschen Konferenzen sollen an den Sitzungen in 1895 je ein Komitee von drei ernennen, dessen Aufgabe sein soll, einen vierjährigen Kursus auszuarbeiten. Derselbige soll am letzten Tag der Konferenz vorgelegt, wenn notwendig, verbessert und dann genehmigt werden. Nachdem die Kinder den vierjährigen Kursus absolviert haben, sollen sie öffentlich geprüft werden."

Was die allgemein gewünschte und erflehte Geistestaufe betrifft, so sagt einer der Vorstehenden-Ältesten: „Eine neue Geistestaufe? Ja, aber dieselbe darf nicht von Menschen gemacht sein, sondern muß vom Herrn kommen und die Menschen willig, alle Konsequenzen einer solchen auf sich zu nehmen. Ich fürchte, bis es dahin kommt, müssen wir erst noch durch viele Trübsal gehen."

Der Mann wird wohl nicht unrecht haben.

Über die schließliche Trennung der Evangelischen Gemeinschaft sagt „Haus und Herd" u. a. folgendes: „Nachdem die weltlichen Gerichte im Osten und Westen entschieden haben, daß die Majoritäts- oder Escherpartei die gesetzmäßige Evang. Gemeinschaft ist und ihr demgemäß alles Kircheneigentum zugesprochen haben, hat die Minoritäts- oder Dubspartei anfangs Dezbr. 1894 in Naperville, Ill., eine General-Konferenz abgehalten und sich unter dem Namen „Vereinigte Evangelische Kirche" als separate Kirchengemeinschaft organisiert.

„Daß es so kommen werde, war vorauszusehen. Der Geist der Bitterkeit war so mächtig, daß an einen gütlichen Ausgleich schon längst nicht mehr zu denken war. Ein unparteiischer Beobachter kann zwar nicht daran denken, die ganze Schuld an diesem bedauernswerten Ausgang auf die Minorität zu wälzen. Aber wenn es den dazu gehörigen Brüdern wirklich unmöglich war, in den Schoß ihrer Mutterkirche zurückzukehren, wäre es dann nicht besser gewesen, sie hätten sich einer oder der andern schon bestehenden Kirche angeschlossen, als die schon viel zu große Anzahl der kirchlichen Denominationen um noch eine neue zu vermehren?"

Warum die Minorität sich als selbständige Denomination konstituiert hat, anstatt sich der Bischöflichen Methodistenkirche, mit der sie ja am nächsten ver-

wandt ist, anzuschließen, darüber maßen wir (d. R.) uns kein Urteil an. Es mag sein, daß sie dort willkommen gewesen wären. Ob aber in diesem Falle von der Majorität nicht der Vorwurf erhoben worden wäre, daß die Bischöfliche Methodistenkirche und die Minorität gemeinsam ein verräterisches Spiel getrieben hätten, ist eine unschwer zu beantwortende Frage.—Über die Majorität fällt „Haus und Herd" folgendes auf die Thatsachen gegründete Urteil:

„Es liegt aber ein Umstand vor, der in den Augen aller rechtlich denkenden Leute außerhalb der Evang. Gemeinschaft sehr schwer gegen die Majoritätspartei in die Wagschale fallen wird. Das Gericht hat ihr, namentlich in Pennsylvania, hunderte von Kirchen zugesprochen, wo sie gar keine Anhänger hat. Diese Kirchen eignet sie sich einfach an, und zwingt die Gemeinden, aus den Gotteshäusern, die sie sich mit ihrem oft sauer verdienten Gelde erbaut haben, auszuziehen, wenn sie sich nicht der Majorität unterwerfen wollen. Das kann ich vor Gott nicht als recht ansehen. Die Männer von der Majorität sollten bedenken, daß diese Leute in Pennsylvania und anderswo viele Jahre loyale Glieder der Evang. Gemeinschaft waren, die das Predigtamt und alle kirchlichen Unternehmungen treulich unterstützten. Was für Gefühle muß nun solche Behandlung in ihren Herzen wach rufen? Wozu müssen wohl alle Versuche, an diesen Plätzen Majoritätsgemeinden zu sammeln, führen? Das kann man sich leicht vorstellen. Darum sollten die Männer von der Majorität den betreffenden Gemeinden ihre Kirchen zurückgeben und sie im Frieden ziehen lassen. Was vor dem Landesgesetz recht ist, ist nicht immer recht vor Gott."

Außer der preußischen außerordentlichen Generalsynode haben gegen Schluß des letzten Jahres noch eine Anzahl anderer Generalsynoden deutscher Landeskirchen stattgefunden. So in W ü r t t e m b e r g. Es würde zu weit führen, auch über die ohne positives Resultat verlaufenen Verhandlungen zu berichten, weil in solchem Falle die Verhandlungen selbst näher dargestellt werden müßten. Als Ergebnisse der Verhandlungen sind zu nennen: Die Errichtung einer weiteren ordentlichen Professur der evangelischen Fakultät der Landes-Universität, die Einführung eines Bibellesebuchs in den Schulen. Dasselbe soll das Neue Testament unverkürzt, dagegen von dem Alten Testament bloß einen Auszug enthalten. Den zwei schon bestehenden Perikopenreihen wurde noch eine dritte hinzugefügt; außerdem aber noch beschlossen, daß je im fünften Jahre die Textwahl freigegeben werden sollte. Ferner wurde ein Gesetzesantrag angenommen, welcher die Ausübung des landesherrlichen Kirchenregimentes regelt im Falle der Zugehörigkeit des Königs zu einer andern als der evangelischen Konfession. Dieser Fall steht als höchstwahrscheinlich bevor, indem die evangelische Linie des württembergischen Regentenhauses ohne Erben ist. Der Beschluß der Generalsynode ist zwar zunächst nur Antrag an die Landesgesetzgebung; wird aber wohl von dieser zum Gesetz erhoben werden. Ebenso bedürfen die beiden noch zu erwähnenden Gesetze der Zustimmung des Staates. Der Fall Schrempf hat das Fehlen eines Disziplinargesetzes der Landeskirche sehr fühlbar gemacht. Diesem ist durch Annahme eines solchen nun abgeholfen worden. Die Fälle, die zu disziplinärem Einschreiten Veranlassung geben können, sind im Gesetze nicht spezialisiert. Es heißt darüber nur ganz allgemein im Artikel 1: „Jeder Geistliche ist verpflichtet, das ihm übertragene Amt in Gemäßheit der bestehenden allgemeinen und der besonderen kirchlichen Ordnungen gewissenhaft wahrzunehmen und sich durch sein Verhalten in und außer dem Amte der Achtung und des Vertrauens würdig zu

erzeigen, die sein Beruf erfordert. Ein Geistlicher, welcher diese Pflichten verletzt, hat Disziplinarstrafe verwirkt."

Dieser Artikel und das ganze Gesetz lehnen sich, soweit es angeht, möglichst an die Bestimmungen des württembergischen Beamtengesetzes von 1876 an. Am meisten Interesse bietet der Artikel 13, der von der Zusammensetzung des Disziplinargerichts handelt: „Das Disziplinargericht besteht außer dem Vorsitzenden 1) aus vier Mitgliedern des Konsistoriums, zwei geistlichen und zwei weltlichen, welche auf den Antrag des Konsistoriums von dem evangelischen Landesherrn für die Dauer ihres Amtes ernannt werden; 2) aus drei von dem evangelischen Landesherrn ernannten evangelischen Mitgliedern der höheren Gerichte; 3) aus vier durch die Landessynode mit absoluter Stimmenmehrheit je auf eine Synodalperiode zu wählenden evangelischen Kirchengenossen, welche die zur Wählbarkeit in die Landessynode erforderlichen Eigenschaften besitzen, zwei geistlichen und zwei weltlichen." Hierzu kommt Artikel 18: „Die mündliche Verhandlung und Entscheidung in den einzelnen Disziplinarsachen erfolgt durch sieben Mitglieder einschließlich des Vorsitzenden, nämlich ein geistliches und ein weltliches Mitglied des Konsistoriums, zwei landesherrliche und zwei von der Landessynode gewählte Mitglieder, ein geistliches und ein weltliches. In Beschwerdesachen sind diejenigen Mitglieder des Konsistoriums, welche bei der Entscheidung in erster Instanz mitgewirkt haben, ausgeschlossen."

Das andere Gesetz ist eine Neuregelung der Witwen- und Waisenpensionen. Die Bestimmungen des Gesetzes sind im allgemeinen dem Gesetz über Beamtenpensionen nachgebildet, mit dem Unterschiede, daß die niedrigeren Summen etwas erhöht, die höheren etwas vermindert wurden, so daß keine Witwe weniger als 500 Mark erhält.

Auch Oldenburg und Hannover haben ihre Landessynoden letzten November gehabt. Beide haben sich fast ausschließlich mit Verwaltungsangelegenheiten beschäftigt, wie die Regelung der Invaliden-, Witwen- und Waisenversorgung, der Küsterdienste, der Besoldungen in den Diaspora-Gemeinden.

Die badische Generalsynode hatte außer Verwaltungsangelegenheiten auch eine Frage zu erledigen, bei der es sich um die Geltung des kirchlichen Bekenntnisses handelt. Daß die große dort herrschende Freiheit dennoch nicht zur Schrankenlosigkeit werden dürfe, mußte ausdrücklich festgestellt werden. Man war nicht mehr durch bloße Theorien, sondern durch die Wirklichkeit der Dinge genötigt, sich darüber auszusprechen. Es war über die Appellation des Pfarrers Schwarz zu entscheiden, der wegen Verbreitung von Irrlehre vom Oberkirchenrat seines Amtes entsetzt worden war. (Vgl. Th. Ztschr. 1894, Seite 251.) Bei den Verhandlungen berichtete zuerst die betreffende Kommission durch Landgerichtspräsident Kiefer aus Karlsruhe über den Bericht des evangelischen Oberkirchenrates an die Generalsynode; hier wurde die Interpellation erwartet, zumal in den voraufgegangenen Kommissionssitzungen die Absicht einiger liberalen Synodalen, den Oberkirchenrat wegen seines Vorgehens im Falle Schwarz zu interpellieren, klar hervorgetreten war. Allein es trat allmählich, wohl infolge der überzeugenden Darlegungen des Oberkirchenratspräsidenten, ein vollkommener Umschwung der Stimmung unter den Liberalen ein, und als Kiefer die Stellung des Oberkirchenrates im Falle Schwarz entschieden verteidigte und die Erklärung abgab, daß ein Geistlicher die Satzungen der Kirche nicht preisgeben und die fundamentalen Lehren derselben nicht als einen Irrtum hinstellen dürfe, da die Reinheit der

Lehre Christi erhalten bleiben müsse, nahm die Synode auffallender Weise fast mit Einstimmigkeit den Antrag Kiefers (Führer der politischen und kirchlichen Liberalen), sonst eines Vorkämpfers gegen alles feste Bekenntnis, an: „Die Generalsynode nimmt mit Befriedigung Kenntnis von der pflichtmäßigen Wahrung des kirchlichen Bekenntnisstandes und der Lehrordnung der protestantischen Kirche, welche der Oberkirchenrat nach dem Berichte beobachtet hat." Militäroberpfarrer Fingado aus Karlsruhe erklärt im Namen und Auftrage von 16 Positiven seine Zustimmung zu diesem Antrage mit folgenden vier Zusätzen: „1. § 18 der Kirchenratsinstruktion ist als nicht zeitgemäß zu verbessern, da ein Geistlicher allezeit und überall über den Glauben dieselbe Rede führen muß; 2. diese Zustimmung soll dem innern Frieden der Kirche dienen; 3. nicht nur soll für die Diener der Kirche die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung gewahrt bleiben, sondern die Gemeinde soll auch vor Lehrwillkür geschützt werden; 4. wir bekennen uns zu Luthers Erklärung des II. Artikels."

Auch von dieser Generalsynode wurde die Gestattung der Einführung eines Bibelauszugs in den Schulen beschlossen, ohne daß — wie es scheint — die Art und Weise seiner Zusammensetzung durch diesen Beschluß ausdrücklich mitbestimmt wurde.

Über die Verhältnisse in Armenien macht ein armenischer Geistlicher in der D. E. Kztg. folgende Mitteilungen: „Das Evangelium ist in Armenien schon in den ersten Jahrhunderten gepredigt. Im Anfang des vierten Jahrhunderts wurde das Christentum in Armenien Staatsreligion. Die armenische Kirche kann sich mit Recht ihres Alters rühmen. Um 402—406 ist die Septuaginta übersetzt, und schon von dieser Zeit hat armenische theologische Litteratur zu blühen angefangen. Viele griechische Kirchenväter sind in das Armenische übersetzt; einige wichtige Schriften derselben sind nur in dieser Übersetzung übrig geblieben. Auch jetzt noch sind die Armenier in Vorderasien, außer den Griechen, das vornehmste Volk, welches sich die europäische Kultur anzueignen strebt. Hunderte von Studenten besuchen die europäischen Universitäten. Die armenische Kirche ist eine von der orientalischen unabhängige, durchaus selbständige Kirche, ihr Haupt der Patriarch aller Armenier, dessen Sitz in dem berühmten alten Kloster Etschmiadzin ist. Die Zahl der Armenier erreicht ungefähr vier Millionen; über 120,000 davon sind Katholiken und 20—30,000 Protestanten. Armenien ist geteilt zwischen Rußland, Türkei und Persien; der größte Teil des Landes ist unter türkischer Herrschaft. Die türkischen Armenier sind jetzt in großer Gefahr. Der Mahommedanismus hat einen Kampf auf Leben und Tod gegen die armenische Christenheit angefangen. Die Gefahr ist größer als man denkt.

Die Unruhen in Armenien sind nicht neu. Die dortige Bevölkerung ist immer unterdrückt gewesen, nicht nur von der türkischen Regierung, sondern auch von den kurdischen wilden Stämmen, welche ohne Arbeit genießen wollen. Das Hauptgewerbe der Kurden ist Räuberei, ihre Opfer sind hauptsächlich die Armenier. Zur Verteidigung der armenischen Christen gegen die Kurden sind die Artikel 61 und 62 der Berliner Kongreßakte verfaßt, durch welche die Pforte verpflichtet wurde, in Armenien Reformen zu veranstalten. Aber die türkische Regierung hat bis jetzt nichts gethan, die Unterdrückungen und Unruhen sind mehr und mehr gewachsen. Die Klagen über die lokalen Behörden, wie über die kurdischen Barbareien sind immer lauter geworden; aber die Pforte ist nie fähig gewesen, die Ordnung herrschen zu lassen. Mit der Zeit ist die Frage mehr und mehr kompliziert, bis sie zum heutigen Zustande gediehen ist.

Es ist schwer, mit kurzen Worten ein Bild von den türkischen Zuständen zu geben, aber eine allgemeine Erörterung mag dazu genügen. Die Gerichte sind primitiv. Auf dem Papier ist der Code Napoleon angenommen, in Wirklichkeit existiert keine Spur davon. Der Koran und die mohammedanischen Priester spielen die Hauptrolle; bekannt ist der Haß dieser Fanatiker gegen die „Geawuren" d. h. die ungläubigen Christen. Bestechungen sind allgemein; wer viel Geld hat und gibt, ist unschuldig.

In der Türkei gibt es bis jetzt keine regelmäßige Steuerverwaltung. Die Regierung ernennt Steuerunternehmer und diese sammeln zweimal mehr als recht ist. Wie viele Familien sind zu Grunde gegangen durch diese gewissenlosen Steuersammler! Die letzte Kuh, das letzte Möbel wird manchmal verkauft, um die Steuer zahlen zu können. Die armen Armenier müssen aber nicht nur der Regierung diese schweren Steuern bezahlen, sondern in manchen Bezirken auch den kurdischen Häuptlingen. Die kurdischen Scheiche behandeln die Armenier als ihre Sklaven und die armenischen Güter als ihr eigenes Besitztum. Sie sammeln die im Kurdischen sogenannten „Pel" Steuern; jeder Armenier muß danach im Frühjahr ein Schaf mit Lamm, im Sommer noch ein Milchschaf, im Herbst Getreide und Früchte liefern. Jeder Armenier, wenn seine Tochter heiratet, muß dem kurdischen Häuptling Steuer geben, „Avni" genannt. Viele Familien können nicht soviel Steuer bezahlen. Denn es gibt keine Straßen- und Eisenbahnen, wodurch das Volk sein Getreide, seine Früchte leichter verkaufte. Dennoch muß die Steuer in Geld bezahlt werden. Das ist die Ursache, warum Tausende von jungen Leuten ihre Heimat und Familie verlassen, nach Konstantinopel oder Rußland gehen, um Geld zu verdienen und dann zurückzukommen. Aber wie viele gehen durch diese Auswanderung zu Grunde! Allgemeine Armut herrscht im Lande. Übrigens läßt die Regierung oft die Ausgewanderten nicht einmal zurückkehren.

Die Gefängnisse sind voll von Armeniern; ganz unschuldige Leute quälen sich Jahre lang in den Kerkern herum. Vielleicht ein nationales Lied oder ein Brief, welchen die Polizei entdeckt hat, bringt auf Jahre in das Gefängnis. Die Lehrer und Geistlichen bilden eine große Zahl unter den Gefangenen.

Die Spionage ist in der Türkei höchst entwickelt, besonders gegen die Armenier. Der Bruder vertraut nicht seinem Bruder, so ist überall eine abnorme Lage, eine heftige Spannung. Man ist nicht sicher, ob man den Tag ohne Gefahr durchleben wird. Viele unschuldige Armenier sind feindlichen, türkischen Nachbarn als Opfer gefallen, welche ihre Gegner der Polizei als Freunde der Revolution anzeigten. Furcht ist allgemein. Es dürfen nicht viel Personen zusammenkommen, weil die Regierung denkt, daß wenn einige Personen beisammen sind, sie nichts zu sprechen haben, als von Revolution.

Die Kirche ist völlig unterdrückt, schon seit zwei Jahren hat die sogenannte armenische „Konstitution" aufgehört. Die Armenier dürfen keine national-kirchliche Versammlung haben; und doch ist diese Versammlung die höchste Vertretung der armenischen Kirche in der Türkei. Seit vielen Monaten haben sie keinen Patriarchen in Konstantinopel trotz der herrschenden Not, weil nach unserer Kirchenverfassung der Patriarch von den Vertretern des Volkes und der Geistlichkeit, welche die nationale Versammlung bilden, gewählt sein muß. Erst das Geschrei aller europäischen Zeitungen hat die Regierung genötigt, Erlaubnis für die Versammlung zu geben.

Die Bistümer sind ohne Bischöfe geblieben, weil die letzteren nicht in ihre Provinzen gehen dürfen. Manche Bischöfe sind ins Gefängnis gesteckt, einige nach Konstantinopel gerufen.

In den Liturgiebüchern sind diejenigen Namen der Heiligen gestrichen, welche in der armenischen Kirchengeschichte eine besondere Bedeutung haben; es darf nichts bleiben, was den Armenier begeistern könnte. Ja, es ist verboten, das Wort „Armenien" zu brauchen, wie mündlich so schriftlich. Wenn die armenischen Zeitungen irgend eine Nachricht aus Armenien bringen wollen, schreiben sie: Es ist so und so in den östlichen Provinzen geschehen. In den Schulen dürfen die Armenier keine armenische Geschichte, Geographie und Litteratur lernen. Viele Schulen sind ohne Lehrer, weil diese entweder aus dem Lande verbannt oder im Gefängnis sind.

Es ist selbstverständlich, daß das Volk solche Unterdrückungen nicht länger tragen kann, besonders die ungeheuer ungerechte Besteuerung. Es ist bekannt, daß die Steuern die Ursache der letzten Unruhen gewesen sind, wenigstens im Anfang. Die ärmsten Bergbewohner konnten die Steuer nicht mehr bezahlen, aus dem einfachen Grunde, weil sie thatsächlich keinen Parah mehr hatten. Im allgemeinen sind die Vorgänge in Armenien bekannt. Wir wollen hier nur einige Stellen eines Briefes geben, damit die Leser eine Vorstellung von den Greuelthaten haben. Der Bericht ist in der in Tiflis erscheinenden armenischen Zeitung „Ardzagankt" Nr. 132 erschienen. Er lautet:

„Seit Anfang des Krieges war Talworik, das Herz des Sassun, von den Soldaten umlagert mit acht Geschützen. Mit diesen vereinigte sich der bekannte Räuberhauptmann Potana Mirsata Kendzoe Phaphur mit 1500 Reitern und Fußvolk von Kurden. Es kamen noch zu Hilfe Ferik Pascha mit seinen Truppen und Geschützen und der Häuptling von dem Stamme Mlan, Mahmad, der Sohn des Tamur Agha, mit 3000 wilden „Baschibozuk" von verschiedenen Stämmen, so daß die Armenier ihren ringsum eingeschlossenen Brüdern keine Hilfe bringen konnten.

„Die Armenier, welche am Berge Antokha versammelt waren aus Schenik, Semal, Kleikusan, dann aus den Bezirken Schatach, Chian und Chulba, verteidigten sich 19 Tage gegen die große Masse der Kurden und der türkischen Soldaten. Aber als unter Führung des bestialischen Sakhi Pascha die Truppen von Musch, Karin (Erserum), Ersnka, Wan und Bagesch (Bitlis) mit 21 Berggeschützen ankamen und die Beschießung eröffneten, geriet das Volk in großen Schrecken; auch gingen ihm die Nahrungsmittel aus.

„Sakhi Pascha ließ bekannt machen, er wolle sich mit den Armeniern aussöhnen, wenn sie dazu bereit wären. Ein tapferer Armenier, der viele Erfahrung im Kampfe hatte, Namens Mowsisean Grgo, riet dem Volke, das sich versöhnen wollte, sich nicht betrügen zu lassen. Aber der Hauptteil des Volkes hatte das Elend satt und ergab sich unter Führung des Priesters Johannes vom Dorfe Semal in die Hand der Feinde. Als der Feind sah, daß das Volk aufhörte sich zu wehren, fiel er über die unglücklichen Armenier her. Viele junge Leute wurden hingeschlachtet und viele Frauen mißbraucht. Von da gingen die Truppen in die Dörfer; allein in den Bezirken Schatach, Chulba und Chian wurden 36 Dörfer teilweise gänzlich verwüstet, teilweise ausgeplündert. Die Kirche vom Dorfe Aghbik, St. Chme genannt, die Kirchen St. Sargis im Dorfe Schenrka, St. Thuch-Manuk von Kleikusa, St. Georg von Semal wurden mit ihren heiligen Gefäßen verbrannt. In diesem Kampfe wurde der Priester Johannes aus Semal ermordet. Es wurden ihm die Augen ausgerissen, dann wurde er lebendig zerschnitten. Der Priester Tonapet vom Dorfe Schenik mit seinen fünf Genossen und der tapfere Mowsisean Grgo wurden gefangen gesetzt. Der Priester Petrus vom Dorfe Kleikusan wurde lebendig geschunden und dann verbrannt. Vom Dorfe Aghbi wurden

Chetscho und sein Bruder Hepo mit ihren Söhnen, vom Dorfe Furch der bekannte tapfere Priester Gabriel, der sich für sein Volk opfernde Wartapet (Archimandrit) Wordan Ter-Mkrtschean von Jschchndzo hingeschlachtet und mehr als 5000 vom gemeinen Volke wurden zu Tode gemartert. Außer diesen wurden 250 ins Gefängnis gesteckt und über tausend verwundet."

Die ganze christliche Welt feiert in diesen Tagen das größte christliche Fest, die Geburt unseres Herrn und Heilandes; aber eine Ausnahme macht das armenische Volk. Der armenische Mann weint über den Verlust seines Weibes, die Frau über den ihres Mannes. Der armenische Knabe wartet nicht auf die Geschenke seiner Eltern; er ist froh, wenn er nur ein wenig trockenes Brot bekommen kann, seinen Hunger zu stillen. In den schönen Weihnachtstagen herrscht in Armenien allgemeine Trauer um des Christentums willen. Werden die christlichen Männer Europas gleichgiltig ihren armenischen Brüdern gegenüberstehen? Werden die christlichen Frauen ohne Mitleid an das Schicksal ihrer elenden Schwestern denken? Die Pastoren, welche sich soviel Mühe mit der heidnischen Mission geben, werden sie nicht trauern um ein christliches Volk, welches zu Grunde gehet? Die Stimme eines bei lebendigem Leibe gemarterten Volkes schreit um Hilfe!

Litterarisches.

Lutherans in all Lands, by Rev. J. N. Lenker. — Das Werk, ein Band von über 800 Seiten, gibt eine Übersicht über alles, was auf Erden in irgend einem Sinne noch lutherisch genannt werden kann. Seine statistischen Tabellen weisen über 53 Millionen Lutheraner in der Gegenwart auf. Mit einer solchen Zählung werden natürlich nicht alle, die sich Lutheraner nennen, einverstanden sein. So werden z. B. alle die über die ganze Erde zerstreuten deutschen evangelischen Gemeinden und Pastoren ohne weiteres zu den Lutheranern gerechnet, was sich insofern rechtfertigen läßt, als sie sich nicht reformiert nennen. Auch unsere evangelische Synode wird auf dieser Grundlage mitgerechnet.

Übrigens gewinnt infolge dieser breiten Grundlage das Buch wesentlich an Brauchbarkeit. Wer Auskunft über irgend eine evangelische Kirchengemeinschaft haben will, welche noch irgendwie mit dem Luthertum verwandt ist, der wird das Buch nicht vergebens zu Rate ziehen.

Dogmatisch-katechetische Beiträge zum dritten Artikel des Apostolikums, von P. Cl. Neumeister. — Das kurze Schriftchen (82 Seiten) sucht die Resultate der Dogmatik Dorners für den katechetischen Unterricht über den dritten Glaubensartikel zu verwerten. Es ist eigentlich selbstverständlich, daß derselbe im Sinne der Erklärung Luthers genommen wird. Wenn auch der katechetische Unterricht nicht eine Unterweisung in der Theologie eines besonderen Zeitalters oder einer besonderen Schule sein soll, so wird man doch sagen müssen, daß eine Theologie ihre Lebenskraft und ihren Wert dadurch beweist, daß sie imstande ist, das religiöse Leben der Gemeinde geistig zu durchdringen, zu reinigen und zu stärken. In welchem Umfange und in welchem Grade das möglich ist, kann nur durch wirkliche Versuche erwiesen werden. Das vorliegende Schriftchen ist nun nicht ein fertiges Schema, das man nur einfach anwenden könnte, sondern gibt Andeutungen, die selbständig nach eigenem Urteil verwendet werden sollen.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $2.00.

23. Jahrg. St. Louis, Mo., März 1895. No. 3.

Eine Glosse.

Anmerkungen über die Wirkung des Sündenfalles auf den Menschen.

Von P. L. Haas.

Das Februarheft der Theol. Zeitschr. hat eine Einsendung gebracht über „Die Einwirkung des Todes auf den Menschen," die den Schreiber dieses gefreut hat. Es handelt sich mir auch nicht darum, die betreffende Einsendung zu tadeln oder zu verbessern. Sondern die Randbemerkung unten, Seite 44, hat in mir den Wunsch geweckt, unter vorstehender Überschrift eine kurze Einsendung zu machen.

Es wird in der betreffenden Randbemerkung gesagt: „Solche Sätze sollten angesichts von 1 Mos. 2, 7. 22. 23. 25; 3, 7 unzweifelhaft erwiesen und nicht hingestellt werden, als ob sie sich von selbst verstünden." Es handelt sich um die Aufstellung, daß durch den Fall erst der Leib des Menschen der groben Materialität anheimgefallen sei. Man erlaube mir jedoch, ehe ich auf die Sache selbst eingehe, einige allgemeine Bemerkungen vorauszuschicken. Jeder, der etwas davon versteht, wird zugeben, daß die Wahrheit ein großes Ganzes, ein System, ist und sein muß. Und wer irgendwie Gabe und Neigung zur Gnosis, zur systematischen Erkenntnis der Wahrheit hat, der fühlt unwillkürlich sich getrieben, die Wahrheit in ein System zu bringen, sie systematisch zu erfassen und zu ergreifen. Die Schrift selbst gibt uns das System nicht, sie gibt bloß die Bausteine zu dem System und überläßt es dem forschenden Geiste, sich zu üben an dem Zusammensuchen und Zusammenfügen dieser Bausteine. Sie gibt nur in großen allgemeinen Grundrissen uns ein Bild von dem großen Bau, das spezielle Detail, das Einzelne, bleibt unausgeführt. Es finden sich ja wohl Stellen, die man so oder so wenden und deuten kann, die aber eben, weil verschiedener Auffassung fähig, zu striktem Beweis nicht hinreichend sind. Überhaupt ist es gewiß unleugbar, daß Schlußfolgerungen, selbst kühne Schlußfolgerungen aus einzelnen Aussprüchen der heiligen Schrift durchaus nicht zu verwerfen sind als anmaßend und respektwidrig. Wie konnte doch der Herr den Sadducäern den Vorwurf machen (Matth. 22, 29): Ihr irret und wisset die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes? Welcher

unserer heutigen Schriftgelehrten würde es wohl wagen, auf jenes Wort bei Moses: „Ich bin der Gott Abrahams etc. . . .“ einen Beweis zu bauen, daß die Toten auferstehen werden? Ist das nicht eine Schlußfolgerung kühnster Art? Und der Herr macht es den Sadducäern zum Vorwurf, daß sie diesen Schluß nicht gezogen haben!

Wenn also ein gläubiger Christ den Versuch macht, ein System der Wahrheit in seinem Geiste aufzubauen, so ist er nicht nur berechtigt, sondern sogar genötigt, zuweilen zu kühnen Schlußfolgerungen zu greifen, um einen Baustein mit den andern zu verbinden. Nur dürfen dabei zwei Bedingungen nicht außer acht gelassen werden: 1. Unser Wissen ist und bleibt bei dem besten Streben Stückwerk. Wir mögen zwar versuchen, ein jeder in seiner Weise, das System der Wahrheit aufzubauen, nur daß jeder seiner Schranken sich bewußt bleibe und also nicht glaube: Ich habe allein die Wahrheit, die andern, die nicht mit mir übereinstimmen, irren. Demut ist also das eine Stück, das bei allem Forschen sein muß.

2. Das andere Stück ist die Bruderliebe, die auch den schwachen und irrenden Bruder nicht von sich stößt und ihm nicht zumutet, Dinge zu glauben, als Glaubensgesetz anzunehmen, die er nicht fassen und nicht ertragen kann. Selig werden kann auch ein Kind am Verständnis, verloren gehen kann der gewiegteste Systematiker und Denker.

Das vorausgeschickt, darf ich nun doch wohl sagen, es ist ganz wohl möglich, daß bei dem Versuch, ein System der Wahrheit herzustellen, Sätze ausgesprochen werden, die sich nicht strikt exegetisch beweisen lassen. Die betreffenden Sätze stehen im Zusammenhang mit dem System und finden da ihre Begründung. Ob sie wahr oder irrig sind, hängt davon ab, ob das System wahr oder irrig ist. Der das System aufstellt, gibt es seinen Brüdern zur Prüfung hin. Sie sollen ebenfalls mit Demut und Liebe diese Prüfung vornehmen und dann annehmen oder verwerfen, wie sie es für recht halten.

Und nun zur Sache!

Es ist ein Problem, das wohl ernster Forschung wert ist, die Frage nämlich: Welche Wirkung hatte Sünde und Tod auf den Menschen? Mit ihr steht aber die andere in engstem Zusammenhang: Welche Wirkung hatte der Fall des Menschen auf die ihn umgebende Natur?

Umgekehrt würden diese Fragen lauten: In welchem Verhältnis stand bei dem noch sündlosen Menschen Geist und Natur?

Es kommt uns jetzt unglaublich vor, daß die Wirkung des Sündenfalles die gewesen sein soll, daß der Mensch, d. h. der Leib desselben, der Materialität anheimgefallen sei. Weil uns die Erfahrung fehlt, so können wir uns nicht denken, wie es je könne anders gewesen sein vor dem Fall. Wer sich eine Vorstellung bilden will von dem Urstand des Menschen, wird notwendig seinen Blick richten müssen einesteils auf die Aussprüche der Schrift, welche uns sagen, welche Stellung der Mensch in der Welt einnehmen sollte nach Gottes Absicht (1 Mos. 1, 26), anderenteils auf den Wiederhersteller der Menschheit, Christus, und

auf das, was nach der Weissagung durch Christum noch geschehen soll: Wiedergeburt der Welt, Millennium etc. etc. Das Ende muß zuletzt das vollendet darstellen, was im Anfang Gottes Absicht und Wille war. Der Mittler in der Mitte leuchtet rückwärts und vorwärts. So wenig man, nach Matth. 11, 27; Joh. 1, 18, eine Theologie, d. h. eine Lehre von Gott aufstellen kann, ohne den Sohn, so wenig kann es eine richtige Anthropologie, Lehre vom Menschen, geben ohne den Menschensohn, der als Wiederhersteller der Menschheit erschienen ist, und von welchem wir zu lernen haben, was der sündlose Mensch war und was der von Sünde und Tod erlöste Mensch sein wird.

Handelt es sich also um die Frage: Wie ist die 1 Mos. 1, 26 angedeutete Herrschaft des Menschen über die äußere Natur aufzufassen, ist sie ähnlich oder gar dieselbe, die jetzt uns zu Gebote steht infolge der tiefdringenden Naturerkenntnis der jetzigen Zeit — ? So werden wir diese Frage beantworten im Blick auf Christum, indem wir sehen, welche Herrschaft er über die Natur ausübte. Kurz sagt in seinem Lehrbuch der heil. Geschichte ganz vortrefflich: „Die Herrschaft über die ganze irdische Natur, die dem ersten Menschen und seinem Geschlechte bestimmt gewesen war, war durch die Sünde verloren gegangen und dadurch das rechte Verhältnis zwischen Natur und Geist zerstört worden. Der zweite Adam, der an die Stelle des ersten trat, mußte die verlorene Herrschaft wieder erlangen und zwar in erhöhtem Maße, da es sich hier nicht bloß, wie beim ersten Menschen, um eine ruhige und ungestörte harmonische Entwickung, sondern zugleich um Überwindung aller jetzt vorhandenen feindlichen und ungöttlichen Kräfte und Zustände handelte. Die menschliche Natur in ihrer jetzigen Gestalt, in ihrer Ohnmacht und Hilflosigkeit, vermochte keines von beiden, und da Christi menschliche Natur der unsrigen hierin gleich sein mußte, so konnte er die ihr fehlende Herrschermacht nur durch übermenschliche Kräfte erlangen und erlangte sie dadurch, daß in seiner menschlichen Natur die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnte. In dieser persönlichen Einigung des weltschöpferischen Wortes mit dem zweiten Adam (oder dem Menschen Jesus) ist die verlorene Herrschermacht des Menschen nicht nur wiederhergestellt, sondern auch zu ihrer höchsten, alle Hindernisse überwindenden, alle Zerrüttung erneuernden Kraft erhöht. Beim ersten Menschen würde die Herrschaft des Geistes über die Natur, zu der er bestimmt war, nicht als Wunderkraft erschienen sein, denn ihre Ausübung wäre das Natürliche, Alltägliche, Gewöhnliche gewesen. Bei Christo hingegen mußte sie sich durchweg als Kraft, Wunder zu thun, gestalten, denn die menschliche Ohnmacht war jetzt das Natürliche, die Herrscherkraft aber das Übernatürliche geworden."

Also Herrschaft des Geistes über die Natur — das ist das Prärogativ, das wir dem ersten, noch sündlosen Menschen zugestehen, beilegen müssen, wenn wir 1 Mos. 1, 26 nicht entleeren und nach den Gesetzen der Ohnmacht des Geistes der Natur gegenüber erklären wollen.

Die Frage kann nur die sein: War der Mensch schon im Besitz dieser Herrschaft oder mußte er erst durch ethische Entwicklung sie erwerben? Ohne Zweifel war die Macht ihm als Gabe beigelegt, sie gehört zu den konstitutiven Rechten und Elementen des Menschen als Bildes Gottes; er aber konnte diese Macht nur üben in Einheit mit dem Geiste Gottes. Was ihm als Gabe verliehen war, war zugleich Aufgabe, um durch Übung sie anzueignen. Und die Übung in dieser Aufgabe begann mit der Zuführung der Tiere zur Namengebung. Da sollte die Übermacht der menschlichen Natur als einer von Gottes Geist durchdrungenen über die tierische sich zuerst erproben. Daß sie schon diese Probe nicht bestand, deutet uns 1 Mos. 2, 18 u. 19 an; worauf ich jedoch hier mich nicht einlassen kann. Es würde mich entschieden zu weit führen, wenn ich entwickeln sollte, wie weit Christi Macht über die Natur ging. Man erinnere sich nur der einzelnen Wunder: Zu Kana Wasser in Wein verwandelt = Macht über die Naturkräfte, vermöge welcher sonst im Reich der Natur solche Verwandlung erfolgt; Speisung der Tausende; Stillung von Wind und Meer; Wandeln auf dem Meer etc. . . . Seine Heilungen sind ebenfalls als Herrschermacht des Geistes über die gestörte und zerstörte Natur, als Wiederherstellung der Ordnung zu betrachten.

Allein mit der Frage: Wie weit ging die Herrschaft des Geistes über die Natur? steht die andere im engsten Zusammenhang: Wie weit ging die Herrschaft des Geistes über den eigenen Leib? Der Leib gehörte ja zur äußeren Natur, aber er war durch einen göttlichen Schöpferakt gestaltet zum Menschenleib, dem er seinen Geisteshauch eingeblasen und also den Menschen zur lebendigen Seele gemacht hat. Gewiß, „der erste Mensch war von der Erde und irdisch," aber war nun der Leib den Gesetzen der Natur unterworfen, oder herrschte der Geist des Menschen über die Gesetze der Natur und über seinen Leib? War die Verbindung von Geist und Materie in dem Menschen eine solche, daß der Widerstreit der beiden in höhere Harmonie aufgelöst war, oder war ein unlösbarer Widerspruch vorhanden, so daß zwar der Geist des Menschen herrschen sollte über die Naturkräfte und Naturgesetze, aber — seinen eigenen Leib konnte er nicht der Materialität entziehen? War da schon am Ende Fausts Klage berechtigt: Der Gott, der mir im Busen wohnt, Kann tief mein Innerstes erregen; Der über allen meinen Kräften thront: Er kann nach außen nichts bewegen —? War Prometheus da schon gefesselt an den — Erdenkloß? Unterlag sein Leib allen Einflüssen der Natur, der Kälte, Hitze, den feindseligen Elementen und Kräften, der Schwerkraft und dergleichen? Hat Gott den Menschen als wandelnden Widerspruch zwischen Natur und Geist geschaffen? Mich dünkt, die Antwort sollte uns nicht schwer werden im Blick auf Christum! Christi Verklärung zeigt uns das rechte Verhältnis von Natur und Geist in dem Leib des noch ungefallenen Menschen. Der Geist durchleuchtete in Christo selbst die von uns angenommene Natur, welche bereits durch

die Sünde entartet und geschwächt war. Wie wird erst die Geistesmacht die leibliche Natur des ungefallenen Menschen durchdrungen und durchleuchtet haben? Die Herrlichkeit offenbart ja nur das verborgene Geisteswesen. Diese Herrlichkeit war ebenso eine Gabe, wie die Herrschermacht es war. Und solange diese Herrlichkeit ihn umstrahlte, bedurfte der Mensch kein Kleid, so wenig als die Engel und Seligen es bedürfen. Erst der gefallene Mensch ermangelt der Herrlichkeit Gottes, Röm. 3, 23, aber doch wohl nicht auch der sündlose? Sollte der Schluß wirklich zu kühn sein, daß die Herrschaft des Menschen über die äußere Natur notwendig die Herrschaft über seinen Leib einschließt, so daß dieser nicht den Gesetzen der Materie unterworfen war? Das schwimmende Eisen bei Elisa, Jesu Wandeln auf dem Meer, zeigt es uns nicht die Macht des Geistes über das Gesetz der Schwere, das sonst die Materie beherrscht? Also — der Leib des Menschen war zwar noch nicht verklärt, er sollte erst allmählich der Verklärung entgegengeführt werden; aber die Herrschaft des Geistes erhob den Leib über die Naturgesetze und stellte ihn dem Geiste zur unbedingten Disposition. Von hier aus betrachte man nun die vielgepriesenen Errungenschaften und Fortschritte der Industrie und Wissenschaft u. dergl. Wie ärmlich nimmt sich der herrlichste Palastwagen einer Eisenbahn aus gegenüber dem Gedanken, daß der Mensch all dieser vieltausend Dinge gar nicht bedurft hätte, wenn er sich bewährt hätte in seinem ersten Stand! Stellen, wie 1 Kön. 18, 12; Ap.-Gesch. 8, 39 u. 40, deuten uns Entrückungen durch Geisteskraft bei sündigen Menschen an; sollte der sündlose nicht solche Geisteskraft über seinen Leib gehabt haben? Man rechne doch nicht immer nur mit den Nullen des gefallenen Sünders, sondern mit den Geistespotenzen des sündlosen Menschen! Wer den Menschen als eine Einheit, als eine nach Gottes Absicht u n a u f l ö s l i c h e E i n h e i t von Geist und Natur denkt, wird diesen obigen Gedankenreihen sich nicht entziehen können.

Wenn ich jetzt sage: Durch den Fall des Menschen ist er der Materialität anheimgefallen — erscheint das so unglaublich? Es ist damit einfach gesagt: Der Fall hat Auflösung und Zerstörung in die Einheit von Geist und Natur gebracht. Auf gottgewolltem Wege der Entwicklung hätte der Mensch die Geistesmacht über die Natur in sich fixiert, hätte also dauernd und unwiderruflich seinen Leib über die Materialität erhoben. Durch seinen Fall verlor er die Einheit mit Gott und damit die Geistesmacht und die Herrscherkraft über seinen Leib, und dieser fiel also den Elementen wieder anheim, denen er durch den göttlichen Schöpferakt (Gen. 2, 7) entnommen war.

Aber der Fall des Menschen hatte nicht bloß für seine eigene leibliche Natur so verhängnisvolle Folgen. Auch die Natur außer dem Menschen hat eine schlimme Veränderung erfahren. „Der Satz, daß durch die Sünde der Tod in die Menschenwelt gekommen, läßt sich nur festhalten, wenn man zugleich den andern behauptet, infolge der menschlichen Sünde sei auch die Naturordnung in der das Menschen-

leben umgebenden und bedingenden Welt eine andere geworden." „Daß die gegenwärtige Weltordnung nicht die ursprüngliche sein kann, muß jeder ahnen, welcher glaubt, daß Gott Schöpfer und daß Gott die Liebe ist, und diesen Glauben folgerichtig durchdenkt. Man erwäge z. B. die Schmerzen und Ängste, welche die Tierwelt wegen ihres gegenseitigen Mordens durchdringen. Nur wer eine blinde und herzlose Macht für die allwaltende hält, kann die jetzige Naturordnung für die wirklich natürliche halten. Eine bloße Naturmacht kann freilich nichts, worin Verstand und Liebe ist, zustande bringen." (Geß, Dogma von Christi Person und Werk. Seite 86—88.)

Ich darf mich nicht darauf einlassen, auch diesen Punkt weiter zu beleuchten, nur so viel sei gesagt, daß, als der Mensch seine Herrschaft über die Natur verlor, notwendig Störungen in der Natur eintreten mußten, und die Macht des Fürsten dieser Welt auch über die Naturkräfte ist lediglich auf den Fall des Menschen zurückzuführen. Alle die furchtbaren Naturkatastrophen durch Feuer, Wasser, Sturm, Hagel u. dergl. sind ohne Zweifel auf satanisch-dämonische Einflüsse zurückzuführen (vgl. Hiob 1; Eph. 6, 12). Doch, es sei genug. Wir hoffen auf eine Wiederherstellung der Menschheit, der erlösten Menschheit, noch in diesem Äon, wo die Teilhaber der ersten Auferstehung mit Christo an der Spitze über die alte Erde herrschen, die wilden Kräfte und satanischen Einflüsse verbannt werden (Jes. 11, 6—9; Offb. 20, 1 ff.) und wo ein Zeitalter eintritt, da die erlösten Menschen eben die Herrschaft dann antreten und ausüben werden, welche der Mensch ohne Sünde und Tod hätte erlangen sollen. Hier ergibt sich die logische Notwendigkeit des so viel geschmähten und wenig verstandenen Millenniums von selbst. Nur daß man die Zahl 1000 nicht nach arithmetischer Prosa, sondern symbolisch verstehen soll: ein Zeitraum verhältnismäßiger Vollendung wird das Millennium sein, in welchem alles vollends ausreifen muß entweder für die Scheune Gottes oder für das Feuer. Ob es bloß gemeine 1000 Erdenjahre sind, oder ob es gegenüber der kurzen Zeit des Drachen ein viel längerer Zeitraum ist, das wird erst die Erfüllung zeigen.

Bischof Dupanloup.

Von Prof. Dr. Fredrik Nielsen in Kopenhagen.

(Aus der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft.)

(Fortsetzung.)

Es währte nicht lange, bis Dupanloups royalistische Freunde ihn bei Hofe empfahlen. Zunächst wurde er zum Almosenier der Tochter Ludwigs XVI. ernannt, später wurde er der Religionslehrer des Sohnes der Herzogin von Berry, sowie des Herzogs von Bordeaux und zugleich der orleanschen Prinzen. Als die Bourbons durch die Julirevolution verjagt wurden, dachte Dupanloup daran, das Leben im Exil mit ihnen zu teilen; da indes schon ein Lehrer für den Herzog von Bordeaux be-

stimmt war, blieb er in Paris. Trotz der Ergebenheit, die er dem vertriebenen Fürsten bewiesen, blieb er doch ferner der Lehrer der orleanschen Prinzen, und mitten unter den Unruhen der Hauptstadt, mit denen die Regierung Louis Philipps eingeleitet wurde, bereitete er den Prinzen von Joinville zur ersten Kommunion vor.

Dupanloup war einer der wenigen jüngeren französischen Priester, die durch Lamennais und die von ihm hervorgerufene Bewegung gar nicht beeinflußt worden waren. Lacordaire war einer seiner Kameraden in St. Sulpice gewesen, und Montalembert hatte, wie schon erwähnt, früh einen gewissen Eindruck auf ihn gemacht. Doch der Freund des Herzogs von Orleans war allzu eng mit den Kreisen verbunden, in welchen man den Traditionen der Zeit vor 1789 lebte, als daß er jene Freiheitsschwärmerei hätte teilen können, von welcher damals ein großer Teil der katholischen Jugend ergriffen wurde. Im Jahre 1831, als die Sache Lamennais' in Rom zur Verhandlung stand, kam Dupanloup gerade zum erstenmale in die Stadt des Papstes. Hier schloß er sich sofort den Gegnern Lamennais' an, namentlich dem Jesuiten Rozaven, dem Verfasser einer Widerlegung der ganzen Lamennaisschen Theorie von der Gewißheit in der Religion. Es war ihm eine große Beruhigung, als er merkte, daß der Papst dem französischen Schriftsteller gegenüber, der einst in Rom als der „letzte Kirchenvater" begrüßt worden war, „fest" sei. Er legte viel Gewicht auf diese Festigkeit von seiten Roms; denn er hatte die Überzeugung, daß die „junge Priesterschaft in einem erschrecklichen Maße dem Schisma, dem Hochmut und zügelloser Freiheit zugeneigt sei;" wenn es Lamennais gelänge, die Gunst Roms zu gewinnen, würden nach seiner Meinung alle jungen französischen Priester sich auf dessen Seite stellen. Darum jubelte er, als Gregor XVI. 1832 dem gefeierten kirchlichen Schriftsteller seine Encyklika entgegenschleuderte. Er geriet darüber in Entzücken, daß der Papst mit einer solchen Kraft gesprochen; denn nun konnten auch die Geringen Mut fassen, sich im gleichen Sinne auszusprechen.

In Rom hatte Dupanloup Audienz bei Gregor XVI. gehabt und war von diesem als der „Apostel der Jugend" begrüßt worden. Doch nicht überall wurde der Katechismusunterricht zu St. Hyacinthe so sympathisch beurteilt wie in Rom. Mehrere pariser Priester waren eifersüchtig auf den jungen Priester an der Madeleine-Kirche, welcher es verstanden hatte, große Scharen um den Unterricht zu versammeln, der anderswo unbemerkt blieb und von niemanden gewürdigt wurde, und einzelne unter ihnen hatten nicht ohne Grund Bedenken gegen die „dramatische" Methode Dupanloups geäußert. Als der Vorgesetzte des letzeren an der Madeleine-Kirche 1833 Bischof wurde, schlug indes der Erzbischof von Paris, de Quelen, Dupanloup als dessen Nachfolger vor; die Regierung aber hatte andere Pläne. Außerhalb der kirchlichen Kreise war die an dem Religionsunterricht Dupanloups geübte Kritik nicht minder scharf als innerhalb derselben; darum wurde das Amt nicht ihm, sondern einem anderen Priester verliehen, der als ein Geg-

ner der Thätigkeit des jungen Modepredigers bekannt war. Von dem Augenblick an war es aus mit dem Frieden an der Madeleine-Kirche, und nach Verlauf einiger Zeit entfernte der neue Vorgesetzte Dupanloup fast an allen Punkten von der Beteiligung an dem Katechismusunterricht. Der Erzbischof mischte sich in die Sache und stellte sich auf Dupanloups Seite; seine Gegner aber, von der Regierung und zum größten Teil auch von seinen Kollegen in Paris unterstützt, hielten stand. Der Streit erregte das größte Aufsehen; denn man war es nicht gewohnt, einen Priester sich gegen seinen Bischof auflehnen zu sehen. Schließlich mußte der Erzbischof doch nachgeben. Um seine Niederlage zn verbergen, ernannte er Dupanloup und dessen Mitarbeiter im Katechismusunterricht zu Priestern an St. Roch und versetzte dafür eine Anzahl Priester von hier an die Madeleine-Kirche; obgleich aber auf diese Weise die Ehre gerettet war, mußte doch Dupanloup durch diese Versetzung eine große Enttäuschung erleben. Er erfuhr zum erstenmal, eine wie geringe Autorität ein Bischof in Frankreich einem Priester gegenüber besitze, den die Regierung begünstigt; es bieb ihm vorbehalten, später zu erfahren, wie gering die Autorität eines Bischofs einem Laien gegenüber sei, den der Papst unter seine Flügel genommen.

Die unfreiwilligen Ferien, welche Dupanloup infolge seiner Versetzung an St. Roch genoß, benutzte er, um ein Buch zu schreiben, das eine nicht geringe Verbreitung in der katholischen Welt gewonnen hat. Der Titel ist: „Das Christentum, für Weltmenschen dargestellt; ein Auszug aus Fenelons Werken." Während er an der Madeleine-Kirche fungierte, war Erzbischof de Quelen durch ihn bewogen worden, seine Erlaubnis zur Abhaltung jener Predigtgottesdienste in der Advent- und Fastenzeit zu geben, die später durch Männer wie Lacordaire, Ravignan, Hyacinthe-Loyson und Felix eine so große Bedeutung gewonnen haben. Der Zweck dieser "Conférences" war die Verteidigung des Christentums gegen die verschiedenen wider dasselbe gerichteten Angriffe; sie wurden zuerst 1834 von sieben verschiedenen Predigern gehalten, unter denen sich auch Dupanloup befand. Mit der Herausgabe des oben erwähnten Buches verfolgte er dasselbe Ziel wie mit den "Conférences." Fenelon hatte seiner Zeit Bossuet gebeten, eine Apologie für Leute aus der großen Welt zu verfassen, und der Bischof von Meaux hatte versprochen, diesen Wunsch zu erfüllen; sein Vorhaben kam aber nicht zur Ausführung. Beim Durchlesen der 40 Bände, die Fenelon hinterlassen hatte, fand Dupanloup jedoch, daß in denselben zahlreiche Bruchstücke einer solchen Apologie vorhanden seien, die nur zusammengestellt zu werden brauchten, und darin bestand die Arbeit, die er unternahm. Das Schema für sein Verfahren war schon von Fenelon gegeben. Dieser hatte nämlich in einem Briefe ausgesprochen: man müsse zuerst den Atheisten das Dasein Gottes und die Bedeutung der Religion, sodann den Deisten die Gottheit Christi und das Christentum und endlich den Protestanten den Katholizismus

beweisen. Daher bilden das Dasein Gottes, die Gottheit Christi und die Unfehlbarkeit der römisch-katholischen Kirche die drei Hauptpunkte dieser Apologie.

Durch diese Arbeit wurde Quelen auf die Gaben aufmerksam, welche der Priester von St. Roch besaß, um auf die höheren Kreise zu wirken, und 1837 eröffnete er ihm ein neues Arbeitsfeld, indem er ihm die Leitung des Seminars St. Nikolas anvertraute. Früher war dieses Seminar hauptsächlich nur eine bescheidene Pflanzschule gewesen, aus welcher die niedere Priesterschaft in Paris rekrutiert wurde; aber unter Dupanloups Leitung wurde es zu einem Sammelplatz für die Söhne der ersten Familien Frankreichs. Er ging davon aus, daß es für den zukünftigen Priester gut sein müsse, gemeinsam mit Jünglingen aus den höchsten Gesellschaftskreisen erzogen zu werden; und er meinte, auch diese würden gewinnen, indem sie ihre Kräfte im Wettstreit mit solchen Altersgenossen übten, die zwar talentvoll, aber nicht wie sie Träger großer Namen oder Erben hoher gesellschaftlicher Stellungen seien. Die Reichen erkauften den Unterricht ihrer Söhne mit schwerem Gelde; die Kinder der Armen aber wurden unentgeltlich aufgenommen. Hatten sie nur gute Anlagen, so stand ihnen diese Schule ebenso offen wie den Reichen. Die höchsten Familien aus der alten Schule hielten es für ein großes Glück, eins ihrer Kinder in den Kreis aufgenommen zu sehen, welcher der Gegenstand der täglichen Einwirkung Dupanloups war. Die einzige Strafe, die man in dieser Schule kannte, war eine Ausweisung in der freundlichsten Form. Über das Leben in St. Nikolas während der acht Jahre, wo Dupanloup diesem Seminar sein Gepräge aufdrückte, liegen Äußerungen von den verschiedensten Seiten vor. Aber auch ein Mann wie Ernst Renan, der selbst mehrere Jahre lang Dupanloups Schüler war, spendet der Thätigkeit des letzteren ebenso großes Lob, wie die eifrigsten Katholiken. Dabei aber wirft er ihm doch vor, daß er gar zu wenig gründlich und wissenschaftlich gewesen sei und an seine Schüler zu hohe Forderungen gestellt habe. Er war wie ein General, der auf Krankheiten und Todesfälle unter seinen Rekruten keine Rücksicht nimmt. Wie alle guten Erzieher wirkte er am meisten durch seine Persönlichkeit, aber sein Einfluß war in dem Maße übergreifend, daß die andern Lehrer neben ihm gänzlich verschwanden. „Er war," sagt Renan, „in der Schule die Quelle, aus der alles strömte. Sie hatte viel Mängel; er ersetzte sie alle. Als Schriftsteller und Redner war er nur ein Mann zweiten Ranges; aber als Erzieher stand er unvergleichlich da."

Das Ziel, das er vor Augen hatte, war die Ausbildung eines Geschlechtes, das an Frankreichs alten religiösen und politischen Traditionen festhielt. Er hatte eine persönliche Neigung für die klassische Litteratur und fand später als Bischof Gelegenheit, für dieselbe eine Lanze brechen; unter den Anklagen nämlich, die Louis Veuillot gegen ihn erhob, befand sich auch die, daß er in einem Hirtenbrief die Gymnasiallehrer seines Stiftes ermahnt habe, sich des Studiums der Alten anzu-

nehmen. Dupanloup liebte aber auch die eigenen Klassiker Frankreichs, und die neuere romantische Poesie wurde in seiner Schule eifrig behandelt. St. Nikolas war alles andere als ein klösterliches Institut, in welchem die Zeit mit Andachtsübungen hingeht. Ganz Paris, sagt Renan, strömte ein durch Thüren und Fenster, nicht aber die pariser Verderbnis. Vor allen Dingen freilich war es das Bestreben des Abbé Dupanloup, der Kirche eine Schar von gehorsamen Söhnen zu erziehen und ihnen solche Diener zu verschaffen, die ihr das zu sein vermöchten, was ihr in entschwundenen Zeiten die Mitglieder der alten französischen Priesterschaft gewesen waren. Für die großen priesterlichen Gestalten des alten Regimes hegte er die größte Ehrfurcht. Er hatte allerdings keine Sympathie für ihren Gallikanismus, aber doch tiefen Respekt vor dem Patriotismus, der sie bewogen hatte, die Rechte der gallikanischen Kirche zu behaupten, und er konnte sich nicht darein finden, daß der moderne französische Ultramontanismus auf die großen Bischöfe der Vergangenheit mit Geringschätzung herabsah. Er war selbst ein echter Franzose mit allen starken und schwachen Seiten seines Volkes und ließ es sich große Anstrengung kosten, seine Schüler zu guten Franzosen zu erziehen. Doch das Frankreich seiner Liebe war von der Gegenwart geschieden durch eine Revolution, die er verabscheute und deren Nachwirkungen er bekämpfte, wo er solche verspürte. Seine Hoffnung war nun, daß die Erben der großen Namen, die im Seminar zu St. Nikolas vereinigt waren, ein Kreuzheer würden, das die alten Institutionen zurückerobern und die alte Ordnung der Dinge wiederherzustellen vermöchte. Er wußte aber, daß ein solcher Eroberungskrieg heutzutage in der Presse und in gesetzgebenden Körperschaften geführt werden müsse; darum that er alles, um seinen Schülern eine geschmeidige Feder und eine fließende Zunge anzueignen. Wenn nun so vieles von den Erzeugnissen der Neuzeit innerhalb der Mauern dieses Seminars dringen durfte, so geschah es, weil der Superior zu St. Nikolas ein klares Bewußtsein davon hatte, daß man jetzt anders schreiben und reden müsse, als in den Tagen Bossuets und Fenelons. Er wußte, eine wie große Macht im Besitz von Talent und Genie liegt; sollte die Kirche in unsern Tagen verteidigt werden, so mußte ihre Sache solche Männer zu Trägern haben, die aus den Quellen geschöpft haben, welche auf den Geisteshöhen entspringen. Darum ging er förmlich auf Jagd nach Talenten aus, um diese in den Kreis zu versetzen, dessen Mittelpunkt er selbst war. Seine Fangarme erstreckten sich über ganz Frankreich, und ein Jüngling, der bei seinen Lehrern Hoffnungen erweckt hatte, durfte getrost bei ihm anklopfen, gleichviel ob er aus Savoyen oder aus der Bretagne kam. Aber er kannte nicht bloß die Bedeutung des Talentes, er wußte auch, was zur Entfaltung eines solchen erforderlich ist. Jene todbringende Neigung, alle in der gleichen Knopfform umzugießen, die schwache Seite der jesuitischen Schulen, war bei ihm nicht vorhanden. Talent und Genie durfte sich zu St. Nikolas frei entwickeln.

Was er in diesen acht Jahren eifriger Thätigkeit erreicht hat, das läßt sich natürlich nicht sagen; in dem Frankreich eines Gambetta und Comte ist für Dupanloups Schule kein Raum. Und schon ehe er seine Augen schloß, mußte der Bischof von Orleans auf mancherlei Weise die Erfahrung machen, daß er nicht immer imstande sei, die vielen festzuhalten, die er eine Weile zu fesseln vermocht hatte. Am 3. Januar 1857 fiel der Erzbischof Sibour von Paris von Mörderhand, vor dem Altar der Kirche St. Etienne du Mont stehend, im Begriff am Tage der heiligen Genoveva die Messe zu lesen. Sein Mörder war ein Priester, und zwar einer der alten Schüler Dupanloups. Wenn man Dupanloups große Flugschrift über den Atheismus und die soziale Gefahr liest, erfährt man, wie früh schon ein anderer der Seminaristen von St. Nikolas angefangen hat, seinem alten Lehrer Kummer zu bereiten. Der Abschnitt des Buches, der vom Pantheismus handelt, ist durchweg eine Polemik gegen Renan; und fünf Jahre, nachdem einer der Schüler jenes Seminars, wo man mit besonderer Feierlichkeit die Feste der Madonna beging, Frankreichs Primas mit dem Ausruf: "A bas les déesses!" (Nieder mit den Göttinnen!) ermordet hatte, entzündete dieser andere Schüler von St. Nikolas das religiös interessierte Frankreich durch einen Roman, dem er den Namen, das „Leben Jesu" gegeben.

Es hat indes keiner der Schüler Dupanloups uns besser als Renan Gelegenheit gegeben, den Zauber zu verstehen, den der Superior von St. Nikolas auf seine Zöglinge übte. Wie so viele der in Klosterschulen untergebrachten Knaben, litt auch Renan, der ziemlich plötzlich aus seiner Heimat in der Bretagne nach Paris versetzt worden war, sehr an Heimweh; namentlich sehnte er sich heftig nach seiner Mutter. Dieser Sehnsucht gab er Ausdruck, so oft er an sie schrieb. Alle Briefe wurden von einem der Lehrer gelesen, und weil der Superior alles wissen sollte, gab man ihm auch einen der Renanschen Briefe zu lesen. „Der schönste Zug in Dupanloups Charakter," sagt Renan, „war seine Liebe zu seiner Mutter. Obwohl seine Geburt gewissermaßen der schwierigste Punkt in seinem Leben war, zeigte er seiner Mutter eine wahre Verehrung. Diese alte Dame wohnte neben ihm; wir bekamen sie niemals zu sehen, aber wir wußten, daß er sie jeden Tag besuchte. Er pflegte zu sagen, man könne den Wert eines Menschen nach der Achtung beurteilen, die er seiner Mutter beweise." Als seine Mutter 1849 starb, schrieb er: „Ein armer Priester, der 47 Jahre lang allein mit seiner Mutter gelebt hat, verliert alles, wenn er sie verliert." Ein Sohn, der seine eigene Mutter so sehr liebte, konnte nicht taub sein für den Schmerz, der in so ursprünglicher Weise in den Briefen des jungen Renan zu Worte kam; und er wußte, wie seine Seminaristen am liebsten sein Mitgefühl erführen. Jeden Freitag erteilte der Superior in eigener Person, im Beisein der ganzen Schule, Lob und Tadel, und diesem allwöchentlichen Gerichtstage sahen die Seminaristen mit Furcht und Hoffnung entgegen. Die Schar von Jünglingen, die von Ehre träumten, von Ansehen und

großem Namen in der Welt, strebte nämlich vor allem danach, an diesen Freitagen Lob zu ernten. Ein Wort aus dem Munde ihres Superiors konnte sie in ihren eigenen Augen wie in denen ihrer Kameraden gewaltig heben; aber ein Wort von ihm konnte sie auch tief demütigen. Das wußte Dupanloup; und er war bemüht, diese Freitage zu Knotenpunkten im Leben seiner Jünglinge zu machen. Gerade an einem Freitag war Renans Brief abgesandt worden. Am Abend dieses Tages trug Renans schriftliche Arbeit nur die Note 5 oder 6, Dupanloup aber fügte hinzu: „Wäre das Thema dasselbe gewesen wie das eines Briefes, den ich heute früh gelesen, würde Ernest Renan Nr. 1 bekommen haben." „Von dem Augenblick an," sagt Renan, „beachtete er mich. Ich existierte für ihn, und er war mir, was er allen war: ein Abgott."

Der große Ruf, in welchem Dupanloup als Pädagog stand, wurde noch bedeutend vergrößert durch seine Beteiligung an dem merkwürdigen Drama, welches eine Versöhnung zwischen der Kirche und einem der Veteranen der Revolution zuwege brachte. Einst hatte Dupanloup in jenen Tagen, wo er bei Hofe als Lehrer der Königskinder verkehrte, eine Gestalt erblickt, die einen gewissen Eindruck auf ihn machte; es war Talleyrand, „der Mann mit den beiden Gesichtern, deren eines das andere nicht verriet," der geschmeidige Politiker, der nacheinander im Dienst der Revolution, des Kaisertums, der Restauration und des Bürgerkönigtums gestanden. Als Dupanloup nach St. Nikolas kam, war Talleyrand ein Greis von mehr als 80 Jahren. Nachdem er in seinem hohen Alter seine letzte politische Mission in London ausgeführt, lebte er still in seinem Hotel in der Rue St. Florentin; aber seine nächste Umgebung erinnerte ihn beständig an das, was allen Sterblichen und besonders einem Greise, der längst die Jahre des Staubes überschritt, bevorsteht. Talleyrand war in seiner Jugend Bischof von Autun gewesen, aber er hatte nicht Messe gelesen seit dem Jahrestage des Sturmes auf die Bastille, wo er die berühmte Messe auf dem Marsfelde las. Und er, der einstmalige Priester und Bischof, hatte eine Ehe geschlossen, die das kanonische Recht nicht bloß dadurch verletzte, daß der Bräutigam das Cölibatsgelübde abgelegt hatte. Ab und zu erhielt er Briefe von alten Damen, die ihm rieten, „den Wunsch des Himmels zu erfüllen," indem er Frieden suche mit der Kirche, die ihn verurteilt hatte, die Kommunion nur als Laie zu genießen, nur das Brot, nicht aber den Kelch. Eine dieser Damen sandte ihm sogar eine kleine Medaille mit dem Bilde der Madonna, und einer aus seiner männlichen Umgebung versichert treuherzig, Talleyrands Gedanken hätten sich Gott zugewandt von dem Augenblick an, wo er die Medaille empfangen, die er dann beständig in seiner Börse getragen habe.

Keiner aber sann so sehr auf die Bekehrung des alten Politikers wie der Erzbischof Quelen von Paris, der seinerzeit Koadjutor von Talleyrands Onkel, dem Kardinal de Perigord, gewesen war. Als der alte Kardinal starb, ohne seinen Wunsch nach Versöhnung seines Neffen mit der Kirche erfüllt gesehen zu haben, vermachte er seinem Koadjutor

die darauf bezüglichen Pläne. Schon am 8. Dezember 1823 hatte Quelen einen langen Brief in dieser Richtung an Talleyrand geschrieben, hatte aber keine Antwort darauf bekommen und ließ dann die Sache zwölf Jahre lang ruhen. Als die Gemahlin Talleyrands 1835 nach erfolgter Aussöhnung mit der Kirche starb, wurde die Situation weniger verwickelt, und Quelen faßte Mut und schrieb einen neuen Brief, dessen Anfang so lautete: „Mein Fürst! Eine Dame, welche Sie leicht wiedererkennen werden, ohne daß ich es nötig habe, sie mit den Namen zu bezeichnen, welche das bürgerliche Leben ihr zugesteht, welche ihr zu geben aber nach dem kirchlichen Gesetz nicht gestattet ist, ist kürzlich in der Rue Bourbon Nr. 87 verstorben, nachdem sie zuvor gegen mich den Wunsch ausgesprochen, mit Gott versöhnt zu werden; nachdem sie in Gegenwart von Zeugen um Vergebung gebeten für die Ärgernisse, deren Ursache sie gewesen, und nachdem sie die Sakramente der Kirche empfangen." Danach ging der Erzbischof auf die Sache los, die ihm der Kardinal de Perigord hinterlassen hatte, und welche auch der Papst selbst mit Teilnahme verfolgte. An demselben Tage empfing Quelen einige Zeilen, in welchen Talleyrand für den Brief dankte und ihm mitteilte, daß seine Nichte, die Herzogin von Dino, das Nähere besprechen solle. Am Tage darauf schrieb Talleyrand ferner, daß er selbst, wenn erst die Erkältung, an der er leide, überstanden sei, dem Erzbischof einen Besuch abstatten wolle. Aber die Erkältung hielt lange an. Der Erzbischof hatte, wie sein Brief andeutete, mit Rom Unterhandlungen darüber geführt, was unter gewissen Eventualitäten zu geschehen habe. Schon 1835 hatte man dort die Frage erwogen, und ein Brief vom Kardinal Lambruschini hatte dem Erzbischof ans Herz gelegt, nicht bloß Reue zu verlangen, sondern auch „une réparation suffisante" (ein genügender Widerruf). Der Kardinal machte darauf aufmerksam, daß die Angelegenheit Talleyrands sehr verschieden sei von der Gregoires, der Schismatiker gewesen, und der Erzbischof ließ alsbald seine Weisungen an den ersten Geistlichen der Madeleine-Kirche weiter gehen, in dessen Gemeinde Talleyrand wohnte. Obgleich jeder Priester, wenn Lebensgefahr vorhanden, wie der Erzbischof von Paris ausführt, eigentlich das Recht hat, Absolution zu erteilen, gibt es doch gewisse Ausnahmen von dieser allgemeinen Regel. Es gibt einzelne Personen, die erst „die Ärgernisse wieder gut machen müssen, deren Ursache sie gewesen." Für den Fall, daß dafür Gebrauch sein sollte, legte daher der Erzbischof in Gestalt eines versiegelten Billets einen Widerruf ein, welcher „auf Grund gemeinsamer Beratung hervorragender Theologen" ausgearbeitet war. Sollte Talleyrand so schwach sein, daß er denselben nicht würde unterschreiben können, solle auch „eine mündliche Zustimmung, eine vollkommen deutliche oder durch unzweideutige Zeichen in Gegenwart von Zeugen kundgegebene, ausreichen"; aber diese Zeugen müssen dann schriftlich für die geschehene Zustimmung des Sterbenden einstehen, und die Absolution kann nur in periculo mortis (in Todesgefahr) erteilt werden. Man sieht, wie alles genau

bestimmt worden. Doch die Unterschrift fehlte immer, und die Aussichten, eine solche zu erlangen, waren trotz der freundlichen Worte des Alten nicht eben vielverheißend.

Im Jahre 1791 hatte Talleyrand in Anlaß einer Schulfrage, über die in der konstituierenden Versammlung debattiert wurde, einmal gesagt: „Die Anwesenheit eines jungen Mädchens reinigt die Stätte, wo sie weilt, und die Unschuld gebietet ihrer Umgebung entweder Reue oder Tugend.“ Diese Worte blieben unvergessen. Als Talleyrand kurz vor dem Zeitpunkt, um den es sich hier handelt, in London bei der Firmung der Tochter der Herzogin von Dino, Pauline, zugegen war, sagte er weiter: „Wie rührend ist doch die Frömmigkeit eines jungen Mädchens, und wie naturwidrig ist der Unglaube eines Weibes.“ Als später jene Pauline nach Paris kam, wurde Dupanloup ihr Beichtvater, und allmählich wurde die Bekehrung Talleyrands sowohl von seinen Verwandten als auch vom Erzbischof in seine Hand gelegt.

Am 2. Februar 1838, als Talleyrand sein 84. Jahr vollendete, lud er Dupanloup zu Tisch; dieser aber schlug die Einladung aus. „Das macht mich staunen,“ sagte der alte Diplomat; „man hat mir gesagt, Abbe Dupanloup sei ein kluger Mann. Er hätte einsehen müssen, wie wichtig es für ihn werden könne, hier im Hause ein- und auszugehen.“ Auf eine erneute Einladung erschien endlich Dupanloup. Nach Tisch sprach er mit Talleyrand von St. Sulpice, und der einstmalige Bischof von Autun, der selbst ein Schüler dieser Schule gewesen, erinnerte an die Worte des sterbenden Ludwig XIV.: „Ich kenne nichts Apostolischeres, nichts Ehrwürdigeres als St. Sulpice.“ Dupanloup hatte beim Abschied das Gefühl, als habe er mit keinem Menschen in Paris je ein erbaulicheres Zwiegespräch gehabt. „Es fehlte nur ein Kreuz auf der Brust des Greises, um mich glauben zu machen, ich hätte mit einem der ehrwürdigsten Bischöfe Frankreichs geredet.“

Einen Monat danach hielt Talleyrand in der „Académie des sciences morales et politiques“ einen Vortrag, der einiges Aufsehen erregte. Es war eine Art Abschiedsgruß an die Welt, und es überraschte nicht wenig, einen Mann wie Talleyrand der Akademie sein Lebewohl in einer Rede bringen zu hören, welche nicht bloß die Theologie, sondern auch die Geradheit und Aufrichtigkeit im öffentlichen Leben pries. Er sandte sogleich ein Exemplar seiner Rede an Dupanloup, und als dieser kam, um sich zu bedanken, ließ er einige Worte fallen, in welchen er zu verstehen gab, daß die Rede des Fürsten dem Erzbischof zu großem Trost gereicht habe. „Ich habe die Theologie gepriesen,“ erwiderte Talleyrand, „und ich will, daß man darauf achte.“ Wiederum kam das Gespräch auf St. Sulpice, und zuletzt sprach der Fürst: „Ich bin alt, Herr Abbe; ich bin sehr alt . . . Es ist eine schlimme Jahreszeit . . . Ich werde schwächer . . . ja, ich befinde mich schlecht.“ Es trat eine Pause ein; darauf folgten wieder kleine Anläufe, aber weiter kam man diesmal doch nicht. Da entschloß sich dann Dupanloup, als ein Zeichen des Dankes für die Rede, Talleyrand sein Buch „Das Christentum für

Weltmenschen" zu übersenden. Gleichzeitig schrieb er einen Brief, zwischen dessen Zeilen ein Mann wie Talleyrand alles lesen konnte. An demselben Tage schrieb die Herzogin von Dino an Dupanloup: „Nicht eine Minute soll vergehen, bis ich Ihnen sage, daß Ihr bewunderungswürdiger Brief ein langes Zwiegespräch zwischen meinem Oheim und mir hervorgerufen hat. Ich hoffe auf gute Resultate und freue mich, Ihr gutes Herz zu sehen. Ich bin noch so bewegt, daß meine Hand zittert." Nun war die Belagerung in Angriff genommen, und mit großer Ausdauer wurde sie fortgesetzt.

An dem Tage, wo Talleyrand den Brief Dupanloups erhielt, sagte er zur Herzogin von Dino: „Wenn ich ernstlich krank werde, will ich einen Priester holen lassen. Sollte Abbe Dupanloup nicht gern kommen?" „Das glaube ich gewiß," antwortete die Herzogin; da sie jedoch längst über das Eigentümliche der Situation und über die Forderungen Roms verständigt worden war, fügte sie hinzu, es seien ja gewisse Unregelmäßigkeiten vorhanden, die vorerst ins Gleiche gebracht werden müßten. „Ja, ja," erwiderte Talleyrand, „ich schulde Gott etwas: daran habe ich längst gedacht." Einige Tage danach sandte er Dupanloup eine Danksagung für das Buch; aber noch war keine Gelegenheit, das versiegelte Billet mit dem Widerruf zu öffnen, das der erste Geistliche an der Madeleine-Kirche in Verwahrung hatte. Als der Bruder des Fürsten bald darauf gestorben war, machte Dupanloup wieder einen Besuch, und es kam die Rede auf das Sterben. Der alte Diplomat ließ verblümte Andeutungen einer Versöhnung fallen; doch immer noch spielten seine Gedanken Versteck. Als die Herzogin Paris verlassen sollte, um einer Preisverteilung beizuwohnen, zog er endlich ein großes beschriebenes Quartblatt aus einer Schublade hervor und übergab es ihr mit den Worten: „Gib das dem Erzbischof und sage mir, was er davon meint." Er sprach auch davon, daß er an den Papst schreiben wolle, und daß der Brief das Datum der Woche tragen solle, in welcher er seine Rede in der Akademie gehalten, damit ersichtlich sei, daß er bei Abfassung des Briefes im Besitz seiner Geisteskräfte gewesen sei. Als die Herzogin zurückkehrte, fragte er sie: „Nun, was hat denn der Erzbischof gesagt?" „Er war sehr erfreut und dankte Gott; aber er meinte, es müsse noch etwas hinzugefügt werden."

Das Schreiben Talleyrands ging nämlich von der Annahme aus, daß er, indem man ihn zur Laienkommunion verwiesen, damit zugleich von seinem Cölibatgelübde gelöst worden sei; das war aber ein Irrtum. Außerdem war auch die, welche er geehelicht, eines andern Mannes Gattin, sodaß seine Verheiratung in zweifacher Beziehung eine Verletzung der kirchlichen Vorschriften war.

Abbe Dupanloup bekam nun den Auftrag, den Fürsten über seinen Irrtum aufzuklären; aber er wartete einige Tage damit, weil er meinte, es sei augenblicklich keine Gefahr vorhanden. Am 12. Mai erkrankte indes Talleyrand, und am 15. Mai wurde die Situation so kritisch, daß man Dupanloup zu kommen bat. „Herr Abbe," sagte der

Fürst zu ihm, als er ins Krankenzimmer trat, „ich habe auf diesen zwei Seiten alles gesagt, und die Leute, welche dieselben richtig zu lesen verstehen, werden alles finden, was dastehen soll.“ „Ja, mein Fürst,“ antwortete Dupanloup; „aber nicht alle können lesen, und vielleicht wollen auch nicht alle lesen.“ „Sie haben recht,“ sagte der Fürst. Dupanloup begann nun die von Talleyrand selbst aufgesetzte Erklärung zu kritisieren und schlug einige Änderungen und Zusätze vor, die, wie er sagte, für Talleyrand ehrenvoller und für die Kirche befriedigender seien. Um zu zeigen, was er meine, überreichte er dem kranken Greise eine Abschrift des vom Papste geforderten Widerrufes. Als Talleyrand diese gelesen, sprach er: „Hiermit bin ich sehr zufrieden.“ Abbe Dupanloup meinte, es sei nun alles in Ordnung; Talleyrand sagte ruhig und sehr bestimmt: „Sie sind wohl so freundlich, dieses Papier hier liegen zu lassen; ich will es gern noch einmal lesen.“ Alsdann sprachen sie weiter von ernsten Dingen, und gegen Abend zog Dupanloup sich zurück. Aber früh am nächsten Morgen war er wieder in Talleyrands Hotel. „Doktor,“ sprach Talleyrand zu seinem Arzte, „ich will wissen, wie weit ich bin; sagen Sie mir die Wahrheit.“ „Was Gott mit uns vorhat, können wir nicht wissen,“ erwiderte der Arzt, „eine Krankheit wie diese ist immer bedenklich.“ Dupanloup hatte erst daran gedacht, einen Brief an den Fürsten zu richten; als er jedoch sein Hotel betrat, kam ihm ein besserer Gedanke. Er schickte die junge Tochter der Herzogin von Dino hinein zu dem Sterbenden, und kurz darauf kam diese mit dem Bescheid zurück, daß ihr Großonkel mit dem Abbe zu sprechen wünsche. Da nahm nun Dupanloup kein Blatt vor den Mund; aber auch diesmal gelang es nicht, die Sache zum Abschluß zu bringen. „Sie haben recht,“ sprach Talleyrand; „doch ich muß mit der Herzogin reden; ich will diese beiden Aktenstücke mit ihr lesen; ich will auch einen Zusatz machen, und dann werden wir fertig sein.“ Dupanloups einziger Trost war, daß diese Worte mit so viel Kraft gesprochen waren, daß die Auflösung nicht unmittelbar bevorzustehen schien.

Dupanloup blieb jedoch in Talleyrands Salon, und ein Bote nach dem anderen verkehrte zwischen ihm und dem Erzbischof, der mit großer Spannung auf den Ausfall seiner Mission wartete. Gegen Abend nahm die Herzogin von Dino die Sache wieder auf, und Talleyrand sprach: „Sie wissen ja wohl, Madame, daß ich vor langer Zeit Ihnen gesagt habe, ich wollte sterben als ein Sohn der katholischen Kirche.“ Sie schlug ihm nun vor, gleich zu unterschreiben. „Ich will es nicht aufschieben,“ sprach er, „ich will nur diese beiden Schriftstücke nochmals durchlesen und etwas hinzufügen. Ich werde schon Bescheid sagen, wenn die Zeit da ist.“ „Thun Sie es, Fürst, solange Ihre Hand dazu imstande ist.“ „Seien Sie nur ruhig; ich werde es nicht hinausschieben.“ Sie aber war keineswegs ruhig. Dupanloup hatte nun im Krankenzimmer Platz genommen, und als die Uhr acht geschlagen, wagte er einen neuen Versuch. „Ich will zum Erzbischof schicken,“ sagte er, „er ist Ihres Zustandes wegen in Unruhe und Angst.“ „Dan=

ken Sie dem Erzbischof," erwiderte Talleyrand, „und sagen Sie ihm, es würde jedenfalls geschehen." „Aber wann, lieber Onkel?" fragte die Herzogin. „Morgen früh, zwischen 5 und 6 Uhr," antwortete der Sterbende, und Dupanloup beeilte sich dem Erzbischof über diese letzte Bestimmung Nachricht zu geben.

Um elf Uhr fingen die Kräfte des Sterbenden an abzunehmen. Da nahm die Tochter der Herzogin eine Feder, den Widerruf und den Brief an den Papst zur Hand und trat vor den Großonkel hin. „Lieber Oheim," sprach sie, „jetzt sind Sie ruhig. Wollen Sie nicht diese beiden Schriftstücke unterzeichnen? Sie billigen ja den Inhalt." „Die Uhr ist noch nicht sechs," entgegnete der Fürst, „ich habe Dir ja gesagt, daß ich sie morgen früh zwischen 5 und 6 Uhr unterzeichnen werde; ich verspreche es Dir noch einmal."

Am nächsten Morgen um vier Uhr trat Abbe Dupanloup wieder ins Krankenzimmer, und um fünf Uhr erschienen die vom Erzbischof bestimmten Zeugen, unter welchen de Barante, Royer-Collard und Mole sich befanden. „Wieviel Uhr ist es?" fragte Talleyrand. „Etwas nach fünf." „Gut," sprach der sterbende Greis. Nun ließ Dupanloup Frl. Marie de Talleyrand herbeirufen. Dieses ganz junge Mädchen, eine Verwandte des Fürsten, sollte an diesem Tage kommunizieren. Sie erschien daher in Weiß „als ein Engel der Gnade und Vergebung." Sie trat an das Lager Talleyrands und warf sich, um seinen Segen bittend, auf die Knie. „Das sind die beiden Extreme des Lebens," sprach Talleyrand, „sie geht zur ersten Kommunion — und ich!" Da schlug die Uhr sechs. „Teurer Oheim," sprach die Tochter, die Herzogin Dino, „jetzt ist es sechs Uhr. Darf ich dir diese Papiere reichen, die du um diese Stunde zu unterzeichnen versprachst?" Talleyrand saß aufrecht, an die Wand des Bettes gelehnt und nahm diesmal die ihm dargereichte Feder an. Die Herzogin von Dino las laut den Widerruf und den Brief an den Papst vor, und endlich schrieb nun Talleyrand mit großen Buchstaben: Charles Maurice Prince de Talleyrand. Sobald dies geschehen, eilte Dupanloup zum Erzbischof. Als er ins Hotel zurückkehrte, war inzwischen der König dort gewesen, und der Kranke war durch diesen Besuch sehr bewegt. Kurz darauf lief ein jubelnder Brief von der Hand des Erzbischofs ein. Als Dupanloup dem Sterbenden den Inhalt dieses Schreibens mitgeteilt hatte, bat dieser ihn, dem Erzbischof zu danken. „Noch diesen Morgen," sprach Dupanloup, „hat mir der Erzbischof versichert, er werde sein Leben für Sie hingeben, mein Fürst." „Sagen Sie ihm, er könne sein Leben besser anwenden," entgegnete der Sterbende, wohl nicht ohne jene Ironie, in welcher er ein Meister gewesen war. „Mein Fürst," fuhr Dupanloup fort, „Sie haben in dieser Morgenstunde der Kirche einen großen Dienst gewährt; nun komme ich, um im Namen der Kirche Ihnen den letzten Trost des Glaubens und die letzte Hilfe der Religion anzubieten. Sie haben sich mit der katholischen Kirche, welche Sie gekränkt hatten, versöhnt; jetzt ist der Augenblick gekommen zur Versöhnung mit Gott durch ein neues

Bekenntnis und durch eine ernstliche Reue über alle Fehltritte Ihres Lebens.“ Der Sterbende, immer noch an die Wand des Bettes gelehnt, machte eine Bewegung und ergriff Dupanloups Hände. Die Beichte begann, und darauf folgte die Absolution und die letzte Ölung. Um halb vier Uhr nachmittags trat der Tod ein.

Noch an demselben Tage verbreitete sich die Nachricht von dem, was in der Rue St. Florentin sich ereignet, in der ganzen Stadt. Allerdings fehlte es auch unter den Katholiken nicht an solchen, die Talleyrands Aussöhnung mit der Kirche als die letzte Lüge des alten Staatsmannes betrachteten; fast überall aber rief dieselbe großen Jubel hervor. Erzbischof Quelen schenkte zum Dank für das Geschehene als eine Votivgabe der Kirche Notre Dame de la Deliverande eine in Silber ausgeführte Madonna, und Gregor XVI. hatte den Widerruf Talleyrands beständig auf seinem Tische liegen. Lange danach zeigte er dieses Schriftstück dem Grafen de Castellane und sagte dabei, dies sei der größte Trost, den er während seines ganzen Pontifikates erlebt habe. Seit dem 17. Mai 1838 war Felix Dupanloup einer der angesehensten Priester in Frankreich.

II.

Bald nach dem Tode Talleyrands starb der Erzbischof Quelen von Paris, und die gesamte französische Kirche beschäftigte sich eifrig mit der Frage, wer sein Nachfolger werden sollte. Quelen war ein Repräsentant jenes Frankreich gewesen, das nicht mehr vorhanden war. Die Legitimität war seine zweite Religion, und er war nicht imstande gewesen, sich den neuen Verhältnissen anzubequemen. Wenn er auch in keiner Weise über hervorragende Gaben verfügte, so hatte doch eine harmonische Entfaltung einer normalen Begabung in Verbindung mit äußerem Anstand ihm in den Hofkreisen ein nicht geringes Ansehen verschafft. Dem Bürgerkönigtum aber konnte nicht mit einem neuen Erzbischof gedient sein, der wie Quelen in jeder Beziehung an das alte Regime gebunden war. Vergebens suchte daher Dupanloup nach Quelens Tode durch seine Freunde die Wahl auf seinen früheren Vorgesetzten an der Madeleine-Kirche, den damaligen Bischof von Langres zu lenken; denn Matthieu würde das Erzbistum als ein Abglanz von Quelen verwaltet haben. „Wir wollen einen Erzbischof,“ sagte Louis Philipp, „der sich der Angelegenheiten der Priester annimmt, sich aber nicht in die unserigen einmischt;“ und Thiers, damals Minister, wünschte das Erzbistum mit einem freisinnigen Prälaten besetzt zu sehen. Nach einigem Schwanken fiel endlich die Wahl auf den Koadjutor des Bischofs von Straßburg, Affre, der bis vor kurzem Generalvikar in Paris gewesen war und sich in dieser Stellung als ein Mann aus einem etwas anderen Metall als der verstorbene erwiesen hatte. Die freisinnigen Katholiken mit Montalembert an der Spitze, begrüßten die von der Regierung getroffene Wahl mit Freuden; denn unter der Leitung Affres hatten die früheren Freunde Lamennais' nicht zu fürchten, daß man ihre Namen auf dem schwarzen Brett finden werde. Dupanloup dagegen sah

sich in hohem Grade getäuscht. Der neue Erzbischof unterhielt Verbindungen, die in den Augen Dupanloups gefährlich waren, und dabei war Affre in seinem ganzen Auftreten ein Bourgeois, dem jener Rückhalt in der hohen Aristokratie fehlte, welcher in vielen Fällen Quelen eine bedeutende Macht verschafft hatte. Wenn dieser legitime Hofbischof durch dies oder jenes sich gekränkt fühlte, so zog er sich in das Gehäuse einer kalten Vornehmheit zurück; gleichzeitig aber signalisierte er an seine aristokratischen Freunde. Während er dann selbst ruhig und unbeweglich in seinem Palast verharrte, setzten seine Gesinnungsgenossen bei Hofe Himmel und Erde in Bewegung, um eine solche Wendung der Dinge herbeizuführen, daß der erzürnte Achilles mit Ehren sein erzbischöfliches Zelt verlassen konnte, um auf den Hoffesten wieder die Sonne seiner vornehmen Würde scheinen zu lassen. So schroff jedoch, wie man erwartet hatte, gestaltete sich der Übergang von Quelen zu Affre nicht; denn nicht umsonst war letzterer Schüler zu St. Sulpice gewesen. In dieser Schule, deren Devise war: „Der Gute macht keinen Lärm, und Lärmmachen thut nicht gut," hatte Affre sich eine ängstliche Zurückhaltung angeeignet; diejenigen daher, welche erwartet hatten, der neue Erzbischof werde sich in den Kampf hineinstürzen und das Gewicht seiner Persönlichkeit in die Wagschale legen, erfuhren bald, daß sie sich verrechnet. Affre verabscheute geradezu die öffentliche Besprechung der kirchlichen Notstände. Es erschien ihm eines Bischofs unwürdig, sich auf eine solche einzulassen. Höchstens beteiligte er sich an einem schriftlichen Gutachten, das nur von zuständigen Augen gelesen wurde.

Aus dieser seiner vorsichtigen Haltung wurde indes der neue Erzbischof durch die Verhältnisse hinausgedrängt, und durch dieselben wurden bald er und Dupanloup einander nahe gebracht. Ein Erzbischof von Paris konnte nicht wohl auf die Dauer mit einem Manne wie der Held von der Rue St. Florentin auf gespanntem Fuße leben, und der Superior von St. Nikolas konnte nur mit Interesse sehen, mit welchem Eifer Affre sich der Ordnung des Unterrichtswesens annahm, ein Eifer, der von seinem Vorgänger, teils aus Nachlässigkeit, teils mit der Verachtung eines Hofmannes gegen die Wissenschaft so gründlich versäumt worden war. Um den theologischen Studien aufzuhelfen, errichtete Affre eine neue theologische Fakultät an der Sorbonne, und Dupanloup trat in dieselbe als Professor der geistlichen Beredsamkeit ein. Kaum jedoch hatte er mit seinen Vorlesungen den Anfang gemacht, als Krankheit ihn nötigte, dieselben zu unterbrechen. Nachdem er während eines Aufenthaltes zu Rom körperlich wieder zu Kräften gekommen war und durch eine Abhandlung über das unfehlbare Lehramt den theologischen Doktorgrad erworben hatte, nahm er zwar die Vorlesungen wieder auf, jedoch nur, um diese Thätigkeit nach kurzer Zeit ganz aufzugeben. In der Einleitung zu einer Vorlesung über die Kirchenväter behandelte nämlich Dupanloup das Genie, seine Macht und seine Ohnmacht, und nahm hier auch Gelegenheit, sich über Voltaire auszusprechen. Von

dem Worte Ferneys an Thiriot: „Mentez, mes amis, mentez“ ausgehend, wies er auf den Philosophen hin und fügte hinzu: „Könnte Fenelon nicht eher von solchen Leuten als von den Spinozisten und Pantheisten seiner Zeit sagen: es ist nicht eine Sekte von Philosophen, sondern eine Sekte von Lügnern?“ Viele Zuhörer klatschten Beifall, einzelne aber pfiffen, und der Vorfall erhielt ein Nachspiel in den Zeitungen. Der Unwille über einen solchen Ausspruch aus dem Munde eines Lehrers an der Sorbonne war so groß, daß Dupanloup sich zurückziehen mußte. Einige Zeit danach jedoch ernannte ihn Affre zum Generalvikar von Paris. Der vorsichtige Erzbischof fing an einzusehen, daß sich die Schneckenhauspolitik auf die Dauer nicht festhalten ließ, wenn die Interessen der Kirche auf dem Spiele standen, und indem er Dupanloup zu seinem Generalvikar machte, gewann er in ihm einen geschmeidigen und taktvollen Kampfgenossen für die im Anzuge begriffenen Zusammenstöße zwischen den Söhnen der Kirche und den Söhnen Voltaires.

Die große Revolution hatte den Einfluß der Priesterschaft auf die Schule vernichtet, und nach dem J. 1808 hatte die französische Universität alle von den Priestern errichteten Schulen ohne Erbarmen unterdrückt. Infolgedessen wurde die Universität Gegenstand der heftigsten Angriffe; Lamennais nannte ihre Schulen „Pflanzschulen des Atheismus“ und „Vorhöfe der Hölle.“ Unter dem hyperreaktionären Ministerium Villele war Frayssinous Großmeister der Universität geworden, um dieses Institut zu einem mehr „christlichen“ zu machen, und wenn er auch in dieser Beziehung nicht viel ausrichtete, so machte er doch die Liberalen so bange vor einer klerikalen Reaktion, daß der Liberalismus die Freiheit des Unterrichts in sein Programm aufnahm. Darum zählte auch Lafayette in jener Proklamation, in welcher er sich in den Julitagen an die Bewohner von Paris wandte, die Freiheit des Unterrichts mit zu den Eroberungen des Volkes, und die neue Verfassung erhielt auch einen Verheißungsparagraphen, der ein Gesetz über diese Freiheit in nahe Aussicht stellte. Die Geistlichkeit aber war es, die zuerst mit dem Anspruch auf Verwirklichung dieses Gesetzes hervortrat. Lamennais verlangte im „L'Avenir“ eine schleunige Ausführung dieses Verheißungsparagraphen, und als der Rektor am Gymnasium zu Lyon den Geistlichen der Stadt verbieten wollte, ihren Chorknaben unentgeltlichen Unterricht zu erteilen, eröffneten zwei der Mitarbeiter am „L'Avenir“, Lacordaire und Montalembert, um an jene Versprechung zu mahnen, in Paris eine Freischule, die indes nach Verlauf einiger Tage durch die Polizei geschlossen wurde. Allerdings wurden die beiden Lehrer zur Zahlung von 100 Frks. verurteilt, aber bei ihrer Verteidigung vor den Schranken hatten sie nun doch Gelegenheit gefunden, der Frage nach der Freiheit des Unterrichts Leben einzuhauchen. Als nun gegen Ende des J. 1832 Guizot Unterrichtsminister wurde, beeilte er sich, ein Gesetz vorzulegen, durch welches der Elementarunterricht solchergestalt organisiert wurde, daß in Zukunft die freien Elementar-

schulen der Priester mit den Staatsschulen wetteifern konnten; jedoch dem höheren Unterricht wurde diesmal eine Neuordnung nicht zuteil. Erst im J. 1836 machte Guizot darüber eine Vorlage. Dieselbe wurde mit großer Wärme von Saint Marc Girardin verteidigt, der unter anderem daran erinnerte, daß Voltaire, als die Jesuiten vertrieben wurden, das Schicksal derselben im Interesse der Schulen beklagt habe; „denn," sagte er, „sie erzogen die Jugend in Konkurrenz mit den Universitäten, und Wettstreit ist eine gute Sache." Während der Verhandlung über Guizots neues Schulgesetz griffen Männer von der Linken wie Arago, Dupin und Lamartine, die Universität an, weil dieselbe in ihren Augen ein Werkzeug des Despotismus sei, und weil sie vermeintlich nur schlecht für die moralische Erziehung sorge, und einen Augenblick hatte es den Anschein, als ob das Schulgesetz durchgebracht werden könne. Es wollte jedoch einer der Abgeordneten einen Zusatz zu dem Gesetz machen des Inhalts, daß die Jesuiten und andere nicht anerkannte Kongregationen von der Berechtigung, Schulen zu errichten, ausgeschlossen würden, und um einer solchen Kränkung des in der Verfassung gegebenen Versprechens vorzubeugen, mußte die Regierung die ganze Vorlage fallen lassen. Im J. 1841 wurde die Sache nun von neuem zur Verhandlung gestellt; jedoch das Unterrichtsgesetz von diesem Jahre ging von einem ganz anderen Gesichtspunkte aus als dasjenige des J. 1836. Damals hieß es, die Verfassung habe zwar prinzipiell den Unterricht freigegeben, jedoch der Staat habe das Recht, auf die Erziehung der Jugend einen absoluten Einfluß zu üben. Der neue Gesetzentwurf wollte auch die bisher ausschließlich durch die Bischöfe geleiteten kleinen Priesterseminare der Universität unterstellen.

Um zu erforschen, wie der König zu dieser mehr radikalen Vorlage stehe, begehrte Affre Audienz bei Louis Philipp. Er brachte sogleich das Schulgesetz zur Sprache; der König aber wollte nicht darauf eingehen. „Herr Erzbischof," sagte er, „Sie sollen einen Streit zwischen meiner Frau und mir schlichten. Wie viele Kerzen gehören zu einer Hochzeit? Ich bin der Meinung, sechs Kerzen müßten genügen; meine Frau aber besteht auf zwölf. Ich erinnere mich bei meiner eigenen Hochzeit im Saale meines Schwiegervaters nur sechs Kerzen gesehen zu haben." „Es kommt nicht sehr darauf an, ob man sechs, oder ob man zwölf Kerzen auf einer Hochzeit brennen läßt; aber wollen Sie nicht hören, was ich in betreff einer ernsteren Frage vorzubringen habe?" „Es ist eine sehr ernste Frage," entgegnete der König; „sie bringt Uneinigkeit in meine Familie; meine Frau behauptet, sie sei im Recht; ich meine, sie sei im Unrecht." Der Erzbischof ließ sich nicht weiter darauf ein, sondern brachte aufs neue die Freiheit des Unterrichts zur Sprache. „Aber meine Kerzen, meine Kerzen!" wiederholte Louis Philipp. Affre that, als ob er diese Worte nicht gehört, und fuhr fort, sich über die Frage auszusprechen, welche das ganze Land bewegte. „Nun wohl," rief jetzt der König aus, „ich will eure Unterrichtsfreiheit nicht; ich halte nichts von den kirchlichen Schulanstalten, in denen man nur allzu gut

den Kindern den Vers aus dem Magnifikat einprägt: ‚Er stößet die Gewaltigen vom Stuhl‘." Der Erzbischof stand auf, verneigte sich und ging mit dem Gefühl, daß der König nicht willens sei, der Kirche in diesem Kampfe beizustehen.

Die neue Gesetzvorlage rief nach und nach viele französische Bischöfe in die Arena. Die Blätter waren voll von Protesten des erzürnten Episkopats, und Affre übersandte dem König ein vertrauliches Schreiben, in welchem er sich gegen das Monopol aussprach. Das klerikale Blatt „L'Univers," welches unermüdlich die Universität als ein Bollwerk der Gottlosigkeit und der Bosheit angriff, verschaffte sich das vertrauliche Memoire des Erzbischofs und druckte dasselbe ab. Um diese Zeit kehrte Graf Montalembert, der früher während eines Besuches bei O'Connell und seinen Verwandten in Belgien gesehen hatte, was die Agitation vermag, von einem Aufenthalt in England zurück, wo Cobden eine Liga gegen das Korngesetz gegründet hatte. Und er entschloß sich, was er im Ausland gelernt, zu verwerten. Die Freiheit des Unterrichts als nächstes Ziel vor Augen, gründete er eine katholische Partei, welcher sich u. a. auch Dupanloup anschloß, und als Pair von Frankreich beabsichtigte er bei der ersten Gelegenheit in der Pairskammer eine Schlacht für die Schulsache zu schlagen. Er wollte nicht warten, bis die Frage selbst zur Sprache komme, und seine Feinde wie seine Freunde wußten, daß er in der Debatte über die geheimen Fonds, welche zu allgemein politischen Verhandlungen Anlaß zu geben pflegten, das Wort ergreifen werde.

Zwei Tage, ehe er auftreten sollte, erhielt er einen Brief von Dupanloup. Der Eingang lautete: „Herr Graf! Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen meine Gedanken über Ihre Stellung in der Kammer mitteile. Unsere Gegner hoffen, daß Sie aufgeregt werden, und wollen davon Nutzen ziehen. Sie werden großen Nutzen davon haben, wenn Sie die Welt durch Selbstbeherrschung, Mäßigung, ernstliche Warnungen und gezähmte Drohungen in Erstaunen setzen." Dupanloup stimmte nämlich ganz der von Montalembert geforderten Unterrichtsfreiheit zu, jedoch mit der agitatorischen Gewaltsamkeit, die Montalemberts Stärke war, hatte er sich noch nicht versöhnt. Aber der Versuch, einen Agitator wie Montalembert mit der Vorsicht eines Schülers von St. Sulpice reden zu machen, erwies sich als vergeblich. In der Rede, welche der junge Graf am 16. April 1844 hielt, schloß er mit den berühmt gewordenen Worten, die in dem ganzen katholischen Frankreich Widerhall fanden: „Wir wollen nicht Sklaven sein inmitten eines freien Volkes; wir sind Nachfolger der Märtyrer, und erzittern nicht vor den Nachfolgern des Julianus Apostata! Wir sind Söhne der Kreuzfahrer, und weichen nicht den Söhnen Voltaires!" Einer solchen Beredsamkeit gegenüber schwanden alle Bedenken Dupanloups, und seine spätere Thätigkeit bezeugt es unverkennbar, daß er selbst sich als Redner und Schriftsteller nach dem Vorbilde des katholischen Agitators gebildet hat.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die Versammlung des Buchkomitees der Bischöflichen Methodistenkirche hat am 13. Februar in New York stattgefunden. Über den Stand und Gang der Geschäfte berichtet der Apologete:

„Was den geschäftlichen Ausweis für 1894 betrifft, so berichteten beide Häuser eine Abnahme in den Einnahmen zufolge der gedrückten finanziellen Lage. Der östliche Zweig erlitt hierin größere Verluste als der westliche. Aber der Reingewinn war immerhin ein sehr erfreulicher, namentlich im westlichen Haus. Die Total-Einnahmen von Büchern und Zeitschriften, Accidenz-Druckerei und Subskriptions-Büchern war wie folgt:

1. Westliche Sektion	$989,186.75
2. Östliche Sektion	868,135.78
Zusammen	$1,857,321.53

Der Reingewinn verteilt sich wie folgt:

Westliche Sektion	$131,450.13
Östliche Sektion	66,907.60
Zusammen	$ 198,357.73

Die östlichen Agenten empfahlen, anbetrachts ihrer verminderten Profite, eine Verminderung der Dividenden-Summe an die jährlichen Konferenzen; die westlichen Agenten hingegen, vom Standpunkte ihres Ausweises, eine Erhöhung der letztjährigen Verwilligung von $100,000 auf $120,000. Letzteres wurde schließlich angenommen, mit dem Verständnis, daß zwei Drittel dieser Summe vom westlichen Verlag bezahlt werden solle.—Alle Zeitschriften erlitten eine Abnahme in der Zirkulation, mit Ausnahme des Epworth Herald und des Christlichen Apologeten und einiger der Sonntagschul-Blätter."

Nach Prozenten berechnet, betrug der Reingewinn des westlichen Hauses, in Cincinnati, beinahe 13⅓ Prozent seiner Einnahmen, der des östlichen, in New York, etwas weniger wie 7¾, während der Gesamtgewinn nicht ganz 10¾ Prozent und die zur Auszahlung angewiesenen $120,000 nicht ganz 6½ Prozent der Gesamteinnahmen ausmachen. (Vergl. Theol. Zeitschrift 1893, Seite 87, und 1894, Seite 87.)

Die Bibelkritik hat die dem Basler Missionshause nahestehenden Kreise in bedeutende Aufregung versetzt. Das Korrespondenzblatt für die Ev. Konferenz in Baden berichtet über diese Angelegenheit u. a. wie folgt:

„Eine kleine Schrift des theologischen Lehrers am Basler Missionshaus, des Pfarrers Kinzler, über „Recht und Unrecht der Bibelkritik" hat bekanntlich einen offenen Brief des früheren Berner Schuldirektors Theodor v. Lerber hervorgerufen, in welchem dieser den Pfarrer Kinzler und das Basler Missionshaus scharf angreift. Dadurch wurde in den evangelischen Laienkreisen, die bisher zum Basler Missionshaus standen, ein Mißtrauen gegen dieses geweckt, als ob in dasselbe der Unglaube seinen Einzug gehalten hätte. — Diese Vorgänge bestimmten den Basler Missionsinspektor Oehler zu einer Aussprache in einer an Freunde des Basler Missionshauses versandten kurzen Broschüre.

„Herr von Lerber hat aus Mißverständnis und Befangenheit falsch geurteilt und dadurch, wenn auch in bester Absicht, eine falsche Meinung über Pfarrer Kinzlers Stellung und das Basler Missionshaus verbreitet. Herr Pfarrer Kinzler steht, obgleich er das Recht einer wissenschaftlichen Bibelkritik

zugibt, fest und ganz auf dem Boden der göttlichen Offenbarung in der Bibel und im Bekenntnis zu dem menschgewordenen, gekreuzigten und auferstandenen Gottessohn. Er hat sein Schriftchen nicht unüberlegterweise oder gar leichtsinnigerweise, sondern aus guten Gründen veröffentlicht, um dem Herrn und seiner Sache zu dienen. Er redet nicht einer ungläubigen Bibelkritik das Wort, die sich über die Bibel stellt, sondern einer solchen, die sich unter die Offenbarung Gottes in seinem Worte beugt, die auf dem Grund des Glaubens steht, und die durch das Bekenntnis zum auferstandenen Christus sowie durch die volle Anerkennung des Übernatürlichen in der Offenbarung Gottes sich von jener geschieden weiß. Er muß seine Schüler im Missionshaus nicht bloß mit der göttlichen Herrlichkeit, sondern auch mit der menschlichen Knechtsgestalt der hl. Schrift bekannt machen. Der künftige Beruf der Missionszöglinge erfordert es, daß sie mit der menschlichen Entstehung der hl. Schrift bekannt gemacht werden und mit der heutigen Bibelkritik, sowohl mit der berechtigten und notwendigen wie mit der unberechtigten und verwerflichen. In Indien werden von Gegnern des Christentums die Behauptungen der ungläubigen Kritik durch Traktate geflissentlich verbreitet und den Missionaren bei ihrer öffentlichen Predigt öffentlich entgegengehalten. Um darauf antworten und dagegen aufkommen zu können, müssen die Missionszöglinge mit diesen Fragen bekannt gemacht werden. Weil das im Missionhaus durch Pfr. Kinzler geschieht, kam in manchen Kreisen der großen Basler Missionsgemeinde infolge von falscher Auffassung, aus Unkenntnis und dergleichen die Meinung auf, es werde im Missionshaus ungläubige Bibelkritik getrieben. Um die unrichtigen Vorstellungen und die Beunruhigung zu zerstören, gab Pfr. Kinzler sein Schriftchen heraus. Das Schriftchen ist allerdings unvollständig und leidet an einer gewissen Einseitigkeit. Es tritt nämlich in demselben mehr der Hinweis auf die menschliche Seite der hl. Schrift hervor als der auf ihre göttliche Herrlichkeit. Dies lag nicht am Glaubensstandpunkt des Pfarrers Kinzler, sondern an dem Zweck, zu zeigen, daß auch menschliche Faktoren bei der Entstehung der Schriften der Bibel mitgewirkt haben. Eine eingehendere Darlegung der göttlichen Herrlichkeit der hl. Schrift wie überhaupt seiner persönlichen evangelischen Glaubensstellung würde vielleicht manches Mißverständnis und manche Mißdeutung abgeschnitten haben. Denn Herr Pfr. Kinzler glaubt eine wahrhaftige Offenbarung Gottes durch Wort und Thaten Gottes in Weissagungen und Wundern. Was Gott durch Wort und That den Menschen zu ihrem Heile kundgethan und unter ihnen gewirkt hat, das ist auch nach Kinzlers Ansicht niedergelegt in der hl. Schrift alten und neuen Testaments. Daher ist ihm die hl. Schrift die einzige untrügliche Quelle und Norm für alles, was über christlichen Glauben und christliches Leben gelehrt wird, weshalb alle Lehre über christliche Dinge an ihr gemessen werden muß. Er hält das Zeugnis der hl. Schrift für so bindend, daß er auch vor solchen Lehren derselben, die für die menschliche Vernunft unfaßbar sind, als vor einem göttlichen Geheimnis sich beugt."

Es werden dann in dieser Schrift noch folgende Gedanken ausgeführt: „Die hl. Schrift ist geschrieben von Männern, die durch den Geist der Offenbarung, wenn auch in verschiedenem Grad, erleuchtet waren, und ist durch göttliche Leitung geworden, wie sie ist; aber doch durch eine eben solche geistige Arbeit, eine eben solche schriftstellerische Thätigkeit, wie andere gute christliche Schriften auch. Ihre eigentümliche Würde als Gottes Zeugnis an die Menschen verdankt sie teils ihrem Inhalt, daß sie nämlich Gottes Wort- und Thatoffenbarung berichtet, teils dem Umstand, daß ihre Verfasser bei ihrer Arbeit

geleitet waren durch das Licht des Glaubens und der Erkenntnis und durch den Wahrheitssinn, den sie teils durch die Offenbarung Gottes in seinem Volk überhaupt, der sie ihr geistliches Leben verdankten, besaßen, teils durch besondere, ihnen selbst als Werkzeugen göttlicher Offenbarung durch den Geist Gottes gewordene Erleuchtungen. Aber das schloß ja nicht aus, daß die biblischen Schriftsteller z. B. über Geschichtsthatsachen Nachforschungen anstellten, indem sie die Leute fragten, die es wußten (wie Lukas gethan hat Luk. 1, 1 ff.), daß sie schriftliche Berichte über die betreffenden Vorgänge nachsahen und benutzten (wie z. B. der Verfasser der Bücher der Könige die so oft in seinen Büchern angeführte Reichschronik der Könige Israels und Judas).

„Wollten sie in den ‚Lehrbüchern' darlegen, was ihnen selbst von geistlicher Erkenntnis auf Grund der göttlichen Offenbarung und ihrer Lebenserfahrung, unter Umständen auch durch besondere Erleuchtung Gottes geschenkt worden war, wie z. B. Paulus das ihm von Gott geoffenbarte Evangelium von der Rechtfertigung aus dem Glauben, so mußten sie sich besinnen, wie sie diesen Inhalt in deutliche Rede fassen, ihn verständlich machen, manchmal auch, wie sie ihn beweisen könnten. Indem sie dabei auch Zeugnis von ihrem eigenen geistlichen Leben und ihren Erfahrungen geben, machen sie es möglich, ihnen, ‚den Heiligen, ins Herz zu sehen,' wie Luther sagt. So erkennen wir z. B. aus den Briefen des Paulus nicht nur, was Gott dem Paulus geoffenbart, sondern auch, was Gott durch Jesum Christum und seinen Geist aus dem Paulus für einen Mann gemacht hat. Sie zeigen uns die neue Kreatur, die Paulus geworden ist; sie zeigen uns nicht nur, was Paulus von Christo gelehrt hat, sondern auch, was Christus, der Gekreuzigte und Auferstandene, für Paulus gewesen ist. Wer das versteht, für den wird die hl. Schrift in vielen Partien nur desto wertvoller, weil ihm dann die Männer, die da reden, nicht allein als Verkündiger göttlicher Wahrheit unter die Augen treten, sondern auch als lebendige Zeugen und Beweise für das neue Geistesleben, das Gott schon im alten und noch mehr im neuen Bund gewirkt hat und noch wirkt. Bei solcher Entstehung der hl. Schrift, welche eine menschliche Geistesarbeit forderte und der einzelnen Schrift neben dem Stempel des Geistes der Offenbarung auch den Stempel ihres menschlichen Verfassers aufprägte (redet man doch unbefangen von einer verschiedenen Sprache eines Jesaja und Ezechiel, eines Johannes oder Paulus), konnten geschichtliche, geographische, statistische Irrtümer, es konnten allerlei Volks- und Zeitvorstellungen mitunterlaufen. Gott hat das so wenig verhindert und vor den Augen der Leser verhindern wollen, daß mit seiner Zulassung über viele Gegenstände zwei oder noch mehr Berichte in die Schrift gekommen sind, die sich oft ergänzen, oft aber auch in mehr oder weniger wesentlichen Punkteu von einander abweichen, mitunter sich auch widersprechen. Freilich legen sie dafür durch ihre Übereinstimmung in dem, was für christlichen Glauben und christliches Leben wesentlich ist, ein desto gewichtigeres Zeugnis ab.

„Ist nun damit die Bibel zu einem unzuverlässigen Buche geworden? Gewiß nicht, wenn man nur begreift, welchem Zweck sie dienen soll. Die göttliche Offenbarung ist nicht darauf gerichtet, uns untrüglichen Bericht darüber zu geben, ob diese und jene Schrift von diesem oder jenem Mann verfaßt sei, z. B. ob der Verfasser von Jes. 40—66 Jesaia geheißen habe oder nicht (daß das Buch Prophetenwort ist, ist die Hauptsache), oder ob in einer Schlacht einige Tausend Israeliten mehr oder weniger gefallen sind, ob Saul den David erst kennen lernte, als er sich zum Kampf mit Goliath meldete (nach 1 Sam. 17, 52 ff.), oder ob er ihn (nach 16, 14 ff.) schon vorher kannte. Gottes Offen-

barung ist vielmehr darauf gerichtet, eine Erkenntnis Gottes und Christi und des Heilswegs, ja eine Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott und ein Leben in seiner Gemeinschaft herzustellen. Und darin liegt die Bedeutung der hl. Schrift in erster Linie, daß sie von dieser Offenbarung Gottes urkundliches Zeugnis gibt und den bleibenden Ertrag derselben, auf den wir für Leben und Sterben angewiesen sind, übermittelt. Wer das versteht, stößt sich nicht daran, wenn in solchem, das seiner Natur nach nicht Offenbarungswahrheit, also menschlich ist, auch menschliche Irrungen vorkommen. Aber, wendet man ein, wie darf ein Mensch sich herausnehmen, zu unterscheiden zwischen dem, was göttlich und menschlich in der Schrift ist? Antwort: Warum sollen wir nicht einen menschlichen Irrtum von göttlicher Wahrheit unterscheiden können, zumal wenn sich der Irrtum auf Dinge bezieht, die mit göttlicher Wahrheit nichts zu thun haben, auf solche geschichtliche Ereignisse, die keine Heilsbedeutung haben, auf geographische, statistische, naturgeschichtliche Notizen? Aber auch auf geistlichem Gebiet muß ein Christ unterscheiden lernen zwischen dem, was göttlich, wahr und gut, und dem, was menschlich ist. Ein Christ muß ja die Geister prüfen lernen und lernt es eben durch die Schrift, die uns dazu auffordert und anleitet. Wer das nicht anerkennt, der hat das Neue Testament noch nie mit Verständnis gelesen und versteht insonderheit nichts von der erleuchtenden Kraft des göttlichen Geistes und Wortes. Allerdings, wer sich im Widerspruch befindet mit dem durch die ganze Schrift sich hindurchziehenden Zeugnis, daß Gott Gebete erhört, Wunder thut, mit seinen heiligen Männern geredet hat, wenn einer den lebendigen Gott der Bibel nicht kennt, dann kann er die göttliche Wahrheit nicht erkennen und unterscheiden (1 Kor. 2, 14 f.), dann kann ihm die Kritik schließlich fast alles in der Bibel zweifelhaft machen; aber dann kann sie ihm auch nicht viel Glauben rauben, weil nicht viel da ist. Aber nicht so, wenn einer den lebendigen Gott in Christo erkannt hat und im Glauben an Christum steht; dann gewinnt er vielmehr ein wachsendes Verständnis für die Gotteswahrheit in der Schrift. Aber er hat auch noch einen Maßstab für die Wahrheit des einzelnen in der Schrift, nämlich den ganzen großen Zusammenhang des Schriftzeugnisses. Da enthüllt sich ihm eine große Geschichte der Verbreitung, der Gründung, der Ausbreitung des Reiches Gottes samt dem Hinweis auf die Ziele, denen Gott es entgegenführt. Diese Geschichte des Reiches tritt ihm unter die Augen in einer Kette von Gottesthaten, die ineinander greifen, daß eine auf die andere hinzielt, eine die andere voraussetzt. Und diesen Gottesthaten gehen zur Seite Gotteszeugnisse, welche, diese Gottesthaten deutend, überall einen und denselben Gott, einen und denselben Reichsplan und Heilsratschluß verkünden und das doch wieder so, daß alles von niedrigerer zur höheren Stufe aufsteigt bis zu einer ersten Vollendung in dem gekommenen und einer zweiten, noch herrlicheren und umfassenderen Vollendung in dem wiederkommenden Christus. So enthüllt sich die hl. Schrift dem forschenden gläubigen Leser als ein großes Ganzes mit einem Ganzen göttlicher Heilsthaten und Wahrheitszeugnisse in stufenmäßigem Fortschritt; und daran, daß das Einzelne der Schrift sich diesem Ganzen einfügt, in diesem Ganzen seine Bedeutung und Stellung findet, wie ein Baustein in einem Tempel, daran hat der gläubige Christ einen Maßstab auch für das Einzelne in der Schrift und zugleich den Beweis, daß der Tempel der hl. Schrift, obgleich menschliche Bauleute ihn gebaut haben, doch Gott zum obersten Bauleiter hat und ein Wunder Gottes ist. Und wer sich in den Hallen dieses Tempels mit aufgeschlossenem, Gott suchendem Sinn bewegt, der empfindet und erfährt, daß hier Gottes Haus ist.

„Und was kommt nun bei solcher Auffassung der hl. Schrift heraus? Bei Herrn Pfarrer Kinzler kommt heraus: 1. eine volle Anerkennung des apostolischen Glaubensbekenntnisses, 2. ein festes Sichgründen auf die Katechismuswahrheiten, besonders auf den Artikel vom Glauben im Lutherschen und Brenzschen Katechismns. Ich verweise auf Herrn Pfarrer Kinzlers Schrift ‚Das Schriftzeugnis von Jesus, dem Sohne Gottes,' in der mit klarer Entschiedenheit die Gottessohnschaft Christi erwiesen ist, und die zugleich für jeden, der es sehen will, ein klarer Beweis ist, wie sich Herr Pfarrer Kinzler unter das Schriftzeugnis stellt und nicht über dasselbe.

„Wodurch unterscheidet sich Herrn Pfarrer Kinzlers Stellung zur Schrift von derjenigen, die in gläubigen Kreisen von den Vätern her vielfach noch herrscht und auch in dem ‚offenen Brief' ausgesprochen ist? Herr v. Lerber und die von ihm vertretene Inspirationslehre des 17. Jahrhunderts geht von einer selbstgemachten Vorstellung aus, wie die Bibel beschaffen sein müsse, um den Zwecken Gottes zu dienen. Sie muß, sagt die kluge Menschenvernunft, absolut irrtumslos und darum von dem allwissenden Gott selber gemacht sein. Daß es Gott anders eingerichtet haben könnte, als die klugen Menschen sich ausgedacht haben, das kommt ihnen nicht in den Sinn. Wenn es nun aber doch so wäre, ja, wenn es so ist, wenn es Gott gefallen hat, seine Thaten und Zeugnisse durch Menschen aufzeichnen zu lassen, menschliche Zeugen seiner Offenbarung sich zuzubereiten, die so davon reden, wie Menschen es vermögen, und wenn die wirkliche Bibel gegen jene Lehre menschlicher Vernunft immer und immer wieder protestiert als gegen eine Menschensatzung, was dann? Dann bleibt nichts anderes übrig, als seiner selbstgemachten Vorstellung von der Bibel zulieb diese zu meistern. Eine Lehre von der Bibel aufstellen, wie die in Rede stehende, und sie mit großem Eifer verteidigen, ist so lange leicht, als man nicht nachweisen muß, daß sie mit der Bibel selbst stimmt. Sobald man aber diese Lehre an der Bibel selber durchführen soll, zeigt es sich, daß es nicht geht ohne Umdeutung mancher Stellen, ohne gezwungene unnatürliche Erklärungen, mit denen man sich und andere bethört, ohne Wegdisputieren von solchem, was vor Augen liegt, ohne Gewaltthätigkeit, ohne Unwahrheit. Wer ein wenig davon weiß, wie die die Theologen seit den Tagen Justins des Märtyrers und des Origenes die hl. Schrift oft in der besten Meinung, Gott und seinem Wort, wie sie meinten, zur Ehre, behandelt haben, wird das zugeben müssen. Ich erinnere hier nur an die Herrschaft, welche lange Zeit in der Kirche die sogenannte ‚allegorische' Auslegung ausgeübt hat, die darin besteht, daß man die Worte etwas anderes sagen läßt, als sie dem Wortlaut nach bedeuten. Übrigens war eine solche Vorstellung von der Bibel und eine durch sie beherrschte, oft künstliche und unnatürliche Auslegung schwieriger Stellen in früheren Zeiten leichter möglich und konnte von den redlichsten und frömmsten Männern eher ohne Widerspruch ihres Gewissens festgehalten werden, als dies in unserer Zeit möglich ist, die ein für geschichtliche Wahrheit viel geschärfteres Auge und Gewissen hat. Es ist nicht die Lust am Verneinen, sondern ein mächtiger Wahrheitstrieb und das tiefe Bedürfnis, festen Grund des Glaubens zu haben, was heute auch den gläubigsten Theologen, ja gerade den, welchem der Glaube tiefstes Herzensanliegen ist, treibt, zu untersuchen, was geschichtlich feststeht. Gerade die Eigentümlichkeit unseres Christenglaubens, der es mit Thatsachen, mit Heilsthatsachen zu thun hat (nicht nur mit hohen Ideen und Gedanken, wie manche behaupten), nötigt zur Untersuchung der Thatsachen und zur Prüfung der Quellen, denen wir sie entnehmen, damit, wir gewissen Grund erfahren der Lehre, in welcher wir unterrichtet sind' (Luk. 1

4). Das ist der Grund, warum heute auch die gläubigsten Theologen und andere gläubige Christen, mit ihnen auch Herr Pfarrer Kinzler, sich nach einer besseren und wahreren Begründung des Ansehens der hl. Schrift umsehen, als sie die alte Inspirationslehre bieten kann. Herrn Pfarrer Kinzlers Ausgangspunkt ist der Gedanke: Man darf nicht vorher feststellen, wie die Bibel sein muß, sondern man muß sie nehmen, wie sie ist. Man muß zuerst sie selbst fragen, ob sie von Gott selbst gemacht, oder ob sie von Menschen geschrieben sein will; man muß den Spuren folgen, auf denen sie selbst zur Kenntnis der Bedingungen ihrer Entstehung, des Verfassers, der Zeit, der benutzten mündlichen oder schriftlichen Quellen führt; man muß auch, was die Geschichte sonst über ihre Abfassung sagt, zu Rate ziehen. Selbstverständlich muß man auch achten auf das, was sie von Gottes Offenbarung sagt; desgleichen muß man beachten, welche eigentümlichen Geisteswirkungen durch die hl. Schrift vermittelt worden sind und noch vermittelt werden, auf die Geisteskräfte, die durch sie wirksam geworden sind.

„Alles das muß auf der einen Seite mit offenem Wahrheitssinn, auf der andern mit der Ehrerbietung, die nötig ist, wenn man sich auf heiligem Boden befindet, durchforscht und durchdacht, ja auch durchgebetet werden, damit man lerne, recht von der Bibel zu denken und zu lehren. So ist Herr Pfarrer Kinzler zu seiner Auffassung gekommen. Und ich stelle es getrost dem Urteil jedes Christen, er mag Theolog oder Laie sein, anheim, auf welcher Seite die Wahrheit ist. Ich frage auch, auf welcher Seite man würdiger von Gott denkt und demütiger ihm begegnet, ob da, wo man einfach die Schrift nimmt, wie sie ist, und sie erforscht, oder ob da, wo man Gott vorschreibt, wie er die Schrift gemacht haben müsse, und dann dieselbe so lange dreht und deutet, bis sie zu der eingebildeten Menschensatzung wenigstens zu passen scheint; denn in Wirklichkeit paßt sie nie dazu."

Auch die A. Ev.-Luth. Kztg., der gewiß niemand eine besondere Vorliebe für die Basler Mission noch irgend eine Voreingenommenheit für die Kritik vorwerfen wird, sagt bei einer Besprechung dieser Angelegenheit:

„Wir bedauern es deshalb von Herzen, wenn, wie das durch die Schrift des Herrn von Lerber geschehen, solche Äußerungen sofort als Konzessionen an den Unglauben gebrandmarkt und als Kampfesmittel gegen die Baseler Mission verwendet werden. Zwar Herr von Lerber selbst hat gewiß in lauterer Absicht geschrieben und nicht mit Unrecht auf die große Bedeutung hingewiesen, die die rechte Stellung zur Schrift gerade für die Mission hat. Aber andere haben seinen „offenen Brief" ausgebeutet, und dieser selbst verrät eine ebenso große Zuversicht in die Richtigkeit der eigenen Beweisführungen als Unfähigkeit, sich auf den Standpunkt des Gegners zu versetzen. Es ist natürlich ein Leichtes, die Resultate der Kritik ins Lächerliche zu ziehen und aus gewissen Prämissen ungeheuerliche Schlüsse zu folgern. Es ist ebenso bequem, an diese Resultate „einfach nicht zu glauben" oder die „ganze sprachvergleichende Methode der Kritik" als fast wertlos hinzustellen und sich von seinem „sensus communis" sagen zu lassen, daß das Hebräische keine Entwickelungsgeschichte gehabt hat. Aber jedenfalls geben solche Ausführungen nicht das Recht, jede andere Anschauung sofort als „ungläubige" Kritik zu bezeichnen, und können auch nicht den Anspruch erheben, irgend etwas zur Lösung der Frage selber beizutragen. Wohl aber müssen sie, unter die Gemeinden gebracht, Beunruhigung und Verwirrung hervorrufen und ohne Ursache ein Werk schädigen, das auf das Vertrauen der Gemeinden in ganz besonderem Maße angewiesen ist."

Die Konferenz deutsch-ev. Pfarrer Italiens, welche seit 1880 besteht und seitdem alljährlich in verschiedenen Städten Italiens tagte, hat nunmehr Rom zu ihrem ständigen Versammlungsort erwählt, nachdem einige Schwierigkeiten, welche in Deutschland von hoher Stelle erhoben wurden, beseitigt sind und man erkannt hat, daß jener Verein von friedlicher Natur ist und keine polemische Tendenz verfolgt. Gegründet ward jene Konferenz durch den früheren Botschaftsprediger K. Rönneke in Rom (jetzt Superintendent in Gommern bei Magdeburg) und durch Pfarrer Th. Trede in Neapel, jetzt Senior der Konferenz. Bei der letzten Versammlung in Rom waren durch ihre Pfarrer vertreten die deutschen evangelischen Gemeinden in Messina, Neapel, Rom, Florenz, Genua, Bologna und St. Remo. Nicht vertreten waren Livorno, Mailand, Venedig und Bergamo. Unter allen deutschen Kirchenbehörden ist es allein der Oberkirchenrat in Berlin, welcher diese Konferenz unterstützt. Wie sehr die evangelische Diaspora Italiens an Ausdehnung und Bedeutung gewinnt, erhellt aus der Thatsache, daß an vielen Stellen Pfarrgehilfen angestellt worden sind. Auf der letzten Konferenz kam in einem Vortrag des genannten Seniors die Verschiedenheit der äußeren Stellung deutsch-evangelischer Pfarrer Italiens zur Sprache. Nur ein Teil derselben steht unter dem Schutz deutscher Kirchenbehörden, die übrigen wirken an sogenannten „freien" Gemeinden.

Der englische Kirchenkongreß, der vom 9. bis 12. Okt. v. J. in Exeter tagte, hat seine Teilnehmer mit einer wahren Flut von Vorträgen und Vorschlägen überschüttet. Wir wollen nicht alle Themata nennen. Eines der bedenklichsten war die Frage nach der Vereinigung aller Episkopalen, d. h. einer Vereinigung Roms mit den Anglikanern. Daß der römische Berg zu den anglikanischen Propheten komme, erwarten diese selbst nicht mehr. Dagegen meinte ein Bischof: „Gottes Volk hat seine Kinder allezeit auch in der Kirche Roms gehabt und hat sie noch heute. Wenn nun dereinst an sie Gottes Ruf ergeht, sich von Rom und seinen Sünden zu lösen, wohin wird sie dann als Episkopale (as Episcopalians) ihr natürliches Gefühl leiten, in England zur Kirche von England, in Schottland zur schottischen Episkopalkirche, in Irland zur irischen Kirche, auf dem europäischen Kontinent zu den Altkatholiken und zu andern in ähnlicher Weise reformierten Kirchen und jenseits des atlantischen Meeres zu den Brüdern der protestantischen Episkopalkirche von Amerika?" Sodann wären zu nennen: Die Temperenzfrage, die Frauen und die Hebung des Frauenideals, der Schutz der arbeitenden Mädchen; die Kirche in den ländlichen Distrikten, die Pflicht der Kirche unter der gegenwärtigen Lage des sozialen, politischen und religiösen Lebens in den Landbezirken, Moral und Politik, Moral und Handel, Moral und Vergnügen, Fortschritt der Allianz, Nationalkirchen, ihre Autorität und ihre Grenzen, Agnostizismus, Mission, Veranstaltung einer Nationalkirchensynode, Heidenmission, Kirchendienst und Kirchenfinanzen, kirchliche Kunst, nämlich Architektur, Dekoration und Musik, Dienst der Frauen, das Charakteristische der christlichen Ethik, Ethik des Hinduismus und des modernen Buddhismus u. s. w.

Eine Arbeiterinnenversammlung, die aber fast ausschließlich von gut gekleideten Damen besucht war, beschäftigte sich mit Thematen wie „Die Bande des Familienlebens, die jungen Männer und Frauen in der Familie," „Das Prayerbook, ein Führer für Mütter," „Die Mission der Mutter," „Werben und Heiraten" u. s. w.

Das meiste Interesse wendete sich den Fragen über Bibelkritik und Kirchenreform zu. Der Andrang bei der ersteren Versammlung war so groß, daß

eine zweite Versammlung gehalten werden mußte, wo die Vorträge nochmals gelesen wurden. Auf diesem Gebiet ist — wenn die Redner wirklich die allgemeinen Anschauungen vorgetragen haben — die anglikanische Kirche nicht so konservativ wie auf andern Feldern ihrer Thätigkeit.

Der Bischof von Gibraltar sprach über die Gründe unsers Glaubens an göttlichen Ursprung und Autorität der heiligen Schriften. Er nannte zwei: das Zeugnis der Kirche und das Zeugnis der Bibel für sich selbst. Keins von beiden genügt für sich allein; sie müssen sich gegenseitig stützen. Mit Nachdruck hob er das subjektive Moment des Glaubens hervor. Wir müssen direkt zu Gott gegangen sein und durch das Licht, das wir von ihm empfangen, Gott für uns selbst in der Bibel gefunden haben. Wir können Gott nicht durch eines andern Menschen Erkenntnis erkennen, so wenig wie wir die Sterne durch eines andern Auge sehen können. Unverkennbar zeigt die Bibel menschliche Elemente, Irrtümer und Widersprüche, und der progressive Charakter der Offenbarung bringt es mit sich, daß nicht alle Teile dieselbe Autorität haben können. Wir brauchen daher ein inneres Zeugnis des heiligen Geistes, und wenn wir auf diese Stimme achten, werden wir finden, daß die kritischen Fragen sich doch nur mit den äußern Elementen beschäftigen, den innern Kern aber, die sittlichen Prinzipien, Lehrwahrheiten (doctrinal truths), die göttliche Sendung Jesu und die Offenbarung selbst, unberührt lassen. — Sodann trat der auf dem Gebiete alttestamentlicher Kritik wohlbekannte Professor Driver aus Oxford auf und sprach über die Entstehung des Alten Testaments. Die Erziehung des einzelnen wie der Gattung ist ein stufenweiser Prozeß. Wenn die geistigen und sittlichen Kräfte verschiedene Phasen des Wachstums durchmachen, so ist es nicht zu verwundern, daß der Schöpfer das, was er seinen Menschenkindern zu sagen hatte, ihrer geistigen Fassungskraft angepaßt hat. So ist die in der Bibel enthaltene Offenbarung eine stufenweise Enthüllung des Geistes und Charakters Gottes. Das Alte Testament reflektiert das nationale Leben und Glauben Israels, dargestellt nicht durch die breite Masse des Volks, sondern durch die geistig begabtesten Glieder. Im Laufe der Geschichte traten neue Interessen und Lebensfaktoren in den Gesichtskreis ein, und neue Lehrer standen auf, um ihre Bedeutung darzulegen und dem Volke die Wahrheiten einzuprägen, die die Zeit erforderte.—Rev. D. Leathes behandelte denselben Gegenstand. Er will von einem Wachstum (growth) des Alten Testaments nur mit großer Reserve gesprochen wissen. Es sei wie mit dem Wachstum des Baumes. Wir sehen seinen gegenwärtigen Zustand, aber eine Rekonstruktion der verschiedenen Stadien des Wachstums ist auf Konjekturen angewiesen. Mögen die Bücher Mosis geschrieben sein, wann sie wollen — das steht fest, daß alle Schriftsteller des Alten Testaments durchdrungen waren von dem Bewußtsein des Gesetzes Gottes. Der Besitz und die Kenntnis dieses Gesetzes hat sie zu dem gemacht, was sie waren, und unterscheidet sie von allen andern.—D. Sanday behandelte das Neue Testament. Er verglich den Liberalismus von heute mit dem vor etwa 20 bis 30 Jahren. Der heutige hat einen genaueren Begriff von wissenschaftlicher Methode, die in nicht wenigen Fällen zu Positionen zurückgeführt hat, die dem sehr nahe kommen, was man schon als altmodisch beiseite geworfen hatte. Als Beispiele führte er an die Lehren von der Trinität, vom Logos, von der Versöhnung (atonement) und der Vereinigung des Christen mit Christus. — Über die Inferiorität des Alten Testaments im Vergleich zum Neuen Testament sprach Rev. Lias. Diese ist unleugbar in der Moral wie in der ganzen geistlichen Belehrung. Aber wir müssen die Schätze geistlicher Wahrheiten im Neuen Testament weiter entwickeln, und zwar logisch, mit lebendigem Interesse und mit innerer Erfahrung.

Fast ebenso großes Interesse wurde dem Thema: „Kirchenreform und Disziplin“ entgegengebracht. Der erste Vortrag beschäftigte sich mit der Ausbildung der künftigen Pfarrer. Hinsichtlich der Mannigfaltigkeit der Amtspflichten wurde auf die Anerkennung des Diakonenamtes hingewiesen; auch wurde der Wunsch laut, die ordines minores wieder aufleben zu lassen. Das „Privatpatronat“ war der Gegenstand lebhafter Erörterungen. Der Referent erwähnte unter anderm, daß der Bischof einer Diözese gegenwärtig eigentlich die Macht habe, die Einsetzung einer „ungeeigneten Persönlichkeit“ zu verweigern. Die gegenwärtige Auslegung dieses Ausdrucks sei jedoch sehr eingeschränkt. Ist es recht, fragte er, einen achtzigjährigen, gebrechlichen Mann mit einem Sprachfehler in die größte und wichtigste Gemeinde der Diözese zu setzen? Gegenwärtig konnte der Bischof die Einführung nicht verweigern. Eine andere Seite der bestehenden Verhältnisse: Der „Familiendummkopf,“ dessen hoffnungslose Unfähigkeit während der Schulzeit seinen künftigen Eintritt in den Kirchendienst in sichere Aussicht stellt. Mit solchen Mißverhältnissen muß aufgeräumt werden. — Die schärfsten Hiebe in der Kirchenpatronatsfrage teilte des Bischofs von Exeter eigner Vizekanzler aus. Er verlangte nachdrücklich Abschaffung alles „Handels“ in der Kirche, unter welchem Namen er sich auch verstecken möge, und tadelte die Geistlichkeit wegen der Lauheit, mit der sie es ansähen, wie die Reinheit der Kirche in Gefahr sei. „Wenn mehr Vertrauen, persönliches Interesse und Treue gegen unsern Herrn unter uns wäre, so würde der Mißbrauch des Patronats bald aufhören, den Feinden der Kirche Anlaß zu Spott zu geben und die Arbeit der Kirche zu hindern.“

Des Kanzlers Rede folgte ein Vortrag, der deutlich das Wiederaufleben der Ohrenbeichte befürwortete. Keble (einer der Genossen Puseys) habe einmal gesagt, die Beichtdisziplin sei die nächste Frage, die die Kirche von England bewegen würde. Sie habe in lutherischen und anglikanischen Formularien einen Platz gefunden und Unterstützung bei Puritanern sowohl wie Hochkirchlichen. Außerdem sei sie offen im Prayer Book empfohlen. Hooker (ein namhafter Kirchenmann des sechzehnten Jahrhunderts) habe die Ohrenbeichte sein ganzes Leben lang gebraucht. Es fragt sich nun, ob die Staatskirche sich berufen fühlt, in ihrem eignen Namen und auf ihre eigne Autorität hin die Frage der Ohrenbeichte offen zu regeln. Das wäre ein geeigneter Gegenstand für die nächste große Versammlung der anglikanischen Bischöfe. Die Ehescheidungsfrage der letzten Vergangenheit sei ein Appell an die Kirche, um jeden Preis die Disziplin im eignen Hause wieder herzustellen.— Die Ausführungen des Redners riefen lebhaften Widerspruch hervor. Die Ohrenbeichte wurde von einem der Opponenten als unmoralisch und unenglisch bezeichnet. — Schließlich wurde auch die Schlaffheit, mit der die Prüfung der Pfarramtskandidaten gehandhabt würde, einer scharfen Kritik unterzogen. Es sei endlich an der Zeit, dem höchst unwürdigen und beschämenden Zustande ein Ende zu bereiten, daß die Kirche von England die einzige religiöse Körperschaft sei, die Männer ohne eine besondere Ausbildung und Erziehung für ihren Dienst annehme.

Die so pomphaft angekündigten Unions-Bestrebungen des Papstes der griechischen Kirche gegenüber sind völlig in die Brüche gegangen. An einen wirklichen Erfolg derselben hat wohl schwerlich jemand geglaubt. Das ganze Schauspiel war nur dazu angethan, die Welt auf die großartige Kirchenpolitik des Papstes aufmerksam zu machen, damit sie dem „Greis im Vatikan, der — nach Windthorst — die Welt regiert,“ nicht vergesse. Auch die Verhandlungen

mit den orientalischen kirchlichen Würdenträgern gehört hierher. Dieselben gehörten nämlich den unierten Griechen an, also einer Kirche, die so wie so schon unter dem Papste steht und der gegenüber man nun die Uniformierungsbestrebungen etwas zurückgestellt hat, um auf diese Weise den wirklichen griechischen Kirchen zu zeigen, wie weit Rom seine Thore aufthun kann — wenn es will. Eine Encyklika, welche die diesbezüglichen Bestimmungen enthielt, ist am 6. Dezember in Rom erschienen. In derselben wird die Notwendigkeit betont, die Lehren der orientalischen Kirche unverändert aufrecht zu erhalten, weil dieselbe in ihrer Machtfülle ein glänzender Ausdruck der Einheit der Dogmen der katholischen Kirche sei. Nachdem die Konstitution die vom Papst Benedikt XIV. erlassenen Bestimmungen zu Gunsten der Aufrechterhaltung des Ritus der orientalischen Kirchen angeführt hat, werden 13 Punkte derselben erläuternd bestätigt. Sie besagen im wesentlichen: Jeder lateinische Missionar, welcher Angehörige einer orientalischen Kirche verleiten würde, zum lateinischen Ritus überzutreten, soll ipso facto der Suspension und dem Verlust seines Amtes verfallen. An allen Örtlichkeiten des Orients, wo den Gläubigen des einen Ritus ein eigener Priester fehlt, können sie die Eucharistie nach dem anderen Ritus empfangen, ohne dem Vorwurfe zu verfallen, den eigenen Ritus verlassen zu haben. Die im Orient zur Leitung der Kirchenkollegien begründeten religiösen Orden werden Sorge tragen, daß die der orientalischen Kirche angehörenden Zöglinge nach ihrem eigenen Ritus unterwiesen werden. Ohne päpstliche Ermächtigung darf kein weiteres Kolleg von lateinischen religiösen Orden im Orient gegründet werden. Alle orientalischen Gläubigen, die außerhalb des Patriarchatssprengels lebenden inbegriffen, werden auch fernerhin in den Kirchenbüchern ihres Ritus eingetragen bleiben. Den zur katholischen Kirche Übertretenden soll der Übertritt nach orientalischem Ritus gestattet sein. In Eheangelegenheiten werden die orientalischen Gläubigen in gewissen Fällen an die congregatio de propaganda Fide verwiesen. Schließlich kündigt die Konstitution an, daß Papst Leo XIII. die Seminarien und Kollegien im Orient vermehren wolle. Es sollen mit dem edelmütigen Beistand der Katholiken aller Länder zu diesem Zweck reichliche Mittel angewendet werden.

Es fehlt nur noch eins; nämlich, daß die Griechen auch wirklich durch die ihnen so weit geöffnete Thür in die römische Kirche einziehen. Das thun sie aber nicht. In der griechisch-orthodoxen Kirche will man aber nichts von dem Vorschlage des Papstes, in die römisch-katholische Kirche zurückzukehren, wissen. Sämtliche orthodoxe Metropoliten der Balkanhalbinsel erhielten von dem Konstantinopeler Patriarchen die Mitteilung, daß die ökumenische Synode die Encyklika des Papstes Leos XIII. „praeclarae gratulationis," betreffend die Vereinigung beider Kirchen, einstimmig verworfen und den Metropoliten von Methymos mit der Ausarbeitung des ablehnenden Schreibens betraut habe.

Vor kurzem wurden im Münster zu Limoges außerordentliche Feste zu Ehren des heil. Martial gefeiert. Über diesen Heiligen wurde von dem Bischof von Limoges, mit dem noch elf andere Bischöfe feierten, folgendes erzählt: Martial, dessen Eltern Marzel und Elisabeth hießen, war ein Jünger Jesu und ist von Petrus getauft worden. Er ist eines jener Kinder gewesen, die Jesus gesegnet hat und wohnte der Auferweckung des Lazarus bei. Er bot dem Herrn Jesu die fünf Brote und die zwei Fische dar, diente beim heil. Abendmahl und war ein Zeuge der Auferstehung Christi. Nach Rom gebracht, wurde er durch den heil. Petrus beauftragt, Gallien zu evangelisieren. Sofort begab er sich nach Limoges, wo er Bischof wurde und unzählige Wunder verrichtete!

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $2.00.

23. Jahrg. St. Louis, Mo., April 1895. No. 4.

Die Lehre vom Amte der Schlüssel.

(Von P. G. A. Neumann.)

I.

Schlüsselgewalt oder Amt der Schlüssel ist ein von der Kirche geformter Ausdruck, der sich in der hl. Schrift nicht findet. Der Begriff ist abgeleitet von jenem Worte des Herrn an Petrus: „Ich will dir des Himmelreiches Schlüssel geben. Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein“ u. s. w. Matth. 16, 19. In der Parallele, Matth. 18, 18, ist dasselbe Wort an alle Jünger gerichtet, aber ohne Erwähnung der Schlüssel. Dieser Unterschied hat eine Erklärung hervorgerufen, der zufolge die dem Petrus erteilten Schlüssel nichts weiter bedeuten sollten als die Zusage, er solle das Himmelreich aufschließen dadurch, daß er als der Erste sowohl Juden wie Heiden in dasselbe einführe; am Pfingstfeste, resp. bei der Taufe des Hauptmann Kornelius, sei dies zur Erfüllung gekommen. Abgesehen von dieser Ansicht wird jetzt im kirchlichen Sprachgebrauch unter Schlüsselgewalt verstanden: die der Kirche erteilte Vollmacht, auf Erden Sünden zu vergeben und zu behalten. Es wird nämlich mit Matth. 16, 19 verbunden Joh. 20, 23: „Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen“ u. s. w., und dieses hier genannte „Sünden-erlassen“ und „-behalten“ wird als Erläuterung betrachtet zu dem „Lösen“ und „Binden“ jener erstgenannten Stelle. So in den Schmalk. Artt. III, 7: „Die Schlüssel sind die der Kirche von Christo gegebene Pflicht und Vollmacht, Sünden zu binden und zu lösen.“ Desgleichen Apolog. VI, 79: „Amt der Schlüssel hat keinen Auftrag, Strafen aufzuerlegen oder Gottesdiensteinrichtungen zu treffen (cultus instituere), sondern nur denen, welche sich bekehren, die Sünden zu erlassen, aber diejenigen auszuschließen, welche sich nicht bekehren wollen. Denn wie das Lösen Sündenvergebung bezeichnet, so das Binden Behalten der Sünden.“

Aus diesem Citate geht hervor, daß es noch eine andere, umfassendere, hier aber abgewehrte Auffassung der Schlüsselgewalt gibt. Immer gab es Männer, welche den Begriff ausdehnten auf alle Befugnisse des kirchl. Amtes, auf alle Gebote und Verbote, die zum Zwecke der Kirchenzucht oder des Kirchenregimentes erlassen werden. Und es

scheint, nicht ganz mit Unrecht. Denn in Matth. 16, 19 ist das Binden und Lösen in keiner Weise beschränkt auf Sündenvergebung, sondern allgemein gehalten.

II.

Wem ist nun diese Schlüsselgewalt übertragen? Die römische Lehre antwortet ohne weiteres: ausschließlich dem geistlichen Amte. Denn die Kraft und Gewalt des Petrus überträgt sich stets auf seine rechtmäßigen Nachfolger, den römischen Klerus mit dem Papst an der Spitze. Diese Übertragung geschieht bei der Priesterweihe. Die betreffende, vom Bischof gesprochene Ordinationsformel lautet nach dem röm. Katechismus, § 494: „Empfange die Vollmacht, Gotte das Opfer darzubringen (potestas offerendi Deo sacrificium) und die Messe zu feiern für alle Lebenden und die Toten. Nimm hin den hl. Geist, welchen du die Sünden erlässest, denen sind sie erlassen, und welchen du sie behältst, denen sind sie behalten." Durch die Weihe erhält der Priester die Gewalt der Schlüssel, und zwar unverlierbar (character indelebilis).

Als Schriftbeweis wird angeführt, daß Joh. 20, 23 zu den Aposteln gesprochen sei und darum auch nur für deren Amtsnachfolger, die Priester, Geltung habe. Aber ist denn das geistliche Amt heute wirklich Nachfolger des Apostolates? Ferner erhellt aus der Parallele zu Joh. 20, 19, aus Luk. 24, 33: (Die Emmausjünger) „kehrten gen Jerusalem und fanden die Elfe versammelt und die bei ihnen waren," daß unter den Jüngern (Joh. 20, 22) außer den Elfen noch andere Gläubige zu begreifen sind, die auch diese Zusage des Herrn mit erhielten.

Ganz anders als Rom steht hierzu nun Luther. Analog seiner Lehre vom allgemeinen Priestertum, daß jeder Gläubige Priester sei, nur um der Ordnung willen übertrage die Gemeinde einem Befähigten die Ausübung des Amtes, hat auch jeder Christ Recht und Macht, die Schlüsselgewalt zu üben. Der Kirche, nicht dem geistl. Amte, hat der Herr diese Vollmacht verliehen; und Kirche ist für Luther gleichbedeutend mit: Gemeinde der Gläubigen. „Die Schlüssel gehören nicht einer Person, sondern der Kirche; Christus erteilte sie in den Jüngern principaliter et immediate der Kirche." (Schmalk. Artt. De Primatu Papae § 24.) Um der Ordnung willen aber übt die Schlüsselgewalt öffentlich nur der Inhaber des Amtes, wiewohl privatim jeder Christ es thun kann und darf. — Die Reformierten stehen wesentlich auf demselben Standpunkt, nur betonen sie in Übereinstimmung mit ihrer durchgehenden Forderung der persönlichen Heiligung, daß nur rechte Diener (d. h. gläubige Geistliche) das Amt der Schlüssel wirksam verwalten könnten. Nicht das übertragene Amt, sondern die Weihe durch den hl. Geist befähigt zur Ausübung der Schlüsselgewalt. Dieser Punkt wurde eben in der lutherischen Kirche weniger hervorgehoben; ja, die Lutheraner des 16. und 17. Jahrhunderts nähern sich in ihrer Auffassung von der Wirkung des Amtes bedenklich dem opus operatum Roms. Und doch ist gerade zur Ausübung dieser Seite des

geistlichen Amtes nach der Schrift die heiligende Wirkung des göttlichen Geistes im Herzen erforderlich. Denn ehe der Herr die Worte Joh. 20, 23 sprach, blies er seine Jünger an: „Nehmet hin den heiligen Geist.“ Diese Geistesausrüstung erst befähigte sie, Sünden zu erlassen und zu behalten.

III.

Die Schlüsselgewalt wurde in der ersten christlichen Kirche in ganz anderer Weise geübt, als heute; sie war beschränkt auf die Aufnahme in die Kirche und den Ausschluß aus derselben. Die Aufnahme geschah durch die Taufe; da wurde von der alten Kirche das Amt der Schlüssel geübt, die Bekehrten gelöst, d. h. ihnen die Sünden vergeben. Der Ausschluß geschah auf Grund grober Sünden, besonders Götzendienst, Mord und Ehebruch; da wurde der Sünder feierlich gebunden, d. h. ihm das Behalten seiner Sünden angekündigt, bis er Buße gethan habe. Diese Exkommunikation schloß ihn aus von allen Vorrechten der christlichen Gemeinde, vom Abendmahl, sowie auch von der öffentlichen Fürbitte, bis er dieselbige wieder reumütig nachsuchte. Ob die Kirche einen so durch eigene Schuld Gebundenen, d. i. einen nach der Taufe in schwere Sünden Gefallenen, auch wieder lösen dürfe, darüber waren die Ansichten geteilt. Doch herrschte fast allgemein der Brauch, einen Gefallenen nach aufrichtiger Buße wieder zu lösen. Die Wiederaufnahme geschah, nachdem der Büßende in mehrjähriger Wartezeit auf den bekannten vier Stufen der strengen Bußordnung den Ernst seiner Sinnesänderung öffentlich bekundet hatte. Aber darin war man einig, daß die Schlüsselgewalt nicht soweit reiche, um einen zum zweitenmale Gefallenen wieder lösen und in die Kirche aufnehmen zu können. Man sieht, die alte Kirche übte die Schlüsselgewalt nur an denen, die noch nicht oder nicht mehr Glieder der Gemeinde waren. Von einer Anwendung dieser Gewalt bei allen Gläubigen, von einer Absolution nach heutigem Brauche war keine Rede. Die täglichen Sünden unterlagen in keiner Weise der Schlüsselgewalt, sondern galten als getilgt durch das tägliche Gebet. Auch einer Beichte und Absolution vor dem Abendmahl finden wir in der ersten Kirche keine Erwähnung gethan. Es ist das vielmehr erst eine Errungenschaft der römischen Kirche des Mittelalters.

Vom siebten und achten Jahrhundert an finden sich Spuren solcher Beichte, und zwar zuerst in den Klöstern. Die Mönche, welche auch die leisesten Regungen der Sünde in sich beobachteten, richteten unter sich eine Aufzählung ihrer Sünden ein mit darauffolgender Absolution von seiten des Abtes. Immer allgemeiner wurde dieser Brauch für die Klöster; nach und nach breitete er sich auch aus in den Gemeinden, wiewohl ohne kirchlichen Zwang, und hatte nach vier Jahrhunderten solch allgemeine Ausdehnung gewonnen, daß die römische Kirche Beichte und Absolution regelmäßig für alle Christen zu einem bindenden Kirchengesetz machen konnte. Dies geschah 1215 unter Innocenz III. auf dem zwölften ökumenischen oder vierten Laterankonzile, welches in sei-

nem 21. Kanon verfügte: „Jeder Gläubige muß mindestens einmal im Jahre dem Priester beichten, sich absolvieren lassen und das Sakrament des heiligen Abendmahles empfangen."

Nach katholischer Lehre erstreckt sich nun die Schlüsselgewalt der Kirche auf alle Sünden der Lebenden und der Abgeschiedenen. Geübt wird sie bei jenen lediglich durch die priesterliche Absolution. Der Priester, als Inhaber der Schlüssel des Himmelreiches, vermag aber auch die Seelen im Fegefeuer zu lösen durch Seelenmessen und durch Zuerteilung von Ablaß aus dem Schatze der überschüssigen Verdienste Christi und der Heiligen, den die Kirche in Kraft der ihr übergebenen Schlüssel zu verwalten hat.

Beschränkt nun Rom das Lösen von seiten der Kirche auf die durch den Priester zu erteilende Absolution, so bahnte die Reformation auch hierin eine ganz andere Auffassung an. Inhalt des Amtes der Schlüssel ist für Luther nie nur die Vergebung der Sünden, sondern vielmehr Predigt des Evangeliums, öffentlich und sonderlich. „Binden und Lösen ist nichts anderes, denn Evangelium verkünden und anwenden." Ebenso in der Augsburger Konfession, Art. XXVIII, 5: „Nun lehren die Unsern also, daß die Gewalt der Schlüssel sei eine Gewalt und Befehl Gottes, Evangelium zu predigen, Sünden zu behalten und zu vergeben, und Sakramente zu verwalten." Und wie die Ausübung dieses Amtes verstanden wird, geht hervor aus dem darauffolgenden Satze: „Denselben Gewalt der Schlüssel übet und treibet man allein mit der Lehre und Predigt Gottes Wortes und der Handreichung der Sakramente." Für Luther ist das Evangelium eine lebendige, wirksame Kraft, die Predigt desselben schon eine reale Anbietung der Sündenvergebung, ein wirkliches Lösen, wenn es im Glauben erfaßt wird. Sündenvergebung ist ihm nicht ein Vorrecht der Kirche, sondern eine Wirkung des Evangeliums, das deswegen nur verkündet werden braucht, um zu lösen. Bindeschlüssel ist ihm die Predigt des Gesetzes. Darin nun, daß schon die Verkündigung des Evangeliums Anwendung der Schlüssel, Erlassen und Behalten der Sünden sei, müssen wir Luther beistimmen, wenn man nicht das kirchliche Amt zu einer Art Vermittler des Heils stempeln und den evangelischen Grundsatz von der Rechtfertigung allein aus Gnaden durch den Glauben nicht verdunkeln will.

Daneben aber behielten er und seine Nachfolger die besondere Beichte und Absolution als berechtigt und heilsam bei, wenngleich nicht, wie Rom, als unumgänglich nötig. Luther begründet dieselbe damit, wohl fußend auf seine eigene Erfahrung in der Wittenberger Klosterzelle, daß das verzagte Menschenherz an der allgemeinen Verkündigung nicht genug habe, sondern die Vergebung persönlich versichert haben wolle. Aber auch die ausdrückliche Absolution ist ihm nicht mehr, als Verkündigung dessen, was jeder selber in der hl. Schrift lesen könne, nur daß es als direkte Zusage dem Herzen vielleicht näher geht.

Auf wesentlich gleichem Standpunkte stehen die reformierten Lehrer. Im Pfälzer Katechismus wird auf die Frage: Was ist das Amt

der Schlüssel? geantwortet: „Predigt des Evangeliums und christliche Bußzucht.“ Privat-Absolution lassen auch sie in Übung für die, welche sie begehren; es wird aber in der Confessio Helvetica ausdrücklich erklärt, daß dieselbe in keiner Weise wirksamer sei, als die in der Predigt verkündigte und geglaubte Vergebung der Sünden.

IV.

Nach diesen Ausführungen über Art und Weise der Ausübung erhebt sich nun die weitaus wichtigere Frage: Was gibt oder nützet die Schlüsselgewalt? Welcher Zusammenhang besteht zwischen der von der Kirche verkündeten und der doch im Himmel zu erfolgenden Sündenvergebung? Für die Kirchen der Reformation ist die Antwort darauf teilweise schon in dem Vorhergehenden enthalten. Nach reformierter Anschauung ist die Absolution nichts weiter als Ankündigung auf Grund des göttlichen Wortes, daß Sündenvergebung vorhanden sei, die der bußfertige Gläubige sich nun aneignen soll und kann. Ähnlich wie bei den Sakramenten, halten sie auch hier die äußere Handlung der Ankündigung und das Gnadengut der Vergebung auseinander. Der Glaube ist es, welcher allein die Vergebung der Sünden erfährt. „Dir geschehe, wie du geglaubt hast,“ wird darum stets hinzugefügt.

Bei Luther ist das Amt der Schlüssel auch nichts anderes als zudienen des Evangeliums. Aber bei der selbständigen Wirkung, die er dem rein und lauter verkündeten Gottesworte eo ipso beilegt, werden für seine Anschauung die Absolutionsworte zum Träger der göttlichen Vergebung, die so real und wirksam dem Menschen entgegentritt, daß die Absolution geradezu als Sakrament hingestellt wird. „Proprie dici potest sacramentum poenitentiae,“ Apol. V, 41. Glaube ist erforderlich, aber nur um die Vergebung zu ergreifen, die Gott selber in der Absolution darreicht. „Die Absolution ist nicht des gegenwärtigen Menschen Stimme, sondern Gottes Wort, der die Sünde vergibt. Gott fordert, dieser Absolution zu glauben, nicht weniger, denn so seine Stimme vom Himmel erschölle und sollen uns trösten, daß wir durch solchen Glauben Vergebung der Sünden haben.“ Aug. XXV, 4 und Apol. IV, 59. Ebenso Luther in seinem kleinen Katechismus, IV, 16: „Vergebung vom Beichtiger empfangen, wie von Gott selber und nicht zweifeln, sondern fest glauben, daß die Sünde durch solche Absolution auch im Himmel vor Gott erlassen sei.“ Vergl. die von Luther gegebene Absolutionsformel: „Glaubst du, daß meine Vergebung Gottes Vergebung sei?“ frägt der Beichtiger. „Ja, lieber Herr.“ „Dir geschehe, wie du glaubest. Und ich, im Auftrage unseres Herrn Jesu Christi, vergebe dir deine Sünden“ u. s. w. Schon diese Formel im Unterschiede von der reformierten: Ich verkündige dir die Vergebung .... kennzeichnet Luthers Auffassung. In sakramentaler Weise erhält jeder Vergebung der Sünden, auch der Heuchler, nur gereicht sie ihm um seiner Unlauterkeit willen zu desto größerem Schaden.

(Schluß folgt.)

Bischof Dupanloup.

Von Prof. Dr. Fredrik Nielsen in Kopenhagen.

(Aus der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft.)

(Schluß.)

Die kühnen Worte Montalemberts in der Pairskammer brachten im ganzen katholischen Frankreich eine große Bewegung hervor. „Die französischen Katholiken," so hatte kurz vorher der Graf an einen Freund geschrieben, „sind zahlreich, wohlhabend und geachtet; nur eins fehlt ihnen, der Mut. Bisher hieß Katholik sein im sozialen und politischen Leben ganz draußen stehen, sich selbst so wenig wie möglich zumuten und alles andere dem lieben Gott überlassen. Die Katholiken unserer Tage, besonders die in Frankreich, haben eine Neigung, von der sie sich beherrschen, und eine Funktion, die sie sich angelegen sein lassen: das ist der Schlaf. Gut zu schlafen, süß und lange, und nach kurzem Wachen möglichst bald wieder einschlafen, das war bisher ihre Politik." Doch die von ihm betriebene Agitation hat darin bald Wandel geschafft. Zwei Monate, nachdem Montalembert die Rede in der Pairskammer gehalten, schrieb Lacordaire an Frau Swetchine: „Die Bischöfe reden jetzt von Freiheit und Menschenrechten; man bekennt sich zur Presse, zur Verfassung, zur Gegenwart. Frankreich ist endlich im Besitz einer Priesterschaft, welche auf Verabredung redet, schreibt und handelt und Front macht gegen solche Mächte wie Professoren, Journalisten, Abgeordnete und Fürsten; eine Priesterschaft, welche die alten Steige verlassen hat und sich nicht an den König, sondern an das Volk wendet."

In diesen anders gewordenen Verhältnissen fand Dupanloup sich bald zurecht; eine solche Zukunft vor Augen, hatte er ja in St. Nikolas sich bemüht, Talente hervorzulocken. Dennoch war er nicht blind für die mit dieser gewaltsamen Agitation verbundenen Gefahren. Es war Montalembert gelungen, eine thatkräftige katholische Partei zu gründen; aber je bewußter die Partei auftrat, desto klarer wurde es, daß ein katholisches Volk in Frankreich nicht mehr vorhanden sei. Und wer waren die Führer dieser Partei? Nicht Bischöfe, sondern Laien. Dupanloup ging zwar nicht so weit wie der Erzbischof von Rouen, der an Montalembert schrieb: „Laien haben nicht die Mission, die Kirche zu verteidigen;" aber beunruhigend war es ihm doch zu sehen, welche Macht die Laien erhalten hatten. Und schon damals stieß ihn der rohe Ton zurück, den ab und zu die katholischen Blätter, namentlich das „L'Univers," anschlugen.

Dieses Blatt, im J. 1834 begründet durch den später als Herausgeber lateinischer und griechischer Kirchenväter bekannt gewordenen Abbe Migne, hatte anfangs nicht viel zu bedeuten gehabt; seitdem aber im J. 1842 Louis Veuillot die Redaktion übernommen hatte, gewann es von Tag zu Tag größeren Einfluß. Louis Veuillot hatte nach einer Vergangenheit, die nicht erwarten ließ, daß aus ihm noch einmal ein

Apologet der Kirche werden würde, in Rom eine Chateaubriandsche Erweckung durchgemacht; „er hatte sich vor dem Kreuze gebeugt, seine Fehler beweint und war als feuriger Katholik nach Paris zurückgekehrt.“ Als er in die Redaktion des „L'Univers“ eingetreten war, wandte er sich mit spitzigen Waffen gegen die Feinde der Kirche, die Voltairianer, wie er sie zu nennen pflegte, und der Kampf um die Freiheit des Unterrichts gab ihm reichlich Gelegenheit, die Männer der Universität mit Scheltworten zu überhäufen, die in so höfischen Ohren wie denen des Erzbischofs Affre und seines Generalvikars einen üblen Klang hatten. Lamennais hatte die Schimpflyrik in die katholische Presse eingeführt, und Veuillot, der nicht wenig von der Natur eines Rabelais hatte, wurde bald ein Virtuos in diesem Fach. Es hatte den Anschein, als wolle er die Aufrichtigkeit seiner Bekehrung durch die Angriffsweise darthun, deren er sich den Ungläubigen gegenüber bediente. „Als der Hauptmann auf Golgatha,“ sagte Lacordaire im Hinblick auf Louis Veuillots Polemik, „sich vor Jesus Christus gebeugt hatte, machte er sich nicht zum Büttel, sondern schlug an seine Brust,“ und viele fanden, daß diese Nachahmung der Bedientensprache in Molieres Komödien der katholischen Sache geradezu gefährlich zu werden drohe. So schrieb z. B. Dupanloup an seinen Bischof: „Der aufreizende Ton des „L'Univers“ entmutigt die Leute und scheint nur geeignet zu sein, andere glauben zu machen, es stehe mit unserer Sache so verzweifelt schlecht, daß gute Gründe nutzlos seien, und man nichts anderes vorzubringen wisse als knotige Worte und Injurien.“ Als daher Louis Veuillot wegen eines Artikels über eine die Schulfrage behandelnde Flugschrift zu einer Geldbuße und Gefängnis verurteilt worden war, leistete Dupanloup zwar seinen Beitrag zu jener Geldbuße, suchte aber gleichzeitig die Entfernung des bisherigen Redakteurs zu veranlassen. Dieser Plan mißlang, und damit war der Grund zur Feindschaft zwischen Dupanloup und Veuillot gelegt. Je mehr die gemäßigten Katholiken und vor allem Dupanloup bemüht waren, die Kraftausdrücke abzuschwächen, die Veuillot so natürlich waren, desto mehr suchte der Redakteur des „L'Univers“ sein Talent als Spitzkugelschütze zu entfalten und beklagte sich über „gewisse Leute, die sich an seine Rockschöße hängten, um ihn zurückzuhalten, indem sie riefen, er kompromittiere sie.“ Er erkannte bald, daß hinter den wenigen Gebildeten, die sich durch den Ton seiner Zeitung abgestoßen fühlten, eine große Schar von Priestern niederen Bildungsgrades und fanatischen Laien stand, die seine Ausfälle belachen konnten, ohne an der Plumpheit derselben Anstoß zu nehmen; und an ihnen fand er seine getreuen Leser und Anhänger. Der demokratische Hauch, der durch die Zeit ging, hatte auch die Kirche erreicht, und Louis Veuillot verstand es, die Massen zu gewinnen und dann in ihrem Namen zu reden, als wären sie die rechte katholische Gemeinde. Auch auf den Bischofssitzen gewann er Anhänger. Als der Erzbischof von Paris sich öffentlich gegen eine Broschüre aus der Feder eines Mitarbeiters am „L'Univers“ ausgesprochen hatte,

brachte das Blatt zunächst eine Erklärung des Betreffenden: „er könne den von Erzbischof Affre gegen ihn ausgesprochenen Tadel nicht annehmen,“ und druckte dann einen Brief des Bischofs von Chartres ab, in welchem dieser die von Affre getadelte Broschüre lobte und zugleich die Leser belehrte, der Metropolitantitel des Erzbischofs von Paris sei ein bloßer Titel, „der in Bezug auf Schulangelegenheiten ihm keinerlei Überlegenheit gebe.“ Nachdem später auch der Papst sich für das „L'Univers“ hatte gewinnen lassen, gab es für die Macht des letzteren keine Grenzen mehr; und je entschiedener nun Rom den Weg einschlug, der zum päpstlichen Syllabus mit seiner Verdammung der ganzen modernen Denkweise führte, desto besser lernte man Louis Veuillot und seine Polemik schätzen.

Die gewaltsamen Angriffe des „L'Univers“ gegen die Universität wurden demselben in gleicher Münze heimgezahlt. Man legt Thiers den Ausspruch in den Mund: „Es dürfte bald Zeit werden, die Hand Voltaires auf gewisse Leute zu legen;“ und die antiklerikale Presse verfügte auch ihrerseits über spitzige Waffen. Im Jahre 1844 begann Eugene Sue seinen „Ewigen Juden“ als Feuilleton im „Constitutionel,“ dem Organ Thiers', und in diesem Roman wußte er alle jene im geheimen kursierenden Geschichten von den Schandthaten der Jesuiten anzubringen. Der Haß gegen die Jesuiten schlug helle Flammen in ganz Frankreich, und viele Lehrer ließen ihre Schüler eine Rede verfassen, die Arnauld hätte halten können, als er im Namen der Universität das Parlament bat, die Jesuiten zu vertreiben. „Nieder mit den Jesuiten!“ wurde zum Feldruf ganz wie in den Tagen Villeles, und Michelet und Quinet griffen auf den Lehrstühlen des College de France die Jünger Loyolas mit der größten Heftigkeit an.

Der Sturm gegen die Jesuiten verwandelte den Kampf für die Freiheit des Unterrichts in einen Kampf für die Freiheit der religiösen Kongregationen, als deren Verteidiger verschiedene Autoren auftraten, unter diesen der Jesuit Ravignan und Dupanloup. Obgleich Poujoulat und viele andere der Dupanloupschen Flugschrift „Über die religiösen Kongregationen“ den Preis zuerkennen, läßt sich doch kaum bezweifeln, daß sowohl nach Form wie nach Inhalt diese weit hinter der von Ravignan verfaßten glänzenden Verteidigung der Jesuiten zurücksteht, einer Schrift, von welcher Sainte Beuve urteilte, sie sei die erste in diesem Streit aus den Reihen der Katholiken hervorgegangene Schrift, die einer großen und heiligen Sache würdig genannt werden könne. Wenn man jetzt, nach Verlauf so vieler Jahre, die beiden Schriften liest, so wird man bald der Deklamationen und Phrasen Dupanloups müde, während Ravignans Schrift: „De l'existence et de l'institut des Jésuites“ so beredt, logisch und reich an wirklichen Argumenten ist, daß sie sich noch immer mit Interesse lesen läßt. Wenn eine Verteidigung des Instituts Loyolas möglich wäre, dann müßte sie durch eine solche Schrift geführt werden können. Louis Philipp war eine Weile geneigt sich der Jesuiten anzunehmen, aber Thiers stimmte ihn um. „Man

muß den Geistlichen das eine oder andere Zugeständnis machen; sie haben doch noch viel Macht," sprach der König zu Thiers. Er bekam zur Antwort: „Sire, ich versichere Sie, es gibt eine Macht, die stärker ist als der Geistliche, das ist der Jakobiner." Allmählich ließ sich der König die Augen darüber öffnen, welches Unglück Karl X. verursacht, und er erklärte dem päpstlichen Nuntius in Paris, er wolle den Jesuiten zuliebe nicht seine Krone aufs Spiel setzen. Guizot verfiel dann auf den schlauen Ausweg, Rossi (derselbe, der später in Rom als liberaler Minister bei Pius IX. ermordet wurde) als Boten an Gregor XVI. zu senden, um den Papst zu bitten, er möge selbst die Jesuiten in Frankreich auflösen, und schließlich gelang es dem geschmeidigen Italiener, die vom Papst dagegen erhobenen Bedenken aus dem Wege zu räumen. „Das Herz will uns brechen," rief das „L'Univers" aus, als es in Paris bekannt wurde, daß zwar nicht der Papst selbst, aber doch der Jesuiten-General in Rom, natürlich auf Antrieb des Papstes, in Bezug auf die künftige Stellung der Jesuiten in Frankreich derartige Ordres erteilt habe, daß sie als so gut wie aufgelöst betrachtet werden konnten. Aber auch die, welche einen liberalen Katholizismus dem Ultramontanismus vorzogen, hatten keine Ursache über dieses Resultat zu jubeln. Diese direkten Unterhandlungen mit dem Papst wurden nämlich eines der Momente, durch welche die Selbständigkeit der französischen Kirche stark erschüttert worden ist. „Wenn man so sieht, wie die Regierungen, eine nach der anderen, selbst das Papsttum auffordern, für die Haltung der Priesterschaft und der Katholiken Vorschriften zu erteilen, kann man dann ihnen nachher noch groß Recht geben, wenn sie sich über die Fortschritte des Ultramontanismus beklagen?" so fragt mit gutem Grunde Thureau Dangin in seiner Schilderung des Verhältnisses der Kirche zum Julikönigtum. Und es war auch nicht zu verwundern, daß der liberale Katholizismus zuletzt in Rom gänzlich in Mißkredit kam, wenn man die Waffen in Betracht zieht, deren sich Rossi in seiner Eigenschaft als französischer Abgesandter bediente. Um Gregor zur Nachgiebigkeit zu bewegen, stellte er, der selbst Wortführer des Liberalismus war, die liberalen französischen Katholiken, die für die Freiheit des Unterrichts kämpften, als „den Schweif Lamennais'" (la coda di Lamennais) dar.

Der Kampf hatte indes so lange gewährt, daß auf beiden Seiten viele nach Möglichkeiten für einen Frieden spähten. Als Dolmetscher eben dieser Sehnsucht nach Frieden verfaßte Abbe Dupanloup seine große Flugschrift: „La pacification réligieuse," worin er sich geradezu auf die Prinzipien von 1789 berief. Er suchte die Katholiken als aufrichtige Freunde der Freiheit darzustellen, empfahl aber andererseits diesen, Geduld und Mäßigung zu üben. Der Ton, den er in dieser neuen Flugschrift anschlug, fand gleich Beifall bei Männern wie Thiers und Cousin; „L'Univers dagegen erhob scharfen Widerspruch. Es erschien hier ein Artikel nach dem anderen, in welchen Dupanloup heftig angegriffen wurde, und einer der Freunde des „L'Univers" gab eine Broschüre heraus, in welcher es hieß: „Diese Salon-Vermittelung ver-

mag nur Hofschranzen und Abbes zu täuschen, die künftiger Würden harren. Hätte Abbe Dupanloup in den Tagen des Arianismus gelebt, so würde er für St. Athanasius wahrscheinlich nur harte Worte übrig gehabt haben, milde und friedfertige Worte dagegen für die Hofschranzen und Prälaten, die so wohlwollend gegen die Arianer waren." Der Kreis, der sich um das „L'Univers" geschlossen, hatte es in seiner Selbstschätzung schon so weit gebracht, daß er sich für die einzige katholische Orthodoxie hielt und die liberalen Katholiken als die ärgsten Ketzer betrachtete.

Während aber auf diese Weise Dupanloup mit den Unversöhnlichen in offene Fehde geriet, fühlte er sich doch zugleich von Affre zurückgestoßen. Sie waren in der Pädagogik uneins, und mit der Zeit machte die Verschiedenheit ihrer Ansichten die gemeinsame Arbeit unerträglich. Aus diesem Grunde gab Dupanloup 1845 seine Stellung als Superior in St. Nikolas auf und begnügte sich eine Weile mit der Stellung eines Domherrn an Notre-Dame; aber als solcher setzte er seinen Kampf für die Freiheit des Unterrichts fort. Als Montalembert in seiner Schrift „Von der Pflicht der Katholiken in Bezug auf die Wahlen" aufs neue für diese Sache das Wort ergriff, schrieb Dupanloup eine neue Broschüre, in welcher er, anstatt die Zerstörung der Universität zu fordern, sich damit begnügte, Raum für die freie Schule neben der Staatsschule zu verlangen. Auch diese Schrift wurde im „L'Univers" arg zerzaust. Der Verfasser wurde mit Spottreden überschüttet und sein Vorschlag zum Frieden für unannehmbar erklärt. Als nun die Regierung bald darauf einen anderen Gesetzentwurf vorlegte, der Dupanloup als ungenügend und für die Katholiken unheildrohend erschien, verfaßte er abermals eine Flugschrift, die das Glück hatte, dem Geschmack des „L'Univers" zu entsprechen. Nur die Einleitung, in der Dupanloup gegen den Ton in Louis Veuillots Zeitung aufgetreten war, forderte diesmal den Unwillen der unversöhnlichen Kritik heraus. Diese Fehde belehrte Dupanloup, wie nützlich es ihm und seinen Freunden sein würde, wenn dem liberalen Katholizismus ein Blatt zur Verfügung stände, und er war unverdrossen bemüht, sich ein solches zu verschaffen. Nach dem ursprünglichen Plan sollte es den Namen „Der soziale Friede" tragen und diesem Namen enspréchen; doch erst nach der Februar-Revolution gelang es ihm durch Ankauf der Zeitschrift ,,L'ami de la religion" in den Besitz eines eigenen Organs zu kommen.

Die Abneigung der Regierung gegen die Unterrichtsfreiheit zwang die Katholiken ferner in Kampfstellung zu verharren. Wiederholt machte Erzbischof Affre vergeblich den Versuch, Louis Philipp für die Bedeutsamkeit dieser Frage die Augen zu öffnen. Schließlich mußte er alle Hoffnung aufgeben. „Diese Leute," sagte er eines Tages, als er vom Hofe zurückkehrte, „sehen in der Religion lediglich eine Maschine, die man zum Regieren braucht; daß wir ein Gewissen haben, davon haben sie keine Ahnung." Der zähe Widerstand von seiten des „L'Univers" und die Angst Roms vor dem „Schweif Lamennais'" hätte auch schon beinahe

die liberalen Katholiken zur Verzweiflung gebracht. Doch da geschah das Seltsame, daß die römisch-katholische Christenheit in Pius IX. einen liberalen Papst erhielt. Nun konnten Montalembert und seine Freunde sich freuen „des Papstes Vorläufer gewesen zu sein," und selbst Louis Veuillot wurde jetzt liberal und meldete seinen Lesern, Rom habe nun den Segen über die liberalen Ideen gesprochen, für die er (Veuillot) in Frankreich so lange schon gekämpft habe. Pius IX. rühmte die französischen Bischöfe wegen des von ihnen geführten Kampfes für die Freiheit des Unterrichts und sprach: „Die Kirche muß Freiheit haben, weil ihre Gegner im Besitz der Freiheit sind, die Waffen müssen gleich sein." Dupanloup, der unmittelbar nach dem Konklave nach Rom geeilt war, fand im Vatikan eine überaus freundliche Aufnahme. Der Papst lobte seine Festigkeit und seine Versöhnlichkeit und pries Montalembert in den höchsten Tönen. Der liberale Papst machte selbst die Söhne Voltaires stutzen. Sowohl die Pairskammer als die Kammer der Deputierten nahmen eine Adresse an, voll wärmster Hingabe an den Papst, der „eine neue Ära der Zivilisation und der Freiheit inauguriert habe." Das katholische Blatt „Le Correspondent" konnte daher seinen Lesern zum Trost sagen, „seitdem der Stern Pius' IX. an dem moralischen Himmel aufgegangen, habe sein wohlthätiger Einfluß alle Wolken zerstreut."

Es dauerte jedoch nicht lange, bis die Revolution Louis Philipp nötigte Paris zu verlassen, und in den Februartagen erlitt Erzbischof Affre den Märtyrertod auf den Barrikaden von Paris. Er wagte sich unter die Kämpfenden, um Frieden zu stiften, wurde aber durch eine Gewehrkugel tödlich verwundet und stürzte nieder mit dem Ausruf: „O, daß mein Blut das letzte wäre, das vergossen wird!"

III.

Kaum hatte Dupanloup die Leitung des Blattes „L'ami de la réligion" übernommen, als die römische Revolution auch Pius IX. zur Flucht nach Gaeta zwang. So fiel ihm als eine seiner ersten journalistischen Aufgaben diejenige zu, die Stimmung in Frankreich zu bearbeiten, damit Pius IX. daselbst nicht bloß Zuflucht, sondern auch bewaffneten Schutz finde. Seine Freunde, und unter diesen Montalembert, urteilten, Duponloup übertreffe sich selbst in diesen Artikeln über das Papsttum, die er in den langen Winterabenden des J. 1848 in der Einsamkeit seines kleinen Zimmers in der Klosterstraße bei Notre-Dame verfaßte; und von Gaeta aus meldete ihm die Fürstin Borghese, daß der Papst und die Kardinäle jeden Abend sein Blatt läsen. Bald darauf stellte die Präsidentenwahl den geistlichen Journalisten vor eine neue schwierige Aufgabe. Sollte er Cavaignac oder Louis Napoleon das Wort reden? Ersterer wollte in Bezug auf die Kirchenpolitik keine bestimmten Versprechungen geben, und Napoleon hatte eine „höchst beklagenswerte Vergangenheit." Als indes Prinz Napoleon versprach, den liberalen Katholiken Falloux zum Kultus- und Unterrichtsminister zu machen, neigte sich die Wage nach seiner Seite.

Die Freiheit des Unterrichts war damit gesichert, jedoch die römische Frage war noch da, die Frage, die den letzten Teil von Dupanloups Leben in Anspruch nahm, wie die Schulfrage den ersten Teil in Anspruch genommen hatte. Durch Molé bewog er Prinz Louis einen Brief an den päpstlichen Nuntius zu schreiben, in welchem folgende Worte vorkamen: „In meinen Augen steht die Aufrechterhaltung der weltlichen Macht des kirchlichen Oberhauptes in enger Verbindung mit dem Glanz des Katholizismus, mit der Freiheit und mit der Unabhängigkeit Italiens." Diese Worte bestimmten Dupanloup, sich auf die Seite des Prinzen zu stellen. Es war jedoch nicht leicht, Falloux zur Übernahme des Kultusministeriums zu bewegen. Odilon Barrot kehrte zum Präsidenten zurück mit der Botschaft, alle Überredungskünste seien vergeblich gewesen. Der Prinz wurde ungeduldig. „Ich verstehe sehr wohl," sagte er, „was das heißen soll. In dem Alter Falloux' weist man ein Portefeuille nicht freiwillig zurück; seine Partei gestattet ihm die Annahme nicht. Das ist eine Kriegserklärung. Nun gut, kann ich an der konservativen Partei keine Stütze bekommen, so muß ich sie anderswo suchen. Ich kann nicht in der Luft schweben. Will die Rechte mir nicht helfen, so gehe ich zur Linken. Heute abend werde ich mit Jules Favre reden." Die konservative Umgebung des Prinzen sah ein, daß infolgedessen das Gesetz über die Unterrichtsfreiheit nicht durchgehen würde, und daß der Papst von französischen Bajonetten keine Hilfe zu erwarten habe. Falloux hatte, nachdem er seinen abschlägigen Bescheid gegeben, erst den Jardin des plantes aufgesucht und dann sich zur Madame Swetchine begeben, um hier gegen erneute Überredungsversuche sicher zu sein. Indes Dupanloup war ihm auf die Spur gekommen, traf ihn bei Madame Swetchine, und hier mußte sich Falloux abermals überfallen lassen. Um des Sieges gewiß zu sein, bat Dupanloup ihn, er möge mit ihm zu Montalembert gehen, der sich gerade im Salon der Madame Thayers aufhielt. Als endlich Falloux diesem doppelten Angriff von seiten der beiden Führer der liberalen Katholiken nachgab, wurde Dupanloup zu Molé gesandt, während der zukünftige Minister mit Montalembert zu Thiers fuhr. Montalembert trat allein in den Salon und flüsterte Thiers ins Ohr, daß Falloux in einem Nebenzimmer auf ihn warte. „Ich komme," sprach Falloux zu Thiers, „weil die Geistlichen mich senden. Ich nehme das Ministerium an, wenn Sie mir versprechen, daß Sie ein Gesetz über die Freiheit des Unterrichts vorbereiten, verteidigen und durch Ihre Stimme unterstützen wollen; anders nicht." „Ich verspreche es Ihnen," antwortete Thiers. „Glauben Sie ja nicht, daß es mir schwer werden wird, diesen Verpflichtungen nachzukommen. Rechnen Sie auf mich; meine Überzeugung steht mit der Ihrigen ganz in Einklang. Meine liberalen Freunde und ich sind in der religiösen Frage falsche Wege gegangen; das müssen wir offen anerkennen. Ich eile jetzt zum Präsidenten, der in diesem Augenblick unheilvollen Ratschlägen sein Ohr leiht, und binnen wenigen Stunden würde es vielleicht zu spät sein, um ihn schädlichen Einflüssen zu entziehen."

Eine der ersten Handlungen, die Falloux als Minister unternahm, war die Zusammenberufung einer großen Unterrichtskommission, deren Mitglieder aus verschiedenen Lagern stammten. Dupanloup und Montalembert trafen hier mit Cousin und Thiers zusammen. Namentlich Dupanloup spielte in dieser Kommission eine hervorragende Rolle. „Das ist ein ganz verteufelter Abbé," sagte eines Tages Thiers zu Montalembert, als sie gemeinsam aus einer Sitzung kamen, „er hat gut gesprochen. Die Sache der Gerechtigkeit und der Unschuld!" und er wiederholte diese beiden Worte, die Dupanloup in seiner Rede betont hatte, mehreremal. Die jüngsten Erlebnisse hatten ihn belehrt, daß man in die Lage kommen könne, die Hilfe der Priester gegen die Jakobiner nötig zu haben, und deshalb war er zum Nachgeben viel geneigter als früher. Er stellte sogar den Antrag, daß der erste Unterricht überhaupt der Priesterschaft zu überlassen sei, aber dem trat sowohl Montalembert als Dupanloup entgegen. Sie, die sich über das der Universität gewährte Monopol beklagten, wollten nicht ihrerseits ein Monopol annehmen; sie begnügten sich damit, sich entschieden auf den Standpunkt der Unterrichtsfreiheit zu stellen. In Bezug auf den höheren Unterricht drehte sich der Streit hauptsächlich um die Frage, ob man der Thätigkeit der Jesuiten halt gebieten solle oder nicht. Dupanloup machte geltend, man müsse ihnen dieselbe Freiheit gönnen, welche den protestantischen Sekten verstattet sei; aber Thiers erwiderte, es seien gewisse Grundsätze, zu denen sich die französische Kirche feierlich bekannt habe, und Cousin verteidigte den Unwillen der Universität gegen die Jünger Loyolas. An diesem Punkt der Verhandlungen griff Dupanloup ein und sprach so vortrefflich zu Gunsten der Jesuiten, daß Thiers Cousin unter den Arm nahm und ausrief: „Cousin, Cousin! haben Sie verstanden, was wir heute gelernt haben? Abbé Dupanloup hat recht! Wir haben die Gerechtigkeit und die Tugend bekämpft und sind den Jesuiten Genugthuung schuldig."

Auf die Kommissionsarbeit sich stützend, legte nun Falloux ein Schulgesetz vor, das 1850 mit 400 gegen 250 Stimmen angenommen wurde. Dieses fand Widerspruch sowohl von seiten der Universität als auch von seiten des „L'Univers." Dort hieß es, „das Gesetz Falloux" führe ein neues Mittelalter ein, hier ertönte die Klage, „das Gesetz habe ein Heer von Lehrern, Professoren und Inspektoren geschaffen, welche die vergiftete Schulweisheit des Staates bis in die fernsten Winkel des Landes trügen." Durch die Annahme dieses Gesetzes nahm eine ernstliche Spaltung in der katholischen Partei ihren Anfang. „L'Univers" griff Montalembert, Dupanloup und die übrigen Führer der katholischen Partei mit schonungsloser Heftigkeit an und öffnete seine Spalten gleichzeitig gewaltsamen Angriffen gegen die französischen Bischöfe. Diese Entzweiung ging Montalembert sehr zu Herzen. „Ich habe," klagte er später, „das Heer, das ich gesammelt hatte, seiner Auflösung entgegeneilen sehen. Ich habe meine Freunde Thränen vergießen sehen über meinen, wie sie es nannten, Selbstmord." Du-

panloup aber tröstete ihn mit den Worten: „Warum wollen Sie doch klagen? Sie haben eine Armee von Lanzknechten gesammelt; nun, da Sie das Wort Frieden aussprechen, machen diese Aufruhr; dergleichen Leute leben ja nur von Raub.“

Noch ehe das Schulgesetz angenommen und die Spaltung innerhalb der katholischen Partei so deutlich hervorgetreten, war Dupanloup Bischof von Orleans geworden. Die Jahre, welche seit jener Zeit vergangen waren, wo er alle Segel ansetzte, um Quelen einen dem alten Bischofsideal entsprechenden Nachfolger zu verschaffen, hatten ihn bewogen, das Ideal von damals mit einem anderen zu vertauschen. Man erzählt, Bossuet sei einmal in seinem Garten von einem Unwetter überrascht worden. Die in seiner Begleitung befindlichen Priester zogen ihre langen Gewänder in die Höhe und liefen aus allen Kräften, um Schutz zu finden; Bossuet dagegen ging mit ebenso gravitätischen Schritten wie zuvor. „Aber, Monseigneur,“ riefen die Priester ihm zu, „Sie werden ja durch und durch naß.“ Er gab zur Antwort: „Ein Bischof läuft niemals.“ Eine solche majestätische Ruhe eines Bischofs war Dupanloups Ideal gewesen in jenen Tagen, wo er in den aristokratischen Kreisen des alten Regimes verkehrte; das Julikönigtum und die beiden Revolutionen hatten ihn belehrt, daß die Zeit anders gearteter Bischöfe bedürftig sei. „Wäre er Papst gewesen,“ sagte Emile Ollivier von ihm, „so hätte er zum verrosteten Degen Julius II. gegriffen und Lamoriciere zur Seite bei Castelfidardo dreingeschlagen. Als Bischof hat er mit Broschüren und Zeitungsartikeln gefochten; er war ein Soldat im Bischofsgewand.“ Falloux, der nicht bloß als Minister Dupanloup das Bistum Orleans angeboten, sondern als Freund ihn fast gezwungen hatte, dasselbe anzunehmen, sagt von ihm, er sei ebenso feurig gewesen wie der Chef einer Avantgarde, der beständig den Ruf „vorwärts!“ vernimmt und darum sich nirgends Rast gönnt. Dupanloup hat sich als Bischof so wenig vor dem „Laufen“ gescheut, daß er vielmehr überall hin eilte, wo es brannte; und er verglich sich selbst mit den japanischen Pferden, die sich vom Traben erholen, indem sie galoppieren.

Es war sein Ehrgeiz, Bischof für ganz Frankreich zu sein, nicht bloß für die Diözese Orleans; darum zeigte er sich überall, wo die Interessen der Kirche auf dem Spiele standen. Als der Erzbischof Sibour von Paris sich in einem Hirtenbrief gegen die Beteiligung der Priester an der Politik ausgesprochen hatte, erhob ein Priester der pariser Diözese, Namens Combalot, Einsprache dagegen. In einem sehr unehrerbietigen Tone behauptete er seinem Erzbischof gegenüber, daß die Priesterschaft eine politische Mission habe, und daß daher den einzelnen Priestern die Pflicht obliege, sich in politische Bewegung einzumischen. Combalot, in der Meinung Dupanloup in diesem Stück auf seiner Seite zu haben, übersandte diesem die von ihm verfaßte Broschüre; doch dieselbe wurde ihm sofort mit Protest zurückgesandt. Der Bischof von Orleans tadelte ihn in den stärksten Ausdrücken, weil er gewagt habe

seinem Bischof zu widersprechen, und erinnerte ihn daran, daß vor 25 Jahren ein anderer Priester (Lamennais) „den Anfang zu seinem beklagenswerten Fall“ in ähnlicher Weise gemacht habe. Alsdann veröffentlichte er, allen Priestern seiner Diözese zum heilsamen Schrecken und zur Warnung, seine Antwort an Combalot, und bald darauf brachten die Blätter die Nachricht, daß der verwegene Abbe sein Auftreten bereut und Vergebung erlangt habe. Es war für den Erzbischof nicht schwer, mit einem andern Abbe fertig zu werden; vergebens aber hatte er versucht, die Übergriffe des „L'Univers“ zurückzuweisen. Auf der Provinzialsynode von 1849 hatte Sibour, den Blick auf Louis Veuillot richtend, sich beklagt, daß man „unter dem Vorwande, als verteidige man die Rechte des Papstes, Bischöfe und Priester insultiere.“ Die Sache ging nach Rom; doch der Papst gab auf eine unzweideutige Weise zu erkennen, daß er diese Zurückweisung des mächtigen „L'Univers“ nicht billige; und Dupanloup mußte bald danach erfahren, wie schwer es für die Bischöfe sei, dem mächtigen Redakteur gegenüber Recht zu bekommen, der zu jener Zeit sich sowohl auf Pius IX. wie auf Louis Napoleon stützen konnte.

Ein Priester Namens Gaume hatte einen heftigen Angriff gegen den Gebrauch der Klassiker in den Schulen gerichtet, und „L'Univers“ hatte ihm beipflichtend den Ausspruch gethan, daß diese Klassiker die Jugend zu Heiden machten, und statt dessen den Gebrauch der Kirchenväter in den Schulen empfohlen. Wäre dieser Rat in den kirchlichen Schulen befolgt worden, so würde das neue Schulgesetz bedeutungslos geworden sein; denn es gab sehr viele gute Katholiken, die ein derartiges Grauen vor den Klassikern nicht teilten, und diese würden alsdann in Versuchung gewesen sein, ihre Kinder den Staatsschulen zu übergeben. Um nun für die Klassiker ein Wort einzulegen, und doch zugleich das in dem Vorschlage des Abbe Gaume vorhandene Wahrheitsmoment aufzuzeigen, schrieb Dupanloup einen Hirtenbrief, in welchem er seinen Lehrern in Bezug auf den rechten Gebrauch der klassischen Litteratur Instruktionen erteilte. Nach dem Erscheinen dieses Hirtenbriefes enthielt wieder „L'Univers“ eine Reihe von Artikeln, in denen der Bischof von Orleans auf das heftigste angegriffen wurde. Louis Veuillot erklärte, das Heidentum bilde in den von Dupanloup in seiner eigenen Diözese errichteten Schulen die Grundlage des Unterrichts, und andere Journalisten warfen ihm vor, er wisse zwischen Sokrates und dem Evangelium nicht gehörig zu scheiden; ja schließlich stempelte man ihn zu einem der Söhne Voltaires. Dupanloups Antwort bestand darin, daß er den „L'Univers“ in seinen Seminaren verbot, und diese Laienkritik eines bischöflichen Hirtenbriefes zurückwies. Sollte es einem Journalisten gestattet sein, jeden Morgen von allem und zu allen zu reden und sich zwischen einen Bischof und seine Priester zu stellen? „Das ist,“ so schrieb er in der Verteidigung seines Hirtenbriefes, „keine allein stehende Thatsache. Es ist die Gewohnheit dieser Art Leute, Hals über Kopf, dummdreist, alles übers Knie brechend, die

ernstesten und schwierigsten Fragen zu lösen, und haben sie dieselben einmal gelöst, dann dulden sie keine abweichenden Ansichten, einerlei von welcher Seite solche kommen mögen.“ Einige der französischen Bischöfe hielten es mit Louis Veuillot, die meisten gaben Dupanloup ihren Beifall zu erkennen, weil er gegen die erdrückende Übermacht des „L'Univers“ aufzutreten wagte. „In Paris,“ schrieb Sibour, „zeigt sich eine allgemeine Entrüstung über den L'Univers. Seien Sie nur mutig, Monseigneur, Sie werden in der Bresche nicht allein stehen!“ Louis Veuillot fürchtete sich indes nicht, den Kampf mit mehreren Bischöfen gleichzeitig aufzunehmen. Er antwortete mit einem Briefe, in welchem er erklärte, er sei „in der Seele verwundet“ und sei bereit sich zurückzuziehen, wenn man es wünsche; zugleich aber fand er Gelegenheit Dupanloup zu einem Gallikaner zu stempeln. „Ich sehe nicht ein,“ schrieb dann Dupanloup an den päpstlichen Nuntius, „was diese Sache mit Gallikanismus und Ultramontanismus zu thun hat. Ich bin kein Gallikaner und war's nie und nimmer. Wie sehr ich dem Heiligen Stuhl ergeben bin, davon habe ich Beweise gegeben; ich habe seine göttliche Prärogative und seine weltliche Souveränetät in schwierigen Zeiten verteidigt, und ich bin auch bereit, dies abermals zu thun. Heutzutage aber nennt ‚L'Univers‘ alle die, welche nicht mit ihm gehen, Gallikaner.“ Darauf erschien eine Kundgebung zu Gunsten des Bischofs von Orleans, die von 46 französischen Bischöfen unterschrieben war. Dieselben gaben darin die Erklärung ab, daß die Handlungen eines Bischofs nicht vor das Forum der Zeitungspresse gehörten, und pflichteten zugleich Dupanloup hinsichtlich des Gebrauchs der Klassiker bei.

Dies war nur eine einzelne Episode aus dem Kampfe zwischen Louis Veuillot und dem Bischof von Orleans; solange Dupanloup lebte, standen er und Veuillot auf Kriegsfuß. Als z. B. sein Generalvikar gewagt hatte, eine Abhandlung zu kritisieren, welche der spanische Gesandte in Paris, Donoso Cortes, in einer von Veuillot beschützten Zeitschrift geschrieben hatte, brachte der „L'Univers“ einen Artikel, der noch weniger ehrerbietig klang als der vorige. Der Generalvikar von Orleans klagte bei dem Erzbischof Sibour, in dessen Diözese ja der „L'Univers“ erschien, und wenige Tage danach ließ dieser ein Schreiben ergehen, in welchem er seinen Priestern untersagte, das Blatt ferner zu lesen und für dasselbe zu schreiben. Louis Veuillot gab seine Sache nicht verloren. Er schrieb nach Rom: „Unser Verbrechen besteht darin, daß wir ultramontan sind,“ und rief den Umgebungen des Papstes ins Gedächtnis, daß er zwölf Jahre lang „die Lehren der heiligen römischen Kirche gegen eine gottlose Presse verteidigt habe.“ Auch seine Freunde unter den Bischöfen wandten sich nach Rom, und Pius IX. erließ eine Breve, in welchem er den Prälaten befahl, die katholischen Journalisten mit milden Augen anzusehen, und wenn etwas vorfalle, das Tadel verdiene, solchen Tadel „mit väterlichen Worten“ auszusprechen. Nach Empfang dieses Breves hob Sibour sogleich sein Ver-

bot gegen den „L'Univers" wieder auf; Dupanloup dagegen untersagte auch ferner seinen Seminaristen das Blatt zu lesen, über welches der Papst so augenscheinlich seine Hand hielt. Um sich für das Wohlwollen des Papstes zu bedanken, reiste Louis Veuillot alsbald nach Rom. Hier wurde ihm nicht bloß der gewöhnliche Segen des Papstes zuteil, sondern er empfing außerdem, wie sich aus den nach dem Sturz des Kaisertums in den Tuillerien aufgefundenen Papieren ergibt, die bestimmte Zusicherung, daß Rom auch die politische Haltung des „L'Univers" billige. Louis Veuillot hatte sich dem zweiten Kaisertum gleich eng angeschlossen und stand bei der Kaiserin Eugenie sehr hoch angeschrieben; dem Kaiser wie dem Papste gleichermaßen zur Hand gehend, war er nun unverdrossen thätig, die letzten Spuren einer Selbständigkeit der französischen Kirche auszulöschen.

Nicht lange nach diesem Zusammenstoß mit dem Journalismus wurde Dupanloup zum Mitglied der französischen Akademie erwählt. Viele unter den Akademikern billigten in hohem Maße seinen Kampf für die Bewahrung der klassischen Studien, und sowohl Cousin wie Villemain und Saint-Marc Girardin waren wiederholt bei ihm zu Gaste gewesen, wenn die Schüler der unter ihm stehenden Lehranstalten am Bischofssitz zu Orleans Tragödien von Euripides und Sophokles aufführten. Seine Kandidatur für die Akademie stieß daher nicht auf Schwierigkeiten. Man wartete nicht einmal, bis ein „analoger" Lehnstuhl erledigt war, sondern räumte ihm den Platz des Philologen Tissot ein, obgleich auf diese Weise der Bischof Nachfolger eines revolutionären Voltairianers wurde. Am 9. November 1854 trat Dupanloup in die Akademie ein und löste in einer höchst taktvollen Weise die schwierige Aufgabe, seinem Vorgänger eine Gedächtnisrede zu halten. Mit sichtlichem Beifall von seiten der Mitglieder der Akademie und der Zuhörer sprach er die Worte: „Ich habe es mit Tissot ebenso gemacht, wie ich es mit allen Menschen zu machen pflege, mit denen mich Gott in Berührung bringt. Was ich zunächst aufsuche, ist nicht das, was uns trennt, sondern das, was uns gemeinsam ist." Salvandy war derjenige, der ihn unter den Unsterblichen willkommen zu heißen hatte. „Den Bischof," sagte er, „haben wir berufen, innerhalb der Akademie Platz zu nehmen, den Bischof, der hoch geachtet und geliebt ist und stets bereit für seine Sache zu kämpfen wie ein Soldat, oder besser wie ein Hohepriester." Indes, die Akademiker bekamen doch bald zu fühlen, was das sagen wolle, einen solchen Hohenpriester in ihrer Mitte zu haben. Nicht lange danach war von der Aufnahme Littres die Rede; doch der Bischof von Orleans setzte Himmel und Erde in Bewegung, um zu verhindern, daß ein positivistischer Schriftsteller sich Mitglied der Akademie nenne. Obschon Thiers und mit ihm viele andere die Aufnahme Littres sehr wünschten, gelang es Dupanloup wirklich, diesmal diesen Plan zu vereiteln, und sein Werk war es auch, daß Taines' englische Litteraturgeschichte nicht von der Akademie gekrönt wurde. Dank seinen energischen Bestrebungen öffnete diese ihre Thü-

ren auch ferner guten Katholiken wie Berryer, Falloux, Lacordaire und Gratry; auf die Länge jedoch wollte die Fernhaltung des namhaften Positivisten nicht gelingen, der ja eben in seiner Eigenschaft als Lexikograph besonderen Anspruch auf einen Platz in der Akademie hatte. Aber von dem Augenblick an, wo Littre einen der akademischen Lehnstühle einnahm, hat sich der Bischof von Orleans niemals wieder unter den Unsterblichen sehen lassen.

Dupanloups Aufnahme in die Akademie war selbstverständlich Veuillot ein Dorn im Auge, und dieselbe galt dem „L'Univers“ als ein neuer Beweis, daß der Bischof von Orleans mindestens ein Gallikaner war. Wie könnte er sonst von Freiheit reden, wie er es that? Aber nicht bloß in Rom war man damals ein wenig mißtrauisch, wenn jemand nach Freiheit verlangte. Obgleich Dupanloup, wie oben erwähnt, Louis Napoleon unterstützt hatte, als dieser sich um die Präsidentenwürde bewarb, war er am kaiserlichen Hofe, wo Veuillot eine Großmacht war, nicht gern gesehen. Seine alte Liebe zu den Bourbons war nicht ganz erstorben, und er stand zu mehreren unter den Führern der orleanistischen Partei in nahen Beziehungen. Nach dem Staatscoup hatte er einen Hirtenbrief über die Freiheit der Kirche veröffentlicht, in welchem er zwar der dem Papste neuerdings gewährten Hilfe lobend Erwähnung that, aber doch zugleich des ersten Kaisertums gedachte, „welches die Kirche heben wollte ohne sie frei zu machen und schließlich bald danach zur Verfolgung der Kirche übergegangen ist.“ Er zitierte die Worte Fenelons: „Selbst wenn die Kirche durch gute Fürsten unterstützt wird, muß sie doch stets befürchten, daß der ihr gewährte Schutz, anstatt ihr dienlich zu sein, sich zu einem verkappten Joch gestalte, während sie dagegen keine Gefahr läuft, wenn sie im Besitz der Freiheit ist.“ Der Kaiser machte verschiedenemale den Versuch, durch Gunsterweisungen „den fürchterlichen Menschen, der das Meer in Brand setzen kann,“ zu gewinnen, aber alle Versuche mißlangen. Die Hand, welche Napoleon III. ihm entgegenstreckte, wies Dupanloup bis zuletzt immer von sich.

Bald trat auch ein Zeitpunkt ein, wo das zwischen dem „L'Univers“ und den Tuillerien bestehende Band anfing sich zu lockern. Ja, als es Louis Veuillot klar wurde, daß Viktor Emanuel verstattet sein werde, Italien „wie eine Artischocke“ zu genießen, zog er sich mehr und mehr zurück, und als man in Paris davon zu reden begann, daß der Papst auf „Rom und einen Garten“ beschränkt werden solle, war die Freundschaft aus. Als nun Laguerroniere seine berühmte Flugschrift „Der Papst und der Kongreß“ in die Welt sandte, standen Dupanloup und „L'Univers“ einem gemeinsamen Feinde kämpfend gegenüber. Nachdem Dupanloup die kleine Schrift Laguerronieres gelesen, sagte er zu seiner Umgebung: „Diese Broschüre stammt aus der Hölle!“ Am heiligen Weihnachtsabend hatte er das Buch in die Hände bekommen, und schon am Abend des Weihnachtstages war seine Gegenschrift fertig. Noch in derselben Nacht wurde die Schrift, je zur Hälfte in zwei ver-

schiedenen Druckereien gesetzt, und unmittelbar nach dem Feste war dieselbe im Buchhandel zu haben. Louis Veuillot wollte hinter seinem alten Gegner nicht zurückstehen, und kurz nach Weihnachten nahm er sogar die Rede des Papstes auf, in welcher die Schrift Laguerronieres als „ein Werk der Heuchelei und ein unwürdiges Gewebe von Widersprüchen" bezeichnet worden war. Bald darauf druckte er auch die Encyklika ab, in welcher Pius IX. den Gottlosen, die es wagen wollten an das Erbe St. Petri die Hand zu legen, seine Anathema entgegenschleuderte; am Tage danach aber verbot ein kaiserliches Dekret das fernere Erscheinen des Blattes. Veuillot tröstete sich, indem er auf seine Weise die Worte Hiobs zitierte: „Eine Encyklika Pius IX. gab dem „L'Univers" das Leben; um einer Encyklika Pius IX. willen verliert es das Leben. Gott und Pius IX. seien für beides gepriesen!" Aber obgleich hier Veuillot und Dupanloup im gemeinsamen Kampfe gegen den Feind des Papsttums sich begegneten, kamen beide einander dennoch nicht näher.

Als später im Jahre 1864 der Papst das berüchtigte Rundschreiben mit dem sog. Syllabus aussandte, trat Dupanloup abermals mit einer Flugschrift auf den Plan, in welcher er bemüht war, die ärgsten Spitzen dieser päpstlichen Kriegserklärung gegen die moderne Gesellschaft abzuschleifen. Erst 1862 hatte er erfahren, daß Rom mit dem Gedanken umgehe, in dieser Weise der neuen Zeit den Handschuh hinzuwerfen, und er hatte entschieden davon abgeraten. Aber es war schon zu spät. Ihm hatte man nichts von diesem Plane verraten, bevor nicht alles abgemacht war; dagegen andere katholische Bischöfe hatten volle zehn Jahre vorher Gelegenheit gehabt, sich über diese Angelegenheit zu äußern. Und als im Jahre 1852 der Kardinal Fornari „einzelnen ausgezeichneten Bischöfen," auf welche Rom etwas hielt, den ersten Entwurf zum Syllabus zusandte, hatte auch Louis Veuillot ein Exemplar davon erhalten. „Ein Laie, der Chefredakteur des ‚L'Univers'," sagte Abbe Maynard („Msgr. Dupanloup et M. Lagrange, son historien." Paris 1864, S. 27) mit einem höhnischen Seitenblick, „wurde mit der Übermittelung dieses ersten Entwurfs beehrt und noch dazu aufgefordert, sich über einzelne Punkte desselben zu äußern; doch Dupanloup befand sich nicht unter den ausgezeichneten Bischöfen, die solcher Ehre gewürdigt wurden." Es gehörte damals mit zur päpstlichen Politik, den Episkopat zu umgehen, sofern sich dieser nicht in allen Beziehungen der päpstlichen Unfehlbarkeit unterwerfen wollte, der Unfehlbarkeit, die in Rom Dogma war lange, ehe sie in der übrigen Christenheit zum Dogma erhoben wurde.

Es war dem Bischof von Orleans einigermaßen gelungen, die durch den Syllabus und die kühne Encyklika erregte Stimmung zu beschwichtigen; aber er wußte, daß noch Schlimmeres bevorstand. Louis Veuillot brachte sein Blatt wieder auf die Beine, und die ultramontan gesinnten Franzosen fingen an, den Wunsch auszusprechen, der Papst möge doch auf dem bevorstehenden Konzil seine eigene Unfehlbarkeit und die

Himmelfahrt der Maria proklamieren. Diese Möglichkeit vor Augen, schrieb nun Dupanloup einen Hirtenbrief, in welchem er die Proklamation der päpstlichen Unfehlbarkeit für „inopportun" erklärte; aber dadurch wurde nur bewirkt, daß sämtliche Führer des Ultramontanismus in den verschiedenen Ländern, der Primas von Belgien an der Spitze, ihre Pfeile auf Dupanloup richteten. Doch auch an Zustimmung fehlte es ihm nicht. Montalembert führte ihn und Döllinger bei Lord Acton auf Schloß Dalberg bei Worms zusammen, und von dieser Begegnung heimgekehrt, verfaßte er drei kleine Schriften wider die Unfehlbarkeit. Einer derselben war eine in scharfem Tone gehaltene Zuschrift an Louis Veuillot angehängt. In dieser tadelt er Veuillot, weil er, „ein einfacher Laie," einer von denen, über die in den Spalten des „L'Univers" selber ein Bischof geurteilt habe, daß sie „keine Autorität besitzen und nichts sind," es wage, alle diejenigen Katholiken, die nicht seine Ansicht teilten, zu verhöhnen und in den Bann zu thun. „Ich klage Sie," schrieb er, „des Übergriffs gegen den Episkopat und unablässiger Einmischung in die ernstesten und delikatesten Fragen an. Ich klage Sie an wegen Ihrer Übertreibung in der Lehre und wegen Ihrer beklagenswerten Geneigtheit zu aufregenden Untersuchungen und gewaltsamen und gefährlichen Entscheidungen. Ich klage Sie an, weil Sie Ihre gläubigen Brüder anklagen, beleidigen und verleumden. Niemand ist würdiger den Titel accusator fratrum zu tragen als Sie. Endlich klage ich Sie an, weil Sie mit seltener Dreistigkeit die Kirche Ihrer eigenen Gewaltthätigkeiten mitschuldig machen, indem Sie Ihre Gedanken für die Lehre der Kirche ausgeben."

Nachdem er auf diese Weise sein Herz erleichtert, reiste Dupanloup zum Konzil. Pius begrüßte ihn, „seiner früheren Verdienste eingedenk," recht freundlich; als er jedoch dem Greise die Hand küßte, flüsterte die Umgebung des Papstes: ein Judaskuß! In Rom nahm Dupanloup Wohnung in der Villa Graziali, und hier fand sich die Opposition zusammen, unter anderen der Erzbischof von Prag, Kardinal Schwarzenberg, und der Erzbischof Darboy von Paris; aber es war ja alle Opposition vergeblich. Die Unfehlbarkeit wurde proklamiert, und Veuillot, dem es durch besondere päpstliche Gunst verstattet worden, allen Sitzungen beizuwohnen, obgleich er Laie war, kehrte heim, wie er sich ausdrückte, „mit dem Dogma in der Tasche," während Dupanloup suchen mußte, mit dieser neuen Ausgeburt des päpstlichen Absolutismus sich zurechtzufinden. Und als er zurückkehrte, wurde sein warmes französisches Herz durch den Anblick der Not Frankreichs tief verwundet. Zweimal war Orleans von den Feinden besetzt. Das eine Mal bemühte sich Dupanloup, den General von der Tann zur Milde zu bewegen; das andere Mal wurde er auf seinem Bischofssitz als Gefangener bewacht, weil die Deutschen ihn beschuldigten, spioniert und durch seine Spionage zu der Niederlage der Bayern bei Coulmiers beigetragen zu haben. Nach Beendigung des Krieges hatte er Sitz in der Nationalversammlung, und dort machte er seinem Herzen Luft, indem

er die Schalen seines Zornes ausgoß über „den Minister mit dem allzu leichten Herzen, der einem Herrn mit allzu leichtem Herzen gedient habe, welcher einerseits Deutschland herausgefordert und andererseits zugleich Rom verlassen habe.“

Als der Stuhl des Erzbischofs zu Paris, nachdem die Männer der Kommune Darboy als Geißel erschossen, vakant geworden war, erwartete man, Dupanloup zum Primas von Frankreich erhoben zu sehen. Doch Dupanloup verbat sich die Wahl, weil er wußte, daß dieselbe in Rom auf Schwierigkeiten stoßen werde. Als jedoch Leo XIII. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, nahm das gespannte Verhältnis zum Papsttum ein Ende; denn der frühere Kardinal Pecci hatte mit Dupanloup manche Berührungspunkte. Es wurden deshalb Schritte gethan, um ihm den Kardinalshut zu verschaffen, dieselben blieben aber erfolglos. Er blieb bis zu seinem Tode einfacher Bischof von Orleans; das Erzbistum von Lyon wurde ihm angetragen, aber er schlug auch dieses aus. In seinen letzten Jahren war er besonders thätig für das Zustandekommen einer Fusion zwischen den beiden königlichen Linien, und er gab dem Grafen Chambord den Rat, er möge seinem Abscheu vor der Tricolore entsagen, wenn er dadurch seine Pflichten gegen das Vaterland erfüllen könne; doch der legitime Prätendent, der in der Gewalt des Ultramontanismus war, fertigte ihn mit einer kurzen Antwort ab. Während diese Fusionsverhandlungen stattfanden, wohnte Falloux gerade bei ihm in Versailles. Er sah Dupanloups Freude, als man eines Morgens, Ende Juni 1871, meldete, daß die Aussöhnung der königlichen Familie eine vollendete, von Thiers selbst am vorhergehenden Abend in der Präsidentenwohnung proklamierte Thatsache sei. Am Tage darauf aber sah Falloux auch Dupanloups Verzweiflung, als bekannt wurde, daß andere Einflüsse sich geltend gemacht, und daß der Plan vereitelt sei. Auch in dieser Sache standen Louis Veuillot und Dupanloup einander in verschiedenen Lagern gegenüber, und auch hier trug ersterer den Sieg davon.

Im Jahre 1875 wurde Dupanloup Senator auf Lebenszeit, und obwohl er sich im Senat stets „wie Daniel in der Löwengrube“ fühlte, nahm er doch mit gewohnter Energie an allen Verhandlungen teil. Die letzte Angelegenheit, durch die seine alte Kampfslust erregt wurde, war der Plan einer Nationalfeier aus Anlaß des hundertjährigen Todestages Voltaires. Mit großer Heftigkeit interpellierte er im Frühjahr 1878 das Ministerium wegen dieses Planes, und er beschloß eine Schrift über Voltaire zu verfassen, um seinen Landsleuten zu zeigen, wie wenig Ursache sie hätten, dieses Tages zu gedenken. Um dazu Kräfte zu sammeln, begab er sich zuvor nach Einsiedeln, wo er, wie früher so oft, bei dem berühmten Madonnenbilde einige stille Tage verlebte. Von da reiste er nach Savoyen, wohin die Erinnerungen seiner Kindheit ihn beständig gezogen hatten, und auf dem Schlosse Lacombe ging er mit Eifer an die Lösung der neuen Aufgabe, die er sich gestellt. Mitte Juli 1878 empfing er vom Papst Leo XIII. ein Schrei-

ben, in welchem dieser für seine Briefe über Voltaires Säkularfeier dankte, durch welche „die nationale Ovation verhindert worden sei, die man der Gottlosigkeit zugedacht, um der katholischen Religion eine haßerfüllte Verhöhnung zuzufügen.“ Dies gab Dupanloup neue Freudigkeit zur Abfassung des Buches über und wider Voltaire; doch die Kräfte reichten nicht. Am 11. Oktober 1878 ist er sanft entschlafen.

Der Kreuzzug gegen die Söhne Voltaires wird nach seinem Tode von vielen französischen Bischöfen fortgesetzt, aber die letzten Reste des liberalen Katholizismus in Frankreich wurden mit dem Bischof von Orleans zu Grabe getragen.

Kirchliche Rundschau.

Der Bonner Theologenstreit hat zwar die deutschen kirchlichen Blätter lange hin- und hergeweht, ohne daß man imstande war, aus den erregten Artikeln, die von beiden Seiten veröffentlicht wurden, ein Urteil über den wahren Thatbestand sich zu bilden. Die Leidenschaftlichkeit, mit welcher der Streit von beiden Seiten geführt wurde, ist nicht bloß in den Dingen begründet, um die man sich stritt, sondern noch mehr in dem auf das höchste Maß getriebenen Druck der theologischen und kirchlichen Parteispannungen.

Es hatte nämlich in Bonn im Herbste vorigen Jahres ein sogenannter Ferienkursus stattgefunden, d. h. es waren von einer Anzahl Professoren der evang. theologischen Fakultät Vorträge über verschiedene Zweige der theologischen Arbeit gehalten worden, an die sich dann meist noch eine Besprechung anknüpfte. So über: Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiet der ältesten christlichen Litteratur, die Entwicklung der systematischen Theologie von 1800—1850, urchristliche und moderne Mission. Zwei Vorträge sind es indes gewesen, an die sich der Streit anknüpfte: der Vortrag von Prof. Grafe über die neuesten Forschungen von Harnack, Zahn, Jülicher und Spitta über die urchristliche Abendmahlsfeier und der Vortrag von Lic. Meinhold über die Anfänge der israelitischen Religion und Geschichte.

Über diese Vorträge berichtet nun Prof. E. Sachsse, der Herausgeber von „Halte was du hast,“ u. a. folgendermaßen:

Der Kursus wurde vom 16. bis 18. Oktober gehalten, über 100 Geistliche hatten sich eingestellt. Nach den Vorträgen fanden Debatten statt, einmal bis 11 Uhr abends, jedem war das Wort vergönnt. Den meisten Widerspruch fanden die Vorträge von Grafe und Meinhold; die Debatte verlief bei aller Schärfe des sachlichen Gegensatzes in würdiger Weise; es schien, als ob alle Teilnehmer mit Befriedigung und Dank gegen die Vortragenden Bonn verließen.

Doch nachdem bereits auf einer Versammlung in Essen abfällige Urteile laut geworden waren, erfolgte in dem Evang. Wochenblatt, welches Pastor Dammann in Essen herausgibt, eine irrige Inhaltsangabe über die Vorträge von Prof. Grafe und Prof. Meinhold, an welche verletzende Folgerungen geknüpft waren und die Erwartung ausgesprochen wurde, daß die augenblicklich tagende Generalsynode sich mit der Sache beschäftigen werde. Dieser Alarmruf schreckte den Reichsboten und die Kreuzzeitung auf; sie behaupteten, daß durch diese Vorträge die Religion untergraben, der Umsturz befördert und den Sozialdemokraten die Waffen in die Hand gegeben würden. General-

synode und Minister wurden aufgefordert, Abhilfe zu schaffen; die Kreuzzeitung wußte bereits, daß die Bonner Fakultät durch mehrere Professoren strenger Richtung sollte verstärkt werden. So war diese theologische Debatte nicht nur vor die Gemeinde, sondern sogar in die politischen Zeitungen gebracht; die liberalen Zeitungen bemächtigten sich des Stoffs in ihrer Weise; die angegriffenen Professoren mußten sich Verteidigungen gefallen lassen, die ihnen vielleicht ebenso peinlich waren, wie die Angriffe.

Doch was hat denn Professor Grafe gesagt? Sein Vortrag liegt vor. Er stellt zunächst die Ansicht Harnacks vom urchristlichen Abendmahl dar und widerspricht ihr in fast allen Punkten; sodann schildert er Jülichers Ansicht, er nennt sie kühn, aber die Beweisführung sei einfach und einleuchtend. Bei Spittas Ansicht erkennt er den glänzenden Scharfsinn an, stellt sich aber ablehnend gegen sie. Auch Zahns und Haupts Ausstellungen würdigt er; zum Schluß gibt er das Resultat der Untersuchungen kurz so an, daß er seinen Abstand von Jülicher andeutet.

Es handelt sich um die Frage: Welche Worte hat Jesus gesprochen, als er das heilige Abendmahl einsetzte? Wir haben darüber vier Berichte: Matth. 26, 26 u. 27, Mark. 14, 22—24, Luk. 22, 19 u. 20, 1 Kor. 11, 23—25; aber kein Bericht stimmt wörtlich mit einem andern überein. — Das ist befremdlich. Es war der feierlichste Augenblick bei dem letzten Mahl, die Worte des scheidenden Meisters mußten sich unauslöschlich dem Herzen der Jünger einprägen und elf Zeugen waren zugegen! Da war es doch nicht schwer, mit absoluter Genauigkeit festzusetzen, was Jesus gesagt hatte! Und wieviel kam auf jedes Wort an! Dennoch sehen wir, die Worte der Einsetzung lauten anders bei Matthäus, anders bei Markus, anders bei Lukas, anders bei Paulus. Warum hat es Gott nicht gefallen, uns in allen vier Berichten die Worte ganz genau und gleichlautend zu erhalten, damit wir sie ohne allen Zweifel hätten? Ich weiß es nicht. Jedenfalls sehen wir, daß die Evangelisten nicht solche Buchstabenmenschen waren, wie wir es sind; vielleicht sollen wir das von ihnen lernen. Auch die erste Christenheit dachte darin freier und nahm an den Unterschieden der Berichte keinen Anstoß.

Indessen, wertvoll wäre es doch, wenn wir wörtlich wüßten, was Jesus gesagt hat, und das eben möchten die Theologen gern herausbekommen. Ist das möglich? Wir wollen sehen. Vergleichen wir die vier Formen der Einsetzung, so finden wir, daß Matthäus und Markus fast miteinander übereinstimmen; nicht ganz, aber doch so nahe, daß der Unterschied verschwindend ist. Ebenso stimmen Lukas und Paulus beinahe mit einander überein. Da Paulus die Worte bereits 57 nach Christo geschrieben hat, so kann kein Zweifel sein, daß Lukas die Form von Paulus gelernt hat. Dagegen zwischen Matthäus-Markus einerseits und Paulus-Lukas andrerseits sind erhebliche Unterschiede; besonders auffällig ist, daß bei Matthäus-Markus die eigentlichen Stiftungsworte fehlen: das thuet zu meinem Gedächtnis. Wer hat nun Recht, Matthäus-Markus oder Paulus-Lukas? Jülicher ist der Meinung, daß Matthäus-Markus die Worte des Herrn am genauesten berichten. Zwar seien diese beiden Evangelien erst 70—80 nach Christus geschrieben, aber sie beruhen auf Aufzeichnungen, die bald nach dem Pfingstfest gemacht wurden, und namentlich die Abendmahlsfeier müßte sehr früh aufgeschrieben sein, sodaß wir hier die älteste Nachricht haben, die schon aus 30—40 nach Christo stammen mag. Aus dem Fehlen der Stiftungsworte folgert Jülicher, daß Jesus diese Worte nicht gesprochen habe; mit andern Worten: daß Jesus bei dem Abschiedsmahl nur durch ein thatsächliches Gleichnis den Jüngern die Bedeu-

tung seines Todes erklärt, aber keine dauernde Stiftung für seine Gemeinde beabsichtigt habe. Vielmehr hätten die Jünger, zuerst einem innern Bedürfnis folgend, diese Handlung wiederholt und dann diese Wiederholung, über deren Recht im Sinne Jesu kein Zweifel bestand, auf sein ausdrückliches Gebot zurückgeführt. So seien die Worte der Einsetzung zugefügt worden und in diesem Stande habe Paulus die Sache vorgefunden. Daher würden bei Paulus und seitdem in der ganzen Kirche die Worte hinzugefügt: Das thut zu meinem Gedächtnis.

Wenn Jülicher Recht hätte, so wäre das von großer religiöser dogmatischer und liturgischer Tragweite. Das Abendmahl wäre nicht eine Stiftung Christi, sondern eine Einrichtung der Apostel; teilte uns nicht eine himmlische Gabe mit, sondern diente der gläubigen Erinnerung. Dann wäre Luthers Lehre vom Abendmahl falsch, ebenso falsch wäre die Lehre Calvins: richtig wäre die Auffassung, welche auch schon in den Tagen der Reformation sich geltend machte, jetzt aber als fast überwunden gelten durfte: die Auffassung Zwinglis, daß das heilige Abendmahl nicht eine Gabe des Herrn an seine Gemeinde sei, sondern eine That der gläubigen Gemeinde, dadurch sie den Opfertod ihres Meisters in dankbarer Liebe feiert, sich vor der Welt zu ihm bekennt und die Liebe der Brüder zu einander bethätigt.

Doch ehe wir die Folgerungen ziehen, fragt es sich: ist Jülichers Ansicht richtig oder auch nur wahrscheinlich? Und da antworte ich: Das kommt darauf an, welche Meinung man von der Zuverlässigkeit des Paulus und der Urapostel hat. Paulus berichtet: Denn ich habe es von dem Herrn empfangen, was ich auch euch übergeben habe, daß der Herr Jesus in der Nacht usw. Man kann zweifelhaft sein, ob Paulus hier eine besondere ihm gewordene Offenbarung über die Einsetzung des Abendmahls andeutet. Der Ausdruck spricht dafür, andererseits fehlt ein Beispiel, daß ihm historische Ereignisse durch Offenbarung kund gethan seien. Es dürfte sich wohl so verhalten, daß ihm die von den Uraposteln gewordene Mitteilung durch Offenbarung des Herrn als richtig bestätigt ist. In jedem Falle gibt er dem nun folgenden Bericht die denkbar höchste Beglaubigung. Er berichtet nun, daß der Herr zweimal gesagt habe: das thut zu meinem Gedächtnis. Wollte man diese Worte für nicht gesprochen halten, so würde Paulus eine unrichtige Mitteilung von den Uraposteln erhalten haben, so würde diese unrichtige Mitteilung durch Offenbarung beglaubigt worden sein, so würden die Urapostel selbst die Worte des Herrn verändert haben, obwohl noch Leute da waren, welche wußten, daß er anders gesprochen hatte. Welches Maß von Unbesonnenheit oder Unredlichkeit muß man da bei den Aposteln Jesu voraussetzen! Und das soll auch nur wahrscheinlich sein? Lediglich deshalb, weil bei Matthäus und Markus dieser Zusatz fehlt? Da wird man doch dem Herrn und seinen Aposteln nur gerecht, wenn man annimmt, daß Matthäus und Markus, vielleicht einer vorliegenden Mitteilung folgend, die Worte ausgelassen haben. Auslassen kann man leicht etwas infolge eines mangelhaften Gedächtnisses; aber behaupten, daß etwas gesagt ist, was nicht gesagt worden ist, noch dazu in solchem Augenblicke und vor elf Zeugen, das kann nicht durch Schwäche der Erinnerung entschuldigt werden. Ich sehe es deshalb als gewiß an, daß der Bericht des Paulus, wie er der älteste ist, so für unbedingt zuverlässig zu halten ist.

Wie stellt sich nun Prof. Grafe zu dieser Frage? Er hält sein Urteil zurück, weil ihm die Gründe für beide Ansichten gewichtig zu sein scheinen. Er nennt Jülichers Beweisführung einfach und einleuchtend (p. 117), er hält

es für undenkbar, daß Matthäus und Markus, welche doch den ursprünglichen Hergang treu berichten wollten, ein so wesentliches Stück auslassen konnten (p. 132). Schließlich gibt er ein Bild des Vorganges, wie es nach seinem Dafürhalten „den Quellen wahrscheinlich oder nur vielleicht am meisten gerecht werde." In diesem Bilde hält er es für denkbar, daß die Jünger im Sinne ihres Meisters das Abendmahl wiederholt hätten, auch ohne daß ein ausdrücklicher Befehl von ihm vorlag; andrerseits sei es auch möglich, daß der Herr ein dahinzielendes Wort wirklich gesprochen habe. Kurz, eine Neigung, Jülicher beizustimmen, ist unverkennbar vorhanden; aber das abschließende Urteil wagt Grafe noch nicht zu sprechen. So wenig ich Jülichers Aufstellungen beistimme, so entschieden ich sie bekämpft haben würde, so wenig verstehe ich, daß man Grafe so maßlos angegriffen hat, deshalb weil er — nicht etwa Jülicher unbedingt zustimmt, sondern — weil er sagt, der Bericht des Matthäus-Markus sei für ihn so schwerwiegend, daß er darüber nicht ohne weiteres fortsehen könne, weil er zur Zeit es ablehnt, eine endgültige Entscheidung zu treffen. Wenn ich eine Vermutung wagen darf, so ist unter den Hörern ein junger Pfarrer gewesen, der von den Untersuchungen Harnacks, Spittas und Jülichers nichts wußte, dem diese Untersuchungen nicht nur überflüssig, sondern gefährlich erschienen, weil sie das Fundament untersuchten, auf dem unsere Abendmahlsfeier steht, der in seiner inneren Erregung nicht mehr deutlich unterschied, was Spitta, was Jülicher, was Grafe gesagt hatten, und dessen unrichtige Mitteilungen sind unbedachter Weise vor die Gemeinde gebracht worden."

Der Hauptstreit hing sich indes an Meinholds Vortrag an. Derselbe war auch in der That überraschend. Denn bei dem Namen Meinhold fällt jedem, der mit den kirchlichen Verhältnissen und den hervorragenden Persönlichkeiten Deutschlands bekannt ist, der Name des verstorbenen Leiters der Berliner Augustkonferenz ein, der auf der äußersten kirchlichen und theologischen Rechten stand. Und nun tritt der Sohn desselben mit so radikalen Anschauungen auf den Plan. Das wirkte bestürzend und verblüffend. Man hat auch nicht verfehlt, Prof. Meinhold auf den Widerspruch hinzuweisen, in welchem er mit den Anschauungen seines seligen Vaters stehe, und derselbe hat darum auch Anlaß genommen, sich über dieses Verhältnis auszusprechen. Er sagt:

„Es ist mir persönlich nicht schwer, meine Herren, mich in jene Gedankengänge hinein zu versetzen. Mein Vater war ein bekannter Führer der Orthodoxie, das Haupt der August-Konferenz, ein Mann von gewaltiger Glaubenskraft. Und wenn nur etwas von derselben auf mich übergegangen ist, so habe ich das nächst Gott meinem seligen Vater und meiner greisen Mutter zu verdanken. Und in diesem festen Glauben an die beseligende und vergebende Gnade unseres himmlischen Vaters weiß ich mich mit ihnen vollkommen einig. Ja, ich muß bekennen, daß mir meine theologische Arbeit diesen Glauben nur noch strahlender und heller gemacht hat, mir nur deutlicher gezeigt hat, daß dieser Glaube ein Leben ist, ein Leben, das über den Wandel der Zeiten erhaben ist, während die Theologie als eine menschliche Wissenschaft mit den Schwankungen und Fortschritten der Wissenschaft überhaupt untrennbar verbunden ist. Ich gestatte mir diese Bemerkungen vor Ihnen, meine Herren, weil man mich öffentlich in Leitartikeln (Reichsbote), Spottgedichten (Neue Westf. Volkszeitung), in Briefen und Zuschickungen aller Art der Pietätlosigkeit bezichtigt hat. Aber, meine Herren, Wahrheit geht über Pietät.

„Hat mein Vater seines Vaters Rationalismus aufgegeben, hat er sich durch Schleiermacher zum Pietismus überleiten lassen, um dann der ortho-

doxen Partei anzugehören, so habe ich mich von dieser lösen müssen. Ja, ich bin fest überzeugt, wenn meines seligen Vaters Entwicklung in unsere Zeit gefallen wäre: er hätte sich auch der historischen Auffassung des Alten Testaments angeschlossen."

Doch kehren wir an der Hand unseres ersten Berichterstatters zu dem Vortrag selbst zurück. „Zwar — heißt es dort — bringt er nichts Neues; was er sagt, haben Wellhausen, Stade, Smend u. u. auch schon gesagt; zum Teil gehen diese sogar weiter. Meinhold will nur das kurz darstellen über den Ursprung der israelitischen Religion, was ihm sicheres Resultat der Forschung zu sein scheint. Aber was jene gesagt haben, das steht in dicken Büchern, die keiner zu lesen braucht, und wenn man je davon hört, so kommt man bald darüber hinweg mit dem Trost, daß die Gelehrten die Verkehrten seien und daß es vielen Professoren mehr darauf ankomme, etwas Neues als etwas Wahres zu sagen. Hier aber vertrat einer solche kritischen Ansichten mit lebendigem Wort, mit der Wärme der subjektiven Überzeugung, sodaß man auf ihn hören mußte; und noch dazu einer, bei dem man sich solcher Ansichten nicht versah. Das erregte Erstaunen und Unwillen, denn was bekam man zu hören? Die Geschichte der Patriarchen Sage oder Dichtung der Propheten, Israel bis auf Mose ein Nomadenvolk, in Fetischismus und Totemismus versunken, anbetend eine Naturgottheit Jahve, die in Wolken und Gewitter auf dem Sinai wohnte. Da kam Mose, gibt der Jahvevorstellung gewisse geistig-sittliche Züge, befreit das Volk aus Ägypten, stiftet eine religiös-soziale Ordnung, von der uns nur bekannt ist, daß er eine Bundeslade zum Volksheiligtum machte. Das that er nicht aus eigenem Vermögen, sondern weil die Gottheit sich ihm auf eine geheimnisvolle Weise erschloß. Damit war der Anfang der israelitischen Prophetie gegeben, welche allmählich zur wahren Gotteserkenntnis führte. Moses wußte noch nicht, daß Jahve der einzige Gott und Schöpfer der Welt sei, er ist nur mächtiger als die andern Götter. Erst den folgenden Propheten offenbarte sich Gott als der allmächtige Weltschöpfer, bis endlich Christus die letzten Schalen irdischen Wesens aus dem Gottesbegriff beseitigt hat. Darum ist Christus der größte Prophet, in ihm hat der Prophetismus seine Vollendung und Krönung erfahren. Aber nächst Christus ist Moses auf dem Boden der Religionsgeschichte die größte Figur gewesen.

Ich stimme Meinhold zu, daß es außerordentlich niederschlagend wäre, wenn dies Resultat der kritischen Forschung feststände: Abraham, der Vater der Gläubigen, dessen Lebensbild so erhebende Züge großartiger Frömmigkeit aufweist, Joseph, mit dessen Bild die frühesten religiösen Eindrücke unserer Kindheit verknüpft sind, haben so nicht gelebt, sind Gebilde späterer Dichtung? Das anzuerkennen sträubt sich das religiöse Gefühl. Wenn auch unser Glaube nicht auf Abraham, nicht auf Joseph beruht, so sind sie uns doch Träger der göttlichen Offenbarung, welche von Abraham anhebend in Christo ihre Vollendung fand, und diese auf der Schrift ruhende Anschauung über Bord zu werfen, könnten uns nur zwingende Gründe, unwiderlegliche Beweise abnötigen. Doch bleibt nichts übrig, als daß wir unsere Empfindung zurückdrängen und möglichst kaltblütig die Beweise prüfen.

Es sind drei Punkte, auf welche wir unsere Aufmerksamkeit zu richten haben.

1. Kommt dem Pentateuch geschichtliche Glaubwürdigkeit zu? Die alttestamentlichen Forscher belehren uns, daß im Pentateuch drei Schriften vereinigt seien: der Elohist, der in Nordisrael etwa zwischen 1000 und 700 ge-

schrieben habe, der Jahvist, das prophetische Geschichtsbuch, welches etwa um 800 verfaßt sei, endlich der Priestercodex, welcher die liturgischen Ordnungen enthält, dessen Zeitalter streitig ist. Eine vierte selbständige Schrift ist das Deuteronomium. Diese Ansicht über die Bestandteile des Pentateuch wird jetzt so allgemein geteilt, daß der, welcher nicht Fachgelehrter ist, sie hinnehmen muß. Aber wenn wir sie gelten lassen, so folgt noch nicht, daß die Verfasser dieser Schriften ohne Vorlagen gearbeitet haben; es ist so gut wie gewiß, daß sie ältere Aufzeichnungen schon vorgefunden und benützt haben; z. B. das Lied der Deborah Richter 5, das Lied des Lamech Gen. 4, 23, den Segen Jakobs Gen. 49, den Turmbau Gen. 11, 1—9 u. a. Da fragt sich, wie weit hinauf reichen diese Aufzeichnungen? Das Deborahlied, welches doch wohl bald nach der That verfaßt ist, welche es preist, beweist eine vorgeschrittene Litteratur. Sollten damals nicht schon zahlreiche Aufzeichnungen vorhanden gewesen sein? Seit wann schrieb man überhaupt in Israel? Konnte Moses schon schreiben? Meinhold meint, es sei zu bezweifeln, ob man damals schon schreiben konnte (p. 43). Aber in Ägypten konnte man schon viel früher schreiben; ist es wahrscheinlich, daß Moses von dieser Kunst unberührt blieb? Die Thontafeln von Tell-el-Amarna, welche um 1400 verfaßt sind, beweisen, daß damals Könige in Palästina die babylonischen Schriftzeichen benutzten in ihren Schreiben an den ägyptischen Großkönig. Daß diese Schriftzeichen nur im diplomatischen Verkehr gebraucht wurden, daß in Palästina außerdem andere Schriftzeichen gebraucht wurden, ist wenigstens wahrscheinlich. Wenn die Phönizier um 1500 die Buchstabenschrift erfunden haben, so ist sicher, daß man schon Jahrhunderte vorher eine Bilderschrift hatte. Und wenn man im Euphratland, in Phönizien, in Ägypten und in Palästina bereits um 2000 und früher schrieb, da sollte Moses um 1500 schriftunkundig gewesen sein? Ich finde es vielmehr höchst wahrscheinlich, nicht nur, daß er schreiben konnte, sondern daß er die wesentlichen Ordnungen aufschrieb, wie der Pentateuch wiederholt berichtet, und daß diese Aufzeichnungen Mosis in den 5 Büchern enthalten sind. Wenn weiter feststeht, daß die Bevölkerung Kanaans sich 2200, zur Zeit Abrahams, nicht mehr in der unentwickelten Kindheitsperiode befand, das Land war reich bewohnt, Städte waren vorhanden (Meinhold p. 20), so ist es nicht unwahrscheinlich, daß schriftliche Nachrichten über diese Zeit sich erhielten und im Pentateuch Aufnahme gefunden haben. Es scheint mir unrichtig zu sein, wenn man die rohen Zustände, in welchen sich Israel am Ende der 400jährigen Knechtschaft in Ägypten befand, auch für die Zeit der Patriarchen voraussetzt, während doch seitdem eine erhebliche Entartung stattgefunden hatte. Deshalb steht es keineswegs fest, daß die historischen Nachrichten der Genesis so unbegründet seien, wie viele neuere Kritiker annehmen. Damit kommen wir zur zweiten Frage.

2. Sind die Erzählungen von den Patriarchen ungeschichtliche Sagen? Das ist die Ansicht, welche Meinhold mit vielen Fachgenossen vertritt. „Für den Aufenthalt der Hebräer in Kanaan vor Moses, also auch für die Figuren der Patriarchen fehlt vollkommen der Boden (p. 18). Von Abram bleibt höchstens der Name und die Thatsache, daß er von Osten nach Kanaan gekommen ist; alles andere ist ungeschichtlich." Als Gründe für diese Ansicht werden die Widersprüche in der Geschichte Abrahams und die Entfernung der Erzählungen von den Ereignissen, welche über 1000 Jahre betrage, angeführt. Die Widersprüche dürften hier doch ebensowenig beweisend sein, wie bei andern Ereignissen, z. B. der Auferstehung Christi. Auch bleibt ihnen

mehr gemeinsam, als bloß die Thatsache, daß Abram von Osten gekommen sei. Daß Abram von Gott mehrfacher Offenbarungen und Verheißungen gewürdigt worden sei, daß er Gott glaubte, das ist der gemeinsame Kern, der auch durch einen Bericht von seinem vorübergehenden Zweifel nicht erschüttert wird (Kap. 20). Daß diese Erzählungen erst nach dem Jahre 1000 v. Chr. aufgeschrieben worden seien, ist, wie wir oben hörten, eine unwahrscheinliche Annahme; die Sage würde dem Patriarchen Jakob so häßliche Charakterzüge schwerlich angedichtet haben. Schon der Umstand, daß beide von einander unabhängige Quellen (Elohist und Jahvist) eine Patriarchengeschichte haben, beweist, daß sie nach älteren Vorlagen gearbeitet haben. Meinhold selbst legt diesen alten Berichten öfters geschichtlichen Wert bei. Daß Jakob auf der Flucht nach Mesopotamien den Stein salbte, gilt ihm als Beweis, daß vor Moses der Fetischismus geherrscht habe (Gen. 28, 18). Daß er aber im Traum Gott schaute und sprach: gewißlich ist der Herr an diesem Orte, und ich wußte es nicht, das muß ungeschichtliche Sage sein. Daß die eine Hälfte der Geschichte Wahrheit und die andere Dichtung ist, ist eine grundlose Annahme.

3. Was ist das Werk Mosis? Nach Meinhold war Israel vor Mose ein Nomadenvolk, das in der arabischen Wüste schweifte, dem Fetischismus und dem Totemismus ergeben. Die heiligen Steine, Bäume, Quellen, Tiere, bis zur ehernen Schlange des Hiskias, sind die Reste dieses alten Heidentums. Auf dem Sinai thronte ein Naturgötze, Namens Jahve, den man verehrte. Als nun Israel in Gosen sich ansiedelte und von Ägypten zu Frohndiensten geknechtet wurde, da sehnte es sich nach der alten Freiheit und dem altem Götzen zurück. Moses wird Prophet dieses — soll ich sagen Gottes oder Götzen, befreit Israel aus Ägypten und reinigt die Gottesvorstellung, indem er ihr gewisse geistig-sittliche Züge gibt. Zwar ist auch des Moses Gottesvorstellung sehr unvollkommen; ihm fehlt der Gedanke, daß Jahve der einzige Gott, der Schöpfer der Welt sei, er ist nur mächtiger als die andern Götter. Die Beschränktheit der mosaischen Gotteserkenntnis ergibt sich aus der Vorstellung, daß die Bundeslade der Wohnort Gottes ist, und bis auf David hatte man in Israel Jahvebilder. Menschenopfer galten als Jahve wohlgefällig; der Dekalog ist nachmosaisch. In dem Jahvebild des Moses stehen Züge sittlich-geistiger Art unvermittelt neben den rein barbarischen, fleischlichen. Der Kampf zwischen dem leiblichen und geistigen Prinzip erfüllte die Zeit der Propheten. Das Volk hielt sich an die fleischlichen, die Propheten an die geistigen Züge. Beide glaubten auf dem Boden der mosaischen Religion zu stehen; beide hatten recht und beide hatten unrecht.

Das etwa ist die Auffassung Meinholds. Ich finde in derselben eine Unklarheit. Fragen wir, ob das Werk des Moses auf göttlicher Offenbarung oder auf menschlicher Entwicklung beruht, so ist Meinholds Antwort: auf beidem, denn die menschliche Entwicklung schließt die göttliche Offenbarung nicht aus. Meinhold verwahrt sich nachdrücklich dagegen, daß das Werk des Moses nicht auf Offenbarung beruhe. So ist also die Offenbarung Gottes das erste und die menschliche Entwicklung die Folge davon. Sehr wohl; aber nun hören wir, daß Israel vor Mose den Naturgötzen Jahve verehrte und daß Moses diesen Gottesbegriff einigermaßen sittlich ausgestaltete. Eine Offenbarung Gottes vor Mose wird ja in Abrede gestellt. So muß es also dem lebendigen Gott gefallen haben, sich in die Maske des Götzen Jahve zu kleiden und dessen Namen anzunehmen, um Israel zu einer besseren Gotteserkenntnis zu führen. Ist das denkbar? Ich muß das verneinen. Vor

Mose spielt der Sinai überhaupt keine Rolle in der Geschichte, daß dort bereites vor Mose Jahve verehrt worden sei, darüber ist mir wenigstens keine Stelle bekannt. Ich fürchte, hier haben wir es wirklich mit einer Sage zu thun, die freilich nicht im 9. Jahrhundert vor Christo, sondern im 19. Jahrhundert nach Christo entstanden ist. Wieviel klarer und würdiger ist der biblische Bericht, daß der allmächtige Gott sich Abraham offenbarte und Israel von ihm wenigstens eine dunkle Kunde hatte; daß er dann dem Mose nahte mit der Offenbarung: ich bin der Gott eurer Väter, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Erst seitdem Jahve auf dem Sinai sich dem Mose offenbarte und seitdem Israel dort sein Gesetz empfangen hatte, galt der Sinai als Wohnsitz Jahves. Hier ist der Punkt, an welchem Meinholds Geschichtskonstruktion scheitert. Sodann hat Meinhold eine viel zu geringe Meinung von der Gotteserkenntnis des Mose. Gewisse geistlich-sittliche Züge gaben auch die Heiden bei steigender Kultur ihren Götzen, dazu bedurfte es kaum einer Offenbarung. Daß Jahve im Himmel thront, wird schon vorausgesetzt Gen. 11, 1—9 bei der Geschichte der Turmbaus zu Babel, einer Geschichte, die gewiß älter ist als Moses; ebenso schaut schon Jakob im Traum Gott im Himmel wohnend. Und Moses sollte eine so niedrige Vorstellung von Gott gehabt haben? Der Pentateuch ist andrer Meinung und daß in Israel sich noch lange Zeit heidnische Sitten an den Namen Jahves knüpften, läßt keinen Rückschluß auf Mose zu. Große Geister eilen ihrer Zeit voraus und Jahrhunderte sind erforderlich, bis ihre Erkenntnisse von der Menge angeeignet werden. Endlich empfinde ich das als einen Mangel in dem Bilde Mosis, daß kein Versuch gemacht wird, seine Gesetze klarzustellen. Meinhold kennt nur die Bundeslade, vermutlich hält er es für unmöglich, hier weiteres mit Sicherheit festzustellen, weil das Judentum alle späteren Gesetze an den Namen Mosis heftete (pag. 49). Das ist allerdings geschehen; aber wenn Moses Führer und Prophet seines Volkes war, so muß er gewisse Ordnungen oder Gesetze erlassen haben; das steht a priori fest, auch wenn es nicht erzählt würde. Ein rohes Volk erzieht man nicht durch abstrakte Lehren, sondern durch kultische und soziale Ordnungen. Diese sind im Pentateuch erhalten und wir würden der Kritik dankbar sein, wenn sie uns lehrte, die mosaischen Gesetze von den späteren zu unterscheiden. Aber sie in Bausch und Bogen als unmosaisch zu verwerfen, das ist eine Überstürzung. Dann bleibt uns von Mose nichts übrig, als der Name und die Thatsache, daß er Israel aus Ägypten geführt hat und die Jahvevorstellung reinigte. Wir wissen dann von ihm fast ebenso wenig, wie wir angeblich von Abraham wissen sollen.

Darum ist es verständlich, daß Meinholds Vortrag Widerspruch gefunden hat, nicht nur auf dem Ferienkurs, sondern überall, wo er bekannt wurde. Aber wenn auch die alttestamentlichen Forscher nicht mehr behindert sind durch die Lehre von der Verbalinspiration, so haben sie um so mehr Veranlassung, sich zu hüten vor unsicheren Hypothesen und willkürlichen Konstruktionen, welche mit vorliegenden Thatsachen in Widerspruch stehen. Es handelt sich hier um Vorgänge, die mit unserer religiösen Überzeugung in engster Beziehung stehen, die einen Bestandteil des religiösen Jugendunterrichts bilden. Diese Rücksicht kann nicht hindern, unzweifelhafte Wahrheiten auszusprechen, wohl aber die Pflicht auferlegen, bei neuen Hypothesen den Grad der Wahrscheinlichkeit und auch die entgegenstehenden Gründe genau zu bezeichnen. Diese Vorsicht vermisse ich bei Meinholds Vortrag. Die gewissenhafte Forschung durch äußeren Druck oder geräuschvolle Agitation aufhalten zu wollen, ist unevangelisch, ist auch ein vergebliches Bemühen; wir müssen

abwarten, daß wissenschaftliche Irrtümer durch eindringendere Forschung widerlegt werden. Ich bin gewiß, daß man sehr bald die historische Glaubwürdigkeit des Pentateuch höher anschlagen wird, als es jetzt vielfach der Fall ist. Jedenfalls hat die evangelische Kirche keine Veranlassung, durch Hypothesen, die vielleicht nach zehn Jahren widerlegt sind, sich beunruhigen zu lassen oder gar ihre praktische Thätigkeit in Unterricht und Predigt zu ändern."

Dieser Gedanke ist auch entschieden der richtige. Es ist schon deswegen nicht nötig diese Anschauungen zu widerlegen, weil sie nicht bewiesen sind. Denn die bloße Einzeichnung der Konstruktionslinien dieser Hypothesen in die leeren Räume, die man sich durch Negationen und Verallgemeinerung vereinzelter, wenn vielleicht auch richtiger Wahrnehmungen schafft, ist noch kein Beweis für die Richtigkeit derselben. Diese Geschichtskonstruktionen sind ja meist Anwendungen der darwinischen Anschauungen auf die Urkunden. Da scheint es nun manchem, als müsse es nach einem Witzwort von Darwin gehen. Als ihm nämlich von jemand entgegnet wurde, daß seine Theorie mit gewissen Thatsachen in Widerspruch stünde, soll er geantwortet haben: „So viel schlimmer für die Thatsachen." Es ist aber genau umgekehrt. Die Thatsachen können wohl zeitweilig ignoriert, aber nicht durch Theorien aufgehoben werden, ebensowenig, wie dadurch Thatsachen geschaffen werden können. Die Richtung des Sinnes nach einer andern Seite schärft zwar die Sinne, so daß Dinge wahrgenommen werden, die man vorher nicht beachtete, aber infolge derselben Schärfung der Sinne nimmt man auch wahr, daß nicht alles vorhanden ist, was was man erwartete, wahrnehmen zu können oder glaubte wahrgenommen zu haben. So wird es auch mit den heutigen Konstruktionen des Alten Testaments gehen.

Die Beunruhigung der dem Basler Missionshause nahestehenden Kreise soll sich allerdings zum Teil gelegt haben, ist aber noch keineswegs ganz verschwunden. Ein Laienmitglied des Basler Missionskomitees, der Jurist Dr. Hermann Christ, hat ein Schriftchen veröffentlicht unter dem Titel: „Am Wasser Mara, Worte eines Laien an Missionsfreunde über den offenen Brief von Th. v. Lerber."

Dr. Christ kann von sich sagen: „Ich selber habe nie einen Moment gezweifelt, daß das Buch (1 Mos.) von Mose selbst geschrieben ist, und glaube es heute noch so fest als v. Lerber," und eben diese eigene Stellung gibt ihm das Recht, zu den ängstlichen Missionskreisen ein beruhigendes Wort zu reden. Er erinnert v. Lerber an seine eignen Worte: „daß niemand durch den Inspirationsglauben selig wird, sondern einzig und allein durch lebendige Hingabe an unsern hochgelobten Erlöser, den Gottessohn Jesum Christum." Dr. Christ findet, die Inspirationstheorie sei Menschenweisheit, aber „Lehre ist einmal nicht Glaube. Haben wir Laien überhaupt das Zeug dazu oder gar die Pflicht, in dieser allerschwierigsten Frage der Theologie Stellung zu nehmen? Nicht im mindesten! Überheben wir uns doch nicht!" „Wehe denen, die euch vorschwatzen, euch stehe es zu, abzuurteilen in dieser Sache: sie verleiten euch zu Lieblosigkeiten . . . rauben euch den Frieden und ziehen das Unkraut des geistlichen Hochmuts im Herzen groß." . . . „Kinzlers Freiheit ist in Gefahr, umzuschlagen in Willkür und Anmaßung. Die absolute Inspirationstheorie v. Lerbers aber legt auf die Seele einen unerträglichen Bann und steht in Gefahr, Überhebung und Richtgeist zu fördern. . . Stellt die teure Bibel nicht unter ein Tabu, sonst hindert ihr deren gesegneten Gebrauch. Ich lege auf euer Gewissen jeden, den ihr mit diesem Inspirationsbegriff abschreckt

und ärgert!" Lerber habe es nicht nur an der Liebe, sondern an der Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit fehlen lassen. Die Basler Mission habe einen Freund an v. Lerber nicht verloren, denn wer mit solcher eisigen Kälte sich lossagt, der hat nie geliebt. „Die wirklichen Freunde der Basler Mission sind in Freud und Leid, durch Söhne und Töchter, in Not und Tod mit dieser Mission verwachsen. Ihr könnt sie beurteilen aus den Thatsachen. Treue ist leicht in guten Tagen. Die Ratten verlassen das Schiff in Gefahr, die braven Matrosen bleiben bei der Stange. Weglaufen? Stehen denn nicht viele Tausende unsrer schwarzen und braunen Christen in Frage, die auf euch angewiesen sind! Die Verantwortung ist ungeheuer, es handelt sich um zahllose Seelen!"

Ebenso wie v. Lerber und seine Gesinnungsgenossen sollen sich auch die Michelianer von der Basler Mission losgesagt haben, obwohl eigentlich diese am allerwenigsten Anlaß dazu hätten; wenigstens nicht nach der Inspirationslehre, die sie haben müßten — wenn sie überhaupt sich eine solche gebildet hätten —. Es ist zwar vielleicht nicht ausdrücklich anerkannte Lehre, aber — wie der Schreiber dieses sicher weiß — ziemlich weit verbreiteter Glaube in diesen Kreisen, daß auch die Schriften von Michael Hahn im Zustande einer besonderen Erleuchtung von ihm geschrieben, also inspiriert sind. Dieser Glaube müßte doch notwendig in einem Lehrsystem eine Umgestaltung der altprotestantischen Inspirationslehre veranlassen. Es ist aber eben viel weniger ein Widerspruch in der Lehre, welcher die Trennung veranlaßt hat, als eine Zerstörung des Vertrauens.

Auch einer der Führer der Altpietisten droht mit Trennung. Er sagt: „Es handelt sich in dem entbrannten Streite auch ums Basler Missionshaus. Wir sind weit entfernt, demselben jetzt im Unwillen den Rücken zu kehren. Sind wir doch zu sehr mit ihm verwachsen, als daß wir leichten Herzens uns von ihm losreißen könnten. Aber wir erwarten bestimmt, daß der ‚Bibelkritik' im Missionshause die Thür gewiesen, daß eine andre Stellung zur heiligen Schrift dort eingenommen werde. Und nicht nur wir ‚Pietisten' erwarten das; es gibt noch viele außerhalb unsrer Gemeinschaftskreise, die in diesem Punkte ebenso denken wie wir. Der Herr sehe in Gnaden darein!"

Was freilich der Schreiber unter Kritik versteht oder verstanden wissen will, sieht man an den Worten: „Muß man die Lust zum Zweifeln in den Zöglingen erst wachrufen? Wer hat die erste Frage wissenschaftlichen Zweifels gestellt? Lautete sie nicht: Sollte Gott gesagt haben?"

Es ist schwer zu sagen, ob an diesen Behauptungen die Leichtfertigkeit oder der Unverstand den meisten Anteil hat. Leichtfertig ist diese Behauptung, denn sie ist die unbesehene Herübernahme einer Auffassung der Sündenfallsgeschichte, die immer nur dem Interesse des Unglaubens gedient hat, der in dem Sündenfall den ersten Schritt zur Erreichung der Autonomie des menschlichen Geistes sieht; unverständig, denn die Geschichte selbst zeigt klar, daß es sich um eine Verführung, also um die Erzeugung einer sittlichen Verirrung handelte, bei der nicht die Einsicht des Menschen, sondern die erregte Lust das entscheidende Motiv zum Handeln abgab. Wäre der Zweifel der Eva ein wissenschaftlicher Vorgang gewesen, so hätte sie der Schlange sicher noch weniger geglaubt als Gott, sie hätte dann nicht in der Lust zugegriffen, sondern hätte in ruhiger Erwägung der Gefahr die zweifelhafte Frucht hängen lassen. Der wissenschaftliche Zweifel ist ein von Willen und Gefühl nicht beeinflußtes Abwägen verschiedener Wahrscheinlichkeiten durch den Verstand, das zwar oft nichts nützt, aber niemals schadet. Der sittliche Zweifel dagegen, wie er in der Sündenfallsgeschichte zu Tage tritt, ist eine durch Gefühlseindrücke und Willensregungen verursachte Verdunklung der menschlichen Erkenntnis und eine dementsprechende Abstumpfung des sittlichen Urteils, die immer gefährlich ist und sehr oft unheilvoll wirkt.

Im Gegensatz zu dem oben Erwähnten tritt Dekan Weitbrecht im Christenboten für Basel ein. Er sagt in einer „Antwort auf verschiedene Anfragen: Der Christenbote hat, was die ‚Kritik' betrifft, seine Überzeugung zu verschiedenen Malen dahin ausgesprochen, daß es neben der ungläubigen Kritik, die Wunder und Weissagung leugnet und die Lehre der Apostel und Jesu für uns nicht als ‚maßgebend' betrachtet, auch eine auf gläubigem Boden stehende Kritik gebe, die die Lehre Christi und seiner Apostel vollauf gelten läßt, vor ihrem Wort als dem Wort Gottes sich beugt und sich nur mit den menschlichen Händen beschäftigt, durch die im Laufe der Zeit die Bibel ihre jetzige Gestalt und Zusammensetzung erhalten hat. Von diesem Standpunkte

aus hat der Christenbote 1894 Nr. 46 auch die vielbesprochene Schrift des Pfarrers Kinzler in Basel beurteilt und ist heute noch der Überzeugung, daß diese Schrift zwar in ihren Zugeständnissen an die kritische Theologie weiter geht als nach den wirklichen Ergebnissen der Wissenschaft nötig wäre, daß aber in ihren leitenden Gesichtspunkten und Grundsätzen die Grenzen gläubiger Schriftforschung nicht überschritten sind. Darum handelt es sich auch in der Kinzlerschen Schrift um keinerlei Gefährdung des Glaubensstandes; und die würden eine schwere Verantwortung auf sich nehmen, die um jener Schrift willen die alte, von Gott selbst gesegnete und legitimierte Verbindung zwischen Württemberg und der Basler Mission zerreißen und die letztere durch Verweigerung weiterer Gaben nötigen würden, ihre Arbeit einzuschränken, das heißt: Tausende von Heidenseelen ihrem Schicksal zu überlassen. Nach Manuskripten früherer Basler Zöglinge, die der Herausgeber eingesehen hat, ist vieles von dem, was in dem angefochtnen Schriftchen gesagt ist, schon vor dreißig und mehr Jahren im Basler Missionshause gelehrt worden, und die Brüder, die diesen Unterricht empfingen, haben mit dem, was sie damals gehört und gelernt, im Segen gewirkt und gearbeitet. Es ist ja gewiß heutzutage besonders nötig, daß man wachsam sei und die Geister prüfe, ob sie aus Gott sind; aber der Prüfstein hierfür ist doch schließlich nicht die Stellung zum Buch Hiob oder zum Prediger Salomonis, sondern zum menschgewordnen Gottessohn: ‚ein jeglicher Geist, der da bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist von Gott.‘ Und daß die Lehre über diesen, sowie über die andern Grundartikel des Glaubens im Basler Missionshause völlig in Ordnung ist, das wissen wir."

Die Frage hat aber auch noch eine andere Seite und da heißt es auch: Aus Gemeinem ist der Mensch gemacht. Die Lossagnng der michelianischen Gemeinschaften von Basel soll — so ist schon berechnet worden — für die Kasse der Basler Mission einen Verlust von 25,000 Frks. ($5000) bedeuten; schließt sich ihnen noch ein Teil der Altpietisten an, so wird der Verlust noch größer. Da nun schwerlich anzunehmen ist, daß diese Leute sich ganz von der Mission abwenden werden, und es außerdem Leute gibt, welche auch Missionsgeld brauchen können, so hat der Mammon auch eine Gelegenheit seine Macht zu offenbaren. So wird in einer größeren Kirchenzeitung gesagt: „Es deutet vielmehr alles darauf hin, daß ansehnliche Kreise in und außerhalb von Württemberg von Basel, das nach seinen Erklärungen keinen Grund zur Umkehr einsieht, absplittern und unter Umständen eine neue Missionsgesellschaft unter Anlehnung an die Chrischona gründen werden. Eine erfreuliche Aussicht ist das nicht, weder was den Grund, noch was die Folgen der Trennung betrifft. Eine neue Missionsgesellschaft könnte nur schweren Schaden stiften, indem sie die Geister verwirrt, die Kräfte zersplittert, die Gaben in zweifelhaften Neuerungen verschwendet und so nicht bloß das Missionsinteresse in der Heimat lähmt, sondern auch den geordneten Fortgang der Völkerbekehrung in der Heidenwelt unnötig beeinträchtigt. Alle die, welche die Baseler Richtung um ihres Glaubens und Gewissens willen nicht zu teilen vermögen, möchten wir darum dringend ersuchen, ehe sie ein Neues gründen, ihre Augen lieber auf andere Missionsgesellschaften zu richten, die auf demselben Bekenntnisgrund wie unsere württembergische Landeskirche stehen, und sich denselben anzuschließen."

Wir wollen dem Schreiber der angeführten Worte nicht gerade eine reservatio mentalis zuschieben, aber das sollte er doch bedenken, daß seine Leser, nach Maßgabe der Umstände, unter den andern Missionsgesellschaften nur eine finden werden, die seiner Ansicht entspricht. Daß aber diese auch ihren Streit gehabt hat und zwar direkt über die Inspiration, und daß die Missionsleitung sich ähnlich dazu gestellt hat, wie die Basler zur Kritik, das ist eine Thatsache, die der Verfasser wohl nur deshalb den württembergischen Gemeindschaftskreisen zu verschweigen sich erlaubt, weil sie im ganzen Reiche bekannt ist und diese sie auch wissen könnten, wenn sie sich mehr um den Lauf der Welt- und Kirchenhändel kümmerten. Oder aber, wenn jener Inspirationsstreit die Stellung zum Bekenntnis nicht berührt hat, wie konnte es ein Streit um die Kritik thun, die doch noch um eine gute Strecke weiter vom Mittelpunkt des christlichen Bekenntnisses liegt als die Lehre von der Inspiration?

Oder ist seine Darstellung vielleicht ein Freundemachen nicht vermittelst, sondern zum Zweck des ungerechten Mammons?

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $2.00.

23. Jahrg. St. Louis, Mo., Mai 1895. No. 5.

Die Lehre vom Amte der Schlüssel.

(Von P. G. A. Neumann.)

(Schluß.)

Was die Ausübung der Schlüsselgewalt als Bann, resp. Wiederaufnahme anlangt, erklären Luther wie Calvin das als einen Akt der Jurisdiktion, der nur für die Kirche Bedeutung hat. Die Gemeinde schließt nur den aus, der sich offenbar durch seine Sünden schon selber vom Reiche Gottes ausgeschlossen hat. Solches Urteil der Kirche ist auch allemal richtig, weil nach Gottes Wort „kein Hurer, Geiziger oder Unreiner“ u. s. w. (Eph. 5, 5) teilhaben kann am Reiche Gottes. Ebenso wird wieder aufgenommen nur der, welcher auf Grund aufrichtiger Buße als ein von Gott selbst Gelöster dasteht. Ungerechter Bann schadet nichts, voreilige Wiederaufnahme erschließt damit noch keineswegs das Himmelreich.

Luthers Auffassung von der Wirkung der Schlüsselgewalt ist noch beeinflußt von der kathol. Lehre. Von derselben konnte er sich nicht ganz frei machen, so daß er die Beichte als drittes Sakrament beibehielt. Denn nach kathol. Lehre sind Joh. 20, 23 die Einsetzungsworte des Bußsakramentes. Beichte ist notwendig zur Vergebung der Sünden. Die Absolutionsworte des Priesters, als Inhabers der Schlüssel, bewirken Gottes Vergebung bei jedem, der nicht der göttlichen Gnade in bewußter Heuchelei einen Riegel vorschiebt. Die Wirkung ist nach dem römischen Katechismus dieselbe, wie bei dem Worte Jesu an den Gichtbrüchigen: „Dir sind deine Sünden vergeben.“ Verweigerung der Absolution von seiten des Priesters ist auch Ausschluß von der göttlichen Vergebung, und daher die Gewalt, welche Rom durch den Beichtstuhl über seine Kinder hat.—Todsünden aber können mittels des Löseschlüssels nicht gleich erlassen, sondern nur zu läßlichen umgewandelt werden, die dann auf dem Wege der Buße durch Reue, Beichte und Genugthuung (satisfactio operis) zu tilgen sind; letztere erlegt der Priester auf, auch kraft der ihm übertragenen Schlüssel.

Selbstverständlich ist diese Lehre nicht gleich in ihrer jetzigen Form entstanden, sondern hat eine lange Entwicklungsgeschichte hinter sich. Bis zu der dargelegten Vollendung ausgebaut ist die Lehre von der Schlüsselgewalt erst worden durch Thomas v. Aquino (1225–1274),

zum kirchlichen Gesetz erhoben aber erst von dem Konzil zu Trient (1556–1563). Bis in das 13. Jahrhundert lautete die Absolutionsformel: „Ich verkündige dir“ oder meistens deprekativ: „Gott möge dir vergeben.“ Erst von Innocenz III. und Thomas v. Aquino an wurde die jetzige: „Ich vergebe dir“ eingeführt, nicht ohne Widerstand. In der ganzen alten Kirche war bis dahin nie die Rede gewesen von einer Sündenvergebung durch den Priester; das hätte man als Lästerung angesehen. Vielmehr finden wir durchgehend zwei einander gegenüberstehende Ansichten. Die eine, zurückgehend auf Hieronymus, später vertreten von Gregor d. Großen und Petrus Lombardus, hält Absolution durch den Priester und göttliche Vergebung auseinander. Erst muß Gott dem Menschen vergeben, ihn sichtlich lösen, dann kann der Priester dasselbe Urteil öffentlich für die Kirche aussprechen. Als Analogie hierzu führt Hieronymus das levitische Gesetz über den Aussatz an: Nur der bereits Gereinigte wird vom Priester rein gesprochen. Doch bezieht sich dies nur auf das Lösen der durch den Bann Gebundenen, weil, wie gesagt, allgemeine Absolution noch unbekannt war. Die katholischen Kirchenlehrer dieser Richtung, zu deren Zeit die Schlüsselgewalt bereits an allen Getauften geübt wurde, erklären dann die Absolution des Priesters nur als Verkündigung der Vergebung, die Gott schon vorher dem Sünder auf seine bußfertige Gesinnung hin habe zuteil werden lassen. So hat die Absolution nur Wert für das Forum der Kirche.

Daneben aber geht schon seit Cyprian und Augustin die andere Richtung her, die der Kirche, resp. dem dieselbe darstellenden Priester einen wesentlichen Anteil an der Gewährung der Vergebung zuschreibt. Die Wiederaufnahme Büßender war nämlich verbunden mit dem Gebet der Gemeinde um Vergebung für den Sünder, und die Vergebung wurde nun nicht durch die Absolution, noch auch allein durch die Buße des Betreffenden bewirkt gedacht, sondern durch die Kraft dieser Fürbitte. Indem nun das geistliche Amt immer mehr eine selbständige Stellung gegenüber der Gemeinde gewann, ging auch die Ausübung dieser Fürbitte von der Gemeinde auf den Priester über. Auf Grund dessen entwickelte sich die Anschauung von einer Art Intercession des Priesters für den Sünder, bis im fünften Jahrhundert Leo d. Große bereits sagen konnte: Die Fürbitte des Priesters ist die notwendige Bedingung der Vergebung. So war die Grundlage geschaffen für die Entwicklung der katholischen Lehre. Der Priester stand als notwendiges Glied, wenngleich auch zunächst nur mit seiner Fürbitte um Vergebung, zwischen Gott und dem Sünder, und daraus erwuchs dann ohne viel Schwierigkeit die Auffassung von einer Stellung als Vermittler und Spender der Vergebung selbst.

V.

Nachdem wir so den Standpunkt der verschiedenen Kirchen dargelegt und die Entwicklung der Lehre von der Schlüsselgewalt verfolgt

haben, bleibt uns nun noch übrig, festzustellen, was über diesen Punkt Schriftlehre ist, und wie weit die einzelnen Kirchen, an diesem Maße gemessen, der Wahrheit ferner oder näher stehen.

Das erste, was wir da sagen müssen, ist, daß die in Betracht kommenden Worte des Herrn (Joh. 20, 23) weit mehr besagen und weit größere Vollmacht erteilen, als die Lehre der Kirche für ihre Organe in Anspruch nimmt. Denn wenn man die Worte des Herrn nimmt, wie sie da stehen: „Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen," und die Parallele: „Was ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden sein," so enthalten die für den unbefangenen Leser nicht etwa die Versicherung der Erhörung ihrer Fürbitte für den Sünder; auch nicht die Verheißung einer besonderen Erleuchtung, kraft deren sie richtig urteilen könnten, wem Gott die Sünden erlassen habe und wem nicht; auch will der Herr nicht etwa damit nur Sündenerlaß und -behalten als die Folge des Verhaltens der Menschen gegenüber ihrer Predigt von der Sündenvergebung ansehen; geschweige, daß es Umwandlung von Todsünden in läßliche bedeuten solle; — sondern weit mehr: Es ist die feierliche Übertragung einer Vollmacht an die Jünger, auf Erden mit göttlicher Gültigkeit Sünden zu vergeben oder zu behalten, sodaß Gott solch Urteil seiner Jünger ratifiziert und den Sünder demgemäß behandelt. Es erscheint uns das fast zu viel gesagt, aber das Wort teilt eben den Jüngern auch ein besonderes göttliches Vorrecht zu. Der Herr, welcher diese Worte spricht, hat auf Erden Macht gehabt, Sünden zu vergeben, hat dieselbe auch ausgeübt (Matth. 9, 2; Luk. 7, 40), und sein Wort hat doch unzweifelhaft Vergebung bewirkt und mitgeteilt. Wenn nun er, dem alle Dinge übergeben sind, und dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, wenn er diese Macht auf seine Gläubigen überträgt, wollen wir da sagen, das ginge nicht an? Die Apostel haben solche Vollmacht auch gebraucht; Beispiele haben wir im N. T. allerdings nur zwei: 1 Kor. 5, 3; Apg. 5. Sie gebrauchten diese Gewalt der Schlüssel aber nie anders als im Namen Jesu (2 Kor. 2, 10), d. h. nun nicht nur unter Nennung dieses Namens, sondern kraft des ihnen verliehenen und sie erfüllenden Gottesgeistes, der auch das Lebenselement ihres verklärten Herrn ist, standen sie mit ihm in solch einer Verbindung, daß sie stets in klarer Erkenntnis seines Willens nach demselben handelten. (Gerade wie Gebet im Namen Jesu eine Herzensstellung voraussetzt, die gar nicht gegen Gottes Willen beten wird, und darum der Erhörung in jedem Falle gewiß ist.) Dazu kam nun noch die ihnen gewordene Salbung durch den hl. Geist, „die alles lehret" (1 Joh. 2, 20. 27), sowie das Charisma, die Geister zu prüfen (1 Joh. 4, 1) und mit durchdringendem Blick das Verborgene des Herzens zu erkennen (1 Kor. 14, 24), die Gabe der „Unterscheidung der Geister," durch welche es den Aposteln ermöglicht war, ein richtiges Urteil zu fällen über den Herzenszustand der Menschen und darum eben auch mit göttlicher Sicherheit entweder Sünden zu vergeben oder zu behalten. Die geisterfüllten Jünger Christi haben

ohne Zweifel in derselben Weise und mit gleicher Wirkung die Schlüsselgewalt üben können, wie der Herr selbst.

Danach muß es nun scheinen, als ob die Lutherlehre in diesem Punkte die schriftgemäßeste sei. Aber ob die Kirche von heute noch dieselbe Kraft hat, wie die apostolische, ist eine andere Frage. Luther bejaht es, weil er die Wirkung nicht in die Geisteskraft der Kirche, sondern allein in die unmittelbare, fast magische Kraft der Worte des Herrn setzt. Doch das ist eben der Fehler, Wort und Geist so zu trennen, daß das Wort in allen Fällen seine gleiche Kraft beweise, auch wenn es ohne Geisteskraft geredet werde. Die den Jüngern erteilte Gewalt der Schlüssel beruhte wohl auf dem Worte des Herrn, aber geübt wurde sie erst in Kraft des empfangenen Geistes. Das muß die Überzeugung aller Kirchenväter gewesen sein, sonst hätten sie nicht von dem klaren Worte des Herrn zurückgehen brauchen. Aber sie alle spürten diesen wesentlichen Mangel an apostolischer Geisteskraft, sie empfanden, daß ihnen die Gabe fehlte, die Herzen zu prüfen und damit auch das Recht, selbständig Sünde zu erlassen. Darum beschränkten sie immer mehr die Wirkung der von ihnen erteilten Absolution. — Wir halten aber daran fest, daß Joh. 20, 23 auch heute noch volle Gültigkeit hat, wo immer ein mit der Gabe der Geisterprüfung ausgerüsteter Jünger Christi wirkt.

Bei unseren heutigen Verhältnissen, besonders wenn wir die Schlüsselgewalt bei der Beichte einer größeren Zahl innerlich so verschiedener Menschen gegenüber zugleich ausüben, können wir im Bewußtsein unserer mangelnden Herzenskenntnis wohl nicht anders lösen als durch Verkündigung der göttlichen Gnade unter der Bedingung von Buße und Glauben. Dem einzelnen muß es überlassen bleiben, wie weit er dabei die Vergebung erfährt; glaubt und ergreift er mit reuigem Herzen die verkündigte Gabe, so ist die Schuld gewißlich im Himmel erlassen. Das ist auch die Stellung unserer Kirche, wenn es in der Agende heißt: „Euch, die ihr eure Sünden bereut.... verkündige ich die Vergebung eurer Sünden."

Vor kurzem wurde in der preußischen Landeskirche die Agende revidiert, und der Entwurf dazu brachte als Parallelen zu der eben erwähnten Absolutionsformel die beiden neuen: „Ich spreche euch aller Sünde frei, ledig und los" und: „Ich spreche euch die Vergebung der Sünden zu." Doch wird diese Neuerung von den evangelischen Theologen als arger Rückschritt in kathol. Irrtum verurteilt.

Über den Bann geht aus unserer Agende deutlich hervor, daß wir die Gewalt zu binden und zu lösen ansehen als Akt kirchlicher Jurisdiktion, der zunächst nur aus der sichtbaren Kirche, der Gemeinde, ausschließt. (Vgl. oben dieselbe Auffassung Luthers und Calvins.) Jede Andeutung, daß dieser Akt der Ausschließung aus der Gemeinde irgendwie auch Bedeutung habe für das Himmelreich, als Ausschluß aus demselben, wird mit vollem Rechte vermieden. Wir haben heute keine Gemeinden von Heiligen. Wie leicht kann Ausschluß auch einmal

erfolgen aus persönlichen Gründen. Ferner wird wohl in wenigen Gemeinden noch Ausschluß als Mittel zur Besserung, sondern als Disziplin betrachtet. Darum wird auch wohl in den allermeisten Fällen menschliche Scham und leicht erklärlicher Stolz, selbst bei eingetretener Sinnesänderung und Reue, einen Ausgeschlossenen vom Nachsuchen um Wiederaufnahme abhalten. Wer aber wollte wagen zu behaupten, daß derselbe auch im Himmel gebunden bleibe, bis die Kirche ihn gelöst habe?

Der Mensch und der Tod.

Von P. F. Schär.

Die Einwirkungen des Todes auf den Menschen, so lautet das Thema für ein von Pastor Möckli geliefertes Referat. Die Kritik in „Lehre und Wehre" machte mich sehr gespannt auf die Arbeit selbst; daß ich sie mit Interesse gelesen, bedarf deshalb kaum der Erwähnung. Nach „Lehre und Wehre" hatte ich etwas Gefährlicheres erwartet, ich bin deshalb zufrieden, daß ich die Arbeit nicht als eine grundstürzende, wenn auch nicht als eine aufbauende gefunden habe. Ich erhebe nun nicht den Anspruch, über das Wesen des Todes in gelehrten Werken besondere Nachforschungen angestellt zu haben, noch über dasselbe besonders unterrichtet zu sein. Mir genügt es, zu wissen, daß der Tod da ist, und zwar in der Weise, wie ihn unser Evangelischer Katechismus so — ich möchte fast sagen „erschütternd" — in kurzen Worten beschreibt. Ich maße mir auch nicht an, den Referenten widerlegen zu wollen, sondern wage nur den bescheidenen Einwand, daß er, meiner Ansicht nach, Ursache und Wirkung mit einander vertauscht hat, und was die Folge der Sünde ist, als die des Todes hinstellt. „Der Tod ist der Sünde Sold;" das ist ein unantastbarer Satz; ihn umzudrehen und statt: die Sünde ist der Leute Verderben, zu sagen: der Tod ist der Leute Verderben, geht doch nicht wohl an, das widerspräche der Bibel und der Erfahrung. Ist und bleibt aber der Tod der Sold, die Strafe der Sünde, dann kann er unmöglich den Charakter haben, welchen der betr. Referent ihm zuschreibt, weil Strafe nicht nur strafen, sondern auch bessern und erziehen will. Auch in der Bibel wird dies angedeutet, denn wenn Moses sagt: „Ich habe dir Tod und Leben vorgelegt, daß du das Leben wählen mögest," so hat er doch wohl nichts anderes gewollt, als durch die Androhung des Todes sein Volk zur Erwählung des Lebens zu bewegen. Diese, Leib und Seele in gleicher Weise ergreifenden Todeswirkungen, wie der Referent sie durch das in der Heidenwelt herrschende Verderben beweisen will, sind doch kaum als Todesfrucht, sondern vielmehr als Sündenfrucht zu bezeichnen. Weil durch die Sünde ihr Verstand verfinstert ist, und sie entfremdet ist dem Leben, das aus Gott ist, durch die Unwissenheit, die in ihr ist, durch die Blindheit ihres Herzens, deshalb kommt in ihr der Tod als geistlicher od so furchtbar zum Vorschein. Wäre der Tod ein verheerendes Gift

im Menschen, dann müßten seine Wirkungen überall dieselben sein, dann hätte Abel sowohl als Kain das Herz voll Bosheit haben müssen. Weil dieser aber der Sünde weniger widerstand als jener, wuchs sie in ihm so reißend schnell, daß er zum Brudermörder wurde. Ihm wird gesagt: Laß der Sünde nicht ihren Willen, sondern herrsche über sie; nicht: Laß dem Tod nicht seinen Willen, sondern herrsche über ihn. Der Referent legt so viel Gewicht auf die Stelle: Welches Tages du davon issest, sollst du des Todes sterben; und tritt von hier aus die Begründung seiner Anschauung an. Weil er annimmt, daß Gott immer sein Wort halte, nun aber der Tod, wie man sich ihn gewöhnlich vorstellt, nicht gleich eingetreten sei, deshalb müsse der Tod das sein, als welches er ihn geschildert, kein Zustand nacheinander, sondern ineinander, sodaß der Tod vom Augenblick des Ungehorsams an die ganze Menschheit mit seiner vollen Gewalt ergriffen habe. Dem Dilemma, in das er Schritt für Schritt immer tiefer hineingerät, hätte er sehr leicht entgehen können, wäre er einfach beim Katechismus geblieben und hätte den geistlichen Tod als das Unvermögen, Gott zu erkennen und in seliger Gemeinschaft mit ihm zu leben, gelten lassen und vorangestellt. Der Tadel, welchen die Katechismusantwort „der leibliche, der geistliche und der ewige Tod" erfährt, wär besser unterblieben, denn das Nacheinander der — wenn ich so sagen soll — verschiedenen Todesformen wird alle Tage erfahren und zudem in der Bibel gelehrt.

Auch den Tadel der Unterscheidung zwischen Geist und Materie hätte der Referent sich schenken können, denn dadurch wird der Thon nicht Geist, sondern bleibt was er ist, die den Geist umgebende Hülle. Ich seh'e nicht ein, wozu den Leib seines Charakters als Thon entkleiden, da er doch ausdrücklich als solcher dargestellt ist, und er erst ein anderes Leben erhält, nachdem Gott ihm einen lebendigen Odem eingehaucht. Tot, leblos konnte ja auch der Thon vor der Schöpfung des Menschen nicht sein, wenn sein Leben auch weiter nichts war als Unvergänglichkeit. Durch die Einhauchung des göttlichen Odems erhielt freilich der thönerne Körper ein Ewigkeitsgepräge, aber doch nicht so, daß man zwischen ihm und der einwohnenden Seele hätte nicht mehr unterscheiden können. Als durch die Sünde der Tod in die Welt kam, mußte er sich deshalb notwendig an dem Menschen in verschiedener Weise äußern, anders an dem, was *durch* Gott war, und anders an dem, was *aus* Gott war. Erfolgte für den thönernen Leib der Tod nicht sofort, sondern an Stelle dessen ein sterbender Zustand, und für die unsterbliche Seele der ewige Tod nicht sofort, sondern zunächst nur der geistliche Tod, so liegt die Erklärung dafür in der Thatsache, daß Gott von Ewigkeit her beschlossen hat, das gefallene Menschengeschlecht durch seinen Sohn, Jesum Christum, zu erlösen. Dieser Ratschluß Gottes war so alt als der Schöpfungsgedanke, wie hätte Gott deshalb über die Gefallenen einen Todeszustand verhängen können, der von vornherein ein fertiger war. Nein, der ewige Ratschluß Gottes setzt eine solche Todesform voraus, wie der Begriff „Sterben" sie andeutet, da=

mit die Seele in der Behausung, in welcher sie gesündigt, auch erlöst wurde, denn die Erde welche ihren Fall geschaut, mußte auch ihre Rettung sehen. Wenn an dieser Rettung nicht alle teilhaben, so liegt die Schuld nicht an der Herrschaft des Todes, sondern an der Herrschaft der Sünde; nicht der Tod, sondern die Sünde verdirbt den Menschen so, daß er unfähig wird, aus dem Tode zum Leben durchzudringen. Zu dem Tadel des Referenten, bezüglich der Unterscheidung von Geist und Materie, sei hier nur noch erwähnt, daß diese Unterscheidung kaum ein Fehler sein kann, denn die Welt war von Anfang an eine materielle, wenn auch in anderer Weise als heute. Ihrem Charakter entsprechend schuf Gott ihre Bewohner, machte aus Erde den Erdensohn und erfüllte ihn mit göttlichem Leben. Eine Geisterwelt hat er in der Weltschöpfung nicht schaffen wollen, sonst hätte er sie wohl zum Jubelplatz himmlischer Legionen gemacht, jedenfalls hätten dann Geister von Anfang an in ihr verkehrt. Daß diese erst mit dem Sündenfall zeitweise auf der Erde erscheinen, als Hüter des Paradieses, als Helfer in allerlei Nöten, als Herolde göttlicher Botschaften, als Führer zur Seligkeit, sollte Beweis genug sein, daß die den Menschen ausmachenden Teile, Leib und Geist, von den Geistern und in sich verschieden waren und sein mußten, entsprechend der Wohnung, die ihm zugewiesen. Dem Referenten scheint es selbst nicht ganz wohl zu sein bei der Annahme, daß vor dem Sündenfall Leib und Seele ein vollkommenes Ganzes gebildet haben, er muß wenigstens das Zugeständnis machen: „Durch den Tod ist der Mensch—wenn man so sagen will—in seine Teile zerfallen!“ Er zeigt damit zum mindesten, daß die menschliche Redeweise an menschliche Redeformen gebunden ist, und daß man bei der Erklärung einer Sache an die menschliche Ausdrucksweise sich halten muß. Gott selbst hat mit den Menschen in der ihnen verständlichen Redeweise verkehrt, sonst wäre der Ausdruck „es gereuete ihn“ ebenso verfehlt, als der, wie der Referent es sagt, verzögerte Eintritt des Todes, trotz des Wortes: Welches Tages du davon issest, sollst du des Todes sterben. Ich finde deshalb in der Weise, wie unser Katechismus es sagt, nichts Bedenkliches, sondern im Gegenteil die kürzeste und verständlichste Darstellung, die man von dem Wesen des Todes geben kann. Wie sehr der Katechismus mit seiner Antwort Recht hat, zeigt sich am besten daran, daß, wie schon anfangs gesagt, der Tod nicht für alle Sünder dieselbe Wirkung hat, diese hängt davon ab, inwieweit für den einzelnen die Sünde der Stachel des Todes ist. Das Wesen des Todes kann man überhaupt nicht erkennen, wenn man, wie der Referent es verlangt, bei der Untersuchung gerade das Erkenntnismittel nicht gebrauchen soll, welches allein Licht und Klarheit gibt, das Licht des Evangelii, das Licht, welches der Todesüberwinder in seinem Kampfe auf Tod und Leben über der Todespforte angezündet hat. Es ist außerdem nicht recht begreiflich, daß der Referent diese Forderung stellt, da er doch selbst zur besseren Erklärung des Todes diesem das Leben gegenüberstellt. Für uns Christen hat die Untersuchung des Todes gar keinen Wert und sie muß

ohne befriedigendes Resultat bleiben, wenn man nicht nach der Gestalt sucht, welche er nach dem Siege des Lebensfürsten angenommen hat. „Tod, wo ist dein Stachel; Hölle, wo ist dein Sieg!“ so konnte der Apostel triumphierend ausrufen, nachdem er, der vornehmste unter den Sündern, durch das Leiden, Sterben und Auferstehen Christi seine Schuld gesühnt und ausgelöscht wußte. Ja, so wenig Bitterkeit hatte jetzt der Tod für ihn, daß, obwohl er lieber überkleidet als entkleidet sein wollte, er dennoch sagen konnte: Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein.

Wäre thatsächlich der Tod ein von vornherein fertiger Zustand, wie der Referent behauptet, dann gäbe es aus ihm kaum ein Entrinnen; von einer Seligkeit auf Erden, soweit sie hienieden möglich ist, könnte dann keine Rede sein. Das Sterben Jakobs, der sterbend seine Söhne segnet, wäre dann nichts anderes als das Sterben Agags, der des Todes Bitterkeit wegzulachen suchte. Jakob, wie alle Frommen hatten der Sünde ihren Tribut zu entrichten, den Tod, doch sie waren getrost dabei. Wie Gott schon im Paradiese die Folgen der Sünde durch die Austreibung, und damit durch den verwehrten Genuß vom Baume des Lebens, gemildert hat, der Tod also, obwohl Strafe, doch auch zur Wohlthat wurde, so hat er auch die Schrecken des Todes gemildert durch die Erlösung, so durch Christum geschehen ist. Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von diesem Todesleibe! so ruft der Apostel, indem er in diesem, der Sünde verkauften und dem Tode verfallenen Leibe ein Hindernis sieht, seine eigentliche Persönlichkeit, sein aus Gott hervorgegangenes Ich dem Urquell wieder zuzuführen. So gewaltig aber dieser Seufzer auch ist, gewaltiger ist der Jubelruf: Ich bin gewiß, daß der Tod mich nicht scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn.

Gewiß ist, daß der Tod unendlich viel Jammer in die Welt bringt, aber eigentlich nur durch die Schuld derer, welche direkt oder indirekt von ihm getroffen werden. Abgesehen davon, daß der Tod seinen Strafcharakter auch bei den besten behält, wird die Bitterkeit des Todes oft schmerzlicher empfunden als nötig wäre. Hätten wir alle einen unerschütterlichen Glauben an die Auferstehung des Leibes und ein ewiges Leben, den festen Glauben, daß Gott ein Vater der Witwen und Waisen ist, ein Gott, der das, was er den Lilien auf dem Felde und den Vögeln unter dem Himmel thut, vielmehr uns thut, dann wäre der Jammer des Todes nicht so groß. Was das Sterben schwer macht, auch bei den Frommen, sind meistens allzu menschliche Gedanken, oft auch der Teufel selbst, der die feurigen Pfeile des Zweifels in die ringende Seele wirft und ihr den rauben will, an den sie sich hält, den Überwinder des Todes und der Hölle. Was das Sterben schwer macht, ist weniger das Sterben an sich, sondern vielmehr die Sünde, welche vor dem Sterbenden sich auftürmt, und der Rachen der Hölle, welcher ihn zu verschlingen droht. Das, was im Leben als Strafe der Sünde so oft beunruhigt, zeigt im Sterben oft seinen wahren Charakter — der

Tod ist den wenigsten ein Rosenpfad zu dem schönen Himmelsgarten, sondern ein Weg, dessen Gräben mit Angst und Grauen angefüllt sind.

Der Referent glaubt, daß die Katechismuserklärung leicht zu der Ansicht führen könne, daß zwar der leibliche, nicht aber der geistliche und ewige Tod von allen zu erleiden sei. Das ist so, und es ist gut, daß diese Ansicht berechtigt ist, denn der Tod Christi predigt laut genug. Christus hat nicht umsonst das Gefühl der Gottverlassenheit, ja der Verdammnis geschmeckt; wer an ihn glaubt, ist diesem Gericht enthoben.

Bei der im ganzen gedankenreichen, wenn auch, meiner Ansicht nach, ihren Zweck verfehlenden Arbeit, ist zu bedauern, daß sie den im Glauben nicht fest Gegründeten sehr leicht irre machen kann. Man kann eben so folgern: Wenn der ganze Mensch dem Tode verfällt, dann ist die Auferstehung eine zweifelhafte Sache; im glücklichsten Falle würde ein solcher Tod des Menschen eine Art Neuschöpfung nötig machen, wovon man eigentlich recht wenig hätte. Der Tod, der die ganze Persönlichkeit des Menschen vernichtet und ihm damit die Erinnerung raubt, macht der selbstbewußten Seligkeit ein Ende und Raum für ein Wesen, dem selbst bei der Auffassung, daß der Tod ein Schlaf sei, von seinem eigentlichen Ich nichts übrig bleibt als der Schlaf zwischen Tod und Gericht. Für mich aber liegt der Inbegriff aller Seligkeit darin, daß die Seele jauchzen kann: Mir ist Erbarmung widerfahren! nach den Worten des Herrn: Wem viel vergeben ist, der liebt viel. Ich habe den Eindruck bekommen, daß die alten Theologen, denen der Referent Mangelhaftigkeit ihrer Erklärungsweise vorwirft, dem kindlichen Glauben viel besser gedient haben als alle Theologen der Neuzeit, die das Herz, ja selbst den Kopf leer machen und es dahin gebracht haben, daß die Pilatusfrage: Was ist Wahrheit? von Tag zu Tag lauter wird. „Ich glaube an eine Auferstehung des Leibes," das ist meine Antwort auf das Referat. Von einem Tod der Seele haben die alten Kirchenväter nichts gewußt, sonst hätten sie den Glauben auch an ihre Auferweckung gewiß ebenfalls bekannt. Die Thorheit, von der Unsterblichkeit der Seele zu reden, ist ihnen sicher fremd gewesen, wie auch der Gedanke, daß der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele den ewigen Tod zum Unsinn stempele, und dem Begriff „Tod" seinen Hauptinhalt nehme, sonst hätten sie diese Thorheit im dritten Glaubensartikel korrigiert. Sie hatten vielmehr das Bestreben, allen Irrlehren von Seelenschlaf und Seelenwanderung gegenüber einen festen Damm aufzuwerfen, damit allerlei Wind der Lehre gleich beim ersten Ansturm kräftigen Widerstand finde. Daß wir dafür danken dürfen, zeigt sich jeden Tag mehr. Der Gedanke des Referenten vom Totenreich ist gut, und es mag, wie er es schildert, seiner Auffassung vom Tod dienen, doch entspricht es nicht ganz der Schilderung der hl. Schrift. Das Gleichnis vom reichen Manne und dem armen Lazarus zeigt uns ein wesentlich anderes Bild. Auch der Vorgang am Kreuz, zwischen dem sterbenden Erlöser und dem sterbenden Schächer in Verbindung mit der Unterredung zwischen Maria und dem Auferstandenen am Ostermorgen, gibt

uns eine andere Vorstellung vom Totenreich. Demnach ist es entweder, jenachdem, ein Ort der Qual, oder identisch mit Paradies und Abrahams Schoß. Von einem Schlaf ist hier nirgend die Rede, noch überall von einer Kluft der Finsternis, wo kein Licht ist u. s. w. Vielmehr zeigt es sich deutlich, daß des Todes Bande nicht den ganzen Menschen gleichmäßig umschlingen, sondern hervorragend nur den Leib, die unsterbliche Seele dagegen nur insofern, als etwas in seiner Art Unvollkommenes weder in den Himmel noch in die Hölle eingehen kann. Wenn Jesus im Garten Gethsemane mit dem Tode ringt, so sehe ich darin weniger das Verderben, in welches der Tod die Menschheit gezerrt hat, als vielmehr die Strafe der Sünde, die von der ganzen Menschheit auf ihm lag, und an der er um so schwerer trug, als selbst seine Jünger die Art seines Schmerzes nicht verstanden. Hätte der Tod den Charakter, wie der Referent ihn beschreibt, dann hätte auch Jesus als unser Bürge ihn so erleiden müssen. Sein Aufenthalt im Paradiese hätte dann auch nur ein Schlaf sein müssen, und seine Zusage an den Schächer wäre weiter nichts gewesen, als eine Täuschung. Wer mag das glauben? Als ob der Referent das Gewagte und Mißliche seiner Ausführungen gefühlt hätte, läßt er den schrillen Mißtönen wenigstens zum Schluß einen schönen Akkord folgen, von anderen Saiten herrührend als die, welche der grübelnde Verstand aufgezogen hat, und darüber freue ich mich, mehr um seinetwillen als um meinetwillen.

Der Spiritismus.

Von P. J. G. Enßlin.

Vor noch nicht langer Zeit hatte Schreiber dieses Gelegenheit einer Beerdigung beizuwohnen, die von sogenannten Spiritisten geleitet wurde. Wohl wußte er, daß sich manche Leute im geheimen mit dem Spiritismus abgeben; daß sie aber bei Beerdigungen die Stelle eines Predigers versehen und so offen von ihrer Sache reden, war ihm noch neu. Dieses Ereignis und die Entdeckung, daß so manche dem Spiritismus huldigen, von denen man es nicht geglaubt hätte, brachten ihn zur Überzeugung, daß die Diener der Kirche auf der Hut sein und gegen diese Sache kämpfen müssen, wenn nicht viele Seelen in dieses Nachtgebiet hineingezogen werden und Schaden leiden sollen. Es ist wirklich so, daß der Spiritismus in letzter Zeit große Fortschritte gemacht hat. Vor mir liegt ein Katalog, der Hunderte von Büchern und Schriften anzeigt, die im Interesse des Spiritismus geschrieben sind. Es existieren auch Zeitungen, welche gleich den kirchlichen Blättern zur Belehrung und Erbauung der Spiritisten dienen sollen. Es ist daher an der Zeit, daß man von ihrem Treiben Notiz nimmt, es nicht nur von ferne betrachtet, oder es als einen Humbug ignoriert und ruhig wartet, bis es in sich selbst zerfällt. Der Spiritismus ist schon zu alt, als daß man solches von ihm erwarten dürfte, denn er ist fast nochmal so alt als das Christentum, und ist auch nicht so harmlos, daß er in

unserer glaubensarmen Zeit keinen Schaden anrichten könnte. Betrachten wir den Spiritismus in seiner wirklichen Erscheinung, nicht in seinen Nachäffungen, so ist es durchaus nichts Neues, sondern die alte, nur vielleicht in anderer Form immer und immer wieder auftauchende gottwidrige Sache der Wahrsagerei und des Fragens der Toten, wie sie schon zu Mosis Zeiten von den Kananitern betrieben, den Israeliten aber streng verboten wurde. 5 Mos. 18, 10—14. Wie von den Spiritisten selbst behauptet und bezeugt wird, so ist der Spiritismus eigentlich die Kunst, mit Spirits, das heißt mit Geistern der Verstorbenen, zu verkehren, um sich von ihnen Mitteilungen aus der unsichtbaren Welt, Weisungen und Aufklärungen über das Verborgene und Verhüllte offenbaren zu lassen. Man bedient sich hierzu sogenannter Medien. Das sind hauptsächlich solche Personen, auf welche die Geister der unsichtbaren Welt einen besonderen Einfluß haben und welche sogar die Gabe besitzen mögen, die Geister zu sehen, zu hören, mit ihnen reden und verkehren zu können. Hat man solchen Personen auch vielfach nachzuahmen gesucht und um schändlichen Gewinnes willen wirklichen Humbug damit getrieben, so daß anstatt der Geister der Verstorbenen lebende Menschen aus einem Versteck redeten, so sind das freilich nur Nachäffungen, mit denen aber noch lange nicht der Beweis geliefert ist, daß an der Sache nichts sei. Der eigentliche Spiritismus kann sich auf erwiesene Thatsachen und auf wirkliche Offenbarungen aus der Geisterwelt berufen. Nicht alle Spiritisten würden so einfältig sein, daß sie sich von lebenden Menschen, als von Geistern der Verstorbenen täuschen ließen. Gewöhnlich waren die Hauptvertreter des Spiritismus solche Leute, die nichts weniger als an Geistererscheinungen glaubten, aber durch die Überzeugung von der Wirklichkeit des Umgangs mit den Geistern der Verstorbenen in dieser Beziehung nicht nur Gläubige, sondern Wissende geworden sind. Es gibt Leute, welche ihrem eigenen Geständnis nach sogar ungewollt und ungewünscht Geister der Verstorbenen sehen und ihre Stimmen hören können, in welchen sich gleichsam die Kehrseite der Gabe zeigt, die sich in den biblischen Sehern offenbarte. Daß es auch auf der gottwidrigen Seite solche Seher und Träumer gibt, wird nicht nur durch manche Seelenlehre bedeutender Männer nachgewiesen, sondern die heilige Schrift selbst gibt Zeugnis davon. 1 Sam. 28, 7. Nicht ohne gegründete Ursache hat Gott aufs strengste verboten, die Toten zu fragen oder auf ihre Offenbarungen zu hören. 5 Mos. 18, 12; 3 Mos. 19, 31; 20, 27. Solche Seher und Medien, die sich in den Dienst des Spiritismus stellen, gibt es noch heute zur Genüge. Gerade durch den Spiritismus wird ihre Gabe vielfach erst entdeckt und entwickelt. Neben ihnen bedient man sich noch anderer Mittel, die durch das sogenannte Tischrücken in Gang gebracht wurden. Dieses unheimliche Spiel, das wohl an und für sich durch magnetische Kräfte getrieben wird, wurde bald zum Mittel der Kundgebungen aus der Geisterwelt; denn es wurde die Entdeckung gemacht, daß man damit in den Verkehr mit Geistern treten und sich von ihnen

durch Aufklopfen oder Aufstoßen des Tisches Fragen beantworten lassen kann. Bei nüchternen Menschen kam daher dieses Spiel in Mißkredit und Verachtung. Die Fürwitzigen aber, die eine Kunde von dem Außerordentlichen hatten, suchten das Manövrieren mit den Tischen zu vervollkommenen. Sie benützten kleine Tischchen, die mit einem Schreibapparat versehen wurden, citierten bestimmte Tote, meist jüngst verstorbene Bekannte, die man mittels des Tischchens und des Apparates das Gewünschte schreiben ließ. Zum Erstaunen der Fürwitzigen wurde auch durch unsichtbare Hand der Apparat in Bewegung gebracht und sogenannte Offenbarungen aus der unsichtbaren Welt schriftlich mitgeteilt. Von der Wirklichkeit dieser Dinge zeugt noch heute die Anwendung solcher Apparate in den Versammlungen der Spiritisten, wodurch sie sogenannte Botschaften von den Geistern empfangen. Durch die Vermittlung der Medien sollen sogar die gerufenen Geister sichtbar werden oder, wie sie es nennen, sich materialisieren können, so daß auch die betreffenden Angehörigen sie sehen und erkennen mögen. Durch solche Medien werden nun an vielen Orten eigentliche Andachtsstunden gehalten, in welchen mit den Verstorbenen verkehrt wird. Das Traurige aber ist, daß auf die Kundgebungen und Offenbarungen der Geister mehr Wert gelegt wird, als auf die Aussagen der heil. Schrift. Das läßt sich schon aus dem Bücherkatalog der Spiritisten nachweisen, in dem die heil. Schrift vielfach angegriffen und als unzulänglich dargestellt wird. Das Treiben der Spiritisten sieht sich freilich so seltsam an, daß man sich nicht wundern darf, wenn nüchterne Leute es als eine wahnwitzige Komödie ansehen, bei welcher nur Phantasie, Selbsttäuschung oder Steigerung zu wahnsinnigen Zuständen obwalten können. Es ist auch besser, als ein Ungläubiger vor dieser Sache zu fliehen, als gläubig sich in ihre Unheimlichkeiten zu verwickeln. Allein die Sache ist nicht das, wofür sie von seiten der Ungläubigen gehalten wird. Sie ist in Wahrheit der Umgang und Verkehr mit den Geistern der unsichtbaren Welt, das eigentliche Totenfragen. Mag auch die Sache durch Nachäffungen in Mißkredit gekommen oder als Schwindel dargestellt worden sein, so ist es doch nur zu wahr, daß es viele Leute gibt, die von der Wirklichkeit eines Verkehrs mit der Geisterwelt überzeugt sind, die da sagen können: „Als Christen glaubten wir nur, daß die Seele unsterblich ist, als Spiritisten wissen wir das gewiß.“ Viele stehen so sehr im Verkehr mit den Geistern, daß sie weder Kleines noch Großes unternehmen, ohne zuvor Fragen an dieselben gerichtet zu haben, ob sie es thun oder nicht thun sollen, ob ihnen das, was sie thun, gelingen oder mißlingen wird.

Nun ist es freilich fraglich, ob der Umgang mit den Geistern auch wirklich der ist, den sich die Spiritisten einbilden, oder von dem sie überzeugt zu sein glauben, nämlich der wirkliche Verkehr mit verstorbenen Menschen und guten Geistern. Zum Beweis für die Richtigkeit ihrer Ansicht mögen sie auf Grund der heil. Schrift wohl anführen, daß dem Herrn Jesu selbst Moses und Elias erschienen seien und eine

Unterredung mit ihm gehabt hätten, also gute und selige Geister mit den Menschen verkehren dürfen. Ebenso mag ihnen die Geschichte Sauls zu solchem Beweis dienen, zumal es dem Medium zu Endor, wie es den Anschein haben möchte, möglich war, den Propheten Samuel zu rufen. Allein die Sache ist doch sehr fraglich. Es besteht ein großer Unterschied zwischen dem Herrn Jesu und den Spiritisten. Ersterer stand in völliger Harmonie mit der heil. Schrift, seine Lehren und sein Leben gründeten sich ganz und gar auf ihren Grund. Er stand auch mit seinem himmlischen Vater und seinen heiligen Engeln in engster Verbindung, so daß er in himmlischer Sphäre, gleichsam als im Himmel lebte, Joh. 3, 13, wo nur gute Geister ihr Wesen haben und auch nur einem gottgefälligen Zweck dienen können. Was daher bei dem Herrn Jesu möglich war, ist darum noch lange nicht bei den Spiritisten möglich; denn bei ihnen steht es ganz anders. Ihrer Glaubensstellung nach thun sie gerade das, was die heilige Schrift so ernstlich verboten hat, nämlich daß sie die Toten fragen und darum einen ganz widergöttlichen Zweck verfolgen. Die Spiritisten harmonieren nicht mit der heiligen Schrift. Nach ihren Erklärungen sind, wie Henry C. Wright nachzuweisen sucht, viele Irrtümer in derselben. Die vielen Schriften der Spiritisten sind mehr oder weniger alle gegen die heilige Schrift und gegen den Bibelglauben geschrieben, was ein gewisser Professor William Denton offen bekennt, wenn er in seiner Schrift: "What is Right?" nachweisen will, daß niemand durch die Bibel sagen könne, was recht oder unrecht sei. Diese Stellung zur heil. Schrift und zum Bibelglauben liefert dem Bibelgläubigen, der das lebendig-machende Wort an seinem Herzen erfahren hat, genügend Beweis, daß die Stellung der Spiritisten eine solche ist, die sich nur außerhalb des Reiches Gottes befinden kann, und daß sie sich in einer solchen Sphäre bewegen, in welcher trotz allem Schein des Wahren und Guten nur ein Umgang mit solchen Geistern stattfinden kann, die der Bibelwahrheit widersprechen und in Irrtum und Finsternis dahingegeben sind. Mit Ausnahme von solchen Menschen, welche wider ihren Willen in den Spiritismus hineingezogen worden sind, sind die Anhänger desselben meistens solche Leute, die in ähnlicher Weise, wie der König Saul, mit ihrem Gott zerfallen oder noch nie in einen lebendigen Umgang mit ihm getreten sind, daß sie durch Geduld und Trost der Schrift Hoffnung haben möchten. Sie werfen sich deshalb in die Arme des Spiritismus, um bei ihm in Not und Anfechtung Rat und Trost finden zu können, da sie, um ihres Unglaubens willen, aus Gottes Wort nicht zu schöpfen vermögen. „Das wird auch im Banner of Light, No. 16, 1894, durch die Erzählung eines Predigers bestätigt, der durch den Tod seiner Gattin desperat und mit Gott unzufrieden wurde, so daß auch die trostreichen Worte seiner Kollegen keinen Anklang in seinem Herzen finden konnten. In dieser inneren Gottlosigkeit ließ er sich durch ein unbestimmtes Gefühl, das über ihn gekommen war, verleiten, in die Versammlung der Spiritisten zu gehen, wo ihm, wie er meinte, nicht nur

die Hoffnung auf ein einstiges Wiedersehen seiner Gattin, sondern das Wiedersehen selbst geboten wurde.“ Viele lassen sich durch die Neigung, mit ihren Verstorbenen verkehren zu wollen, in dieses unheimliche Nachtgebiet hineinziehen und wissen nicht, welcher Gefahr sie sich aussetzen und welchem Einfluß sie sich dadurch preisgeben. Aber erlangen sie auch, was sie suchen? Nach den Meinungen der Spiritisten ganz gewiß; aber es ist sehr fraglich, ob die Sache so untrüglich ist und ob auch wirklich die Geister sich kund thun, mit denen sie sich im Verkehr glauben. Von seiten der Spiritisten wird freilich steif und fest behauptet, daß sie von den Geistern nicht betrogen werden und daß sie es nur mit guten zu thun haben. Allein es ist dies so wenig wahr, als daß das Weib zu Endor den Propheten Samuel durch ihre Kunst und Gabe hätte heraufbringen können. Sie konnte doch nur im Bereich solcher Geister ihre Kunst üben, die ihr zu einem gottwidrigen Geschäfte die Hand reichten, was der Prophet, als ein Feind des Totenfragens, ohne Gottes Zulassung und Absicht nimmer hätte können, noch dürfen. Er wird auch nicht von dem Weibe, sondern von Saul beunruhigt; kommt also nicht um ihret-, sondern um des desperaten Königs willen. So wird auch durch das unmittelbare Erscheinen des Propheten nach der Bitte Sauls und durch des Weibes Schrei der Verwunderung und der Angst angedeutet, daß er nicht in ihrem Dienste stand, sondern auf Gottes Geheiß gekommen ist. Allerdings mußte sie mit ihrer Gabe dem Propheten und dem Könige zu Diensten stehen und eine solche Botschaft übermitteln, die sie gleich dem Könige unangenehm berühren mußte. Auf diese Darstellung hin möchte zwar von den Spiritisten behauptet werden: Die Geister, mit welchen wir verkehren, kommen auch auf Gottes Geheiß und Zulassung und wir stehen mit unserem Werke nur im Dienste Gottes. Hierauf aber muß erwidert werden, daß das Weib von Endor mit ihrem Wahrsagergeist oder Gabe, mit den Geistern verkehren zu können, nicht berufen war, nach Willkür mit ihrer Gabe umzugehen und sie zu einem Werke zu gebrauchen, das dem Herrn ein Greuel ist. Wenn auch diesmal ihre Gabe zu einer göttlichen Botschaft dienen mußte, so gereichte es ihr und dem Könige doch zur Sünde, daß sie die Toten rufen und fragen wollten. Es sollte auch ihr und dem Könige durch die Erscheinung des Propheten zum Bewußtsein gebracht werden, daß sie Gottes Zorn reizten und darum den bisher noch verborgenen Untergang des Königs zum voraus hören mußten. Es ist also kein göttlicher, sondern ein widergöttlicher Dienst, den die Spiritisten leisten, daher auch die Geister, mit welchen sie verkehren, oder welche ihnen die Hand zu solchem Dienste reichen, nur von unten her oder vom Reiche der Finsternis sein können. Gute Geister müßten sie strafen und ihnen ihr Werk niederlegen, oder wie Samuel that, einen heilsamen Schrecken vor der Strafe Gottes ihnen beibringen. Daß es keine guten Geister sind, mit denen die Spiritisten verkehren, bezeugen auch die widergöttlichen Offenbarungen, welche durch sie gegeben werden; denn sie

haben nur einen Schein des Wahren, sind aber der Bibelwahrheit widersprechend und führen vom wahren Glauben ab. Das wurde vom verstorbenen Pfarrer Chr. Blumhardt zur Genüge beobachtet, der schon vor 27 Jahren folgendes schrieb: „Wohl meinen manche, die dem Evangelium fern gestanden sind, durch den Spiritismus gläubig geworden zu sein; tragen sich deshalb mit dem stolzen Gedanken, Werkzeuge zu einer neuen Zeit zu werden, welche durch neue Offenbarungen herbeigeführt werde. Wenn man dann aber das also Geoffenbarte ansieht, so ist's wirklich, als ob ein Todeshauch darüber ausgebreitet wäre, wie es auch aus dem Totenreich gekommen sein will; denn nur totgelegte, totliegende Redensarten sind's, mit welchen die Fragelustigen abgespeist werden, und von einer Lebensfrische ist auch nicht das mindeste zu finden. — In ihren Büchern ist unter viel Schwulst alles in einen geisterhaften Nebel gehüllt und man kann nichts fürs Leben, nichts für Erquickung der Seele oder Erleuchtung des Verstandes darin finden, während alles so gestellt ist, als erführe man Neues und Unerhörtes." Wohl dürfen bekümmerte und angefochtene Gemüter oft recht trostreiche und aufmunternde Mitteilungen aus der unsichtbaren Welt vernehmen; aber wer und was garantiert ihnen, daß dieselben wahr sind und daß sie wirklich von den gerufenen Geistern der Verstorbenen gegeben wurden? Obgleich den Betreffenden Beweise für die Echtheit der Sache geliefert und zu ihren Gunsten sogar sichtbare Erscheinungen der Verstorbenen hervorgebracht werden, so ist es noch sehr fraglich, ob die Sache wirklich echt ist, oder ob die Erscheinungen nicht Betrug und Kunststücke des Satans und der finsteren Geister sind, mit denen es die Spiritisten zu thun haben, dieweil sie eine gottwidrige Sache treiben. Die lichten Erscheinungen, die Ähnlichkeit mit den Verstorbenen und die Bekanntschaft mit ihren Verhältnissen, mit welchen die Geister die Echtheit ihres Verkehrs darzustellen suchen, sind noch lange kein Beweis dafür, daß sie es wirklich sind und daß ihre Offenbarungen der Wahrheit entsprechen. Dem Satan sind auch wunderbare Dinge möglich, so daß auch die Auserwählten dadurch verführt werden könnten, wenn ihnen nicht genügend Licht von oben gegeben würde. Matth. 24, 24. Ihm und den Seinen ist es möglich, sich für Engel des Lichts und für gute Geister auszugeben oder sich verstellen und fromm scheinen zu können. Die Täuschung in den sogenannten Séances der Spiritisten ist groß; denn wenn auch die Erscheinungen und Kundgebungen der Geister nach menschlichem Ermessen ganz wahr und reell befunden werden, so liegt entweder eine täuschende Nachahmung anderer Geister vor, oder sind die betreffenden gerufenen Geister nicht an dem Orte, wo ihnen gesagt wird: „Sie haben Mose und die Propheten, laß sie dieselbigen hören; und hören sie Mose und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob jemand von den Toten auferstünde. Luk. 16, 29—31. Dienen sie doch nur einer verbotenen Sache und bilden die Werkzeuge des Satans, um die Menschen in Aberglauben und in das Reich der Finsternis hineinzu-

ziehen. Es kann daher nicht genug vor dieser Sache gewarnt werden; denn es ist eben ein Nachtgebiet, in welchem nur der sich zurechtfinden kann, der sich im Glauben unter den Gehorsam der Wahrheit gestellt hat und durch den heiligen Geist erleuchtet ist. Der Ungläubige, der sich leichtfertig über die Offenbarungen der heiligen Schrift hinwegsetzt und nur seinem Vernunftlicht folgt, hält die Sache für einen Humbug oder für Phantasie und Täuschung, weil er einen Verkehr mit der unsichtbaren Geisterwelt oder das in der Bibel erwähnte Totenfragen für unmöglich hält. Wird er aber in den Spiritismus hineingezogen, daß er von der Wirklichkeit solchen Verkehrs überzeugt wird, dann wundert er sich, kann aber so wenig die göttlichen Kungebungen und Offenbarungen von den falschen und verführerischen, die von unten her stammen, unterscheiden, als er vorher die göttlichen Offenbarungen glaubte oder sich daran kehrte. Er wirft sich aber als einer, der sich noch nicht vom Licht der göttlichen Wahrheit erleuchten ließ, in die Arme des Spiritismus und glaubt, durch denselben mehr Licht und Aufklärung über das Jenseits zu erhalten, als ihm in der Bibel und in den Kirchen geboten wird. Er weiß aber nicht, daß die Bibel über das Verhältnis der Geister der unsichtbaren Welt mehr und besseren Aufschluß gibt, als ihn der Spiritismus zu geben vermag, und wegen der Gefahr, von den Geistern betrogen und ins Reich der Finsternis hineingezogen zu werden, einen professionellen Verkehr mit denselben aufs strengste verbietet. Nur bibelfeste, wahrhaft gläubige und erleuchtete Christen sehen und erkennen den eigentlichen Betrug und das Arge des Spiritismus und halten es unter ihrer Würde, sich mit demselben abzugeben. Sie finden in der heil. Schrift genügend Aufschluß über das Jenseits und haben nicht nötig, von den Geistern der Verstorbenen sich darüber Aufklärungen verschaffen zu müssen. Sie wollen auch nicht das, was von Gottes Seite dem Menschen verborgen und verhüllt sein soll, durch Mitteilungen und Offenbarungen der Geister erfahren, sondern richten ihren Weg nach den Weisungen Gottes, der sie durch sein Wort und Geist recht führt, auch wenn es durchs finstere Thal geht. Sie erhalten Licht von oben und haben durch Geduld und Trost der Schrift auch Hoffnung. Der Spiritismus stammt aus dem Heidentum und ist in seiner jetzigen Form nur eine neue Auflage der Wahrsagerei und des Fragens der Toten, wie ihn die Kananiter schon zur Zeit Mosis und später die Schamanen getrieben haben. Sein Fortschritt ist darum ein Rückschritt ins Heidentum, der auf der Bahn des Unglaubens und des Abfalls von Gott gemacht wird. Er soll daher von jedem Christen verabscheut werden. Dieweil aber das Wort Gottes gegen den Spiritismus zeugt und davor warnt, so muß er auch von den Dienern Christi privatim und auf den Kanzeln mit der nötigen Weisheit und Vorsicht bekämpft werden, damit nicht neben uns das Heidentum aufgerichtet und das Christentum mit dem Wort vom Kreuz untergraben wird. Mögen auch diese wenigen Worte zu seiner Bekämpfung dienen.

Die Wirksamkeit des heiligen Geistes in der apostolischen Zeit und in der Gegenwart.

Referat von Prof. Oettli.

(Eingesandt von P. J. Schwarz.)

I.

Beim näheren Nachdenken über diesen Gegenstand — so begann der Referent — erschien mir derselbe nicht nur überaus wichtig und ernst, sondern auch so umfassend, in alle Gebiete des christlichen Lebens einschlagend, daß ich mich bescheiden muß, in dem mir aufgetragenen einleitenden Worte das meiste nur anzudeuten und zu streifen. Wie unser Thema gestellt ist, möchte ich die Wirksamkeit des heiligen Geistes zuerst im Heilsleben des einzelnen, dann im Gemeindeleben der apostolischen Zeit schildern, sodann unsere christliche Gegenwart unter den gleichen zwei Gesichtspunkten beleuchten und endlich die Folgerungen ziehen, die sich von selbst aus der Vergleichung der beiden Bilder ergeben.

Der Evangelist Johannes sagt: Es war noch kein heiliger Geist, weil Jesus noch nicht verklärt war. Die Sendung des heiligen Geistes im neutestamentlichen Sinne konnte erst stattfinden, als das Erlösungswerk Jesu vollbracht und die Person Jesu selbst vollendet war. Wir merken daraus, daß der heilige Geist in einer innigen Beziehung zu dem verklärten Leben Jesu steht, das der erhöhte Herr, nunmehr von den Schranken seiner Niedrigkeitserscheinung im Fleische entbunden, als Lebensmacht in die Herzen der Seinigen ausgießt. Der Herr ist der Geist. Darum wird der Geist zu einem Mittel persönlicher Lebensgemeinschaft der Gläubigen mit dem erhöhten Heilande; ich habe den Geist Christi, das heißt nichts anderes als: Christus wohnt in mir, oder: Ich bin in Christo. Und weil das, was den Kern der Person Jesu bildete, Gottes ewiges Wort, die Fülle der Gottheit ist, so treten wir durch den Empfang des Geistes Jesu auch in wesentliche Lebensverbindung mit dem unsichtbaren Vater. Aber wie wirkt nun dieser Geist durch seine auserwählten Werkzeuge?

An der Welt, der Gott noch entfremdeten Menschheit—so lehrt uns Jesus, hat der Geist ein dreifaches Amt auszurichten: Er überführt sie der Sünde, der Gerechtigkeit und des Gerichts. Der Sünde, er zeigt ihr, daß die Sünde ihr eigentliches Wesen und ihren tiefsten Grund nicht in einzelnen zufälligen Fehltritten, Versehen, Schwachheiten, sondern in der bewußten Verschließung des Herzens vor der überwältigenden Offenbarung Gottes in der Erscheinung Jesu Christi offenbart: Daß sie nicht glauben an mich. Der Gerechtigkeit; der Geist überführt die Welt davon, daß ihr Urteil, womit sie sich selbst gerecht sprach und Jesum verwarf, falsch ist und enthüllt ihr vielmehr das Ideal der Heiligkeit und Gerechtigkeit in der Person des Menschensohnes, zu dem der Vater durch seine Erhöhung zur Rechten sich bekannt hat: Daß ich hingehe zum Vater. Des Gerichts; der Geist, obgleich er die Welt dieses

doppelten Irrtums überweist, verdammt doch nicht sie, sondern ihren Fürsten, der an der Person Jesu seine ganze Gottwidrigkeit offenbart, aber auch an seinem Kreuze für immer zu Schanden worden ist: Daß der Fürst dieser Welt gerichtet ist.

Diese dreifache überführende Thätigkeit bahnt dem Geiste den Weg zu seiner heilvollen, belebenden Arbeit an den Menschenherzen. Sie tragen alle bewußt oder unbewußt das Verlangen nach Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott in sich. Auf dem Boden des Heidentums ist es bei der Sehnsucht danach geblieben, und selbst diese ward zuletzt in den Sünden des Fleisches erstickt. Israel meinte in seinem Gesetze etwas Besseres zu haben; aber das Gesetz pflanzt nur die in die Seligkeit der Gottesgemeinschaft, die es halten, nicht die, die es haben und wissen. Das Halten scheiterte daran, daß die Sünde im Fleische eine für den tieferen, besseren, von Gottes Gesetz im Menschen angeregten Willen unüberwindliche Macht war; und so schlug das Gesetz statt zu Leben und Gerechtigkeit vielmehr zu Tod und Verdammnis für die aus, die es hatten, aber nicht hielten. Der Buchstabe tötete. Gott aber that, was dem Gesetze zu leisten unmöglich war: Er sandte seinen Sohn, verdammte die Sünde im Fleische an seinem Kreuze, erfüllte damit das Recht des Gesetzes und schuf Frieden zwischen sich und der verlorenen Welt. Wer diese Gottesthat in ihrem erlösenden Werte anerkennt, für sich selbst innerlich bejaht, d. h. wer glaubt, der ist nun in den Stand des Friedens mit Gott gesetzt, der ist vor Gott gerecht. In etwas anderm als in dieser Zustimmung zu Gottes Thun in Christo besteht der Glaube nicht. Er ist also keineswegs, wie man oft hört, eine gute Gesinnung im Gegensatz zu einzelnen guten Werken; denn wenn wir schon keine guten Werke zustande bringen, so vermögen wir noch viel weniger eine gute Gesinnung in uns zu erzeugen.

Wie kommt nun aber dieser Heilsglaube zustande? Dies geschieht unter dem Eindruck der Predigt des Evangeliums; freilich nicht nur im äußerlichen Hören und verstandesmäßigen Erfassen, sondern im verlangenden Ergreifen der Gabe Gottes im Evangelium. Irgend ein Verdienst kommt hierbei dem Menschen nicht zu; Gott ist es, der ihm äußerlich durch seine Führung das Evangelium nahe bringt und innerlich durch eine, ihm selbst meist unbewußte Vorarbeit seines Geistes das Herz des Menschen zur Annahme der göttlichen Gabe neigt, natürlich so, daß der Wille des Empfangenden dabei mitergriffen und beteiligt wird. Gleichwohl wäre es mißverständlich zu sagen, man möchte erst den heiligen Geist empfangen um zu glauben; gibt es doch an mehreren Stellen des Neuen Testaments Gläubige, die den heiligen Geist noch nicht empfangen haben. Umgekehrt wird der heilige Geist denen gegeben, deren Herz durch den Glauben gereinigt ist.

In einem unzerreißbaren Zusammenhang steht allerdings der Geistesempfang mit dem Heilsglauben. Wenn Glaube nichts als die nackte Herzenszustimmung zu Gottes Wort und Werk ist, so trägt er die göttliche Antwort auf dieselbe im Frieden der empfundenen Vergebung

und der bewußten Kindschaft noch nicht in sich; der Glaube besteht ohne Gefühl, aber wenn er standhält, macht er die Geistesmitteilung möglich. Der Apostel Paulus hat diese in nahe Beziehung zur Taufe gesetzt, in der der Glaubende sein bisheriges natürliches Leben in den Tod Christi gibt und damit seines heiligen, verklärten Lebens teilhaft wird; dies nämlich eben durch den Empfang seines Geistes als einer neuen Lebensmacht, die sich sofort in ihren Wirkungen offenbart.

Der Geist stillt das Gewissen, bringt das unselige Spiel der sich anklagenden und entschuldigenden Gedanken endlich zur Ruhe in einem tiefen Gottesfrieden, weckt das volle, freudige Vertrauen zu Gottes Vaterliebe, gibt Zeugnis unserm Geiste, daß wir Gottes Kinder sind, und facht die Liebe zu Gott und zu den Brüdern in uns an. Der Geist erleuchtet, lehrt alle Dinge im Lichte Gottes betrachten, gibt den richtigen Maßstab zu ihrer Beurteilung in unsre Hand, zeigt den Weg durch alle Schwierigkeiten des Lebens, ja führt sogar in die Tiefen der Gottheit ein; vor allem enthüllt er die Bedeutung der Person Jesu, zeigt, warum und wie wir in ihm alle Fülle Gottes haben und prägt uns seine Stellung als Herr im Reiche Gottes ein. Der Geist ergreift den Willen und leitet den Prozeß der Lebenserneuerung in uns ein. — Welche der Geist Gottes leitet in den Bewegungen und Entscheidungen ihres Willens, die sind Gottes Kinder. Das Gesetz des Geistes, seine bestimmende, das Leben regierende Gewalt, macht mich frei vom Gesetz der Sünde, von ihrer das Leben knechtenden Macht. Oder, wie Paulus mit unübertrefflicher Schärfe und Bündigkeit sagt: Wir erwarten durch den Geist aus Glauben, d. h. der aus dem Glauben stammt und dem Glauben geschenkt wird, die Hoffnung der Gerechtigkeit, d. h. die real ausgewirkte Lebensgerechtigkeit als Gegenstand unserer Hoffnung.

Im Zusammenhang damit verbürgt uns der Geist die künftige Lebensherrlichkeit, die der Herrschaft des Todes entnommen ist. Häufig ist auch die Rede von den Früchten des Geistes, den einzelnen Gott wohlgefälligen Lebensäußerungen des erneuten Menschen. Den ganzen, gewaltigen Umschwung aber, der den Menschen aus der Sünde in die Gnade versetzt, nennt die Schrift auch Wiedergeburt, bei der die zeugende Kraft eben dem heiligen Geiste zukommt. Es ist nur ein scheinbarer Widerspruch, wenn die Wiedergeburt in einzelnen Stellen als ein einmaliger Akt, in andern als ein allmählicher Werdeprozeß dargestellt wird; jedem Geburtsakt geht ein embryonales Werden und Wachsen voraus, das von einem geheimen Anfangspunkt aufkeimt, wenn er auch erst in der fertigen Ausgeburt sich vollendet.

So etwa gestaltet sich die Wirksamkeit des heiligen Geistes im Leben der einzelnen nach apostolischer Lehre.

II.

Richten wir den Blick nun weiter auf seine Wirkungen im Gemeindeleben der Apostelzeit, so müssen wir zunächst beklagen, daß wir hierüber nur sehr unvollständig unterrichtet sind; eine Menge von Fragen, die wir zu stellen hätten, bleiben unbeantwortet. Die Apostel-

geschichte hebt eigentlich doch nur einige der wichtigsten Episoden heraus, gleichsam die Höhepunkte der ersten Entwicklung der Gemeinde, und erzählt mit Vorliebe die außerordentlichen Kundgebungen des Geistes, neben denen ohne Zweifel auch weniger auffällige Wirkungen desselben einhergingen; wenigstens ist dies mit Sicherheit aus den Briefen zu schließen, die als Gelegenheitsschriften bald helle, bald dunkle Seiten im Leben der ersten Gemeinden beleuchten. Immerhin lassen sich einige wesentliche und charakteristische Züge dieser Geistesarbeit an der ersten Gemeinde hervorheben.

Den Ausgangspunkt bildet Pfingsten. Es wuchs heraus aus dem Lebenswerke und der Verheißung des Herrn, auf deren Erfüllung die Gläubigen in wartendem Gebet gehorsam, zuversichtlich und einmütig rechneten. Unter außerordentlichen Naturerscheinungen stellt sich die Pfingstgabe ein; noch unverkennbarer ist ihre Wirkung in der Sprachengabe der Jünger und in der geistesmächtigen Predigt des Petrus; sie erzwingt sich den Eingang in die Herzen der Hörer, und ihre Frucht ist die erste Gemeinde in Jerusalem, deren liebliches Bild am Schlusse des Pfingstberichts gezeichnet ist. Von hier aus treten in den Vordergrund des Gemeindelebens einige charismatisch ausgerüstete Männer, von denen es allemal heißt, sie waren voll heiligen Geistes, ein Stephanus, ein Saulus, ein Apollos, ein Barnabas.

Wir würden dem Gewicht dieses Ausdrucks nicht gerecht, wenn wir entleerend darunter nur einen ungewöhnlichen Grad von geistlicher Einsicht und Kraft verstünden. Vielmehr hatten diese Männer sich so unbedingt an die Sache Christi hingegeben, so durchaus ihr eigenes Leben an sie hin verloren, daß der Herr im Geiste auch in einzigartiger Weise Besitz von ihnen ergreifen und sie zu Rüstzeugen für seine Zwecke bereiten konnte. Was es heißt, vom heiligen Geiste erfüllt sein, mögen wir ahnen, wenn wir das Leben des Apostels Paulus überblicken oder einen seiner Briefe sorgfältig erwägen. Dort eine vor nichts zurückweichende sieghafte Energie des guten, an seinen Herrn Christus hingegebenen Willens, mit völliger Hintansetzung des eigenen Wohlseins und Ruhmes; hier ein Schöpfen aus dem Vollen, eine durchaus originale Gedankengestaltung von unnachahmlicher Kraft und Weihe, ein mitten in die Gewissen hinein zielendes, treffliches Wort voll von Gericht und Aufrichtung. Das ist Geistesfülle. — Der Geist dient zuerst dem Aufbau der Gemeinde. Ihre äußere Organisation erfolgt allmählich unter seinen Antrieben; die Einsetzung der Armenpfleger, überhaupt der Vorsteher der Gemeinden ist unter seiner Leitung erfolgt, und er als besondere Gabe bildet ihre Amtsausrüstung, mitunter durch Handauflegung mitgeteilt. In schwierigen Fällen werden sich die berufenen Organe der Gemeinde so hell und klar seines Sinnes bewußt, daß sie sagen dürfen: „Es gefällt uns und dem heiligen Geiste." Er übt scharfe Zucht gegen aufkeimende Unlauterkeit; die ihn täuschen wollen, verfallen einem Todesgerichte. Er offenbart sich, wie wir namentlich aus Korinth erfahren, in gewissen außerordentlichen Geistesgaben, die

aber alle ihre Abzweckung auf die Förderung des Gemeindelebens haben, sei es, daß Blicke in die Zukunft geöffnet werden, wie bei Agabus und jenen andern, die dem Paulus Bande weissagten; sei es in sonderlicher Weisheit und Erkenntnis oder heroischem Glauben, der in Wunderwirkungen sich bethätigt, oder in Krankenheilungen, oder in Prüfung der Geister, oder, was der Apostel besonders hoch schätzt, in der Prophetie, jener Gabe eindringlicher, geisterfüllter Rede, die so mächtig auch auf Ungläubige einwirkt, daß das Verborgene ihrer Herzen darob offenbar wird und sie unter diesem Eindruck, auf das Angesicht niederfallend, Gott anbeten und laut bekennen müssen, daß wahrhaftig Gott in der Gemeinde ist.

Nicht am wenigsten ist die Ausbreitung der Gemeinde, die Mission an Israel und den Heiden, unter Geistesleitung gestellt. Nach dem ersten schönen Sieg an Pfingsten, der die Arbeit an Israel eröffnete, geht der erste Antrieb zur Heidenmission ebenfalls von einem besonderen Geisteszeugnis in der Gemeinde zu Antiochien aus. Der Geist führt Philippus mit dem Kämmerer zusammen, redet zu Petrus, seine jüdischen Bedenken vor dem Heidenhause überwindend. Der Geist fällt auf Kornelius und die Seinigen und gerade daran wird nachher erkannt, daß Gott auch die Heiden beruft, wie denn auch in Samarien und Ephesus die Bekehrung der schon zuvor gläubig Gewordenen erst mit dem Geistesempfange sich vollendet. Der Geist wehrt dem Paulus und Timotheus das Wort in der Provinz Asien und in Bithynien zu predigen, und insonderheit von dieses Apostels großartiger Lebensarbeit bekommt man den Eindruck, daß er wie sein Meister in Kraft dieser Geistesführung durchaus am Tage wandelte und nirgends anstieß.

Wir könnten nun natürlich auch manchen Schatten in das Lichtbild der apostolischen Zeit hineinzeichnen und blieben auch darin der geschichtlichen Wahrheit treu. Allein was diese wichtige Erstlingszeit zu dem gemacht hat, was sie geworden ist, das waren sicher nicht die Sünden und Irrtümer, die den ersten Christen als das Erbe ihrer Vergangenheit anhafteten; sondern eben jene in kurzen Zügen beschriebenen Geisteswirkungen haben der Apostelzeit ihr unauslöschliches und einzigartiges Gepräge gegeben. Wollte man von ihnen absehen oder ihre Wahrheit und Göttlichkeit beanstanden, so würde sie sich in einen Irrgarten voll von widersinnigen Rätseln, von Selbsttäuschungen und von Täuschungen verwandeln. (Schluß folgt.)

Die Gläubiger des Erzbischofs Purcell haben sich bekanntlich an alle nur erreichbaren Instanzen gewandt, um wenigstens etwas von ihrem Gelde wieder zu erhalten. Nachdem man durch die Gerichte nichts erhalten konnte, wandte man sich an die Propaganda und an den Papst selbst, und als Satolli nach Amerika kam, faßte man noch einmal Hoffnung, die aber auch wieder eitel war. Nun hat man sich an die A. P. A. (American Protective Association) gewandt. Diese will nun durch eine Agitation und Verbreitung eines Flugblattes den Gläubigern des früheren Erzbischofs zu Hilfe kommen. Helfen wird es aber wahrscheinlich nicht viel.

Kirchliche Rundschau.

Der Papst ist sehr wenig befriedigt mit dem geringen Entgegenkommen, das ihm die Bewohner der Vereinigten Staaten gegenüber der Sendung seines Legaten Satolli bewiesen haben. Namentlich schmerzt es ihn, daß das Wohlwollen, welches er (der Papst) durch die Absendung Satollis nach den Vereinigten Staaten bewiesen habe, nicht gewürdigt worden sei. Darin ist freilich der Papst im Irrtum. Man hat sogar in katholischen Kreisen gemerkt, daß der Fuchs den Gänsen predigen sollte.

Während man früher in Rom sehr befriedigt war, daß die „Kirche" sich hier vollkommener Freiheit erfreue, ist man jetzt nicht mehr damit zufrieden. Man sieht es nicht mehr als den idealen Zustand an, wenn Kirche und Staat getrennt sind. Man will jetzt nicht mehr bloß Freiheit, man will auch Gewalt. Die römische Kirche, meint der Papst, könnte noch „viel reichere Früchte" hervorbringen, wenn sie nicht nur Freiheit, sondern auch „die Gunst der Gesetze, die Unterstützung der öffentlichen Gewalten" besäße. Das ist deutlich genug geredet und beweist wieder einmal klar, daß Rom eben ein Reich von dieser Welt aufbauen will, zu dem ihm die Staaten ihre Macht leihen sollen.

Der Bonner Streit ist noch keineswegs zu Ende, er scheint vielmehr immer größer werden zu wollen. Das kleine Feuer scheint den ganzen Wald der evangelischen Landeskirche Preußens anzünden zu wollen. So ist auf den 8. Mai eine Versammlung nach Berlin berufen worden, in welcher folgende vier Themata behandelt werden sollen: 1. Der Staat und die theologischen Fakultäten. 2. Die Kirche und die theologischen Fakultäten. 3. Die Theologie und die theologischen Fakultäten. 4. Das Volk und die theologischen Fakultäten.

Als Gegengewicht gegen die staatlichen theologischen Fakultäten soll eine „freie Fakultät" in Herford gegründet werden. Die Vereinigung der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses soll sich hauptsächlich daran beteiligen. Eine Schwierigkeit liegt nun freilich darin, daß die Fakultät konfessionell, d. h. lutherisch gestaltet werden soll. Dagegen erhebt die „Reformierte Kirchenzeitung" Einsprache und erklärt es, allerdings mit vollem Rechte, als einen Widerspruch in sich selbst, wenn auch die Freunde des reformierten Bekenntnisses zur Unterstützung einer lutherischen Fakultät, die vermöge ihres Luthertums doch das reformierte Bekenntnis bekämpfen müßte, herangezogen werden. Die Lutheraner können nun allerdings mit gewohnter Naivität nicht begreifen, daß eine lutherische Ausbildung den „Bekenntnisstand" eines Reformierten schädigen solle. Würde freilich die Sache umgekehrt werden, so würden ihnen auf einmal die Augen aufgehen und sie würden hundert Einwendungen haben, wo sie jetzt nicht einmal eine zu begreifen vermögen.

Auch der preußische Oberkirchenrat hat sich in dieser Angelegenheit geäußert. Das ist beinahe alles, was er nach der Lage der Dinge thun kann, denn er steht in keiner direkten Beziehung zu den Universitäten, die Staatsanstalten sind. Das bezügliche Schriftstück hat folgenden Wortlaut:

„Die Eingabe, welche das Presbyterium in Übereinstimmung mit einer Anzahl anderer Presbyterien dortiger Provinz durch Vermittelung des Generalsynodal-Vorstandes unterm 3. Januar d. J. an uns hat gelangen lassen, ist von dem durch Hinzutritt des Generalsynodal-Vorstandes erweiterten Kollegium des Evangelischen Oberkirchenrats zum Gegenstand eingehender Erwägungen gemacht worden. Auf Grund derselben eröffnen wir dem Presby-

terium das Nachstehende. Wir verkennen nicht, daß wissenschaftliche Erörterungen über die Heilswahrheiten des Christentums und die h. Geschichte, insoweit sie zu dem in der Kirche anerkannten Ausdruck des Glaubens in Gegensatz treten, geeignet sind, in den an dem schlichten Glaubensgehalt der h. Schrift festhaltenden Kreisen der evangelischen Christenheit Beunruhigung hervorzurufen, und wir würdigen die deshalb bei Leitern und Pflegern christlicher Gemeinden entstandenen Bedenken und Sorgen. Insbesondere beklagen wir, daß es nicht immer vermieden worden ist, zweifelhafte Aufstellungen gelehrter Forschung weiteren Kreisen in einer Form nahezubringen, welche den Unterschied ausgesprochener Vermutung und erwiesener Wahrheit auch bei solchen Punkten nicht erkennbar macht, wo es um den Grundbestand des gemeinen Christenglaubens und der der Kirche von ihrem Herrn übergebenen Gnadenmittel sich handelt. Dem gegenüber kann es zur Beruhigung dienen, daß solche Ausführungen einzelner Gelehrten untereinander sich vielfach widersprechen, daß sie nur geteilte Anerkennung auch in den theologisch-wissenschaftlichen Kreisen finden und daß im Streit der Meinungen, der von der Arbeit der Wissenschaft niemals ausgeschlossen werden kann, die evangelische Wahrheit, wie sie von der Kirche, dem reformatorischen Bekenntnis gemäß, geglaubt wird, unter den Männern der theologischen Wissenschaft keineswegs verlassen und unbezeugt dasteht. Andererseits darf nicht unbeachtet bleiben, daß es der grundsätzlichen Stellung unserer evangelischen Kirche, welche auch auf dem Gebiete der Lehre zu immer größerer Klarheit und Wahrheit hindurchzudringen trachtet, widersprechen würde, wollte man jenen Forschungen mit äußerlichen Mitteln zu begegnen suchen; vielmehr muß daran festgehalten werden, daß Irrtümer, welche bei der wissenschaftlichen Forschung auftauchen, nur durch Bezeugung der Wahrheit und durch die Waffen wissenschaftlicher Erörterungen bekämpft und überwunden werden können. Auf diesem Wege hat in der Kirche des reinen Evangeliums schon manche ernste Krisis zur Läuterung und Befestigung christlicher Glaubenserkenntnis geführt. Neben der wissenschaftlichen Forschung handelt es sich aber für die Kirche bei den theologischen Fakultäten um die grundlegende Ausbildung der für das geistliche Amt sich vorbereitenden jungen Männer. Die Kirche muß erwarten, daß die theologischen Universitätslehrer sich in ihrem Gewissen gebunden halten, ihre wissenschaftliche Lehrthätigkeit unter die Autorität des Wortes Gottes zu stellen und auf das Bekenntnis der Kirche, welcher sie angehören, und der ihre Arbeit dienen soll, gebührende Rücksicht zu nehmen. Deshalb erkennen wir es nach wie vor für unsere Pflicht, dahin zu wirken, daß es den theologischen Fakultäten an fest im evangelischen Glauben stehenden Lehrern nicht fehle. Wir haben nicht unterlassen, das, was wir in dieser Beziehung für notwendig halten, auch an der Stelle, welche über die Besetzung der akademischen Lehrstühle zu entscheiden hat, zum Ausdruck zu bringen, und dürfen hoffen, daß es unseren Bemühungen an Entgegenkommen nicht fehlen wird. Dabei zweifeln wir nicht, daß auch die kirchlichen Einrichtungen zur weiteren Ausbildung der jüngeren Geistlichen für das Pfarramt erfolgreich dazu mitwirken werden, die zukünftigen Diener der Kirche über Unsicherheiten und Schwankungen, welche die bloß theoretische Beschäftigung mit der Theologie hervorruft, hinweg und in eine christlich vertiefte, charaktervolle Überzeugung hineinzuleiten. Zu Gott aber hoffen und flehen wir, daß es auch fortan unserer evangelischen Kirche nicht an Männern fehlen werde, welche ausgerüstet mit den Waffen des Geistes, festwurzelnd im Glauben an unseren Herrn und Heiland, ihre Gaben in den Dienst der theolo-

gischen Wissenschaft stellen und mannhaft das Panier dessen hochhalten und verteidigen, welcher verheißen hat, daß er bei uns bleiben will bis an der Welt Ende. Barkhausen."

Zur Frage der Bibelkritik im baseler Missionshause hat sich auch ein alter Schüler Becks, dessen Namen aber nicht weiter genannt ist, im evangelischen Kirchenblatt für Württemberg geäußert. Er weist hin auf den „in der That ganz massiven, mit dem Thatbestand in der Bibel ganz unvereinbaren Inspirationsbegriff" von Lerbers und schreibt darüber: „Daß man in unsern erregten Zeiten, wo man von jeder Bibelkritik das Schlimmste fürchtet, durch ein solches verdächtigendes Schreiben die Massen aufregen kann, ist begreiflich, und Kinzler hätte wohl klüger daran gethan, wenn er seinem Schriftchen eine breitere Grundlage gegeben und etwas von seiner positiven Behandlung der Schrift damit verbunden hätte. Daß aber verständige und besonnene Männer sich davon bestimmen lassen, daß christliche Männer nicht entschiedner diesen unchristlichen Ton verurteilen und nicht über die durchaus positive Stellung Kinzlers beruhigt sind, darüber darf man sich billig wundern.

„Wenn man, wie der Unterzeichnete, den ‚offenen Brief' von Lerbers, der ja trotz seiner lateinischen und griechischen Dikta so geflissentlich kolportiert und in möglichst viele Hände gespielt wurde, zuerst las, so mußte man sich fragen, wie denn der schriftgläubige Kinzler so plötzlich in das Lager der ‚höhern Bibelkritik' habe übergehen können. Nahm man aber dann das Schriftchen des letztern zur Hand, wie befand sich doch da die Sache so ganz anders! Da war keine Spur einer solchen negativen Bibelkritik, namentlich keine Kritik des Wortes Gottes selbst, und dabei alles ruhig, maßvoll, gewissenhaft abwägend, so recht das Gegenstück von dem leidenschaftlichen, maßlosen, scheinbar für die Ehre Gottes, in Wirklichkeit aber nur für das eigene Inspirationsbegrifflein eifernden Ton des ‚Offenen Briefs.' . . . An diesen Grundpositionen Kinzlers, die der ‚Offene Brief' naturgemäß nach seinem ganzen Ton auf der Seite liegen lassen mußte, geht auch Chr. D. stillschweigend vorüber, ohne sie zu beachten und zu würdigen, und wenn sich Kinzler darauf beruft, daß der von Gott gewirkte Glaube, der schließlich auf den Offenbarungsthaten Gottes in Christo ruhe, von den Ergebnissen der Kritik über Zeitalter und Verfasserschaft z. B. einer alttestamentlichen Schrift unabhängig sei, wofern nur der Offenbarungscharakter und der Offenbarungsinhalt festgehalten werde, so sieht er in solcher Gründung des Glaubens auf die (geschichtliche) Offenbarung in Christo statt auf die Offenbarung im Wort mit Unrecht bereits ein bedenkliches Anstreifen an die modernen Theologen, hat doch Kinzler damit durchaus auf nichts Modernes, sondern auf die von den alten Dogmatikern längst betonte Lehre vom testimonium sp. s. hingewiesen, die zeigt, wie der Glaube entsteht, und dann auch dazu kommt, sich fortan ans Wort zu halten. . . . Wenn man die Bibel nimmt, wie sie ist, bleibt es bei dem gottmenschlichen Charakter der Schrift, gerade wie der Herr selbst, obgleich er der eingeborne Sohn des Vaters war, nicht als solcher in seiner Herrlichkeit, sondern in der Schwachheit des Fleisches als Gottmensch unter uns erschienen ist. Damit ist es aber nicht gethan, daß man den rein göttlichen Charakter der Schrift bloß postuliert und sagt: So muß es sein, wir brauchen eine unfehlbare Schrift, wie die katholische Kirche einen unfehlbaren Papst.*) Wennn es aber eben nicht so ist, so ist es doch besser, den Thatbestand

*) v. Lerber, S. 16: „Gegen die immer drohender werdende Macht der unfehlbaren römischen Kirche mit ihrem unfehlbaren Papste können wir nur mit einer unfehlbaren Bibel mit Erfolg kämpfen."

anerkennen als vertuschen, und daß es nicht so ist, daß das Menschliche stets wieder durchschlägt, das hat Kinzler im Gegensatz zu der altdogmatischen Auffassung, wonach die menschlichen Verfasser nur die Werkzeuge des ihnen alles diktierenden heiligen Geistes waren, . . . deutlich nachgewiesen. . . . Damit ist zwar freilich die völlige Irrtumslosigkeit der Schrift preisgegeben, die sich bloß noch bei einem unehrlichen Vertuschungssystem aufrecht erhalten läßt, aber doch die Zuverlässigkeit der heilgen Schriftsteller in der Hauptsache gesichert, und daß Kinzler keinen Anstand nimmt, das seinen Zöglingen zu lehren, ist in Anbetracht der apologetischen Aufgabe, die ihnen zumal in der gebildeten Heidenwelt zufällt, nur anzuerkennen. . . . Und wenn Chr. D. gegenüber den von Kinzler behaupteten ‚sonnenhellen Thatsachen der Unebenheiten und Widersprüche bis in die Evangelien und Apostelgeschichte hinein, sogar ironisch werden will, so sagen wir: Ironie hin oder her, wir könnten auch leicht ironisch werden; die Thatsachen sind einmal vorhanden, aber sie beirren uns nicht; sie sind nur etwas von dem unscheinbaren Gewande, in das die ewige Weisheit Gottes ihr köstliches Gotteswort zu kleiden beschlossen hat; darum bleibt es doch das ewig giltige Wort, das unsere Seelen selig machen kann.

„Und wo sind denn nun, fragt man mit Recht, die übeln Früchte der gefährlichen Lehre, die ein Beck, dieser tiefgründige Theolog, schon vor etwa sechzig Jahren gelehrt und die auch Kinzler seit fünfzehn Jahren im Missionshaus vertreten hat? Wer hat seine Zuhörer mit einem tiefern Respekt vor Gottes Wort zu erfüllen gewußt als Beck? Und ist nicht die unverhohlene Zustimmung des baseler Komitees zu Kinzlers Lehre Beweis genug, daß von übeln Früchten im Missionshause nichts zu verspüren war? Angesichts dieser Thatsache ist auch kein Grund zu der Forderung, die Chr. D. in hohem, fast möchte ich sagen drohendem Ton mit den Worten ausspricht: Wir erwarten bestimmt, daß der Bibelkritik im Missionshause die Thüre gewiesen, daß eine andere Stellung zur heiligen Schrift dort angenommen werde. Meines Erachtens wäre der Sache des Herrn viel mehr gedient, wenn wir unsere Mißverständnisse über diese sogenannte Bibelkritik berichtigen und zu Beruhigung der Gemüter das unsre beitragen wollten. Denn was will diese Forderung anders bedeuten als den Rücktritt Kinzlers vom Lehramt? Das ist ja deutlich in seiner Schrift (S. 46) von ihm ausgesprochen. Ein gewissenhafter Lehrer, wie er, läßt sich eine solche geistige Zwangsjacke nicht anlegen. Und was dieser Rücktritt bei der Solidarität des Komitees und besonders des Inspektors mit ihm für weitere Folgen hätte, ist nicht abzusehen. Da darf ich im Namen sehr vieler, auch vieler mild gerichteten ‚Pietisten‘, mit denen ich mich im Geiste verbunden weiß, sagen: Das wollen wir nicht. Darum möchte ich Kinzler zurufen: Fahre fort, lieber Freund, wie bisher in aller Treue und mit aller Weisheit zu lehren, wie der Geist Gottes und dein Gewissen dich treibt! Ein alter Schüler Becks.“

Auch die Brüdergemeine ist in diesen Streit mit hineingezogen worden, wenn sie gleich, wie es scheint, nicht direkt angegriffen worden ist. Es scheint, daß man sich auf die Brüdergemeine berufen hat, deren Gläubigkeit außer Zweifel stehe und in deren Anstalten die buchstäbliche Inspiration auch nicht gelehrt werde. Die zwei Reiseprediger der Brüdergemeine in Württemberg haben daraufhin an die Unitäts-Ältesten-Konferenz in Berthelsdorf berichtet, und das Antwortschreiben dieser Behörde an die württemberger Brüder liegt nun im Druck vor: Offener Brief der Direktion der evangelischen Brüderkirche in Sachen der Kinzlerschen Schrift über Bibelkritik. 16 Seiten. Das

Schriftchen kann gegen Einsendung des Portos für Drucksachen unentgeltlich von der Unitätsdirektion bezogen werden (durch Herrn Registrator E. Langerfeld in Berthelsdorf bei Herrnhut, Sachsen). Offen und rückhaltlos spricht sich das Schreiben über die thatsächliche Lage aus. „Es ist wahr, daß die Verbalinspiration bei uns in Gnadenfeld nicht gelehrt wird." „Wir sind alle in dieser Auffassung erzogen." Unter den jüngeren Theologen gibt es manche, die jene „gläubige und gewissenhafte Unterwerfung unter die Schrift augenblicklich vermissen lassen," die selbstverständliches Gemeingut der Brüder ist. Man muß Geduld mit ihnen haben: „solche Geduld ist nicht vergebens." „Haltet fest an dem Grundsatz unserer Gemeine: Glaube oder Unglaube scheidet sich nicht an dieser oder jener Lehre, sondern allein an der Person Christi, wie sie uns in der Schrift geoffenbart ist, und an der persönlichen Stellung zu ihm." Ein Kapitel des Schreibens beantwortet die Frage: „Welches Recht hat der Vorwurf, unsre Lehrer in Gnadenfeld seien alle Ritschlianer?" „In Glaubenssachen ist es ebenso mißlich, andere zu richten als für sie einzustehen. . . . Die Leute, die gegen unsre Lehrer den Vorwurf des Ritschlianismus erheben, wissen gemeiniglich nicht recht, was sie damit meinen. . . . Nicht alles, was modern ist, ist auch ohne weiteres schlecht und ungläubig." U. s. w.

Nachdem man im Vatikan mit der Vereinigung der römischen mit der orientalischen Kirche fertig ist (auf dem Papier und in der Einbildung) fängt man an, die Vereinigung mit der anglikanischen Kirche zu betreiben. Hier scheint allerdings etwas mehr Aussicht auf einen wirklichen Erfolg zu sein, der aber, wenn er sich verwirklichen sollte, sicher nicht so groß ausfallen wird, wie man ihn im Vatikan träumt und wünscht.

Wenn es freilich nach Lord Halifax (vgl. Theol. Ztsch. 1894, Seite 383) ginge, so wäre Rom nicht mehr weit vom Ziel seiner Wünsche. Derselbe hat nicht bloß selbst den Papst besucht, sondern auch die Wiedervereinigung der anglikanischen Kirche zum Gegenstand eines Vortrags gemacht, den er vor dem Bristoler Zweig der "English Church Union" hielt.

Trotz mancherlei Schwierigkeiten in der gegenwärtigen Lage der anglikanischen Kirche, der Nonkonformisten und Roms, sah der Vortragende doch reichlich Grund zur Hoffnung auf Zustandekommen der Union. Die Unterhandlungen, die in dieser Angelegenheit seit der Reformation von Zeit zu Zeit gepflogen seien, scheiterten weniger an theologischen als politischen Schwierigkeiten. Anglikanische wie römische Theologen haben nach eingehendem Studium die Differenzen für überbrückbar erklärt. Auch das Infallibilitätsdogma bietet nach Lord Halifax kein Hindernis der Union, wenn es nur richtig verstanden wird, nämlich daß der Papst unfehlbar ist, wenn sein Wort einfach die auf legitime Weise festgestellte Meinung der ganzen Kirche zum Ausdruck bringt. Als ein hoffnungsvolles Zeichen erwähnte Redner die beachtenswerte Entwicklung katholischer Gesinnung unter den Presbyterianern (Established Presbyterians) Schottlands. Doch will er die Einigung der Christenheit nicht durch Sezession einzelner, sondern durch gemeinsames Handeln der Kirchengemeinschaften hergestellt wissen.

Die Christian World (nonkonf.) bemerkt dazu, daß der Kardinalpunkt der Frage wenigstens für außerhalb der römischen und anglikanischen Kirche stehende gebildete Christen gar nicht berührt sei. Das zeige sich gerade in der Beurteilung der Infallibilität. Der gebildete Nonkonformist glaubt nun einmal nicht an eine unfehlbare Kirche, sei es im neunzehnten oder vierten Jahrhundert. Auf die Autorität dieser Kirche hin würde man von ihm erwarten, daß er eine Weltanschauung annehme, einschließlich einer Lehre über die

Schöpfung, den Ursprung des Menschen, Sündenfall und Schriftinspiration, Wirksamkeit der Sakramente und Priestergewalt, die er nun einmal für falsch hält. Er sieht in dem durch die Reformation herbeigeführten Bruch in der Einheit der Kirche und der dogmatischen Autorität, verbunden mit der Eröffnung einer Ära freier, wissenschaftlicher Forschung einen unaussprechlichen Segen für die Erkenntnis der Wahrheit. Es würde für ihn nichts Geringeres bedeuten als ein Aufgeben seiner wertvollsten innern Schätze und eine Verleugnung seines höchsten Strebens, wollte er sich einer Gemeinschaft anschließen, die noch immer auf Autorität hin Aussagen aufrecht erhält, die sich als unhaltbar erwiesen haben. Kurz: die sogenannten historischen Kirchen müssen sich von ihren intellektuellen Irrtümern lossagen und auf ihre falschen intellektuellen Methoden verzichten, ehe von einer Wiedervereinigung die Rede sein kann. „Nichtsdestoweniger sehnen wir uns danach oder glauben daran, als eine Gabe der Zukunft. Bis dahin wollen wir, um mit Lord Halifax zu reden, unser Bestes thun, um das Wasser dieser Welt, Spaltung, Neid und Streit in den Wein des Evangeliums zu verwandeln, in den Frieden, die thätige Liebe, die Herzenseinfalt, die das Merkmal der Jünger des Herrn ist."

Auch andere kirchliche Blätter haben zu jener Rede Stellung genommen. In der Church Times bestreiten mehrere Korrespondenten Lord Halifax' Behauptung, die Geschichte spreche gegen den Anspruch der anglikanischen Kirche, in ihrem Ursprung unabhängig von Rom zu sein. Sie weisen auf die Thatsache hin, daß Augustinus, der Apostel der Angelsachsen, nur in Kent Erfolge gehabt habe, während die übrigen Sachsen von irischen Missionaren bekehrt seien; daß die Erzbischöfe von York, London und Caerleon auf dem Konzil von Arles (314) anwesend waren, ferner auf die Übereinstimmung von Autoritäten gegenüber der Thatsache, daß die alte britische Kirche ihren Ursprung gallischer Mission verdanke, während die gallische Kirche ihrerseits in ihren Anfängen auf Kleinasien zurückweise.— Der Record betont, daß eine Wiedervereinigung mit Rom nur möglich sei, wenn Rom seine Lehre und Praxis einer Reform unterzogen habe. Rom sei von jeher der geschworene Feind intellektueller und persönlicher Freiheit gewesen. „Hie und da illustrieren einzelne die ‚Reunion', indem sie in Roms Hürden einziehen, aber Kirchen und Nationen stehen beiseite, unbewegt und unbeweglich."— Ein Korrespondent der Church Times schlägt vor, eine „Gemeinschaft beständigen Gebets für die Wiedervereinigung des Christentums" zu gründen.

Die englischen katholischen Bischöfe sind indes keineswegs so hoffnungsvoll wie Leo XIII. und Lord Halifax. Die Bischöfe von Nottingham, Southwark und Salford haben sich in der Frage der Reunion dahin geäußert, daß die Zeit noch nicht reif sei zur Ausführung des päpstlichen Vorschlags. Die allgemeine Anschauung des katholischen Klerus in England ist, wie an die Congregatio Inquisitionis berichtet worden ist, die, daß die anglikanische Ordination für die Zulassung zum katholischen Priesterstande nicht ausreichend sei, da englische Kleriker, wenn sie katholische Priester werden, wieder geweiht (reconsecrated) werden.

Infolge dieser Haltung der Bischöfe, namentlich aber auch auf den Rat des Kardinals Vaughan, der selbst in Rom war, soll der Papst seine ursprüngliche Absicht, das Schreiben über die Union der englischen mit der römischen Kirche an die anglikanischen Bischöfe zu adressieren aufgegeben und es als ein Rundschreiben an die römischen Bischöfe in England formuliert haben. Er erinnert an den immer gehegten Wunsch der Inhaber des päpstlichen Stuhles, das anglikanische Schisma aus der Welt zu schaffen, und hofft auf das Zu-

standekommen der Union. Darum fordert er die Katholiken auf, beständig zu beten, daß das langersehnte Ziel bald herbeikommen möge.

Mit den Unionsverhandlungen beschäftigte sich auch die am 7. März abgehaltene Frühjahrskonferenz der Church Association und National Protestant League in Blackburne, die sich zu einer Art Protestversammlung gestaltete. Die Erwähnung der Rede des Lord Halifax erregte laute Rufe der Entrüstung. Unter andern wurde ausgesprochen, daß es zu dieser Union nie kommen werde, denn Rom wolle nicht einmal die Ritualisten haben — außer als Glieder ihrer eignen Herde.

Die eleusischen Mysterien sollen demnächst in Paris eine Erneuerung erfahren. Jules Bois, der Verfasser des Buches der "Petites religions de Paris" (Kleine Religion von Paris), geht mit dem Plane um, mitten in Paris einen Isistempel bauen zu lassen, der zugleich eine geeignete Bühne für mystische Dramen wäre. Er selbst bekennt sich zum Isiskultus, von dessen Verbreitung er Großes zur Linderung der Leiden der Menschheit hofft. Auf sein esoterisches Drama: "Les Noces de Satan" (Die Hochzeit des Satans) läßt er jetzt ein zweites folgen: "La Porte héroique du Ciel" (Die Heldenpforte des Himmels), das als Luxusausgabe in ungewöhnlichem Format mit einem musikalischen Präludium von Erik Satie erscheint und dem Grafen Antoine de La Rochefoucould gewidmet ist. Dieser, ein mystischer Maler, daneben ein ausgezeichneter Kunstreiter und vollendeter Clown, Sohn der schriftstellernden Herzogin de La Rocheguyon, ist der frühere Busenfreund des Sar Peladan, mit dem er den ersten Rosenkreuzsalon organisiert hat. Bois scheint zu hoffen, der junge Millionär werde sich durch die bitteren und kostspieligen Erfahrungen, die er mit dem Rosenkreuzsalon gemacht hat, nicht abhalten lassen und die Kosten des Isistempels auf sich nehmen. Die Bühnendarstellungen, die darin veranstaltet werden sollen, würden verwirklichen, was Wagner nur ahnte, und eine Modernisierung der eleusischen Mysterien sein. Durch die „Heldenpforte des Himmels" geht der Dichter ein, der nach dem Beispiele Jesu in Demut und Selbstverleugnung lebt, alles Niedrige abstreift und die Welt durch erbarmende Güte von neuem erlöst.

Der Liberalismus unter den Katholiken der Schweiz hat so sehr zugenommen, daß man fast darauf verzichten muß, die Folgen des Kulturkampfes der siebziger Jahre zu beseitigen. Schon längst wünschen die eifrigen Katholiken die Aufhebung des Jesuitenverbotes und des Klosterartikels, welch letzterer die Errichtung neuer Klöster untersagt; aber man kann nicht einmal 50,000 Stimmen von den fast zwei Millionen Seelen der Katholiken in der Schweiz für die Sache zusammenbringen; und 50,000 wenigstens müßten ihre Namensunterschrift bieten, wenn sie eine allgemeine Volksabstimmung über einen Gesetzesparagraph erreichen wollten. Diese von der römischen Presse selbst zugestandenen Erscheinungen von Uneinigkeit und Unglauben hält man unwillkürlich mit der letzten Enzyklika des Papstes zusammen, welche bekanntlich den Protestanten ihre Uneinigkeit und ihren Unglauben vorwarf und sie dafür einlud, in die „gläubige und einige" römische Kirche zu ihrer Rettung einzutreten.

Die Proselytenmacherei französischer Ordensschwestern in Rumänien hat durch ihr rücksichtsloses und unehrliches Auftreten dort schon wiederholt Anlaß zu öffentlichen Klagen gegeben. Ein neuerlicher Vorfall dürfte den Schwestern etwas mehr Vorsicht auferlegen, da durch ihr Treiben der römische Katholizismus in Rumänien überhaupt gefährdet erscheint. Die Sachlage ist

folgende: die Tochter eines rumänischen Generals, welche in einer von französischen Nonnen gehaltenen Anstalt erzogen worden war, war auf Anraten der Anstaltsleiter behufs ihrer Ausbildung in der Malerei nach Paris geschickt worden. Kurz darauf erhielt der Vater des Mädchens die Nachricht, daß seine Tochter zum römischen Katholizismus übergetreten sei und den Schleier genommen habe. Als dessen auf dem Privatwege versuchte Reklamation keinen Erfolg hatte, wandte er sich behufs Rückgabe seines bereits im Kloster lebenden Kindes an den Minister des Äußeren; von diesem wurde der Gesandte Rumäniens beauftragt, beim Erzbischof von Paris für die Herausgabe des Mädchens an ihren Vater zu wirken. Da dieser jedoch erklärte, daß die Sache nicht in sein Ressort gehöre, und er in derselben auch gar nichts thun könne, wurde die Angelegenheit auf vertraulichem Wege beim Vatikan anhängig gemacht, wo man zwar ein freundliches Entgegenkommen fand, aber keinen praktischen Erfolg erzielte. Unter diesen Umständen blieb dem Bukarester auswärtigen Amte, welches mit dem Vatikan keine offiziellen Beziehungen unterhält, nichts anderes mehr übrig, als die Intervention der französischen Regierung bei der römischen Kurie mit der Erklärung zu erbitten, daß für den Fall einer Resultatlosigkeit auch dieser Vermittelung mit einer Schließung aller römischen Schulen Rumäniens geantwortet würde. Dieser Wink hat endlich seine Wirkung gethan.

Der Bibelverkauf steht nach wie vor unter dem Bann Roms. Wohl freute man sich, daß z. B. der „Secolo," eine große Zeitung in Mailand, innerhalb der letzten fünf Jahre 50,000 Exemplare einer Bilderbibel zum Preis von zehn Lire absetzen konnte; aber der ganze Verkauf geschah ausschließlich durch die Agenten der Zeitung. Kein gewöhnlicher italienischer Buchhändler wagt Bibeln zu führen, nicht einmal solche in kirchlich anerkannten katholischen Übersetzungen, aus Furcht, sich die Kundschaft zu verderben. Sogar ein jüdischer Buchhändler weigerte sich neulich, den Verkauf des Alten Testaments in hebräischer und italienischer Sprache zu übernehmen, er wollte nicht „seinem Geschäfte schaden." Ein Waldenserpfarrer stellte darüber Erhebungen an, wie die unter geistlicher Aufsicht stehenden katholischen Buchhandlungen mit heiligen Schriften versehen seien. Dort fanden sich in den größten Städten einzelne Bibeln; aber fast alle zu einem Preis, der die weitere Verbreitung unmöglich macht, 18—40 Lire das Exemplar. Billigere Ausgaben waren nur in drei Buchhandlungen vorhanden, und zwar in Mailand, Evangelien und Apostelgeschichte zusammengebunden um 70 Centesimi; der betreffende Buchhändler aber wollte sofort den ganzen Vorrat dreißig Prozent unter dem Preis verkaufen, weil er doch keine hundert Exemplare im Jahr absetze. Keine der angetroffenen Ausgaben war seit dem Jahr 1893 erschienen, in welchem der Papst durch seine Encyklika vom 18. November zum Bibellesen ermahnte.

D. E. Kztg.

Über das Sektenwesen, namentlich über den Stundismus, äußern sich die russischen Zeitungen fortgesetzt. Wir entnehmen dem „Grashdanin": „Schon wiederholt haben die Anhänger der Stundistensekte bei den zuständigen Institutionen um die Verleihung derjenigen Vergünstigungen bei der Ausübung ihrer Bekenntnispflichten nachgesucht, welche die ausländischen Baptisten in Rußland genießen. „Natürlich" wurde diesen Gesuchen nicht Folge gegeben, denn die Möglichkeit eines Abfalls von der orthodoxen Kirche durfte ja nicht zugestanden werden. Überhaupt kann die Sekte der Stundisten auf keinerlei Vergünstigungen rechnen, da es aus einer detaillierten, vom Ministerium des

Innern angestellten Untersuchung hervorgehe, daß diese Sekte zur Kategorie der allergefährlichsten gehöre und kommunistische Tendenzen verfolge. Dadurch erkläre es sich auch, daß im Gouvernement Kiew die Gebetsversammlungen der Stundisten bei einer Strafe von 50 Rubel oder einem zweiwöchentlichen Arrest verboten sind." So der „Grashd.," dem die Verantwortung dieser Behauptung zufällt. Von anderer Seite wird berichtet: Der Älteste der Ostrowschen Gemeinde im Gouvernement Kiew habe vor einiger Zeit dem ihm untergebenen Dorfbeamten den Befehl erteilt, die Stundisten zu bekehren. Die vorgeschriebenen Maßregeln bestanden darin, daß die Stundisten vor dem Gottesdienste an einem bestimmten Orte versammelt und nach gehöriger Ermahnung in die Kirche geführt werden sollten. Hier sollten die Stundisten veranlaßt werden, sich zu bekreuzigen, zu beten und, mit einem Worte, sich ganz so zu betragen, wie die griechisch-orthodoxen Christen. Es ist unbekannt, wie weit diese Vorschrift des Gemeindeältesten in den Dörfern erfüllt wurde, in einem Dorfe aber geschah es gar nicht. Dies veranlaßte den Geistlichen einer Gemeinde, gehörigen Orts über Nichterfüllung einer Verfügung des Gemeindeältesten Beschwerde zu führen. Hier aber fand man, daß die Verfügung des Gemeindeältesten die Bedeutung eines Amtsvergehens, besonders einer Kompetenzüberschreitung habe und die Sache endigte damit, daß besagtem Gemeindeältesten ein dreitägiger Arrest bei der Polizeiverwaltung zudiktiert wurde. Die Bekehrung der Stundisten war somit nicht völlig gelungen. Über die Mittel, welche zur Beseitigung des Sektenwesens in Anwendung gebracht werden, finden wir einige nicht uninteressante Auslassungen in der Residenzpresse. So ist der „Rußk. Schisn" zu entnehmen, daß der Bischof von Poltawa in einem Sendschreiben an die Makarjewsche Bruderschaft darauf hingewiesen hat, wie in seiner Eparchie in der letzten Zeit wiederholt und zahlreich Abfälle von der Staatskirche zu verzeichnen gewesen seien. Die Apostaten bemühten sich, mit dem ihnen eigenen Eigensinn und Fanatismus eifrig, die orthodoxe Kirche in den Augen der Bevölkerung herabzusetzen. Es ergehe an die Bruderschaft die Aufforderung, Teil an dem Kampfe gegen den Stundismus zu nehmen, Mittel zum Schutz der Bevölkerung vor dem Einfluß der ketzerischen Irrlehren zu ergreifen. Nach den Mitteilungen des „Zerkown. Westn." hat dann auch der Konseil der Bruderschaft die in solchen Fällen üblichen Vorkehrungen getroffen und in der Erkenntnis, daß nur ein erfahrener und mit dem Wesen des Stundismus genau vertrauter Priester den Kampf erfolgreich führen könne, gleichzeitig beschlossen, sich an den Bischof von Poltawa mit dem Gesuche zu wenden, dem Direktor des geistlichen Seminars den Auftrag zu erteilen, alljährlich zwei der besten Abiturienten des Seminars dem Konseil der Bruderschaft zur Verfügung zu stellen, damit sie diese durch den Priester Olschenski theoretisch und praktisch zum erfolgreichen Kampf gegen den Stundismus ausbilden könnten. Die auf diese Weise ausgebildeten Kandidaten sollen dann bei Besetzungen von Pfarren in den vom Stundismus infizierten Gebieten den Vorzug erhalten. Auch sei schon jetzt notwendig, denjenigen Priestern, in deren Kirchspielen der Stundismus Wurzel gefaßt hat, Hilfe angedeihen zu lassen. Dazu empfehle es sich, die Geistlichen der vom Stundismus infizierten Gebiete zu einer außerordentlichen Versammlung einzuberufen, deren Präsidium eine vom Bischof bestätigte, mit dem Stundismus vertraute Persönlichkeit übernehmen soll. Indem die „Rußk. Schisn" diese Mitteilungen des kirchlichen Blattes reproduziert, bemerkt sie: „Ja dem Bestreben, das Niveau der gegen den Stundismus zu Felde ziehenden Geistlichkeit zu heben, liegt der löbliche Wunsch zu Grunde, dem Kampfe gegen den

Stundismus einen mehr friedlichen Charakter zu verleihen und es ist unmöglich, diesen Wunsch nicht hocherfreut zu begrüßen. Was den Erfolg dieser Maßnahme anbelangt, so erlauben wir uns zu bemerken, daß der Erfolg einer religiösen Propaganda sehr oft auf die Seiten des einfachen Mannes aus dem Volke fällt und der gebildete Fachmann sehr häufig den Kürzeren zieht. Es handelt sich eben darum, daß der Prediger vor allen Dingen von tiefem Glauben, von Menschenliebe und Liebe zu seinem Berufe erfüllt sein muß. Nur solche Männer dürfen auf einen Erfolg rechnen. Der Prediger wird nie durch Scharfsinn und wissenschaftliche Logik überzeugen. Der Geistliche, der Erfolge im Kampfe gegen die Stundisten erzielen will, muß dem Volke nahe stehen, muß in einer dem Volke verständlichen Ausdrucksweise predigen und, was die Hauptsache ist, er muß sich mit seiner ganzen Seele dem Volke schenken, eine Quelle der Liebe und eine Leuchte des Glaubens sein. Nur wenn solche glaubensstarke Kämpfer auf die Arena treten, darf ein Erfolg vorausgesetzt werden". . . . Die vorstehenden vier Punkte in dem russischen Blatte sind offenbar Ruhepunkte, welche dem von der Zensur auferlegten Schweigen entsprechen. Vielleicht deuten sie einen Zweifel an, ob in der Mehrheit der russischen Geistlichkeit sich jene Eigenschaften wirklich finden, welche sich im Kampfe gegen den Stundismus erforderlich erweisen dürften. Bibelfestigkeit, welche im Kampfe gegen die Stundisten unerläßlich ist, scheint in der orthodoxen Geistlichkeit ein seltener Artikel zu sein.

Dem völlig staatskirchlichen Charakter der anatolischen Kirche in der Türkei entspricht es, daß jeder Neubau, jede größere Reparatur an Kirchen und kirchlichen Gebäuden der besondren Genehmigung der hohen Pforte unterliegt. Ein besonderer kaiserlicher Befehl hat unter dem 11. September die Erlaubnis zum Wiederaufbau, bezw. zur Reparatur oder gründlichen Untersuchung der durch das große Erdbeben zerstörten oder beschädigten Kirchen und kirchlichen Gebäude, insbesondere des Patriarchenpalastes erteilt. In dem betreffenden ministeriellen Schreiben an das Patriarchat wird jedoch ausdrücklich bemerkt, daß alle vor dem Erdbeben erbetenen Genehmigungen zu Kirchenbauten u. s. w. von jener Erlaubnis unberührt bleiben und den instanzenmäßigen Gang zu gehen haben. — Übrigens sind die türkischen Behörden jetzt sehr liberal mit der Erlaubnis zum Kirchenbau; sind doch an der Grenze von Smyrnas Weichbilde im letzten Jahre drei neue griechische Kirchen erbaut, Moscheen dagegen keine, ein Symptom davon, wie in ganz Anatolien, besonders aber an der Küste das Griechentum gegenüber dem Türkentum im Fortschreiten begriffen ist. Chr. W.

Sic transit gloria mundi. Unter den Leidtragenden, die dem Sarge des alten Lesseps folgten, befand sich auch ein kleines Männchen mit wachsbleichem Gesicht, langem schneeweißen Bart und dichten weißen Haaren. Kein Mensch achtete sonderlich auf ihn, und doch hatte der Mann einst in Frankreich seine Zeit des Glanzes und der Macht, und diese Zeit fiel gerade mit der Glanzperiode von Lesseps zusammen. Das kleine Männchen war der ehemalige Bischof Bauer, Beichtvater der Kaiserin Eugenie von Frankreich, der einstmals so berühmte Redner, der seinerzeit den Suezkanal eingesegnet und vor einer Zuhörerschaft von Kaisern, Königen und Prinzen die Weiherede gehalten hat. Der Mann, der damals eine Macht war, ist heute eine Null, ein Nichts. Bernhard Bauer aus Pest und Jude von Geburt, hatte sich, noch nicht neunzehnjährig, lebhaft an der Wiener Märzrevolution beteiligt, war sogleich öffentlich von Kossuth umarmt und als Vertreter der Wiener akademischen Legion an die Pariser Studenten geschickt worden. Später hielt er sich

eine zeitlang in Baden auf, wo er sich der besonderen Gunst Feuerbachs erfreute. Als Lebensberuf hatte er die Malerei erwählt und reiste, um sich in dieser weiter auszubilden, 1851 nach Italien. Auf dieser Reise machte er die Bekanntschaft eines vornehmen Franzosen, der in Gemeinschaft mit seiner Mutter ihn bekehrte durch das Tragen einer Marienmedaille und die Beteiligung an den Maiandachten. Bevor der Maimonat zu Ende ging, war seine Bekehrung schon vollendet und seiner Brust entstieg, wie er selbst erzählte, der Klageruf des verlorenen Sohnes: „Ich sterbe vor Hunger!" Im Jahre 1854 lernte er den Pater Augustin, den früheren Juden und vormaligen Pianisten Hermann Cohen, kennen und wurde unter dessen Einfluß ebenfalls Karmeliter. Als „Pater Maria Bernhard vom allerheiligsten Sakrament" hielt er in Frankreich Predigten, welche das Entzücken der vornehmen Welt wurden. Auch die „fromme" Kaiserin Eugenie hörte davon, war neugierig und ließ den Pater nach Paris berufen, damit er in Notre-Dame die Fastenpredigten halte. Sein Auftreten bei Hofe fiel glänzend aus. Besonders die Frauen waren entzückt von dem neuen Prediger. Das bleiche, von dunklem Bart umrahmte Gesicht, das von dem Glanze zweier schöner blauer Augen erleuchtet war, besonders aber die ungewöhnlich zarten Hände, die er sehr gut zu gebrauchen wußte, machten Eindruck. Er sprach sehr gut, richtete seine Rede fast ausschließlich an die Frauen und verstand es, sie zu rühren. Die Kaiserin wollte ihn an Paris fesseln und machte ihn zu ihrem Beichtvater. Die Kurie ernannte ihn aus Gefälligkeit für die Kaiserin auch zum Bischof in partibus infidelium. Nun kam er in die Mode; und er wäre alle 24 Stunden des Tages nicht aus dem Beichtstuhl gekommen, wenn er nicht die Kraft gehabt hätte, zu widerstehen. Er traf daher seine Auswahl, und er traf sie gut. Bald war er eine Macht, und seine Gemächer in der Rue Florentin, wo er der Nachbar von Lesseps war, wurden von Bittstellern und Bittstellerinnen nicht leer. Dann kam der Krieg und nach dem Krieg die Republik. Monsignore Bauer sprang aus der Kutte und zugleich aus der katholischen Kirche. Der frühere Pater und Bischof verwandelte sich über Nacht in einen Lebemann, hielt sich kostbare Pferde und war überall zu sehen, wo man sich amüsierte. Aber kein Mensch in Paris kümmerte sich mehr um ihn ... man geht an ihm vorüber, als ob man ihn nie gekannt hätte ... D. E. Kztg.

Während der Papst den Montenegrinern eine Liturgie in ihrer Muttersprache bewilligt, wird von den deutschen Bischöfen jeder noch vorhandene Rest vom Gebrauch der deutschen Sprache im Gottesdienste unbarmherzig ausgetilgt. In Norddeutschland widmet sich besonders der Bischof Hubertus Simar von Paderborn diesem Werk; in Süddeutschland ist der Freiburger Erzbischof Roos eifrigst bemüht, den Gottesdienst immer mehr in eine römisch-internationale Schablone zu bringen. Es dürfen nur noch lateinische Gesänge im Hauptgottesdienst gebraucht werden, und kürzlich hat der Erzbischof verordnet, daß fast alle kirchlichen Verrichtungen und Segnungen nur in lateinischer Sprache vorgenommen werden sollen. (Vgl. Theol. Ztschr. 1894, Seite 315.) Diese Verwälschung des Gottesdienstes, bei welcher doch das Herz ganz leer bleiben muß, scheint denn auch einigen deutschgesinnten Katholiken zu weit zu gehen. Wie berichtet wird, fand in dem bei Durlach gelegenen, ganz katholischen Dorfe Ersingen eine von Bürgern zahlreicher katholischer Gemeinden massenhaft besuchte Versammlung statt, welche die Abschaffung des lateinischen Kirchengesanges und die Einführung des deutschen Gesangbuches verlangten; es wurde beschlossen, in diesem Sinne eine Bittschrift an das erzbischöfliche Ordinariat nach Freiburg zu richten und im Falle der Erfolglosigkeit den Kirchenbesuch zu unterlassen. Auf den Ausgang der Bewegung ist man sehr gespannt.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $2.00.

23. Jahrg. St. Louis, Mo., Mai 1895. No. 6.

Die Wirksamkeit des heiligen Geistes in der apostolischen Zeit und in der Gegenwart.

Referat von Prof. Oettli.

(Eingesandt von P. J. Schwarz.)

(Schluß.)

III.

Die zweite Hälfte unsers Themas führt uns aus der apostolischen Zeit in unsre christliche Gegenwart herab. Der Sprung ist etwas weit und mißlich; denn unser Zusammenhang mit der ersten Zeit ist nicht ein direkter, sondern durch eine lange Kette von Zwischengliedern vermittelt. Wir sind als Gemeinde das, wozu uns eine Jahrhunderte alte Entwicklung gemacht hat, und es liegt keineswegs in unsrer Hand, mit einem Schlage all unsre geistlichen Zustände zu ändern und etwa die Blüte der apostolischen Zeit hervorzuzaubern. Wir müssen vorerst haushalten mit einem auf uns ererbten, überlieferten Schatz, und es fragt sich nur, wie hoch wir ihn taxieren. Es gehen mit Beziehung hierauf zwei deutlich unterscheidbare entgegengesetzte Strömungen durch unsre christlichen Kreise.

Die einen sind geneigt, die apostolische Zeit unerreichbar hoch, die unsrige aber außerordentlich tief zu stellen. Nach dem Urteile dieser Brüder wüßten wir eigentlich kaum mehr, was heiliger Geist sei. Die Gemeinde Jesu sei wie verstoßen aus ihrem Erbteile, beraubt ihrer notwendigsten Güter und Kräfte, rein angewiesen auf menschliches Sinnen und Trachten auch in den Dingen des Reiches Gottes, ohne rechten Tiefblick in das Wesen der Dinge und ohne göttlich gestärkten Arm für die Aufgaben der Zeit. Dies müsse sie vor allem einsehen, alles eigene Schaffen und Wirken aufgeben und betend warten, bis es Gott gefalle sie wieder besser auszurüsten. — Die andern sehen die Gegenwart in viel günstigerem Lichte an. Die Verheißung stehe immer noch in Kraft, man müsse sie nur ergreifen und so thun, als hätte man den Geist, so werde man ihn auch empfangen. Immer noch gebe es geisterfüllte Männer, deren Heilsgewißheit und geistliche Zeugungskraft in nichts hinter derjenigen der apostolischen Zeit zurückstehe, und immer noch erleben wir geistesmächtige Predigt mit Bekehrung von Hunderten; selbst die außerordentlichen Geistesgaben stellen sich ver-

einzelt wieder ein. Man arbeite also nur eifrig am Werke des Herrn weiter mit dem noch vorhandenen und dem für das Gebet des Glaubens in jedem Augenblick fälligen Kapital, so brauchen wir uns vor dem Bilde der apostolischen Zeit nicht zu schämen.

Wo liegt die Wahrheit? Die Behauptung, es gebe unter uns gar keinen heiligen Geist mehr, kommt einer Leugnung der Herrschaft Christi gleich. Wenn wirklich in der Gemeinde kein Ort mehr wäre, wo Jesus durch den Geist wirken kann, so wäre der Zusammenhang zwischen ihm und ihr zerrissen, so müßte sie sofort in der Welt auf- und untergehn. Alle Heilsgewißheit, die unter uns noch vorhanden scheint, wäre pure Selbsttäuschung, alle Predigt des Evangeliums ein vergebliches Beginnen, jede Erneuerung und Heiligung eines Menschenlebens bare Unmöglichkeit, und uns bliebe nichts übrig, als ein andres Pfingsten zu erwarten, das einen ganz neuen Anfang setzte. So weit sind wir, Gott sei Dank, denn doch nicht! Es gibt unter uns Menschen, die von Gott her ihres Heils versichert sind und von ihm her sich getrieben und regiert wissen. Das Zeugnis des Evangeliums empfängt noch da und dort das Siegel der Geisteswirkung, indem es die Welt überführt und straft, in ihrer Weisheit und Gerechtigkeit zu Schanden macht, und indem es Glauben weckt, den, der es annimmt, in den Frieden Gottes stellt, und die Lebenserneuerung in ihm einleitet. Gegen diese Übertreibung gilt es also zuerst Front zu machen; sie enthält meines Erachtens eine Verunehrung Christi und eine undankbare Verkennung dessen, was uns von Geist gelassen ist. Anders liegt die Sache, sobald wir fragen, ob das Geisteswerk, wie wir es in der Erfahrung der apostolischen Zeit an den einzelnen ausgerichtet sahen, auch beim Durchschnitt unserer Christen in der gleichen Reinheit, Mächtigkeit, Sieghaftigkeit nachzuweisen sei. Wir wollen dies an drei entscheidenden Punkten prüfen: Der Heilsgewißheit, der Heiligung und der Geistesleitung.

Die erste christliche Erfahrung, als deren unentbehrliche Ursache wir das Geisteszeugnis erkannten, ist die persönliche Heilsgewißheit. Da scheint nun wenigstens in den Kreisen derer, die irgendwie innerlich vom Evangelium berührt sind, das dringende Verlangen danach nicht zu fehlen, des Heilsstandes göttlich versichert zu werden. Man merkt ja wohl, daß nicht nur die Gesundheit der inneren Lebensführung, sondern auch jede erfolgreiche Arbeit im Reiche Gottes auf diesem Fundamente ruhen muß. Daher strecken sich viele sehnsüchtig nach diesem Gute aus, wollen glauben und reden sich manchmal ein, wenn sie recht vorsichtig wandeln und alle geistige Kraft zusammennehmen, so werden sie dies Ziel auch erjagen. Allein wenn dann Anfechtung kommt, so schwindet diese selbsteroberte Heilsgewißheit wieder dahin, man wird unsicher und fragt sich wohl gar, ob nicht alles Täuschung gewesen sei. Wer in der Seelsorge, zumal an Kranken- und Sterbebetten, etwas bewandert ist, wird es bezeugen, daß ihm selbst bei solchen, die Jahre und Jahrzehnte lang als Christen galten und lebten, auf diese elemen-

tarste Frage: Weißt du von Gott her, daß du bei ihm in Gnaden bist? keine runde, sichere Antwort entgegenkam. Wir leugnen gewiß nicht, daß heute noch manchen in durchaus authentischer Form das Geisteszeugnis zu teil wird, daß sie Gottes Kinder sind; aber wir behaupten, daß dies bei weitem nicht so allgemein, so sicher und zweifellos bei den Gläubigen geschieht, wie man doch nach Lehre und Beispiel der apostolischen Zeit erwarten müßte.

Wie steht es ferner bei uns mit der kräftigen Führung des Glaubenskampfes, der unser Leben durch die Wirkung des Geistes aus der Herrschaft der Sünde unter die Herrschaft der Gnade bringen soll? Laßt uns auch hier die Augen nicht verschließen vor dem, was uns geschenkt ist. Sicher empfängt man da und dort von einem Jünger Jesu den Eindruck, daß er unter genauer Zucht und Leitung des Geistes Gottes als ihr gehorsamer Schüler einhergeht. Zweifellos ereignen sich unter uns Revolutionen heilsamster Art im Dasein dieses und jenes Menschen, wenn er, von der Gnade Christi ergriffen, mit einem Male ein auffälliges Sündenjoch, Trunksucht, Unzucht, Lästerung, abschüttelt und lang getragene Fesseln sprengt. Aber dürfen wir das Lob des Apostels an die Korinther mit gutem Gewissen auf uns insgesamt anwenden: Es ist offenbar, daß ihr ein Brief Christi seid, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geiste des lebendigen Gottes? Kann niemand uns begegnen, ohne die Früchte des Geistes an uns zu gewahren? Ach, es ist vielmehr ein offenkundiges Geheimnis, daß mit der landläufigen Gläubigkeit mitunter noch Dinge verträglich erscheinen, die die Schrift nicht zu den Früchten des Geistes, sondern zu den Werken des Fleisches zählt: Geheimer Geiz, Unreinheit, Neid, Haß, Afterreden; oder daß wenigstens der Wiedergeburtscharakter nur sehr schwächlich und verkümmert an den Gläubigen zur Erscheinung kommt. Es gibt im ganzen unter uns doch auffallend wenig Beispiele davon, daß Jesu Bild für jedermann deutlich aus einem Menschen hervorleuchtet — wie man es doch von den Kindern des Neuen Bundes erwarten müßte, die aus dem Geiste geboren sind.

Endlich, welche Erfahrung machen wir mit der verheißenen Geistesleitung in unserm täglichen Leben? Wir kennen das Zeugnis des Johannes von der Salbung, die alles lehrt und sicher durch alle Schwierigkeiten des Lebens hindurchführt. Nun sei dankbar anerkannt, daß manchmal diese Stimme, die man von der Stimme der eigenen Vernunft und des gesunden Menschenverstandes sehr scharf unterscheidet, auch uns nicht schweigt: Hier ist der Weg, hier wandle und weiche weder zur Rechten noch zur Linken! Aber dies sind doch eher die Ausnahmefälle. Das gewöhnliche Verfahren, wenn wir vor bedeutsamen Entscheidungen stehen, ist, daß wir die Sache im Gebet vor den Herrn bringen, mit uns selbst und mit Brüdern zu Rate gehen und schließlich dafür uns entscheiden, was uns nach Erwägung aller Umstände als das angemessenste erscheint. Ist unser Wille dabei lauter, so werden wir auch so von Gott gesegnet und geführt; aber jene gött-

liche Unmittelbarkeit, jene fehllose Sicherheit, die der Geistesleitung im besonderen Sinne eigen ist, kommt diesem an sich ganz berechtigten Verhalten nicht zu. Nachträglich werden wir dann und wann inne, daß wir den richtigen Pfad dennoch nicht ganz klar sahen; oder wir müssen eine Zeit lang tastend, zögernd, von mancherlei Bedenken gequält den Weg durch unentwirrbare Hindernisse erst suchen.

In Summa: So arm und verlassen sind wir, was die Geisteswirkung im einzelnen Christenleben anbetrifft, allerdings nicht, daß wir nicht wissen oder doch ahnen könnten, was sie bedeutet und was sie leistet; allein wir erfahren von ihr nur eben genug, um zu spüren, daß wir noch viel mehr haben sollten. Dieses Armutsgefühl, diesen Hunger nach mehr müssen wir zu allererst kräftig in uns aufwecken, müssen aufhören unsere geistliche Buchführung wie ein schwindelhafter Kaufmann zu fälschen, der eine schöne Bilanz fingiert, wo im Grunde ein Defizit vorliegt. Dem nüchternen Einblick in unsern wirklichen Besitzstand drängt sich dann von selbst die Frage auf: Warum ist er uns so tief unter das Maß der Verheißung reduziert?

Der Grund kann nicht in dem Gotte liegen, der reich und gütig ist über alle, die ihn anrufen, und Geist und Weisheit gern gibt denen, die ihn darum bitten. Die Schuld trifft uns selbst, nämlich unsere Sattheit und Untreue. Würden wir mit dem, was uns von Geist gegeben ist, treuer haushalten, ihn weniger durch Ungehorsam betrüben und dämpfen, die in der Schrift aufgespeicherten Geistesmächte durch ernstes Eindringen in sie flüssig machen, so würde uns die Gabe des Geistes gemehrt. Wer da hat, dem wird gegeben; wer nicht hat, dem wird genommen, was er hat.

Es kommt noch ein weiterer und wichtiger Gesichtspunkt in Betracht: Der Geist ist zunächst der Gemeinde, dem einzelnen aber als Glied derselben verheißen. Der Gesamtstand der Gemeinde wirkt entscheidend auf das Geistesleben des einzelnen ein; sinkt das Niveau der Gesamtheit, so drückt das empfindlich auf den einzelnen; bekommen in ihr geistwidrige Einflüsse die Oberhand, so wird jedes Gemeindeglied solches als Beschwerung und Hemmung in seiner inneren Lebensführung verspüren. Dies führt uns zu der weiteren Frage: Wie steht es um die Geisteswirkung im Gemeindeleben der Gegenwart?

Der Geist weht nicht nur wo, sondern auch wie er will. Es ist nicht von vornherein zu fordern, daß die Geisteswirkungen heute ganz in der gleichen Form wie in der apostolischen Zeit auftreten müssen. Im Gegenteil ist zu erwarten, daß jene Gründungszeit der Kirche einige auszeichnende Züge aufweise, die man in den späteren Perioden des Wachstums und der Entwicklung der Kirche nicht in derselben Weise wahrnehmen kann. Kein Wachstum, weder auf dem Natur-, noch auf dem Geistesgebiet, vollzieht sich in gleichmäßigem Fortschritt; sondern überall wird mit einem Stoß die höhere Stufe erreicht durch die Offenbarung neuer Lebenskräfte, die sich alsdann in längeren Zeiträumen nach dem Gesetz allmählicher, langsamer Entfaltung ausleben müssen.

Daß unmittelbar an die Erscheinung und an das Werk Christi angeschlossen, in seinen nächsten Zeugen eine unvergleichlich mächtige Geistesbezeugung stattfand, mit der keine spätere wetteifern kann, ist keineswegs zum Verwundern. Wüßten wir es nicht ohnehin, so wäre ein zwingender Beweis dafür die Existenz des Neuen Testaments, dieser Sammlung von originalen Geisteszeugnissen aus der Apostelzeit, denen nichts, auch das Beste nicht, aus den folgenden Jahrhunderten zur Seite gestellt werden kann. Daß wir keinen Galaterbrief und keine Offenbarung Johannis mehr schreiben können, rechnen wir unsrer Zeit nicht zum Tadel an; denn dies war ein rechtmäßiges Privilegium jener schöpferischen Gründungszeit des Christentums. Ja wir gehen noch einen Schritt weiter und geben zu, daß gewisse einzelne Geisteswirkungen, wie z. das Zungenreden, das in den apostolischen Gemeinden eine große Rolle spielte, in der Gegenwart wohl entbehrlich sind und nicht vermißt zu werden brauchen. Oder, wenn wir anstatt der wunderbaren, aber vorübergehenden Gabe fremder Sprachen jetzt die gute Botschaft auf dem Wege mühevollen Erlernens in Dutzende von fremden Sprachen übersetzt und in ihnen verkündigt sehen, so erkennen wir darin eine nicht weniger deutliche und erhebende Geisteswirkung als in dem einmaligen Pfingstwunder. Ist unter uns die Gabe der Krankenheilung sozusagen ganz erloschen — was von dieser Art noch hie und da geschehen mag, gehört eher in das Gebiet der Gebetserhörung —, so ist doch zweifelsohne auch unter Geisteswirkung die zarte, liebreiche Sorge für die kranken Glieder der Gemeinde zustande und in so mannigfaltigen Veranstaltungen zur Bethätigung gekommen. In alledem erblicken wir rechtmäßige Umbildungen der Geisteswirkung an der Gemeinde; aber gelöst ist durch diese Hinweisungen unsere Frage gleichwohl nicht. Denn das fragt sich, ob die Gemeinde im Besitze derjenigen Geistesausrüstung stehe, deren sie zur Lösung der gerade jetzt in der Welt ihr gestellten Aufgabe bedarf?

Werfen wir noch einmal einen Blick auf die apostolische Zeit zurück, so treten in ihr die Männer voll heiligen Geistes als die eigentlichen Träger des Gemeindelebens und der Gemeindearbeit überall mit ihrer Person in den Riß und beweisen durch die siegreiche Überwindung aller Widerstände, daß der in ihnen stärker ist als die Welt. Begegnet nun unser Auge auch in der Gegenwart solchen Gestalten, die wie Leuchttürme in einer dunkeln, sturmbewegten Zeit aus der Menge emporragen und vielen Halt und Orientierung darbieten? Wo sind unter uns die Männer, von deren Leibe nach der Verheißung Ströme lebendigen Wassers ausgehen? Andeutungsweise wissen wir wohl von dieser Erscheinung auch etwas. Aber ich darf keine Namen nennen; denn nennte ich den einen oder andern, so käme mir aus unserm eignen Kreise von der einen oder andern Seite Widerspruch entgegen — zum deutlichen Beweis dafür, daß wir in dieser Beziehung doch wesentlich anders, ärmer gestellt sind als die erste und als manche spätere Zeit. Es möchte einen oft fast bedünken, als ob der Geist, in weitere Kreise aus=

gegossen, etwas verflacht, weniger original und schöpferisch geworden sei. Oder haben wir etwa keine geistgesalbten Männer mehr nötig? Können wir's auch mit dem landläufigen Mittelmaß von Geisteskraft machen? Das sei ferne! Wie sollen wir denn mit dem Antichristentum mitten in der Christenheit, wie mit dem physischen und geistigen Elend rings um uns fertig werden? Wie die ungezählten Millionen von Heiden für den Heiland gewinnen? Welche Mächte haben wir ins Feld zu führen für diesen Riesenkampf, den jeder wenigstens für seine Person siegreich bestehen soll?

Was die äußere Gestalt der Gemeinde in der Gegenwart anbetrifft, so bemerken wir in ihrer Gliederung zwar mancherorts guten Willen und löbliche Opferfähigkeit, aber auch sehr viele bloß menschliche Gedanken und Machenschaften und eine unselige fleischliche Zersplitterung. Weder in unsern staatlich organisierten, noch in unsern Freikirchen dürfte von den Vorstehern gesagt werden, was Paulus beiläufig von den Ältesten zu Ephesus bemerkt, daß der heilige Geist sie zu Bischöfen gesetzt habe. Unsere Geistlichen, von deren Lebendigkeit der geistliche Zustand der Gemeinden zu einem guten Teil abhängt, müssen zwar eine gewisse theologische Schulung sich aneignen und passieren das Sieb einiger menschlicher Prüfungen; aber wer wird behaupten, daß sie damit auch die unentbehrlichste Ausrüstung für ihr Amt, den heiligen Geist, erhalten? Die Predigt des Evangeliums findet der Menge nach reichlich unter uns statt, und die Geistesfrucht fehlt ihr nicht; aber ein nüchterner Beobachter möchte sie doch im Verhältnis zu der aufgewendeten menschlichen Arbeit manchmal recht mager finden. Und auch wo man den hergebrachten Ton zu wandeln versucht und damit vielleicht große Massen anzieht, da sprießen aus dieser Evangelisationssaat neben einigen vollen Ähren noch viel mehr leere Halme auf, selbst wenn man der naheliegenden Gefahr entgeht, reale, göttliche Geisteswirkung und fromme menschliche Gemütserregung zu verwechseln.

Ein sicheres Barometer für den Geistesstand einer Zeit ist ihr Schriftverständnis. Redliche Arbeit an der Schrift wird in unserer Zeit viel gethan, und manche Einzelheit ist besser als früher aufgehellt; im großen und ganzen aber gehen wir doch in alten, oft breitausgetretenen Geleisen einher, anstatt, wozu der Geist uns befähigen müßte, einen frischen, tiefen, vollen und originalen Griff in diese Schatzkammern Gottes zu thun, in denen noch manches unerkannte Kleinod liegt. Wie hat doch in der Reformationszeit der Apostel Paulus sozusagen ganz frisch und neu und herzbeweglich zu predigen begonnen! Könnten wir nicht etwas Ähnliches brauchen? Zumal wenn wir ein paar der drängendsten Zeitaufgaben ins Auge fassen: Haben die Glieder der Gemeinde Christi der drohend anschwellenden sozialen Bewegung gegenüber die klare, feste, in Gott gegründete Stellung und Aktion gewonnen, die von schwächlicher Nachgiebigkeit gegen das, was in ihr widergöttlich, gleich fern ist, wie von blindem, selbstsüchtigem Konservatismus? Wie selten sind Männer, die nicht bloß mit Mut

und guten Absichten, sondern mit Geisteserweisung unter eine gährende Sozialistenversammlung treten und Wort wie Feder als Geistesschwert handhaben können! Oder wie ohnmächtig sind wir doch der furchtbaren Not der Geisteskrankheiten gegenüber! Ja, Irrenhäuser und Irrenpaläste baut man; aber mit der überlegenen Klarheit und Macht göttlichen Geistes einen verdunkelten, gebundenen Menschengeist aus seinen Fesseln herauslösen, das können wir nicht.

Ich fahre nicht fort; wer die Armut der Zeit spürt, könnte noch auf manche Lücke in unserm Panzer hinweisen; wem der vorhandene Besitz genügt, wird überall Entschuldigungen und Erklärungen finden. Mögen unsere Ansichten in der Schätzung der christlichen Gegenwart auseinandergehen, einigen werden wir uns alle in der Beantwortung der praktischen Frage: Was ist denn aber nun zu thun, damit wir in den Geistesbesitz hineinwachsen, der dem apostolischen Ideal und der Not unserer Zeit entspricht?

Wir dürfen erstens nicht überschätzen und nicht unterschätzen, was wir von Geist noch besitzen. Nicht überschätzen. Das Beispiel Rehabeams hat nichts Verlockendes, der, als ihm die goldenen Schilde vom Pharao Sisak weggenommen waren, eherne machen und vor sich hertragen ließ, als wäre nichts geschehen. Aufräumen müssen wir mit allen frommen Illusionen und uns auf den harten Boden der nüchternen Wirklichkeit stellen; alle Posten aus unsern Büchern streichen, die nicht wirkliche Werte und Mächte darstellen, dann wird unser Grundgefühl die Armut im Geist, und diese preist der Herr selig. Aber auch unterschätzen dürfen wir nicht, was noch von Geistesregungen unter uns vorhanden ist, sondern wollen uns dieses Besitzes dadurch recht bewußt werden, daß wir ihn fleißig im Werk des Herrn gebrauchen. Zwar nicht über unsere geistliche Kraft hinaus Großes unternehmen dürfen wir, aber ebenso wenig müßig gehen in der feigen, schwächenden Erwägung: Wir haben ja nicht Geist und Kraft zur Arbeit. Der Faulheit ist gar keine Verheißung gegeben; dagegen der treuen Arbeit mit bescheidenen Mitteln wird Größeres anvertraut.

Zweitens einen neuen, engen und heiligen Zusammenhang untereinander müssen wir suchen. Solange jeder nur auf seinen eigenen Weg sieht, seine Lieblingsmeinungen tapfer verficht und mit viel Selbstgefühl, aber wenig Liebe sich auf sein angebliches Gewissen versteift, solange wird der Tempel Gottes unter uns nicht gebaut und kommt der Herr nicht in sein Heiligtum. Eine zersplitterte und zerrissene Jüngerschaft ist kein brauchbares Werkzeug für den Geist Gottes.

Geist machen mit Rennen und Laufen, Gebetsstürmen und allerlei selbsterfundenen Veranstaltungen, das können wir freilich nicht, es sei denn auf die Gefahr hin, in die schlimmsten ungeistlichen Irrtümer zu geraten. Aber demütig und einmütig bitten, mitten unter solcher treuer Arbeit an uns selbst und im Reich, welche sich in den Schranken der uns verliehenen Gnade hält, das können und das wollen wir und es dem Herrn zutrauen, daß auf die Tage der geringen Dinge auch wieder Erquickung von seinem Angesichte kommen wird.

In welcher Weise hat die christliche Predigt auf Schärfung des Sündenbewußtseins zu dringen?

Von P. H. Haupt.

Immer wieder sieht der Seelsorger einer Gemeinde sich vor die Thatsache gestellt, daß es für ihn fast nichts Schwierigeres gibt, als den einzelnen Menschen zur rechten Wertung seiner Sünde zu bringen. Immer wieder erkennt er an sich selbst und anderen, daß eben der Mangel an christlichem Leben und Seligkeit auf einen Mangel an Sündenerkenntnis und mit ihr verbundener Gewißheit der Sündenvergebung zurückzuführen ist. „Denn wo Erkenntnis der Sünde ist, da ist auch Leben und Seligkeit."

So oft dieser Mangel ernst empfunden ist, ist auch auf mancherlei Weise der Versuch gemacht worden, das Sündenbewußtsein zu schärfen. Nächst der privaten Seelsorge ist die Predigt der Weg, auf den solche Versuche angewiesen sind. Damit ist aber für die Art und Weise, in welcher die Predigt versuchen soll, das Sündenbewußtsein zu schärfen, noch nichts ausgesagt, und hier werden thatsächlich schwere Fehler begangen. Es gibt nur einen berechtigten Weg zur Schärfung des christlichen Sündenbewußtseins, den Weg, daß man die Sünde selbst nicht mehr als das Schlechte als solches würdigt, sondern sie nur als das alte und immer neue Hinderungsmittel eines rechten Verhältnisses zu Gott auffaßt. Dieser Weg ist der allein christliche und auch allein dem Sinne der Schrift entsprechende.

Es sei gestattet, einen Blick auf den nur zu oft betretenen Abweg zu werfen, welcher die Sünde nur als das Schlechte, das Böse, das Unsittliche wertet. Solche Predigt mag dann folgende Gestalt annehmen [als Vorlage habe ich gerade eine Predigt der Berliner Sonntags-Predigten, herausgegeben von A. Stöcker, 1891, sechster Sonntag nach Trinitatis, über Luk. 16, 10—13]. Wer ist König, Gott oder der Mammon?

1) Der Mammon gilt als groß und ist doch gering;
2) Gilt als gut und ist doch ungerecht;
3) Gilt als Eigentum und ist doch fremd;
4) Soll Knecht sein und wirft sich zum Herrn auf.

Der Eindruck, welchen diese Predigt mit vielen andern gemeinsam betreffs der Sündenerkenntnis hervorruft, ist der, daß die Sünde als etwas der menschlichen Natur Anhaftendes und Schlechtes erkannt wird. Man erkennt, daß der Mammon doch nur ein geringes Gut ist, an dem viel Ungerechtigkeit haftet, was um so thörichter ist, da am Ende doch niemand sein Geld mitnimmt. Darum ist es besser, den Mammon nicht zur Herrschaft über das eigene Ich kommen zu lassen. Ist aber diese Erkenntnis eine specifisch christliche? Absolut nicht! Es wird nur die alte Erkenntnis, daß wir Menschen von Natur schlecht und der Sünde ergeben sind, wach erhalten und nach einer bestimmten Seite hin beleuchtet. An sich aber ist diese Erkenntnis durchaus nichts

besonders Christliches, sondern ist der ganzen gebildeten und sittlich denkenden Menschheit gemeinsam, so gemeinsam, wie die Erkenntnis, daß keiner so ist, wie er sein sollte. Christliche Sündenerkenntnis aber ist etwas vollkommen anderes als diese natürliche Erkenntnis der menschlichen Schlechtigkeit. Zwar ist letztere an sich auch für das Christentum nicht ohne Bedeutung, denn sie ist es, welche uns Menschen das Bedürfnis nach Erlösung nahe bringen und das Gefühl und Verlangen nach einer über diese Welt hinausgehenden Befriedigung wecken soll, aber weiter führt eine derartige gesetzliche Sündenerkenntnis auch nicht. Sie ist gut für den, dessen Herz den Herrn noch nicht gefunden hat, um ihm das Verlangen nach Besserem beizubringen, aber die christliche Predigt wendet sich nicht an solche, welche den Herrn noch nicht gefunden haben, sondern an solche, welche sich ihm schon ergeben haben. Sie muß und soll darum eine andere, specifisch christliche Sündenerkenntnis wecken, die an Inhalt und Wert jene natürliche Erkenntnis der Schlechtigkeit des menschlichen Herzens weit überragt.

Worin besteht nun diese christliche Sündenerkenntnis und wie ist sie den Menschen nahe zu bringen? Allein aus einer Zusammenstellung biblischer Worte ist es zunächst unmöglich, einen Begriff davon zu gewinnen, was der geförderten christlichen Erkenntnis als Sünde zu erscheinen hat, da die Schrift die Sünde stets in konkreten Fällen oder bestimmten Beziehungen erwähnt und wir dadurch keine Gewähr dafür erhalten, daß nun alle Sünden wirklich genannt sind. Welches der christliche Begriff der Sünde ist, ergibt sich jedem christlichen Bewußtsein aus der persönlichen Lebenserfahrung, welche sich an der Hand des uns in der Schrift gegebenen Heilandsbildes auferbaut. Was für den einen Sünde ist, ist es damit noch nicht für den anderen, allen aber ergibt sich das als Sünde, was hemmend oder störend auf den persönlichen Verkehr mit Gott einwirkt. Und das macht das Wesen der specifisch christlichen Sündenerkenntnis aus, daß das Schlechte und Unsittliche als Störung unseres Verhältnisses zu Gott empfunden wird. Christlicher Verkehr mit Gott findet nur da statt, wo Christus selbst uns der Weg zu Gott ist (Joh. 14, 6), und die Voraussetzung christlicher Sündenerkenntnis ist die Erkenntnis des uns in Christo offenbaren Gottes. Die festeste Überzeugung von der Schlechtigkeit der eigenen Person ist noch keine christliche Sündenerkenntnis, solange diese Überzeugung nicht ihre Kraft und Nahrung an dem Gegensatz solchen Wesens zu dem Wesen Christi schöpft, an jener anderen Erkenntnis, daß eben jene Schlechtigkeit der Grund unseres mangelhaften Verkehrs mit Gott ist. So wir reinen Herzens wären, würden wir Gott schauen. Daß der hierdurch erkannte christliche Begriff der Sünde ein viel schärferer und einschneidenderer ist als der der allgemeinen Schlechtigkeit, ergibt sich leicht. Wo kein persönliches Christentum ist, wird das Schlechte als einzelne That gewertet und erfaßt. Dies oder das habe ich gethan, darum bin ich nicht, wie ich sein sollte. Wo dagegen Christus in einem Leben Gestalt gewinnt, empfindet man nicht mehr den Druck der ein=

zelnen That als solcher so sehr, sondern stellt die einzelne That in Verbindung mit dem ganzen Zusammenhange unserer Erlösung bedürftigen Natur und fühlt sich darum fern von Gott. Da wiegt nicht die einzelne That so schwer, sondern vielmehr die ganze Gesinnung, aus der heraus diese That geschehen konnte. Der sittlich vollkommenste Christ empfindet seine an sich viel geringere Sündenlast als die des unsittlichen Verbrechers gleichwohl viel schwerer als jener. Jenen quält nur das Bewußtsein, nicht recht gethan zu haben, der Christ seufzt unter dem Drucke seines durch die Sünde gestörten Verhältnisses zu Gott. Nicht von sittlich auf der niedrigsten Stufe stehenden Menschen sind die schwersten Kämpfe gegen die Sünde geführt worden, sondern von den sittlich am höchsten stehenden, wie von Luther im Kloster zu Erfurt. Doch nicht nur schärfer, auch weiter an Umfang ist die christliche Sündenerkenntnis als die allgemein menschliche. Denn was der natürliche Mensch gar nicht als Sünde empfindet, einen Mangel an Vertrauen zu dem in Christo uns offenbaren Gott, und den Mangel an der in Christo uns vorgezeigten vollkommenen Liebe zu den Menschen, gerade das empfindet der Christ am drückendsten, eben weil es seinen Verkehr mit Gott zu zerstören droht.

Zur Erweckung solcher allein christlichen und darum zu erstrebenden Sündenerkenntnis hat nun die Predigt nur einen Weg, den ihr das christliche Leben und die christliche Erfahrung vorschreibt. Kommt der Christ durch die Versenkung in Christi Leben und Sterben und die damit verbundene Erkenntnis, daß der Gott, der sich uns in Christo so freundlich naht, durch Christum auch unser Herz für sich gewinnt, zu der Erfahrung, daß eben sein ungöttliches Wesen ihn von Gott scheidet, so hat die Predigt denselben Weg einzuschlagen. Sie muß zeigen, wie die Betrachtung der Persönlichkeit Christi uns zur Verurteilung unseres eigenen Ichs führt, und wie eben dies eigene, sündige Ich bewirkt, daß Christus noch so wenig Macht über uns hat. Psychologisch hat die Predigt nachzuweisen, daß dieselbe Gottesferne und dieselbe Sündenmacht, die dem Heiland entgegentrat, auch bei uns vorhanden ist und nur besiegt werden kann, indem eben das Gottvertrauen und die Gottesliebe Christi unser eigenes Herz erfüllt. Die in ihrem Leben allmählich sich vollendende und im Tode überwindende Heilandsgestalt ist allein das Mittel, durch welches christliche Sündenerkenntnis geweckt und geschärft werden darf. Wenn heute die Passions-Predigten fast durchweg noch diejenigen Predigten sind, in denen die christliche Sündenerkenntnis am schärfsten geweckt wird, weil sie erbaut sind auf dem Grunde des die höchste Liebe Gottes offenbarenden Kreuzes Christi, so ist das allein Zeugnis genug dafür, daß allein da, wo die Gestalt Christi Person und Leben für sich gewonnen hat, christliche Sündenerkenntnis die Herrschaft gewinnt. Wo die Liebe Gottes uns am größten erscheint, im Tode Christi, da ist auch zugleich die größeste Erkenntnis der Sünde. Dies hat seinen ein für allemal klassischen Ausdruck gefunden in dem Worte Luk. 25, 48: „Und da das Volk

sahe, was da geschah, schlugen sie an ihre Brust und wandten wieder um." Wie also rechte christliche Sündenerkenntnis sich da anbahnt, wo die in Christo offenbare Liebe Gottes sich eines Herzens bemächtigt, so hat auch die Predigt diese Liebe Gottes groß zu preisen und von ihr zu zeugen, um dann an Hand dieser Thatsache, welche selbst das beste Zeugnis gegen unsere Sünde ist, zu zeigen, wie eben die Sünde schuld ist, daß wir solche That Gottes nicht groß und hoch genug würdigen. Wie eben die Sünde die Schuld trägt, daß wir solcher Liebe Gottes noch so kalt gegenüberstehen und die Sünde uns das Vertrauen rauben möchte, diese Liebe Gottes als eine persönlich auf uns gerichtete Zuneigung Gottes zu betrachten.

Nie aber darf die Sünde einfach als das Schlechte als solches gerügt werden, denn der Herr ist noch nicht in die Welt gekommen, um das Böse als solches aus ihr zu verdrängen, sondern um den Seinen in seiner Person den Beweis zu liefern, daß es innerhalb der Welt schon eine Kraft gibt, die Sünde zu überwinden. Und diese Kraft ist die in Christi Leben und Sterben uns zur Gewißheit werdende vergebende Barmherzigkeit Gottes für alle, welche glauben dem, den uns der Vater gesandt hat.

Die christliche Kirche, insonderheit die römische, im Zeitalter des Clemens von Rom, nach dessen Brief an die Korinther.

Von P. H. Kamphausen.

Es ist Gottes Weise, sagt Luther einmal, wohl mit Beziehung auf seine eigene Geschichte, aus Bettlern zu machen gewaltige Leute, gerade wie er die Welt aus nichts gemacht hat. Dieser Grundsatz ist in hervorragender Weise anwendbar auf die Entstehung und das Wachstum der Kirche. Als der Herr auf dem Auffahrtsberg den großen Reichsbefehl gab: Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur! da waren die wenigen Männer, welche er aussandte, wie Bettler in den Augen der Welt, Bettler an äußerem und geistigem Kapital, und dasjenige, was die Kirche ins Leben rufen sollte, die Predigt des Evangeliums, wie nichts in der Schätzung der Menschen. Und doch welch eine Macht des Einflusses ging von diesen Fischern und Handwerkern aus, wie schal und oberflächlich wurde Griechenlands Weisheit gegen ihre Lehre und wie ohnmächtig Roms Allmacht gegen ihren Zeugenmut!

Immerhin bleibt es eine Thatsache ohnegleichen, was wir nach einem Kampfe von etwa dreihundert Jahren errungen sehen: das römische Kaisertum streckt offiziell die Waffen vor dem Christentum und das Zeichen des Kreuzes wird das Siegeszeichen der römischen Adler! Das Studium dieses Kampfes wirkt wie ein stählendes Bad. Der lebendige Gottesgeist, welcher die Kräfte zu solchem Streit gab, gibt sich dem empfänglichen Sinn des Forschers zu spüren, er ruht auf den Begebnissen und Denkmalen dieser Zeit.

Wenn die Bücher des Neuen Testaments, insonderheit die Geschichte und die Briefe der Apostel, uns die Geburt und Kindheit der Kirche urkundlich berichten, so zeigen uns die Briefe der apostolischen Väter und die Schriften der Kirchenväter, wie die Kirche zur Mannbarkeit in Glauben und Erkennen heranreift. Hochinteressant, ja vom innerlichsten Gewinn ist das Studium jeder einzelnen Phase dieses Prozesses. In dem folgenden wird uns das allererste Stadium desselben nach der Zeit des Neuen Testamentes beschäftigen.

Der Brief des Clemens von Rom nämlich ist das älteste unbestrittene Litteraturdenkmal der Christenheit nach den Schriften des Neuen Testaments. Schon dadurch nimmt er einen hohen Rang ein in dem nachbiblischen Schriftentum. Er ist in griechischer Sprache verfaßt von Clemens, aller Wahrscheinlichkeit nach Presbyter in Rom. Die Benutzung des Briefes in der Epistel des Polykarp an die Philipper ist wohl unzweifelhaft, wie auch Hegesipp beim Eusebius in seinen Ὑπομνήματα erzählt, daß der Brief gegen das Ende des ersten Jahrhunderts nach Korinth geschrieben worden sei. Zu seinem Alter kommt die sichere Bezeugung der Authentie seines Verfassers sowie seines Anspruchs, ein Gemeindebrief zu sein. So erzählt Dionysius von Korinth beim Eusebius hist. eccl. IV, 23, 9 in einem von ihm überlieferten Brief, daß der Brief des Clemens, von Rom nach Korinth geschrieben, damals (zw. 175—180) ἐξ ἀρχαίου ἔθους (nach altem Brauch) im Gottesdienst vorgelesen werde.

Eine Zeit lang hat er sogar kanonisches Ansehen gehabt. So führen ihn Origenes und Clemens Alexandrinus in ihrem Katalog kanonischer Schriften auf, wenn auch als Schrift minoris notae. Dem folgen mehrere Codices der orientalischen Kirche, so der Cod. Alexandrinus, wo er auch freilich erst hinter der Apokalypse steht.

Dem entsprechend hat denn auch die Kritik, als er 1633 nach langer Vergessenheit von Junius wieder entdeckt wurde, sein Alter und seine Echtheit in Bezug auf Verfasser und Inhalt mit Ausnahme von Mosheim, der einige Bedenken erheben zu müssen glaubte, nicht in Zweifel gezogen.

Läßt uns diese gute Bezeugung Zutrauen zu dem Brief fassen, so ist dabei sein Inhalt so reichhaltig (65 Kapitel) und zugleich seine Eigenschaft, von der römischen Gemeinde, der Hauptgemeinde des Abendlandes, an die korinthische, die größte des griechischen Orients, geschrieben zu sein, so besonders günstig, daß man wohl von diesen beiden maß- und beispielgebenden Gemeinden einen ziemlich sichern Rückschluß auf die ganze christliche Kirche machen kann. Insbesondere wirft er natürlich auf Geist und Zustände der römischen Kirche ein helles Licht und so sei denn im folgenden versucht, nach dem Inhalt des Briefes ein Bild zu entwerfen von dem damaligen Stand der Kirche, insonderheit der römischen Gemeinde. Wir gehen dabei von der äußeren Erscheinungsform der Kirche und ihrem darin pulsierenden Leben auf die in dem Brief sich darstellende Lehrentwicklung über, soweit sie als

allgemein geltend daraus erkannt werden kann. Diese Reihenfolge rechtfertigt sich noch besonders dadurch, daß bei dem auf das praktische Darstellen christlichen Lebens mehr als auf die spekulative Entwicklung der Lehre gerichteten Zeitalter jene Seite die deutlichste und von ihnen selbst am meisten betonte ist.

I. Die christliche Kirche im allgemeinen.

Die Veranlassung des Briefes waren Streitigkeiten in der korinthischen Gemeinde, welche die Absetzung der Presbyter von seiten einiger frechen Gesellen (27, 6*), denen das Volk zufiel, zur Folge hatten. Schon diese Thatsache allein, sowie der Umstand, daß die römische Gemeinde gerade in jene Streitigkeiten eingriff mit solcher Energie und Sorge (63, 3. 4), mit solcher sittlichen Entrüstung (47, 6) zeigt, daß die Würde der Ämter und die Auffassung von ihrem Wesen nicht gleich hoch und ernst war in beiden Gemeinden.

Für unsere Beurteilung der amtlichen Verhältnisse der Kirche im allgemeinen müssen wir also abziehen, was als specifisch römisch erscheint.

In Korinth hatten ein paar verwegene Menschen eine Rebellion gegen die Presbyter erregt und einige zur Absetzung gebracht. Wenn wir an die fortwährenden Ermahnungen zur Demut denken, welche den Brief durchziehen, zum Ablegen des Hochmuts und der Prahlerei (30, 6—8; 13 f.; 38, 2 f.; 48, 5. 6), welche Sünden auf geistliche Gaben sich gründen, namentlich auf den Besitz der γνῶσις (Erkenntnis), der σοφία (Weisheit), sowie des εὐλαλεῖν (Redefertigkeit) (13, 1; 30, 4; 48, 5), so erscheint die Vermutung berechtigt, daß einige an geistlichen, in die Augen stechenden Gaben (namentlich Weisheit und Beredsamkeit) reiche und mit edler Dreistigkeit begabte Leute die Urheber waren, daß von den Presbytern mehrere, die sich durch besondere biblische (aber schon damals altmodische) Nüchternheit auszeichneten, aus dem Amt gedrängt wurden.

Dem gegenüber ist es die Aufgabe des Clemens, die göttliche wie natürliche Berechtigung des Gemeindeamtes zu erweisen, und so läßt er uns in die Ansichten der damaligen Kirche über die Begründung des Amtes einen Blick thun.

Presbyter und Diakonen sind von den Aposteln in allen Städten und Ländern eingesetzt (42, 4), wo sie das Evangelium verkündigten, aber nicht nur das, sondern sie haben auch noch dazu die Verfügung hinterlassen (44, 2), daß ihnen andere geprüfte Männer folgen sollten, damit also eine Fortdauer des Amtes begründet. Es ist bloß von Presbytern, Episkopen (Plural) und Diakonen die Rede. Die Behauptung Rothes, daß schon zu Clemens' Zeit ein Unterschied zwischen ἐπίσκοπος (Bischof) und πρεσβύτεροι (Älteste) gewesen, ist demnach völlig unbegründet. Wer die Ernennung der Nachfolger vollziehen sollte, ist nicht ausdrücklich gesagt. Aus 44, 3 geht hervor, daß ἐλλόγιμοι ἄνδρες es

*) Anmerkung: Die erste Zahl bezeichnet das Kapitel, die zweite die Kapitelabschnitte des Briefes.

gewesen, welche dies Amt unter Beistimmung der Gemeinde vollzogen. Wer waren diese ἐλλόγιμοι ἄνδρες? Gewiß solche, die an Erfahrung und Ruf am höchsten in der Gemeinde standen, wohl in den meisten Fällen identisch mit den Presbytern. Die Gemeinde gab ihre Zustimmung oder verweigerte sie.

Die Befugnisse der so Gewählten erhellen leicht. Wie die Anführer im Heere, so galten die Presbyter in der Gemeinde (37, 2). Die Aufrührer werden angewiesen, ihre Sünden den Presbytern zu gestehen (47, 2); sie hatten also auch die Aufsicht zu führen über den Wandel der Glieder, mußten Fehlende zur Buße ermahnen (ibid.), wie sie die Beziehungen der Gemeinden zu einander und zu den Heiden werden geführt haben. Im Gottesdienst hatten jedenfalls nicht sie allein die Befugnis der Lehre; ermahnt doch Clemens einen jeden zu trachten, daß er könne γνῶσιν ἐξειπεῖν. Jedenfalls lag ihnen die Leitung der Gottesdienste ob.

Die Ansprüche, die man an ihren Charakter machte, ergaben sich aus ihrem Namen und ihrem Beruf. Sie sind aus den Pastoralbriefen sattsam bekannt. Irgend welche Modifizierungen der dort aufgestellten Regeln macht der Brief nicht. Die Gabe der Leitung, gewiß auch besonders der Lehre und der seelsorgerlichen Tüchtigkeit, sind Haupterfordernisse.

Mit den Presbytern oder Episkopen werden die Diakonen immer verbunden, sie dienten ihnen als Handlanger (in Annahme und Verteilung der Liebesgaben, in Aufsuchen der Kranken und sonstigen Hilfsbedürftigen ꝛc.)

Ihnen untergeben war die Gemeinde, aber freilich in durchaus milder Form, sich mit ihnen in wichtige Rechte teilend. Sie hatte ihre Zustimmung zur Wahl eines Presbyters zu geben, sie besaß auch das entscheidende Wort bei Ausübung der Kirchenzucht (54, 2). Sodann mußte ja auch die Verteilung der Gemeindeleitung unter mehrere den Einfluß des einzelnen in Schach halten. Auch sonst konnte sich ein charismatisch begabter Mann, von dem vielleicht viele ihr geistliches Leben herleiteten, zu Ansehen erheben. Schließlich ist noch in Betracht zu ziehen die allgemeine Höhe des christlichen Standes der Gemeinden, in welchen die Geistesgaben reichlich ausgeteilt waren und die Bruderliebe und Heilandsliebe einen mächtigen Damm gegen die Leidenschaften des natürlichen Menschen bildeten. Es war im Grunde doch mehr die persönliche Würde, wie die reiche Erfahrung, Menschenkenntnis, Besonnenheit, Umsicht wie auch Aufopferungslust, der sich die Gemeinde wird gebeugt haben.

Daß diese Ausführungen den thatsächlichen Verhältnissen entsprechen, zeigt der korinthische Aufstand. Es brauchten nur einmal ein paar Männer aufzutreten, welche die Begabung hatten zu blenden und anzuziehen, welche sich auch nicht scheuten, sich über die Rücksichten der Pietät hinwegzusetzen, so zeigte sich sofort der Mangel einer festen Organisation. Das Gefühl von einer nicht in der Person beruhenden

Machtvollkommenheit der kirchlichen Beamten war noch nicht tief in das Bewußtsein der Gemeinde eingedrungen. Freilich muß zugegeben werden, daß in dem vorliegenden Fall der leichte, bewegliche Charakter der Griechen sein Teil mit zu der plötzlichen, so totalen Verwirrung der bestehenden Ordnungen beigetragen hat.

Daß aber trotz dieser noch so wenig ausgeprägten und stabil gewordenen amtlichen Verhältnisse doch der Geist der Zucht und Ordnung in den christlichen Gemeinden herrschte, und nicht nur das, sondern daß ein frischer Geisteshauch von göttlichem Leben sie durchwaltete, dafür gibt Clemens im 1. u. 2. Kapitel ein beredtes Zeugnis. Wie köstlich dies Bild einer im wahrhaften, thätigen Christensinn lebenden Gemeinde! Bei ehrfürchtigem Gehorsam gegen ihre Ältesten, der Erziehung ihrer Kinder zur Furcht des Herrn und Ermahnung ihrer Weiber zum stillen Walten und würdiger Häuslichkeit beherrscht den ganzen Wandel eine herzliche Demut und eine brennende Liebe zu den Brüdern, die Tag und Nacht fleht für das Heil der Auserwählten Gottes. Eine „unersättliche Begier" zum Wohlthun an den Armen, zum Trost der Gefallenen und Bekümmerten und eine herrliche Freigiebigkeit gegen die Gastfreunde ziert die Gemeinde, indem bei allem das Beispiel des Herrn und seine Worte vor ihren Augen und ihrem Sinn bleiben. So ist ein reicher, tiefer Friede über sie ausgegossen und eine volle Mitteilung der Gaben des heiligen Geistes ist ihnen zuteil geworden.

Wie dann freilich auch in diesen Frieden hinein die Sünde ihre auflösende, zerstörende Macht beweist, zeigt die darauf folgende Schilderung des Aufstandes in der korinthischen Gemeinde. Wie schon erwähnt, waren die Anstifter geistlich begabte und hochmütige (vielleicht auch prinzipiell ehelose (38, 2) Männer; sie hatten namentlich unter den jüngeren Gliedern bedeutenden Einfluß gewonnen (3, 3) und die Weiber (!) angestiftet, ihnen mißliebige Personen zu verleumden, weshalb Clemens sie ermahnt, nicht einzelne vor andern zu bevorzugen, sondern alle Erwählte in gleicher Weise zu lieben, dabei aber sich an die Pflichten des Hauses zu halten (21, 7). Die Gastfreunde aus anderen Gemeinden muß jene Partei mit abstoßender Kälte behandelt haben, wahrscheinlich um möglichst wenig Zeugen und Tadel von außen her zu gewärtigen zu haben. Mit einem Wort, es sind dieselben Feinde in erneuter Auflage, gegen welche Paulus, Kap. 12—14 seines 1. Korintherbriefes, schrieb und welche wiederum vergessen, was er dort so nachdrücklich und so herrlich ausgesprochen: Strebet aber nach den besten Gaben, und ich will euch noch einen köstlichen Weg zeigen (in Kap. 13).

Wenn wir nunmehr zur Betrachtung dessen übergehen, was der tragende Grund, das erzeugende Motiv dieses ihres geschilderten amtlichen und gemeindlichen Lebens ist, zur Darstellung ihres G l a u b e n s (fides QUAE creditur), so müssen wir das von vornherein festhalten, daß von dem Urteil über die Lehre und den erkenntnismäßig entwickelten und zum Bewußtsein gebrachten Glaubensinhalt zu trennen ist die

Auffassung von ihrem eigentlichen religiösen Leben, von der Verwirklichung christlicher Ideen, der Durchbildung der eigenen Persönlichkeit zu dem Vorbild der demütigen und heiligen Persönlichkeit Christi, zu der jene ersten Christen gelangt waren. (Vgl. dazu Dorner, Entwickelungsgeschichte u. s. w.) Es war noch nicht Zeit genug verflossen, um die mächtigen Gedanken und Thatsachen der christlichen Religion, die ein ausschlaggebender Faktor im Leben geworden, auch in der Klarheit und Bestimmtheit auszudenken und auszusprechen, wie die Apostel es gelehrt und spätere Zeiten es verstanden haben.

Schauen wir zunächst die Quellen religiöser Erkenntnis an, die sie besaßen, und das Verhältnis, das sie dazu einnahmen. Die erste und hauptsächlichste war das Alte Testament. Die Apostel hatten es den Gläubiggewordenen gebracht; es war das Buch der religiösen Erziehung dieser Urgemeinden. So ist denn auch dem Clemens die Bibel Alten Testamentes unbedingte Norm für die Auffassung unserer Pflichten gegen Gott. Die Schrift, ἡ γραφη, ist das für alle Zeiten gültige Wort Gottes. Will er seine Ermahnungen bekräftigen, so sagt er einfach: γέγραπται oder ἡ γραφὴ λέγει oder auch θεὸς λέγει. Diese Auffassung von der Schrift muß die allgemein gültige gewesen sein. Auf eine Begründung solches ihres Ansehens läßt er sich gar nicht weiter ein. Die Christen jener Zeit, auf das Alte Testament als auf Gottes Wort allein angewiesen, hatten und ehrten in ihm ihr Ein und Alles. Fast auf jeder Seite citiert Clemens aus dem Alten Testamente, oft ganz große Abschnitte, meist wörtlich, zumal bei größeren Stücken, die er wohl ausschrieb, während bei kleineren Citaten aus dem Gedächtnis zuweilen kleine, aber unbedeutende Änderungen vorkommen. Der Text ist der der Septuaginta nach dem Cod. Alexandrinus, der mehr Bücher enthält als der jüdische, z. B. die Sapientia Salomonis (citiert 27, 5), das Buch Judith (55, 4). Dann sind von apokryphischen Büchern vielleicht noch das Buch Ezechiels (2. Jahrh. v. Chr., natürlich nicht der Prophet) und die Assumptio Mosis benutzt, alle diese Bücher mit gleichem Ansehen wie die kanonischen Teile der Schrift.

Welcher Art ist nun im besondern das Ansehen, das für das Alte Testament beansprucht wird? Es offenbart uns den Willen Gottes, wie er ein ewiger und darum auch für den Christen geltender ist. Die Gebote und Verheißungen an die Juden haben auch für den Christen Geltung und Bedeutung. Sehen wir von der allegorischen Auslegung ab, die noch weiter als die des Paulus und des Hebräerbriefes geht (wenn z. B. das rote Seil der Rahab ein Zeichen der Erlösung durch Christi Blut sein soll), so ist die Auffassung im ganzen die durch die Apostel vorgebildete. In seinen gesetzlichen Bestandteilen, nicht in Beschränkung auf den Dekalog oder das ausgeführte Sittengesetz, in der Gesamtheit seiner νόμιμοι und προςτάγματα, sofern sie Spezialisierungen des Gotteswillens sind, hat das Alte Testament für uns seine bleibende Bedeutung.

„Wir wollen also demütig sein, denn es steht geschrieben: Es rühme sich niemand“ u. s. w. (13, 1). Es steht geschrieben: Wer meine Worte fürchtet, auf den werde ich sehen (13, 3. 4). Die Mahnung zur Buße, Ezech. 33, 11, gilt für alle Geliebten Gottes (8, 5). Clemens weiß, daß die Liebe des Gesetzes Erfüllung ist (49), aber auch im Ritualgesetz sieht er die Darstellung und Niederlegung des Gotteswillens. Die Priesterordnung z. B. ist ein Zeichen dafür, daß Gott den Unterschied zwischen Gemeinde und Amt will, die Ordnung der Opfer ein Hinweis auf die Notwendigkeit der Opfer im christlichen Kultus.

Haben die Gesetze so gleichsam weissagenden Charakter, so sollen wir auch der eigentlichen Weissagungen und ihrer Erfüllung gewiß sein. Das geht bis ins Einzelne, z. B. die Einsetzung von Presbytern und Diakonen ruht auf der Prophezeiung der Schrift (42, 5).

Die Formen des Alten Bundes werden — ohne den leisesten Zweifel der Allgemeingültigkeit — als τελείως λειτουργήσαντες (in vollkommener Weise Gott dienend) (9, 2) angeführt, sind also unsere Vorbilder. An ihnen sind die Wege des Segens offenbar (31, 1), an ihnen ist es kund gethan, daß Gott, die auf ihn hoffen, nicht verläßt. Die Bösen im Alten Testament sind ein abschreckendes Beispiel, wie Gott die straft, die an ihm zweifeln (11, 2) und die seinem Willen widerstreben (39, 2).

Aus allen diesen Typen und diesem Typischen den Willen Gottes zu erkennen, das bildet eine Seite der christlichen γνῶσις (Erkenntnis) der πλείων γνῶσις (höheren Erkenntnis) (41, 4; 40, 1) [ohne daß wir darum mit Lipsius ihr eigentliches Wesen darin sehen müßten].

Vielleicht fällt es auf, daß bislang der Schriften des Neuen Testamentes noch gar keine Erwähnung gethan worden ist, waren dieselben doch am Ende des 1. Jahrhunderts schon alle oder fast alle geschrieben. Ja wohl, aber welche waren dem Clemens bekannt? Sicherlich zunächst der Römerbrief, vergleiche z. B. 35, 5 ff., sowie die Thatsache, daß derselbe doch eben in Rom vor allem bekannt gewesen sein muß; sodann der 1. Korintherbrief, den er 47, 1 ausdrücklich erwähnt; ferner der Hebräerbrief, wozu vgl. 36, 2 mit Hebr. 1, 4 [dort wird Christus genannt: Hohepriester unserer Opfer, Beistand und Helfer unserer Schwachheit, Abglanz der Herrlichkeit Gottes ἀπαύγασμα δόξης]. Auch der Jakobusbrief scheint ihm bekannt gewesen zu sein. 10, 1 wird Abraham Freund Gottes genannt, was freilich kein sicheres Kriterium (vgl. Jesaias 41, 8) für seine Bekanntschaft mit Jak. 2, 21—23 ist. Weitere Schriften des Neuen Testaments lassen sich nicht mit Sicherheit als dem Clemens bekannt erweisen. Denn wenn auch mehrere Stellen als Worte des Herrn angeführt werden (vgl. 13, 2 mit Matth. 6, 14; 7, 2 sowie 46, 8 mit Matth. 26, 24), so können dieselben doch auch aus mündlicher Überlieferung geflossen sein.

Ganz anders nun ist das Verhältnis, das er zu diesen Briefen einnimmt als zu den alttestamentlichen Schriften. Er führt solche Stellen nie ganz wörtlich an, sondern nimmt sie auf und verändert, setzt hinzu oder faßt zusammen nach Zweck und Bedürfnis; zumal führt er sie nie

mit der feierlichen Form alttestamentlicher Citate ἡ γραφή (die Schrift) oder ὁ θεὸς λέγει (Gott sagt) ein. Wenn er den Hebräerbrief benutzt und Deduktionen acceptiert, so liegt ja darin eine hohe Anerkennung, aber nie stellt er ein solches Wort als direktes Gotteswort hin. Die Apostel stehen ihm hoch, als solche, die mit Fülle des heiligen Geistes ausgegangen sind, das Evangelium zu predigen; Paulus ist ihm der Lehrer der Gerechtigkeit für die Welt; die Predigt der Apostel ist eine Botschaft Gottes: aber die von ihnen überlieferten Schriften, die ja alle in der anspruchslosen Form von Briefen und Gelegenheitsschreiben erschienen, konnten unmöglich gleich hinaufragen in die Alpenhöhen der altehrwürdigen Thora und der Propheten. Anders ist es freilich mit den Worten Jesu. Sie sind Gottes Worte im gleichen Maß wie das Alte Testament. 13, 3 werden Aussprüche Jesu als ἐντολή (Gebot) und παραγγέλματα (Befehle) bezeichnet.

Es entspricht diesem Verhältnis zum Alten Testament sowie zu den neutestamentlichen Schriften, daß in der Lehre vom christlichen Glauben der Verfasser sich über den alttestamentlichen Standpunkt nicht hat erheben können zu der Höhe des Paulinischen Glaubensbegriffs, zu dem durch die persönliche Einigung mit Christo gesetzten neuen Verhältnis des Menschen zu Gott. Daran wird diese Grundverschiedenheit klar, daß er keinen Glauben an Christum, sondern nur an Gott kennt. Zeigen wir am Gang des Briefes, wie sich ihm der Glaube darstellt.

Nachdem er Kap. 7 gesagt, daß das Blut Christi um unserer Seligkeit willen vergossen, daß es Gnade der Buße allen Menschen gebracht und die Forderung der Buße an alle stellt, fährt er fort: So wollen wir uns von unserm Weg abwenden und flehend um Gottes Mitleid eilen zu seinem Erbarmen, wollen uns unsere Sünde vergeben lassen und einen neuen Wandel beginnen. Wer sind die Vorbilder solch neuen Wandels? Schauen wir auf die, welche vollkommen gedient haben seiner Herrlichkeit: Henoch ist durch seinen Gehorsam gerecht erfunden; Noah, gläubig erfunden, konnte durch seinen Dienst Wiedergeburt verkündigen; Abraham, der Freund Gottes, ward gläubig erfunden, indem er gehorsam war den Worten Gottes. Im Gehorsam ging er weg aus dem Vaterlande, im Gehorsam brachte er Isaak zum Opfer. Also, Gehorsam ist die Quelle ihrer Gerechtigkeit, das demütige Unterwerfen unter seinen Willen, wie das Zutrauen zu seinen Verheißungen. Dies wird bestätigt durch das Beispiel Lots. Derselbe wird errettet, damit offenbar sei, daß er alle, die auf ihn hoffen, nicht verläßt, wie im Gegenteil sein Weib ein Zeichen dafür ist, daß alle umkommen, die an Gottes Macht zweifeln. Rahabs Geschichte zeigt, daß das Blut Christi Erlösung ist für die, welche hoffen und glauben an Gott, glauben seiner Macht, wie sie es thut (12, 5).

Der Glaube ist also ein Thun seines Willens, wie ein zuversichtliches Warten auf seine Verheißungen. Dieser Gehorsam ist gleichbedeutend mit der Demut. 13, 1: So wollen wir also demütig sein

und gehorchen seinem Willen, uns stärken zum Wandel, gehorsam seinen heiligen, ziemlichen Worten, demütigen Sinnes, denn wen sieht er an als den Sanftmütigen und den, welcher sein Wort fürchtet?! Kap. 14. Die Folgerung aus dem allen: Gerecht also und fromm ist es, Gott gehorsam zu werden, und wieder 15, 1: Den Demütigen gehört Christus. Nur eine andere Seite ist die Betonung der Furcht Gottes. Sie rettet alle, die in ihr fromm wandeln. Kap. 19 kommt er zu dem Resultat, indem er die Heilswege Gottes überblickt, daß Demut und Unterwerfung im Gehorsam das ist, was die Frommen alter und neuer Zeit gerecht gemacht hat. Wer sie besitzt, erhält das Ziel des Friedens (19, 2), wie auch in der Schöpfung alle seine Werke dadurch in Frieden und ohne Störung bleiben, daß sie gehorchen seinen Sätzen (20, 1. 4). Als eine Auswirkung dieses Sinnes sieht er die Verehrung Christi, unsers Herrn, an (21, 6). So hat denn auch das πίστις ἐν χριστῷ (22, 1) nicht den paulinischen Vollsinn, sondern bedeutet nur: der Glaube an sein Wort, welches das Wort Gottes ist.

Das eigentliche Objekt aber unserer Glaubensbeziehung ist Gott, welcher denen, die ihn fürchten, seine Gnade austeilt, denen, die sich dem, der treu ist in seinen Verheißungen, anschließen in demütiger Unterwerfung. Dem widerspricht auch nicht Kap. 31 und 32, wo er der Ausdrucksweise des Paulus am nächsten kommt: Abraham wurde gesegnet, weil er Gerechtigkeit und Wahrheit durch Glauben gewirkt. Der Glaube ist auch hier die Unterwerfung unter Gottes Willen, die ihn zur Gerechtigkeit und Wahrheit seiner Lebensentfaltung brachte. 32, 3 folgert er daraus: Sie alle wurden nicht gerecht durch ihre Werke und ihr Rechtthun, sondern durch den Willen Gottes, gleichwie auch wir, durch seinen Willen in Christo berufen, nicht durch unsere Frömmigkeit und Werke gerecht werden, sondern durch den Glauben, durch den der allmächtige Gott alle von Ewigkeit her gerecht gemacht hat.

Auf Gottes Seite sein Wille, auf des Menschen der Glaube an Gott. Man beachte, daß Gott als der Allmächtige rechtfertigt.

Im folgenden werden auch die guten Werke nicht aus dem Glauben abgeleitet, sondern aus dem Beispiel und Willen Gottes. 34, 4: Gott ermahnt zu jeglichem guten Werk, dem wollen wir gehorchen.

Fremd ist ihm der tiefe Gedanke von dem Glauben, als dem geistigen Verwandtschaftsband mit Christo, welches uns als Glieder sowohl des Sterbens als des Lebens unsers Hauptes teilhaftig macht. Der Glaube ist ihm Gehorsam, Furcht Gottes, Demut, eine Unterwerfung nicht unter den Erlöserwillen, sondern unter den Machtwillen Gottes. Wie werden wir seine Verheißungen erringen? 35, 5: Wenn wir suchen, was ihm gefällig, wenn wir vollenden, was seinem untadeligen Willen gemäß ist. So wollen wir also kämpfen mit aller Anstrengung in seinen Geboten.

Was bleibt bei dieser Auffassung vom Glauben von der **Bedeutung der Person Christi?** Ist denn die apostolische Lehre von derselben ganz mißverstanden? Was zunächst Christi Wesen und sein

Verhältnis zum Vater anbelangt, so kann wohl kein Zweifel darüber sein, daß er die Gottheit Christi festhält, wenn er ihm auch dies Prädikat nicht beilegt. Schon daß er bei Christo unterscheidet eine Seite κατὰ σάρκα (nach dem Fleisch) (23, 2), zeigt, daß er eine übernatürliche auch kennt und so 22, 1, wo er ein Citat aus dem Alten Testament als ein Wort Christi bezeichnet, wird klar, daß er an die Präexistenz Christi glaubt. Er wird in der That ganz nahe zum Vater gerückt. 2, 1 heißen die Leiden Christi παθήματα αὐτοῦ in einem Zusammenhang, wo das αὐτοῦ nur auf Gott gehen kann! Christus ist ja eben ἀπαύγασμα (Ausstrahlung) des Vaters, Abglanz seines Wesens (36, 1). Durch ihn schauen wir des Vaters Antlitz. Er ist im absoluten Unterschied von den Engeln der Sohn des Vaters. Er ist das Zepter seiner Majestät, das Organ seiner Herrschergewalt. Wie Gott, so ist der Herr, dem das Reich der Zukunft gehört (50, 3).

Trotz dieser hohen Auffassung von der Person Christi weicht doch Clemens weit ab von der apostolischen Wertung Christi für unser Heil. Schon äußerlich fällt die seltene Anführung Christi (einzelne schablonenhafte Wendungen wie ἐν χριστῷ [in Christo] abgerechnet) in dem großen Briefe auf. Das wird um so verhängnisvoller, als zumal im ersten Teil, wo er doch von den Wegen des Segens, der Erlangung der Gerechtigkeit vor Gott spricht, nur nebenbei der Tod Christi erwähnt wird. Eine wirkliche Bedeutung spricht er ihm nur für die Sinnesänderung bei: Sein Blut, für unser Heil vergossen, hat der ganzen Welt Gnade der Sinnesänderung dargeboten. Wir können das nur auffassen in Gemäßheit zu 49, 6, wo es heißt, daß er um der Liebe zu uns willen sein Fleisch und Leben für uns gegeben. Wir müssen Ritschl beistimmen, daß der Tod Christi nur als Zeichen und Siegel seiner unendlichen Liebe zur Reue und Bitte um Vergebung treiben soll.

Wenn wir hinzunehmen, was schon früher gesagt wurde, daß vom Glauben an Christum nie geredet wird, so kommen wir zu dem Schluß, daß Ausdrücke wie: „das Blut Christi ist für uns vergossen, sein Fleisch für uns gegeben“ nur Reminiscenzen an Worte der Apostel sind, wie sie fleißigen Lesern und Schülern haften geblieben sind, ohne daß damit eine klare, apostolische Erkenntnis verbunden gewesen wäre. Christus ist zwar uns allen nötig, für alle hat er die Buße gewirkt, und so haben wir in ihm alle unser einendes Prinzip (46, 8; 38, 1); er ist das Haupt, wir die Glieder, sind in ihm alle berufen, wie er auch durch seine Fürbitte als Hoherpriester unserer Schwachheit (64; 36, 1) unsere Berufung festgemacht, durch sein Vorbild unsern Wandel in Demut stärkt; aber eine tiefe, erkenntnismäßige Erfassung der Karfreitags- und Osterthatsachen wird doch stark vermißt. Wir sagen absichtlich „erkenntnismäßige,“ denn daß im übrigen der Presbyter Clemens und so seine Gemeindeglieder in der thatsächlichen Erfassung des Heils in Christo, in der Bezeugung seines Geistes und seiner Kraft als urwüchsige und vollbürtige Christen sich bewiesen haben, bedarf wohl kaum der Hervorhebung. Wie hoch ragen darin jene Zeiten voll heiligen,

thatkräftigen Christentums aber mit bloß knospender Erkenntnis empor über jene, die wohl eine Dogmatik, eine Theologie erzeugen konnten, aber im praktischen Christentum eine solch traurige Impotenz bekennen müssen.

Jedenfalls muß man jenes Manko in der Lehre nicht auf Rechnung judenchristlichen Einflusses setzen. Nirgends in dem Briefe finden wir eine Spur davon. Die Streitigkeiten zwischen beiden Parteien, die einen Paulus so viel beschäftigt, sind zur Ruhe gekommen, indem beide Parteien ihren Stand zu nehmen suchen auf den allgemeinen apostolischen Überlieferungen. 7, 2: Paulus und Petrus werden gleich berücksichtigt. Wird Petrus Kap. 5 zuerst genannt, so wird von Paulus das Rühmlichste erzählt, er ist der, welcher die ganze Welt die Gerechtigkeit gelehrt. Wie in Rom, so war auch in Korinth jener Gegensatz nicht mehr vorhanden, wie auch nicht mehr der andere der vier Parteien (1 Kor. 1, 12). Auch die vorhandenen Streitigkeiten waren nicht um der Lehre willen entstanden, sondern durch Hervordrängung charismatisch auffällig und verlockend begabter Gemeindeglieder nach Art desselben Geistes, wie ihn Paulus 1 Kor. 12–14 bekämpft (siehe oben). Desgleichen finden wir auch noch keine Andeutung gnostischer Irrlehren. Die Gnosis, welche die Christen haben und erbitten sollen von Gott, ist die, welche auch der Apostel Paulus kennt: Erkenntnis des Willens Gottes (41, 4), durch die unser sündig verfinstertes Herz wieder erhellt wird, daß es Verständnis für Gottes Wege und Wirken erhalte (36, 2). (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Der Umwandlungsprozeß, in dem der Methodismus begriffen ist, wird deutlich gekennzeichnet durch einen Artikel des „Apologeten," dessen Hauptpunkte im folgenden wiedergegeben sind:

"Lost Arts of Methodism" — zu Deutsch: „Verloren gegangene Künste des Methodismus" — so lautet das Thema einer Vorlesung, gehalten in der hiesigen Prediger-Versammlung am 8. April von einem der jüngeren, progressiven Prediger. Wir müssen gestehen, daß schon das, gelinde gesagt, sensationell lautende Thema uns nicht sonderlich gefiel, zumal der unter dieser Devise behandelte Gegenstand einer der ernstesten und wichtigsten ist, der eine Prediger-Versammlnng in unserer Zeit beschäftigen kann.

Der Redner machte zunächst darauf aufmerksam, daß der Methodismus im Laufe der Zeit ganz bedeutende Veränderungen erfahren, ohne dadurch aber, nach seiner Meinung, irgend welchen nennenswerten Schaden erlitten zu haben. Der moderne Methodismus sei progressiv, wie er es von Anfang an gewesen, und noch mehr so: der Ausblick für seine weitere Entwickelung sei ein höchst versprechender; seine erfolgreiche Carriere für die Zukunft sei gesichert. Habe es auch in der Vergangenheit der Kirche Zeiten gegeben, wo ein über sein Volk weinender und klagender Jeremias am Platz war, so sei doch kein Bedürfnis für einen solchen unter uns, und solche, die etwa geneigt sein sollten, eine solche Rolle zu spielen, seien gegenwärtig nicht gewünscht.

Die „verloren gegangenen Künste," von denen er rede und deren Verlust er durchaus nicht beklage, seien nichts anderes gewesen als Hülle und Spreu, die der jungen Pflanze zum Schutz gedient, die aber nach dem Erstarken derselben natürlicherweise unnötig geworden und deshalb abgefallen seien. Zu diesen „verloren gegangenen Künsten" zählte der Redner sodann nebst anderen Dingen die Klaßversammlungen und den Betaltar mit seinen geistlichen Übungen und charakteristischen Phänomen. Er bedauere nur den Verlust von zwei Dingen, die im ursprünglichen Methodismus eine sehr bedeutende Rolle spielten, und diese seien die Kunst, sich den Umständen und Verhältnissen aufs beste anzupassen, und das Gefühl und Bewußtsein der innigen Zusammenmenhörigkeit. Beide seien dem Methodismus zu Anfang in hohem Maße eigen gewesen, und es sei sehr zu wünschen, daß diese beiden, wenigstens teilweise „verloren gegangenen Künste" dem Methodismus der Gegenwart wieder zurückgegeben werden könnten.

Dr. Rust, erster und langjähriger Sekretär der Freedmen's Aid- und Südlichen Erziehungs-Gesellschaft, einer der Väter, voll Glaubens und heiligen Geistes, hielt darauf in der Besprechnng des Vortrags eine Rede, welche die ganze Versammlung in Bewegung setzte. Es schien allen Anwesenden recht wohl zu thun, diesen alten Helden, der so viele Jahre in den Vorderreihen unserer Geistesstreiter gestanden, zu hören. Seine Meinung war, daß etliche Propheten, wie Jeremia, der klagte: „Ach, daß ich Wasser genug hätte in meinem Haupt, und meine Augen Thränenquellen wären, daß ich Tag und Nacht beweinen möchte die Erschlagenen in meinem Volk," heutzutage unter uns ganz am Platz wären. Viele der Väter des Methodismus seien solche weinende und klagende Propheten gewesen und hätten durch ihr inniges Mitgefühl mit dem Volk viele Seelen für den Herrn gewonnen. Kein Methodistenprediger brauche sich seiner Thränen zu schämen, wenn er über die Sünden seines Volkes weine. Jesus habe auch über die Sünden seines Volkes geweint. Bezüglich der Klaßversammlungen und mancher anderer Dinge, deren wir wähnen entwachsen zu sein und ihrer nicht mehr zu bedürfen, sollten wir wohl zusehen, daß wir nicht mit dem, was wir für Hülle und Spreu halten, das Leben und die Kraft des Methodismus verlieren.

Der nächste Redner war Dr. Cranston, der Hauptagent unseres westlichen Verlagshauses. Er meinte, er könne nur mit dem höchsten Ernst an der Besprechung dieses Gegenstandes teilnehmen. Auch könne er nicht ohne große Besorgnis auf die Zukunft des Methodismus schauen. Zwei Dinge seien es ganz besonders, von denen unsere Sicherheit und unser Erfolg in der Zukunft abhängen. Das erste sei das klare Bewußtsein unserer Prediger, daß sie Botschafter an Christi Statt seien und daß Gott ihnen, wenn sie auftreten, eine Botschaft für sein Volk gebe. Fehle ihnen dieses Bewußtsein und fielen sie herab zu einem durch die Gemeinde angestellten und besoldeten Beamten, der predigt, wie den Leuten die Ohren jucken und der der gehorsame Diener sonderlich derer ist, die am meisten zu seinem Unterhalt beitragen, so ist der Prediger nicht länger ein Gottgesandter, sondern ein Menschendiener, und der Methodismus würde, mit solchen Predigern in großer Zahl auf seinen Kanzeln, seinem Untergang entgegengehen. Das zweite sei die absolut notwendige geistliche Wiedergeburt unseres Volkes. Der Grundton aller unserer Predigten sollte daher das Wort sein und bleiben: „Ihr müßt von neuem geboren werden." Und dieses Wort sollte ebenfalls den Ausschlag geben bei der Aufnahme der Glieder in die Kirche. Der Methodismus hat von Anfang auf

dem Boden der persönlichen Heilserfahrung gestanden und wurde darauf fortgebaut, und nur auf diesem Boden können wir in Zukunft sicher weiterbauen." —

Der Artikel ist in mancher Hinsicht lehrreich. Zunächst einmal darin, daß er zeigt, wie gerade diejenigen Eigentümlichkeiten des Methodismus, in welchen in früheren Zeiten seine Stärke lag oder zu liegen schien, bereits verschwunden sind oder im Verschwinden begriffen sind. Noch bemerkenswerter ist aber der Umstand, daß diese Eigentümlichkeiten als „Künste" bezeichnet werden. Nimmt man den Redner scharf beim Wort, so sind diese Dinge keine notwendigen Lebensäußerungen des Methodismus gewesen, sondern entweder Mittel zu einem Zweck, die man anwendet, solange sie ihre Wirkung nicht versagen, oder Darstellungen, die sich nur solange auf ihrem Schauplatze erhalten, als Interesse und Nachfrage dafür vorhanden ist. In beiden Fällen geht allerdings mit ihrem Verschwinden — vorausgesetzt, daß sie durch zweckmäßigere Mittel und interessantere Darstellungen ersetzt worden sind — nichts verloren, sondern es erscheint noch als Gewinn, insofern man etwas Nutzloses und nicht mehr Zureichendes los wird.

Man mag am Ende zugeben, daß Klaßversammlungen und Bußübungen vielfach nur noch als Künste geübt werden und darum auch nur noch ein künstliches Dasein fristen. Aber diese Dinge ohne weiteres als Künste zu bezeichnen, beweist doch nur, daß diesen fortschrittlichen Methodisten sogar noch das geschichtliche Verständnis für ihre eigene Vergangenheit abhanden gekommen ist und sie ihre frühere Thätigkeit, ohne — wie es scheint — auch nur eine Ahnung davon zu haben, auf die gleiche Stufe stellen, wie die geistlichen Exerzitien des Jesuitenordens. Das ist, hier wie überall, um so leichter, als der Fortschritt sich nicht vollzieht durch eine Umgestaltung des Bewußtseins der einzelnen Persönlichkeiten, sondern durch das Aufkommen einer neuen Generation, welcher gegenüber die alte die Macht verloren hat, ihr den alten Charakter anders als bloß formell aufzuprägen, und der darum die alten Formen als etwas erscheinen, das ihr Leben nur unnötig einengt und hindert.

Die Alten sehen freilich die Sache mit etwas andern Augen an. Gerade diese „verlorenen Künste" waren für sie meist keine Künste, sondern die natürliche Form, in der ihr geistiges und kirchliches Leben seine Kraft am stärksten entfalten konnte. Wie ein Mensch diese Form fahren lassen, ja mit Befriedigung wegwerfen kann, ohne den Geist und die Kraft des Methodismus aufzugeben, ist ihnen natürlicherweise ebenso unfaßbar, wie der andern Seite das Gegenteil.

Merkwürdig ist, daß das, was festgehalten werden soll, auch unter den Begriff der „Künste" subsumiert wird, nämlich die Anpassung an die Umstände und Verhältnisse und das Gefühl und Bewußtsein der Zusammengehörigkeit. Wenn die Anpassung an die Verhältnisse nicht Natur, sondern Kunst ist, d. h. wenn sie nicht aus einem Bewußtsein innerer Zusammengehörigkeit hervorgeht, vermöge dessen man sich, getrieben von der Liebe Christi, in anders geartete Verhältnisse hineinbegibt, sie in Hoffnung tragend und durch die Liebe entweder umbildend oder überwindend, so verliert sie ihre Wahrheit und ihre sittliche Berechtigung. So ist z. B. die Anpassung Christi an seine irdischen Lebensverhältnisse nicht künstlich, d. h. nicht aus einer die Ziele des eigenen Verhaltens verdeckenden Berechnung hervorgegangen, sondern sie war Wirkung seines Wesens. Darum bleibt er auch in dieser Selbst-

beschränkung wahrhaftig, und kein Betrug kann bei ihm gefunden werden. Ist aber die Anpassung nur noch Kunst, dann ist sie nicht mehr Christen-, sondern Jesuitentum.

Wenn aber vollends das Gefühl der Zusammengehörigkeit als eine Kunst erhalten werden soll, dann gibt es nur noch eine Parallele dazu: die heutigen Trusts. Dort ist die Zusammengehörigkeit eine künstliche und das Gefühl derselben vom Stande der Aktien abhängig. Es ist wohl schwerlich die Absicht des progressiven Redners gewesen, so weit zu gehen. Seine Rhetorik scheint mit seinen modernen Gedanken, die auch von moderner Leichtigkeit sind, durchgegangen zu sein. Sei dem, wie ihm wolle; diese Gedanken treten auch an den Methodismus heran und die Auseinandersetzung mit den Zeit- und Weltver hältnissen bleibt ihm so wenig erspart, wie irgend einer andern Kirche.

Der kühne Plan einer freien evangelischen theologischen Fakultät in Herford scheint eine seiner Hauptstützen in einem Mißverständnis von Bodelschwinghs gehabt zu haben. Bodelschwingh schrieb nämlich über eine Unterredung, die er mit dem Kultusminister hatte, folgendes: „Als ich vor einigen Tagen demselben persönlich meinen Schmerz über den gegenwärtigen Zustand so vieler Universitäten aussprach und von dem doch auf die Dauer gänzlich unhaltbaren Zustande redete, daß die Kirche sich ihre Diener allein vom Staate ausbilden lassen müsse, der doch durch die Verfassung interkonfessionell geworden und dessen Kultusminister so schnell wechselnde Personen sind, da ließ er die Worte fallen: So schaffen Sie sich doch Seminarien, wie die katholische Kirche sie hat. — Dabei hüpfte mir wirklich das Herz im Leibe. Er schien damit die Möglichkeit einzuräumen, daß auf einem freien Seminar vorgebildete Theologen auch zum Amt der Landeskirche zugelassen werden könnten. Ich möchte nun, was ich wünsche, nicht gerade ein Seminar, sondern eine kirchliche theologische Hochschule nennen."

Dazu wird dann noch die Bemerkung gemacht: „Soweit Bodelschwingh, der den Minister in dem weiteren Verlauf seines Schriftstückes sogar ‚den Vater seiner kühnen Hoffnungen' nannte. Selbstverständlich dachte er daran, die Sache nicht widerkirchlich, sondern landeskirchlich einzurichten. Der König sollte die Professoren der freien Universität bestätigen, der Minister aus ihrem Kreise die Professuren der staatlichen Fakultäten besetzen können."

Diese Erwartungen sind nun aber durch ein Schreiben des Präsidenten des Evangelischen Oberkirchenrates völlig zerstört worden. Zunächst hat sich gezeigt, daß die Äußerung des Kultusministers nicht in einem Entgegenkommen gegen die Pläne Bodelschwinghs wurzelte, sondern augenscheinlich in einer Anwandlung des Mißmutes hingeworfen war, um den lästigen Besucher auf seinen eignen Unternehmungsgeist zu verweisen und ihn so los zu werden.

Das erwähnte Schreiben lautet nämlich folgendermaßen: „Ew. Hochwürden haben mich durch Mitteilung Ihres auf der Pastoralkonferenz in Bielefeld gehaltenen Vortrages davon in Kenntnis gesetzt, daß es Ihre Absicht ist, die Bildung einer freien theologischen Fakultät in Anregung zu bringen. Ew. Hochwürden erwähnen dabei, daß Sie über den Plan ‚Fühlung mit dem Kultusministerium gewonnen und dort gehört haben, daß staatliche Bedenken gegen ein solches bescheidenes Seminar nicht vorliegen würden.' Dem gegenüber erlaube ich mir ganz ergebenst zu bemerken, daß nach den von mir eingezogenen Erkundigungen diese Auffassung an der maßgebenden Stelle des Kultusministeriums nicht geteilt wird. Auch die in Ihrem Vortrage enthal-

tenen Angaben über die bisherige Stellungnahme des Herrn Kultusministers zu Ihrem Plane beruhen, wie ich zu konstatieren ermächtigt bin, auf Mißverständnis. Meinerseits möchte ich Ihnen keinen Zweifel darüber lassen, daß ich dem von ihnen angeregten Plane nicht allein nicht zustimme, sondern die Verfolgung desselben im Interesse der evangelischen Landeskirche für hochbedenklich und verhängnisvoll ansehe und verpflichtet sein werde, demselben mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln entgegenzutreten. Wenn Ew. Hochwürden am Schlusse Ihrer gefälligen Zuschrift vom 25. d. Mts. bemerken, daß die landeskirchlichen Seminare für Kandidaten der Theologie ‚ihren Zweck nicht erfüllen, daß sie zu rein wissenschaftlich seien und der Ritschlianismus auf ihnen allen in mehr oder weniger beschränkter Macht herrsche,‘ so muß ich die Behauptung bestimmt zurückweisen. Die von den Kommissarien des Evangelischen Oberkirchenrats, den Herren Ober-Konsistorialräten General-Superintendent D. Braun und Köhler bei den Revisionen der Seminare gemachten Wahrnehmungen stehen mit Ihrer Auffassung in direktem Widerspruch. Sofern Ew. Hochwürden von dieser meiner Erwiderung an anderer Stelle Gebrauch zu machen sich veranlaßt sehen sollten, darf ich die ganz ergebenste Bitte aussprechen, meine Zuschrift in vollem Umfange bekannt zu geben."

Damit sind natürlich alle diejenigen von dem Unternehmen abgeschreckt, die auch im kirchlichen Leben nichts ohne den König thun können und wollen. Das würde der Sache aber noch keineswegs lebensgefährlich werden, wenn nur die übrigen Gegner der Universitätstheologie unter sich einig wären. Die einen wollen augenscheinlich die mühselige, opfervolle und wenig versprechende Arbeit, die mit der Bildung einer solchen Lehranstalt und der Erhaltung ihrer Konkurrenzfähigkeit mit den staatlichen Lehranstalten verbunden ist, nicht auf sich nehmen.

Universitätsdozenten lassen sich eben nicht machen, sie müssen erst werden. Von ganzen Fakultäten oder gar Universitäten gilt das noch in viel höherem Maße. Bis eine neugegründete theologische Fakultät — aus der sich, wenn sie überhaupt ihren Zweck erreichen sollte, eine theologische Schule mit einer selbständigen Richtung entwickeln müßte — mit der heutigen herrschenden Schule konkurrenzfähig wäre, wären die Tage dieser Schule längst dahin. Die Ritschlsche Schule wird auf den Universitäten auf natürlichem Wege eher durch eine andere abgelöst werden, als dies auf dem vorgeschlagenen künstlichen Wege geschehen könnte.

Diese Erwägungen liegen zum Teil dem folgenden Artikel der D. E. Kztg. zu Grunde, in welchem dieselbe sich höflich, aber deutlich von dem Bodelschwinghschen Unternehmen lossagt. Derselbe empfiehlt statt dessen die Konvikte, wie sie zum Teil an manchen Universitäten schon bestehen. Namentlich wird auf Halle verwiesen. Es heißt da u. a.:

„Diese Konvikte sind recht eigentlich dem Sinne des Seelsorgers der Studenten, dem Herzen des seligen Tholuck entsprungen, und tragen in ihren Einrichtungen und zumeist auch in ihrem Lebenszuge den Stempel dieser Herkunft an sich. Sie bieten zwar erkleckliche Unterstützungen für wenig Bemittelte; indes das ist nicht ihr Zweck, sondern dient ihnen nur als Mittel, wie die Armenpflege der inneren Mission. Sie sind auf erziehende Einwirkung angelegt; dieselbe wird einesteils durch die Einfügung in eine feste christliche Lebensordnung und durch Anleitung zur regelmäßigen und zweckmäßigen Arbeit geübt, andernteils durch das Zusammenleben, für welches der Inspektor den

Mittelpunkt bildet, namentlich auch durch sorgfältige Pflege der einzelnen Konviktualen. Ihre Stifter haben das Ersinnliche gethan, um sie den Schwankungen der offiziellen Theologie zu entnehmen und ihnen den evangelisch-kirchlichen Zug zu sichern. Unfehlbar werden ihre Maßregeln freilich so wenig wirken, als irgend welche von Menschen bisher ersonnene. Jedenfalls ist hier Gelegenheit zu jeder Art von Einwirkung gegeben, wie eine freie Fakultät sie üben könnte, abgesehen von der Abgeschlossenheit gegen jede Kunde von kritischer Theologie. Die wird indes auch dort weder völlig noch vollends wirksam erreicht werden.

„Statt nun die etwa erreichbaren Mittel auf eine Gründung zu verschwenden, die entweder Summen fordert, von denen die Planenden im Augenblick keine Vorstellung haben oder von Anbeginn an ein hinkümmerndes Dasein fristen würden, wäre auf diesem bescheidenerem Wege viel zu leisten, und das mit einer gewissen Verbürgung für die Dauer. Man vergißt wohl leicht, wie kostspielig es sei, eine Stiftung für wenige zu machen, wenn doch der sachliche Apparat für wenige nicht kleiner sein darf, als für viele. Das gilt bei jeder Bildungsanstalt, die Gelehrsamkeit bei den Lehrern erfordert. Eine freie Fakultät ist noch nicht darum leistungsfähig, weil man etliche gebildete Theologen zusammenbringt. Mögen sie im Anfang auf ihren Zimmern unterrichten; die Äußerlichkeit der Räumlichkeiten hat freilich nicht viel zu sagen. Aber die Studienmittel für Lehrer und Schüler! Unsere Konviktualen wie ihre Lehrer haben die großen alten Bibliotheken der Universität und Seminarien neben den kleinen langsam anwachsenden eigenen, und außerdem diejenigen der Dozenten zur Verfügung. Bibliotheken sind bekanntlich sehr billig für die Antiquare zu haben; aber sie zu sammeln, dazu bedarf es vielen Geldes und außerdem langer Zeit, auch noch eines besonderen Geschickes, das nicht einmal jeder wirklich Gelehrte besitzt. Wo sollen die Mittel dazu herkommen und wer wird sie getrosten Mutes aufwenden, wenn doch die ganze Gründung nur auf Zeit berechnet wird, — bis nämlich der herrschende Wind unter den Theologen wieder in entgegengesetzter Richtung weht. Kann man sich doch ohnehin der Theologie, die auf der freien Fakultät herrschen soll, nicht auf länger versichert halten. Denn wenn man es in den Verhandlungen auch fortwährend überhört, so muß es doch immer wieder gesagt werden: Die „freien“ kirchlichen Lehranstalten aller Denominationen, soweit sie irgendwie wissenschaftlich geartet waren, sind alle den theologischen Schwankungen unterworfen gewesen; auch die Professoren der römischen Kirche sind zeitenweis dem Rationalismus in ziemlichem Maße verfallen.

„Wo sollen die Mittel herkommen? Unsere Konvikte haben zum Teil wahrhaft fürstliche Schenkungen erhalten; gegenüber der Entwertung des Geldes vermögen sie schon jetzt, wenige Jahrzehnte nach der Stiftung, den stiftungsmäßigen Leistungen nur mühsam gerecht zu werden. Rechnet man etwa auf Honorare der Studenten? Jene Honorare sind bei der theologischen Fakultät mancherorts heute noch so hoch oder niedrig, wie vor sechzig Jahren, also etwa auf die Hälfte des Wertes gesunken, während die anderen Fakultäten sie längst erhöht haben. Werden die Pfründen der Väter auf einmal so steigen, daß sie an der freien Fakultät das Dreifache oder Vierfache von dem zahlen können, was sie sich bisher zinsenlos borgen ließen auf unsichere spätere Erlegung hin?

„Will man etwas thun, was erreichbar ist und dauernden Gewinn tragen könnte, so gründe man an den Staats-Fakultäten, die mit allen Mitteln — auch mit kirchlichen und königlichen Stipendien — stattlich ausgerüstet sind,

kirchliche freie Konvikte. Unsern Gymnasiasten wird man den „deutschen Studenten" nicht mit einem väterlichen oder synodalen oder Vereins-Dekret aus den Köpfen bringen; sie werden auch in Herford „Studenten" sein wollen. Nun, die Konvikte haben seit Jahrhunderten die Aufgabe angegriffen, Seelsorge und eine gewisse Bindung mit der „akademischen Freiheit" (mit diesem Danaergeschenk, welches sich ebensowenig einfach abschaffen läßt, wie Bismarcks allgemeines Stimmrecht) zu verbinden. Im Anfang war es nicht ganz leicht; aber es ist geschehen. Freilich kann man nicht Massen hineinsperren; dann hört die Seelsorge auf, wie in den großen Schülerinternaten und wie in den Massengemeinden. Aber wenn auch nicht alle, und diese auch nicht für die ganze Studienzeit hinein können, wenn man nur eine erkleckliche Anzahl für drei, vier Semester in gesunden Zug bringen kann, das wirkt dann in immer größeren Kreisen weiter. Bis jetzt sind es zu wenige, denen diese Wohlthat zuteil wurde; die meisten von diesen aber haben sich dauernd dankbar erwiesen und darunter zählen Glieder von Fakultäten und hohen und höchsten Kirchenregimentstellen. Man kann also behaupten, daß dieser Weg sich etlichermaßen bewährt hat.

„Mit ihm läßt sich leicht der andere, bisher schon betretene vereinigen, nämlich die Ausstattung von Dozentenstellen, welche von kirchlichen Vereinigungen besetzt werden, wie das an den Schweizer Universitäten seit Jahrzehnten der Brauch ist. Man hat diese Stellen an den Inspektoraten der Konvikte. Indem diese Dozenten die Leitung dieser Gemeinschaften erhalten, gewinnen sie sogleich einen sicheren Wirkungskreis und festen Boden unter der Studentenschaft. Vor allem aber: sie lernen unterrichten, lernen richtigen Umgang mit Studenten, lernen Unterricht mit Pflege des ganzen Menschen verbinden. Hierhin kann man junge Geistliche setzen, die ohne die leicht verwirrende Lage des bloßen Studierens oder bloßen Dozierens vor wenigen unsichern Zuhörern sich langsam unter sonst ausfüllender Thätigkeit in die gelehrte Theologie einarbeiten und zum Professor ausbilden können. Sie sind nicht unabsetzbar wie die Professoren, sondern auf Vertrag angestellt; ohne Aufsehen und in friedlichem Einvernehmen kann das Kuratorium einen Wechsel veranlassen, wenn es unrichtig gegriffen hat oder eine Wandlung sich vollzogen hat, wie sie den viel gescholtenen Ministern bisweilen ihre besten Absichten durchkreuzt, ohne daß hinterher Abhilfe getroffen werden kann. (Ähnliches ist übrigens ehedem mit uniert und konfessionell begegnet!) Die aus dem Dienst an den Gemeinden herüber gekommenen Männer treten in denselben bereichert zurück, ohne das peinliche Gefühl des Scheiterns mitzunehmen, wie es die zu begleiten pflegt, welche vergeblich auf eine Professur gewartet haben."

Auch die Generalversammlung der rheinisch-westfälischen Vereinigung der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses hat erklärt, daß § 3 ihrer Statuten ihr verbiete, zu der freien Fakultät in Herford Stellung zu nehmen. Das ist unter den bestehenden Verhältnissen eine einfache Ablehnung des ganzen Projektes.

Dabei scheint noch eine Nebenrücksicht sich bei manchen geltend zu machen. Man verspricht sich mehr von der Agitation als von der Arbeit. Die Errichtung einer freien Fakultät würde aber dieser Agitation den Boden entziehen. Es wird in dieser Beziehung gesagt:

„Im übrigen müssen auch wir offen erklären, daß wir in dem Bodelschwinghschen Gedanken die Abhilfe für die vorhandne Not nicht finden können. Ganz abgesehen davon, daß das Streben nach gesetzlicher Anerkennung eines freien Bildungsganges für Theologen in Generalsynode und Parlament,

in Ministerien und Kabinetten die heftigsten und zunächst völlig aussichtslose Kämpfe heraufbeschwören müßte, ist der Vorschlag für uns auch deshalb sehr zweifelhaft, weil er die Unterrichtsverwaltung auf ihrem verhängnisvollen Wege nur bestärken würde. Wenn kirchliche Fakultäten bestehen, wird der Minister noch weniger Antrieb als jetzt fühlen, die Professuren mit bekenntnistreuen Männern zu besetzen. Wir Evangelischen wollen und können aber den Zusammenhang zwischen Staat und Kirche an diesem wichtigen Punkte noch nicht lockern. — Übrigens glauben wir auch nicht, daß sich, wie die Dinge liegen, Männer und Mittel für eine solche freie Fakultät finden würden. Ohne freie Kirche ist auch eine freie Universität undenkbar.

„Wir meinen, es gebe noch eine andere Hilfe. Führen wir in den Synoden aller Stufen einen unermüdlichen Kampf gegen die Irrlehre auf den Kathedern! Rufen wir der Staatsregierung ins Gewissen, daß sie es nicht verantworten kann, die Kirche der Reformation zerstören zu helfen! Fordern wir von den Kirchenbehörden, daß sie bei der Begutachtung der Professoren scharf sind! Sprechen wir es aus, daß, wenn die Dinge so weiter gehen, die Verbindung zwischen Staat und Kirche gelöst werden muß und wird!"

Diese letztere Drohung wird allerdings den Staat wenig beunruhigen. Er würde recht gerne die evangelische Kirche mit ihren meist sehr bescheidenen Ansprüchen losgeben, wenn er nur zugleich auch die katholische mit ihren maßlosen Forderungen loswerden könnte. Aber da fehlt es eben. Die römische Kirche hält den Staat fest durch ihre Ansprüche auf Macht und Geld, und würde herzlich gerne zur alleinigen Staatskirche werden, wenn nur die evangelische Kirche ihr das Feld ganz allein einräumen wollte.

Gegen die „Freie reformierte Kirche" in Böhmen wird seit einiger Zeit ein strenges Verfahren eingeschlagen, wenn die „Ref. Kirchenztg." recht berichtet ist. Der genannten Kirche, welche über 12 Kirchen und 40 Predigtplätze verfügt, ist bisher gestattet gewesen, „Hausandacht mit eingeladenen Gästen" zu halten. Jetzt tritt in zwei Bezirken eine andere Auslegung der bisher bewilligten Privilegien hervor; nach Auffassung der dortigen Behörden hat sich die Kirche auf ihre wirklichen Mitglieder zu beschränken. Alle Gäste, selbst die Freunde der Mitglieder und Glieder anderer evangelischen Denominationen, müssen streng ausgeschlossen werden. Ein Prediger wurde ins Gefängnis gesetzt und nachher zu einer Geldstrafe verurteilt, weil er nicht buchstäblich dieser Verordnung nachkam. Ein zweiter Prediger wurde aus gleichem Grunde zweimal mit Geldstrafen belegt. In Südböhmen, in Hußinetz, dem Geburtsort des großen Reformators Johann Hus, wird der Prediger der freien Kirche, Paul Zelinka, und seine kleine Gemeinde scharf durch die Behörden verfolgt. Bibelstudium und Gebete gelten als gefährlich und verbrecherisch. Hußinetz ist eine Stadt von 2000 Einwohnern. Bis vor kurzem war in dem ganzen Orte kaum eine Bibel zu finden. Jetzt haben gern 200 Personen eine Bibel gekauft. Viele dieser neuen Bibelleser erbaten vom Prediger Zelinka eine Einladung zu seinen Privat-Bibelstunden. Nur eine beschränkte Anzahl erhielt die Einladung. Der Amtsvorsteher des Bezirks sandte einen Polizisten, der die Bibelstunde auflöste. Alle Beteiligten wurden vor die höchste Magistratsperson geführt. Prediger Zelinka erhielt eine Geldstrafe. Einige junge Leute wünschten sich Gesangsunterricht und eine allgemeine Bibelunterweisung. Sie wurden in einem Privatzimmer unterrichtet, es wurde hierbei nicht einmal gebetet. Aber dies galt bei demselben Beamten für ein Vergehen und Prediger Zelinka mußte 20 Mk. Strafe zahlen. An den Straßenecken wurden Plakate angeschlagen, in welchen allen denen, die nicht

Kirchenmitglieder wären, aber des Predigers Gebetstunden besuchten, Geldstrafe oder Gefängnis angedroht. Wenn dieser Prediger seinen acht dortigen Gemeindegliedern eine einfache Bibelstunde hält, marschiert ein Polizist vor dem Hause auf und ab. Mit Muskete und Bajonett hält er jeden fern, der Gottes Wort dort suchen möchte. Auch Frau Pastor Zelinka mußte eine Geldstrafe zahlen, weil sie eine kleine Nähschule mit Mädchen hielt.

Der Papst hat das in der letzten Nummer (Seite 155) erwähnte Rundschreiben schließlich weder an die anglikanischen noch an die römischen Bischöfe in England, sondern an das englische Volk adressiert. Dadurch hat er zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Erstlich hat sich Rom auch hier wieder in seiner heutzutage beliebten neusten demokratischen Farbe gezeigt, und zweitens hat er nicht zu befürchten, daß er eine offizielle ablehnende Antwort erhalten werde, was ihm von seiten der anglikanischen Bischöfe doch hätte zuteil werden können. Vielleicht kann man dann in einigen Jahrzehnten oder schon früher — denn heutzutage wird sehr schnell vergessen — diese Nichtbeantwortung als eine willige Annahme derselben darstellen. Es war freilich der römische Episkopat nur teilweise damit einverstanden, daß der Brief an das englische Volk gerichtet werde. Der Papst sucht denn auch in der Einleitung seinen Schritt zu begründen. Unter anderem führt er die „häufigen Unterredungen" mit Engländern an, „welche von der freundschaftlichen Gesinnung der Engländer für Uns persönlich Zeugnis ablegten und für ihre Sehnsucht nach Frieden und ewigem Heile durch die Einheit des Glaubens." Der Brief weist sodann auf die Vergangenheit hin, in welcher England von Rom aus das Christentum erhalten habe. Freilich ist es in der Zeit der Reformation von Rom abgefallen, aber es hat sich doch noch einen „tiefen religiösen Sinn bewahrt. Der Papst lobt den Eifer Englands, „durch gerechte, liebevolle Gesetze die Lage weiter Volksschichten zu verbessern." Er hebt ferner den „thatkräftigen Eifer" der Engländer in der Bekämpfung der Trunksucht hervor. Endlich „können Wir auch nicht unterlassen, auf die strenge Sonntagsheiligung hinzuweisen und die allgemeine Achtung vor der Bibel." Um so mehr wünscht der Papst die Wiedervereinigung Englands mit dem apostolischen Stuhl. Zum Schluß empfiehlt er den Katholiken Englands, die heilige Jungfrau für das Werk der Wiedervereinigung anzurufen, wofür Leo selbst mit gutem Beispiel vorangeht. „Wir rufen daher demütig an die Fürsprache des h. Gregor, den die Engländer immer gern als den Apostel Englands bezeichnet haben; den h. Augustin, seinen Schüler und Sendboten, und alle jene Heiligen, welche durch ihre Tugenden und ihre großen Thaten England den Titel verdient haben: ‚Insel der Heiligen', d. h. Petrus, den h. Georg, Englands Schutzpatron, und vor allem die allerseligste Gottesmutter, die der Heiland selbst vom Kreuze herab als Mutter der Menschheit bezeichnet hat, und welcher eure Vorfahren euer Königreich einst zugeeignet haben unter dem ruhmreichen Titel: ‚Mitgift Mariens.' Diese alle bitten und flehen wir an, daß sie unsere Fürsprecher sein mögen vor Gottes Throne, auf daß er den Ruhm der Vergangenheit erneuere." Das den Katholiken empfohlene Gebet für England zur „allerseligsten Jungfrau" beginnt mit den Worten: „O gebenedeite Jungfrau Maria, Mutter Gottes, Königin und Mutter, schau mit Erbarmung nieder auf England, deine Mitgift." Es ist eine Frage, ob die vielfach bewährte Diplomatie des apostolischen Stuhles diesmal nicht einen Fehlgriff gemacht hat, indem dieser doch auch an die Protestanten gerichtete

Brief mit solcher Plumpheit die Heiligenanrufung ins Feld führt, welcher auch die romfreundlichen Protestanten bedenklich zu machen geeignet ist.

Die Achtung vor der Bibel, welche vom Papste gelobt wird, ist natürlich etwas anderes als protestantischerseits darunter verstanden wird. Je höher der evangelische Christ seine Bibel achtet, um so fleißiger liest er sie; der Katholik dagegen muß die Bibel aus ehrfurchtsvoller Entfernung verehren, wie seine andern Reliquien.

Die Anpassungsfähigkeit des Judentums an die Verhältnisse ist von jeher nicht gering gewesen und auch dem Reformjudentum ist sie nicht abhanden gekommen. Es hat wahrgenommen, daß es in mancher Beziehung zu weit gegangen ist, und thut den einen oder andern Schritt zurück, ohne aber deswegen eigentlich reaktionär zu werden. Das zeigt sich in der Einführung einer neuen Agende, die in der Berliner Reformgemeinde anläßlich des fünfzigjährigen Jubiläums derselben stattfand. Nach dem Bericht der „Allgemeinen Zeitung des Judentums" kann man in dem Buche die Ordnung des „traditionellen Gebetbuches" wiederfinden: Psalm, Schema, Thoravorlesung, Tefilla. „Das neue Gebetbuch hat vor allem zwei große Vorzüge; es setzt, soweit dies mit dem Geiste der neuen Zeit und mit unserem fortgeschrittenen Empfinden vereinbar ist, den alten Siddur wieder in seine mehr als zweitausendjährigen historischen Rechte ein. Und dann vermeidet es, soviel als möglich, alle modernen Gebete. Wie unsere Zeit kein Talent für Gesetzgebung, so hat auch sie kein Talent, Gebete zu verfassen oder Kirchenlieder zu dichten. Es fehlt uns dazu die Harmlosigkeit, die Naivetät, die Innigkeit des Empfindens und leider auch die Glaubenswärme. Das neue Gebetbuch vermeidet glücklich beide Klippen: aus dem alten Siddur ist wesentlich das herübergenommen, was auch ein moderner Mensch sagen kann, und von den neuen Geten und Liedern ist keines, welches durch allzu modernes Empfinden störend auf den Beter wirken könnte. Und auch dies sei rühmend hervorgehoben: Es ist in dieses Gebetbuch viel mehr aus dem hebräischen Grundstock der alten Tefilla aufgenommen als in das frühere. Man ist eben überall zu der Erkenntnis gelangt, daß eine geschichtliche Erinnerung, welche ja das Gebetbuch zunächst hervorrufen soll, ohne die hebräische Sprache nicht möglich sei."

Wie wenig man aber trotz eines zeitweiligen Zurückgehens sein Ziel aus dem Auge verliert, zeigt eine Mitteilung des Rabbiners der Breslauer Reformgemeinde. Derselbe sagt in seinem 52. Jahresbericht der jüdischen Gemeinde-Religionsanstalt: „Im vorigen Jahre habe ich den Versuch gemacht, die seit einer längeren Reihe von Jahren unterbliebene Konfirmationsfeier wieder in unserer Gemeinde einzuführen. Obgleich die Feier ihres Eindrucks nicht verfehlt hat, mußte ihre Wiederholung doch schon in diesem Jahre unterbleiben, weil sich keine Kinder, oder richtiger gesagt, weil in unserer Gemeinde sich keine Eltern fanden, die ihre Kinder an einer solchen Feier mochten teilnehmen lassen. Ich kann darüber nur mein schmerzliches Bedauern aussprechen. Die Konfirmationsfeier ist eine derjenigen Reformen, die bei ihrer Einführung vor mehreren Jahrzehnten von allen fortschrittlich Gesinnten mit wahrhafter Begeisterung aufgenommen wurde, und gegen die sich auch von seiten der konservativen Richtung kaum irgend etwas Stichhaltiges einwenden ließ. Sollte der Sinn für eine solche Feier, deren Eindruck auf das Gemüt der Jugend niemand bestreiten kann, und die vielleicht bei manchem Kinde sich als ein Schutz und Segen für das ganze Leben erweisen würde, aus unserer Mitte schon ganz geschwunden sein? Das kann ich im Ernst nicht denken. Ich werde deshalb im nächsten Jahre den Versuch erneuern und dann hoffentlich mit günstigerem Erfolge."

Die schon längst versuchte Annäherung zwischen dem Vatikan und der ital. Regierung scheint endlich Wahrheit werden zu wollen. Das vatikanische Organ, der "Osservatore Romano," bleibt zwar dabei, daß dem Papste die Freiheit geraubt worden, aber gesteht auch zu, daß die „Macht der Ereignisse" zu der Notwendigkeit eines modus vivendi zwischen dem Vatikan und der italienischen Regierung geführt habe. Gleichzeitig werden vatikanische Stimmen laut, wie im "Corriere di Napoli," die mit Befriedigung darauf verweisen, daß die italienische Regierung dem Vatikan gegenüber neuerdings größeres Entgegenkommen zeige; so sei den Offizieren eine größere Freiheit betreffs des Besuches der Kirchen, besonders in der Karwoche, eingeräumt worden; ferner sind die Wachposten vor den Kasernen angewiesen worden, vor Priestern, die sich auf dem Wege zu Kranken befinden, um ihnen die letzte Wegzehrung zu bringen, ins Gewehr zu treten und ihnen die militärische Ehrenbezeigung zu erweisen, was bisher nur seitens der Polizisten geschehen ist. Alles in allem genommen, sucht man beiderseits das bessere Einvernehmen auch äußerlich zu markieren.

Zur Marienverehrung schreibt man der „Kirchl. Korresp." aus München: Wir haben eine Maria von München und eine von Andechs, eine von Maria-Eich und eine von Bamberg, eine besondere Maria in jedem Kloster und eine besondere in jedem Städtchen. Jede kann ein bißchen mehr wie die andere, und das gute katholische Volk fragt sich vor jedem Anliegen: Sag' ich es der Maria von München, oder verlob' ich mich zu der von Benediktbeuren, oder walle ich hinaus zu jener von Altötting? Die jeweilige Maria wird nach dem Ort genannt, wo ihr Bild, ihre Statue steht. Dort wirkt sie und dort trägt man ihr sein Anliegen vor. Und die Zahl der Marien ist so groß, fast wie die Zahl der Statuen. Aber die Gipsgießer und Stukateure wissen genau, was man will, wenn man verlangt: eine Maria von Altötting oder eine von Birkenstein oder eine von Einsiedeln. Denn jede ist etwas durch ihre Haartracht, ihre Gewandung, ihr Lächeln, oder gar durch eine Krone am Kopf unterschieden. Die mächtigsten unter diesen Marien werden gekrönt und ihre Bilder geweiht. Wie es nun überhaupt im Wesen des Deutschen liegt, gern Fremdes anzunehmen und das zu bewundern, was weit her ist, so zeigt sich dies auch in den Marienstatuen. Und wie die Moden, die aus Paris stammen, so sind auch die französischen Marienstatuen bei den deutschen Katholiken sehr beliebt. Neuerdings wurde, obwohl die Zahl der deutschen Marienbilder viele Hunderte beträgt, eine neue französische Maria in Bayern mit erzbischöflicher Genehmigung eingeführt, die Maria von Lourdes, der zu Ehren am 11. Februar d. J. zum erstenmal das Fest „Mariä Erscheinung in Lourdes" innerhalb des Erzbistums München-Freising gefeiert wurde!

Unter den vielen Anstalten, mit welchen echte Nächstenliebe Jerusalem seit Errichtung des evangelischen Bistums ausgestattet hat, befindet sich auch eine Kinderheilanstalt, welche der Freigebigkeit JJ. KK. Hoheiten des verstorbenen Großherzogs und der Großherzogin-Witwe Marie von Mecklenburg-Schwerin bei deren Besuch in Jerusalem 1872 ihre Gründung verdankt. Die hohen Reisenden waren dazu veranlaßt worden durch einen deutschen Arzt Dr. M. Sandreczky, welcher längst gefühlt hatte, wie sehr Jerusalem und ganz Palästina bei der Nachlässigkeit, Gleichgültigkeit und Unreinlichkeit der Eltern einer solchen Anstalt bedurfte. Das Hospital wurde am 6. Juni 1872 eröffnet und erhielt zu Ehren der hohen Mitbegründerin den Namen „Marien-

stift." Die Leitung wurde dem genannten Ärzte übertragen; er übernahm sie unentgeltlich.

Was Dr. Sandreczky vorausgesagt hatte, traf sofort ein. Aus allen Gegenden Palästinas, ja aus Syrien, Mesopotamien, von den Beduinenlagern und aus Ägypten kamen kranke, oft schrecklich verwahrloste Kinder herbei. Waren es Säuglinge oder sehr kranke, so wurden auch die Mütter, die Tagereisen weit herkamen, mit aufgenommen. Die Hilfe wurde nicht etwa nur von den Christen der verschiedenen Konfessionen, sondern auch von den Mohammedanern eifrigst gesucht, in den letzten Jahren auch von den Israeliten.

Die Anstalt ist auf höchst einfachem Fuße eingerichtet und ganz auf milde Beiträge angewiesen. Sie ist auf ein gemietetes Lokal beschränkt, in dem es nicht bloß an zweckmäßiger Verteilung der Räume, sondern immer mehr an Raum selbst fehlt, sodaß der Direktor der Anstalt und die Diakonissin derselben, wie wir seine Gattin mit Recht nennen dürfen, mit Schwierigkeiten jeder Art zu kämpfen haben, umsomehr als schon seit längerer Zeit jede Jahresrechnung, mit einer Ausnahme, wegen der unzureichenden Beiträge mit einem Defizit abgeschlossen hat; die Ausnahme bildete das Jahr, in dem der hochselige Kaiser Wilhelm der Anstalt eine namhafte Summe schenkte. Kaum mehr als 60 Wohlthäter, die nach der letzten vorliegenden Rechnung über Deutschland, Holland, England, die Schweiz, selbst Amerika hin verstreut sind, wenden ihre regelmäßigen Beiträge der Anstalt zu. Dr. Sandreczkys Jahresberichte sind über viele Teile Deutschlands verbreitet, und manche Zeitung hat auch von Reisenden Mitteilungen über das segensreiche Wirken der Anstalt gebracht; dennoch wird dieses Kind Jerusalems, welches ein Vater- oder Mutterhaus in Europa nicht besitzt, noch immer wie ein Stiefkind betrachtet. Wollte man die Zurückhaltung damit begründen, daß die Anstalt nicht für Deutsche, sondern für Araber bestimmt sei, so wäre das nicht nur eine engherzige Ausflucht, sondern auch unwahr, da auch jedes hilfsbedürftige deutsche Kind in die Anstalt aufgenommen wird.

Zur Wartung der Kranken hatte die Gattin des Direktors bisher nur die Hilfe ungelehriger, unverläßlicher, einheimischer Mägde. Um dem Marienstifte endlich eine ordentliche Pflegerin geben zu können, hat Dr. Sandreczky seine Tochter bei Pastor von Bodelschwingh in Bielefeld die Krankenpflege erlernen lassen. Diese steht jetzt als Pflegerin unentgeltlich ihrem Vater zur Seite. Das ist für die Verwaltung der Anstalt, besonders aber für die Kranken ein großer Gewinn. Um so fühlbarer bleibt die ungenügende Beschaffenheit der Räumlichkeiten. Das Hospital ist von der Direktion und den Wirtschaftsräumen durch einen offenen Weinberg getrennt, für den bisher aus Mangel an Mitteln ein Wächter nicht hat angestellt werden können. Bei Unwetter und Hitze ist der Verkehr hin und her beschwerlich. Die Kranken, besonders die Schweroperierten leiden, unter den beschränkten Räumen, und der Pflegerin fehlt ein eigenes Zimmerchen, in das sie sich zur Erholung von dem schweren Krankendienst zurückziehen könnte.

Diese Umstände lassen immer aufs neue den Wunsch rege werden, für das Marienstift endlich ein eigenes Heim zu beschaffen. Noch kürzlich wurde dem Direktor ein sehr geeignetes Haus mit Garten unter günstigen Bedingungen zum Kauf angeboten. So verlockend die Aussicht war, das zwanzigste Jahr des Marienstiftes mit einem eigenen Heim abschließen zu können, so mußte der Direktor doch mit Schmerzen das Anerbieten zurückweisen. Nur außerordentliche Zuwendungen könnten ihn in den Stand setzen, über den Kaufpreis (50,000 Mark) zu unterhandeln.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $2.00.

23. Jahrg. St. Louis, Mo., Juli 1895. No. 7.

Die christliche Kirche, insonderheit die römische, im Zeitalter des Clemens von Rom, nach dessen Brief an die Korinther.

Von P. H. Kamphausen.

(Schluß.)

II. Die römische Kirche im besondern.

Haben wir im bisherigen versucht, mit Übergehung des specifisch Römischen im Briefe, die Zustände der Kirche im allgemeinen darzustellen, so wenden wir jetzt noch unsere Aufmerksamkeit der römischen Gemeinde allein zu. Vielleicht gelingt es, die Lineamente zu ziehen, des späteren so imposanten Gebäudes der katholischen Kirche.

Was das Amt und seine Rechte anbetrifft, so war der geringe Zustand der Ausbildung deutlich geworden, in dem es sich noch befand. Das Persönliche trat viel mehr in den Vordergrund als die Würde, welche das Amt verleiht. An und für sich waren die Befugnisse der Presbyter durch die Verhältnisse beschränkt. Die sittlich-religiöse Kraft und Reife der Gemeine, die reiche, unbeschränkte Geistbegabung, der durch den schweren Druck der Heidenwelt hervorgerufene enge Zusammenschluß wehrte die Bildung von amtlichen Schranken ab. Es war ja eine annähernde Erfüllung dessen, was der Prophet gesagt: Es wird keiner den andern lehren und sagen: erkenne den Herrn, sondern sie werden mich alle kennen, beide, klein und groß.

Dennoch waren diese amtlichen Grenzen merklicher in der römischen Gemeinde und nicht so leicht zu überschreiten als in der korinthischen. Das zeigt schon der Brief an und für sich. Die römische Gemeinde wendet sich unaufgefordert an die aufrührerische Schwestergemeinde, sie zur Eintracht, zum Gehorsam unter die Presbyter zurückzubringen. Andere mögen es auch versucht haben, aber nicht mit solchem Eifer, solcher Mühe, solcher Ausführlichkeit; wissen wir ja doch auch, daß dieser Brief durchschlug und noch lange als kirchliche Schrift dort gegolten hat. Rom fühlte sich gewissermaßen als mitverantwortlich für das Heil dieser andern großen Gemeinde, dasselbe, den Erdkreis umfassende, weite Herz vermeinen wir schon schlagen zu sehen, das später die Nachfolger des Clemens zu „Vätern der Christenheit“ machte.

Die hohe Meinung des Römers vom Kirchenamt springt überall hervor, wenn er immer wieder Gehorsam gegen die Presbyter fordert,

wenn er es schändlich, ja sehr schändlich nennt, daß man gegen sie Aufruhr betreibe (47, 6), während es doch der Wille Gottes sei, sie zu scheuen und zu ehren (21, 6). Es sollen sich doch die Aufrührer beugen unter die Ältesten und sagen: Wenn nur die Gemeinde Frieden hat unter ihrem Hirten (54, 4), so will ich weichen und über mich ergehen lassen Verbannung und was da will. So gut ein Heer seine Obersten, ein Leib sein Haupt nötig hat, so gut eine Gemeinde ihre Ältesten (37, 5. 2 f.).

Bei den Römern, das sieht man, hat sich das Amt schon ganz anders eingebürgert und konsolidiert. Es ist das bei römischer Art und Geschichte auch recht wohl zu verstehen. Der Römer lebte in der Hauptstadt eines großen Reiches, das von einem Willen abhängig war. Die unverletzliche Autorität dieses Oberhauptes teilte sich den von ihm gesetzten Verwaltern und Beamten mit. In diesem Reiche galt ein Gesetz und die Macht war da, um es bei allen unterworfenen Völkern wie bei einzelnen Stadtwesen und Personen zur Geltung zu bringen. Die Notwendigkeit und Heilsamkeit solcher Unterordnung lag auf der Hand. Wer in solcher Umgebung aufgewachsen war, ein Kind seines Volks, seiner Zeit, der übertrug die anererbten Anschauungen und Prinzipien auf alles menschliche geordnete Zusammenleben. So sind dem Clemens die Ältesten die Obersten und Offiziere, so gilt ihm dasselbe Gesetz der Über- und Unterwerfung im kirchlichen Gemeinwesen, so überträgt sich ihm auf die Beamten der Gemeinde etwas von der Erhabenheit des hohen Willens, der sie zu seinen Organen gemacht hat.

So bemüht er sich aufs eifrigste zu zeigen, daß die Institution des Amtes von Gott herstammt. „Die Opfer und Dienste hat er vollendet wissen wollen nicht unbesonnen, sondern geordnet und zu bestimmten Zeiten und Stunden; wo und durch wen er sie vollendet haben will, hat er festgesetzt durch seinen Willen. Hohepriester, Priester, Leviten und Laien haben ihren eigenen Ort und Geschäft. Jeder von uns, Brüder, danke an seiner Stelle Gott, die bestimmte Regel des Dienstes nicht übertretend.“ Aus der Einsetzung der Unterschiede in der alttestamentlichen Priesterschaft geht ihm also hervor, daß sie auch im Neuen Testament sein sollen. Aber noch weiter: Die Apostel haben das Amt eingesetzt, sie wurden ausgesendet von Christus, Christus kam von Gott.

Doch, freilich, die verhängnisvollen Folgen dieser Begründung des Amtes aus dem alttestamentlichen Kultus bleiben nicht aus. Gerade da, wo er zur Hauptsache kommt, zu zeigen, daß das Ältestenamt göttlichem Willen gemäß besteht, redet er von ihren Rechten beim Kultus, sie also sind das eigentlich Unterscheidende zwischen Amt und Gemeinde. Denn sehen wir uns das εὐχαριστείτω ἕκαστος ἐν τῶ ἰδίῳ τάγματι an, so ist das eine Mahnung, jedem seine gottgegebenen Rechte und Stellung zu lassen. Das εὐχαριστείτω ist nicht einfach: er danke, sondern es ist von dem kultischen Dankopfer, von der εὐχαριστία Eucharistie zu verstehen.

Das beweist der Zusammenhang. Also nicht in der Predigt, nicht in der Lenkung der Gemeinde, sondern in dem Recht, die Gaben der Gemeinde zum gottesdienstlichen Dankopfer darzubringen, liegt das Privilegium und der Autoritätsgrund der Presbyter. Da ist es wohl nicht „Gras wachsen hören," wenn man hier die ersten Spuren finden will des späteren römischen Priesterbegriffs. Hier deutet sich schon jene Mittlerstellung an, welche der Priester beansprucht auf Grund seiner kultischen Vorrechte. Altes Testament und römisches Staatswesen, an sich selbst nicht ohne eine gewisse Wahlverwandtschaft, sind die Erzeuger dieses geistlichen Standesbegriffs, welcher zu dem ebenso imposanten wie dauerhaften Gebäude der katholischen Hierarchie geführt hat.

In gleicher Weise bietet die Lehrauffassung des Clemens schon den Grundton dar, der späterhin vorwiegt in der katholischen Kirche und ihr den Ruhm einer Verteidigerin der reinen Lehre eingetragen hat. Die religiöse Zentraltugend ist die Unterordnung unter den Willen Gottes (9, 1; 14, 1; 19, 3; 22, 3; 27, 1; 33, 8; 34, 3; 37, 1; 42, 2 u. s. w.). Das Gehorchen dem Willen Gottes ist seine πίστις, ist der erzeugende Boden aller Tugenden. Es gilt in aller Offenbarung, sei es Altes Testament, oder Worte des Herrn, oder Predigt der Apostel, den Willen Gottes zu erkennen. Aus diesem Prinzip baut sich ihm die allgemeine christliche Lehre auf.

Bei Darstellung derselben finden wir keine Bevorzugung einer besonderen Lehrmeinung, keine Häresie, keine Spaltung. Er sagt stets οἱ ἀπόστολοι, die Apostel in ihrer Gesamtheit gehören der Kirche an, er führt Paulus an und Jakobus und stützt sich auf den Hebräerbrief, aber keinen bevorzugt er auf Kosten des andern. Er ist sich scheinbar der Unterschiede nicht bewußt, sie alle verkündigen das Evangelium, und wie sie es gethan, so war es Offenbarung von Gottes Willen. Paulus und Petrus sind beide gute Apostel, sind unsere Apostel. So wird die Reinheit der Lehre gewahrt und ihre Einheit, und alle Offenbarungen Gottes im Alten Testament und in der christlichen Periode sind gleichermaßen, wenn auch fortschreitend, Enthüllungen des einen Willens. Wir sehen, schon zu Clemens Zeiten ward der breite feste Grund gelegt, auf dem sich später die una, sancta, catholica ecclesia mit all ihren Ansprüchen erhob.

Daß diese Kirche dereinst den Primat haben und beanspruchen wird in der Christenheit, davon ist dieser Korintherbrief ein sanftes und nicht einmal verwerfliches Vorspiel. Fest gegründet und innerlich einig steht die römische Gemeinde da mit ihrer strikten Verfassung und ihrem soliden Fundament der christlichen Gesamtüberlieferung, voll innern Friedens und Harmonie. Die herrliche Schilderung der christlichen Gemeinde (K. 1 u. 2) zeugt dafür, daß Clemens aus lebendiger Anschauung schrieb. Ohne das auch nicht diese sittliche Kraft und Energie gegen jene Aufrührer, der Abscheu gegen alle Rebellion im Schoß der Gemeinde. Diese Solidität und Gesundheit macht es Rom möglich, nach eben überstandenen schweren Heimsuchungen sich Korinths anzunehmen.

Dies geschieht mit großer Zartheit. Die Schreiber schließen sich immer mit ein, wenn eine Ermahnung gegeben wird. Sie wissen, daß sie an gläubige Männer schreiben. Es wird in den wärmsten Ausdrücken gebeten, daß jene ihnen die Freude und Wonne bereiten sollten zu gehorchen, aber auf der andern Seite wird dieser Gehorsam, wenn auch in Liebe, doch gefordert. Sie haben auch Männer, Delegaten, mit dem Brief geschickt, zwar um zu zeigen, wie sehr ihnen die Sache am Herzen liegt, aber doch auch, um dem Schreiben den Erfolg zu sichern. Alles zusammengenommen, so achtet zwar Rom jene als eine hochstehende Schwestergemeinde βεβαιοτάτη καὶ ἀρχαία, aber doch fühlt sie sich imstande und berufen, jene zur christlichen Eintracht und zum Gehorsam zurückzuführen. Freilich noch ein weiter Schritt zu dem „urbi et orbi" der päpstlichen Encykliken, aber doch ein gewiß nicht unbenutzt gelassener Präzedenzfall.

Zum Schluß mögen noch einige allgemeine Bemerkungen über den Brief und eine Probe daraus folgen. Er gibt uns nicht die grübelnde Gedankenarbeit allegorischer Gnosis eines Alexandriners, sondern die praktische Klarheit und richtige Besonnenheit des römischen Geistes tritt uns daraus entgegen. Er ist in der Hauptsache ein paränetischer Brief. Als Mittel der Paränese werden Beispiele und Bilder reichlich angewendet. Er schöpft dabei aus dem Alten Testament, von Henoch bis auf Moses und David werden die Heiligen alle in ihrem Gehorsam und ihrer Glaubenszuversicht vorgeführt. Hierbei wird es unzweifelhaft, daß er die Evangelien nicht gekannt hat. Wie hätte er sonst vermeiden können, auch Exempel daher zu nehmen? Er bringt aber nur das Knechtsbild Jesu nach Jesaia 53 und einige mündlich überlieferte Aussprüche des Herrn.

Dann aber weiter in ermunternden Beispielen. Die Apostel sind Vorbilder guten Kampfes, die Heiden unter ihren Königen, die Soldaten unter ihren Führern. Es ist dem Römer, der den Geist der Disziplin mit der Muttermilch eingesogen und von der Größe dieses Weltreiches von Jugend auf mächtig beeinflußt gewesen, unbegreiflich, wie man dem Willen des allerhöchsten Herrn und seinen Ordnungen das schwache, unzulängliche Ich und die freventlichen Gelüste eigener Willkür entgegensetzen kann. Ist doch auch die Natur ein Zeugnis für dasselbe unabänderliche Gesetz, welches in aller Schöpfung waltet. Eine Anführung aus diesem Zusammenhang (Kap. 20) mache den Beschluß.

„Die Himmel, durch seine Einrichtung eingesetzt, sind ihm in Frieden unterthan. Tag und Nacht vollenden den von ihm geordneten Lauf, nimmer einander hindernd. Sonne und Mond und die Reiche der Sterne vollführen nach seiner Anordnung in Eintracht ohne Fehl die ihnen geordneten Bahnen. So bringt die Erde ihre Früchte, die Unterwelt und die Tiefen wie das Meer gehorchen seinen Befehlen. Dies alles ordnete der große Schöpfer und Herr aller Dinge, daß es in Frieden und Eintracht sei, wohlthuend allen, zumal aber uns, die wir geflohen sind zu seinem Erbarmen durch unsern Herrn Jesum Christ, welchem sei Ehre und Majestät in alle Ewigkeit."

Der Name Jesus.

Von P. J. G. Enßlin.

A.

Der Personalname Jesus stammt aus dem Hebräischen und ist die im Griechischen gebräuchliche Form für Jeschua oder Joschua, was Retter oder Befreier heißt. Er wurde von Mose seinem Nachfolger beigelegt; denn durch ihn sollte Jehovas Heil und Rettung geoffenbart werden. Der Name Jesus war also schon vor Christo gebräuchlich und wurde hauptsächlich solchen Männern beigelegt, welche Vorbilder auf Christum sein sollten (4 Mos. 13, 17; Zach. 3, 1). Allein seine volle Bedeutung fand er erst in der Person Christi, welche der Engel des Herrn schon vor seiner Geburt ausdrücklich mit diesem Namen bezeichnete und seinen Beruf und Aufgabe damit andeutete. In ihm steht Name und Werk im völligen Einklang und seine Rettung ist nicht nur eine zeitliche und teilweise, sondern eine ganze und bleibende. Wenn der Engel Gabriel die Bedeutung des Namens Jesu mit den Worten begründet: „Denn er wird sein Volk selig machen von ihren Sünden," so hat das Bezug auf die Ausführung des Heilsplans Gottes, die mit der Himmelfahrt oder Thronbesteigung Christi noch nicht zu Ende war, sondern noch bis ans Ende der Welt in Jesu Namen dauern soll. Wie aber der unsichtbare Gott den Gebrauch seines Namens anordnete und sich durch denselben in der sichtbaren Welt vertreten ließ (2 Mos. 3, 15 und 5 Mos. 18, 19), so sollte sich auch sein Sohn, nachdem er der Sichtbarkeit entrückt war und er sich zur Rechten des Vaters gesetzt hatte, in seinem Namen anrufen und vertreten lassen. Dieses Bewußtsein hatte auch der Herr, daher er vor seinem Scheiden erklärte, daß hinfort in seinem Namen das Evangelium gepredigt, Vergebung der Sünden erteilt (Luk. 24, 27), in die Gemeinschaft mit dem dreieinigen Gott hineingetauft (Matth. 28, 19), gebetet (Joh. 16, 23 u. 24), Gottes Werke gewirkt (Matth. 16, 17) und der Vater geehrt werden soll (Joh. 14, 13). In dem Namen Jesu liegt also das volle Heil in Christo, alles, was zum Seligmachen von der Sünde gehört, wie es nach Christi Erhöhung geoffenbart und vermittelt werden soll. Wie man aber den Sohn Gottes nicht auf einmal, sondern nur nach und nach erkennen kann, so wird auch sein Name nur stückweise, oder nach und nach erkannt, daher es zur Entwicklung des geistlichen Lebens eines Christen gehört, sich mit demselben zu beschäftigen und ihn recht anwenden zu lernen. Wohl wurde seine volle Bedeutung schon von dem Engel Gabriel in ganz kurzen Worten angegeben; aber gerade diese voll und ganz zu fassen, erfordert ein gläubiges Eingehen auf die Erlösung, durch Jesum Christum geschehen und in seinem Namen noch immer vorhanden ist; denn das Seligmachen von den Sünden gründet sich ganz und gar auf dieselbe. Nach den Zeugnissen der hl. Schrift und nach dem Bedürfnis und Erfahrung des Menschen bedurfte es einer dreifachen Erlösung, nämlich der Erlösung von der Sündenschuld, von

der Sündenmacht und von den Folgen der Sünde. Wenn nun im folgenden von der Bedeutung des Namens Jesu die Rede sein soll, so muß auch diese dreifache Erlösung in Betracht gezogen werden.

I.

Durch Adams Fall ist die Sünde in die Welt gekommen und hat sich von ihm aus auf alle Menschen vererbt. Sie hat eine Scheidewand zwischen Gott und den Menschen gezogen, hat Fluch und Tod und darum auch unsägliches Elend und Not in die Welt gebracht. Von Natur und Geburt aus ist es keinem Menschen möglich, diese Scheidewand wegzuthun und in die Gemeinschaft mit Gott wieder zurückzukommen; denn das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Darum hat auch Gott von Ewigkeit her beschlossen, das gefallene Menschengeschlecht durch seinen eingebornen Sohn zu erlösen und es durch ihn wieder in seine Gemeinschaft zurückzuführen. Der Sohn Gottes, der im Schoße des Vaters war, mußte als Menschensohn, als der Fleisch gewordene Logos in die engste Verbindung mit der Menschheit treten und das vollbringen, was zu ihrer Erlösung und Wiedervereinigung mit Gott not that. Seine diesbezügliche Aufgabe war, nachdem er sich als Mensch zum Wohlgefallen Gottes entwickelt hatte, für die Menschheit einzustehen, sie mit Gott zu versöhnen und ihre Schuld wegzuthun; denn die Sünde als Unrecht oder Übertretung des Gesetzes ist der strafenden Gerechtigkeit Gottes gegenüber eine Schuld, die getilgt oder bezahlt werden muß, wenn der Mensch in das rechte Verhältnis zu Gott gebracht werden soll. Jesus hatte sich deshalb schon bei seiner Taufe als das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trug, eingestellt, oder ihre Schuld auf sich genommen. Die Sünden, welche im Alten Bunde unter göttlicher Geduld blieben und diejenigen, welche Jesus während seiner messianischen Laufbahn vergab, lasteten auf ihm, bis er sie mit seinem Blute bezahlte, oder bis er für sie in seiner Einheitstellung zur sündigen Menschheit den Zorn und Strafe Gottes über sich ergehen ließ und durch sein Leiden und Sterben die Welt mit Gott versöhnte. Nach seiner Erniedrigung tritt er mit dem vollbrachten und vollgültigen Opfer für die Sünder ein. Sein jetziges Vergeben, das in seinem Namen geschieht, gründet sich nicht mehr auf die Übernahme der Schuld, oder auf sein Wort, das er geredet hat (Joh. 15, 3), sondern auf sein Leiden und Sterben, auf die Opferung seines Leibes und Vergießung seines Blutes. Das bezeugt der Herr klar und bestimmt mit den Einsetzungsworten des heiligen Abendmahles: „Für euch gegeben — und vergossen zur Vergebung der Sünden.“ Es ist also im Namen Jesu die Erlösung von der Sündenschuld, oder die Vergebung der Sünden, welche auf Grund des Opfertodes Christi verkündigt wird, vorhanden, was auch Petrus (Apostelgesch. 4, 12) klar und deutlich bezeugt, wo er spricht: „Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden.“ Ehe freilich die Erlösung von der Sündenschuld im Glauben an den Herrn Jesum Christum ergriffen werden kann, muß

zuvor Buße gewirkt worden sein; denn ohne Buße geschieht keine Vergebung. Aber auch diese wird im Namen Jesu gepredigt und in demselben geboten, weil er als der Erlöser der Menschen zum Herrn über Tote und Lebendige und zum Richter über alles geworden ist (Apostel-Gesch. 10, 42; Röm. 14, 9). Ihm müssen die Menschen Rechenschaft geben und vor ihm müssen sich beugen alle Knie; daher er auch gebieten und bezeugen lassen kann: „Gott hat die Zeit der Unwissenheit übersehen, nun aber gebietet er allen Menschen, an allen Orten, Buße zu thun“ (Apostelgesch. 17, 30). Im Namen Jesu liegt also Recht und Macht, Buße und Vergebung der Sünden unter andern Völkern zu predigen, ja er bürgt eine Erlösung von der Sündenschuld, die mit dem Blute Christi als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes bezahlt ist (Luk. 24, 17 und Petr. 1, 19).

II.

Wie nun in dem Namen Jesu die Erlösung von der Sündenschuld gepredigt wird, so wird auch in ihm die Erlösung von der Sündenmacht geoffenbart; denn ohne sie würde der Heilsplan Gottes, die Wiederherstellung der sündigen Menschheit, nicht erreicht. Wohl steht durch den Glauben die Vergebung der Sünden im engsten Zusammenhang mit der Erlösung von der Sündenmacht, daher auch Luther in seinem Katechismus die Behauptung aufstellt: „Wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit.“ Ohne Glauben gelangt man aber weder zu dem einen noch zu dem andern, es ist weder Reue und Buße über die Sünde noch ein Auferstehen zu einem neuen Leben ohne ihn möglich. Allein die Sünde ist eine Macht, die den Menschen zum Knecht und Sklaven entwürdigt, oder eine Herrschaft über ihn ausübt, die ihn unglücklich macht. Zum Seligmachen von der Sünde gehört darum auch das Freimachen von dieser Knechtschaft und von dem Gesetz der Sünde und des Todes. In der apostolischen Kirche kam durch den Akt der Taufe eine solche Erlösung zum Ausdruck. Es offenbarte sich bei ihr das neue Leben des Täuflings, das durch den heiligen Akt der Taufe den alten Menschen in den Tod gab, in die Nachfolge Christi und in den Bund mit Gott eintrat (Röm. 6, 4; 1 Petr. 3, 21). Daher wird sie auch genannt das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des heil. Geistes. Nach Luthers Erklärung fordert die Taufe von uns, daß wir durch tägliche Reue und Buße dem alten Menschen absterben und durch den Glauben auferstehen zu einem neuen Leben. Allein dieses tägliche Sterben durch Reue und Buße, welches doch den Glauben voraussetzt, kann kein stetiges, ohnmächtiges Jammern über die Sünde und Gebundenheit an dieselbe sein, sondern muß ein mit dem Wachstum in der Erkenntnis Gottes verbundenes tieferes Absagen der Sünde und eine gründliche Reinigung von derselben sein, wie es in Joh. 15, 2 mit den Worten angedeutet ist: „Einen jeglichen Reben an mir, der da Frucht bringt, wird er reinigen, daß er mehr Frucht bringt.“ Es muß zum Freiwerden von dem Gesetz der Sünde, zum Gekreuzigt- und Gestorbensein mit Christo und zu einem Wandel im Geiste kommen, wie geschrie-

ben stehet Röm. 6, 11: „Haltet auch dafür, daß ihr der Sünde gestorben seid und lebet Gott in Christo Jesu unsrem Herrn.“ Eben mit diesen Worten deutet der Apostel an, daß in Christo Jesu eine Erlösung von der Macht der Sünde ist. Das Wort vom Kreuz gibt ja den Anstoß zu derselben und legt den Grund zur Buße und Umkehr des Sünders. Das Gesetz mag eine Erkenntnis der Sünde und mit ihr eine peinigende Erfahrung im Gewissen bewirken, ja es mag sogar eine Reaktion des Willens gegen die Sünde verursachen; allein solange keine volle Sühne, keine neuen Lebenskräfte für den Sünder vorhanden sind, hat er zu einer eindringlichen Befassung mit der Sünde und zur wahren Reaktion gegen dieselbe weder Kraft noch Mut.

Erst innerhalb des Evangeliums, das übrigens als Kunde vom Heil in Christo auch den Ernst des Gesetzes zeigt, ist Buße und Bekehrung vollkommen möglich, und wird auch durch die vom Evangelium ausgehende Kraft bewirkt; denn man kann mit dem Tode Christi keine Gemeinschaft haben, ohne auch mit seinem Leben in Berührung zu kommen. An dem Kreuze Christi kommt sowohl die Tiefe und Verabscheuungswürdigkeit der Sünde, als auch der gewaltige Ernst Gottes gegen dieselbe zu ihrer vollen Offenbarung. Durch den Anblick des Kreuzes Christi wird darum der Wille des Menschen machtvoll erfaßt, daß er Buße thue und das Heil in Christo annehmen will. Der heil. Geist aber, welchen der Vater in Jesu Namen sendet, und der durch Wort und Sakrament wirksam ist, hilft nicht nur zur Buße, sondern bewirkt auch den Glauben, der die Vergebung der Sünde ergreift und die Gerechtigkeit Christi sich aneignet. Er verleiht die Kraft, mit der Sünde zu brechen, dem alten Menschen abzusterben (Röm. 6, 6), sich Christo hinzugeben (2 Kor. 5, 15), von neuem geboren zu werden (Joh. 3, 5) und in einem neuen Leben zu wandeln (Röm. 6, 4). Durch die Zucht, Kraft und Trieb des heil. Geistes wird im Menschen ein neues Gesetz aufgerichtet (Röm. 8, 2) und Frucht gebracht fürs ewige Leben (Gal. 5, 22). Durch seine Wirkung wird die Heiligung und das Erstreben des Mannesalters Christi bewirkt (Röm. 6, 22; Eph. 4, 13), so daß der Mensch mit Wissen und Willen kein Sündenleben mehr führen oder nicht mehr sündigen kann (1 Joh. 3, 6—9); denn ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur, das Alte ist vergangen und ist alles neu geworden (2 Kor. 5, 17). In Jesu Namen wird also eine Erlösung von der Macht der Sünde geoffenbart, so daß der Mensch in der Zukunft des Herrn heilig und unsträflich dargestellt werden kann (Ephes. 1, 4 und 1 Kor. 1, 8):

III.

Aber nicht ohne Kampf geht es zum Sieg über die Sünde; denn der Mensch kam durch den Fall auch unter die Herrschaft des Teufels und des Todes. Der Apostel Paulus sagt deshalb (Ephes. 6, 12): „Wir haben nicht (allein) mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem

Himmel.“ Der Satan thut seine Herrschaft darin kund, daß er in Bezug auf die Sündenschuld als Verkläger der Menschen auftritt und in Bezug auf die Sündigkeit oder angeborene Verderbtheit des Menschen der Verführer zur Sünde ist. In Anbetracht der Strafe für die Sünde aber ist er der Gewalthaber des Todes, oder der Mörder. Diese dreifache Herrschaft hat der Satan um der Sünde willen; denn sie ist die Ursache des Übels in der Welt. Dieweil aber im Namen Jesu eine Erlösung von der Sünde, als der Ursache des Übels, geoffenbart ist, so muß auch in demselben eine Erlösung von den Folgen der Sünde vorhanden sein, die dann auch Hand in Hand geht mit der Erlösung von der Sünden-Schuld und -Macht. Die Herrschaft des Teufels, die er als Verkläger auszuüben sucht, muß fallen, sobald der Mensch im Glauben das Heil in Christo ergreift oder dessen Leiden und Sterben als Bezahlung seiner Sündenschuld geltend machen kann; denn damit ist ein vollgültiges Opfer für die Sünde gebracht, so daß der Gläubige und Gerechtfertigte seines Heils gewiß sein und mit dem Apostel ausrufen kann: „Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der gerecht macht! Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferwecket ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns“ (Röm. 8, 38).

Nun weiß der Satan wohl, daß er als Verkläger gegenüber den Gläubigen Recht und Macht verloren hat und verstummen muß (Joh. 12, 31); allein er gibt darum seine Macht und Gewalt nicht auf, er sucht als Verführer zur Sünde seine Herrschaft zu behalten. Er begehrt die Gläubigen zu sichten wie den Weizen (Luk. 22, 31). Durch die Schwäche des Fleisches, die auch dem Wiedergebornen noch anhaftet, findet er Gelegenheit, an sie zu kommen. Die Mittel aber, die er zur Versuchung und Verführung zur Sünde braucht, sind, wie Luther singt: „Groß Macht und viel List.“ Es sind dieselben, die er schon von Anfang an gebraucht, nämlich Täuschung, Lug und Trug. Durch sie kommt er dem Menschen in irgend einer Weise, nach innen und nach außen, mittelbar oder unmittelbar entgegen. Er kann sich dabei auch in einen Engel des Lichts verstellen (2 Kor. 11, 14). Allein Jesus ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Er ist das Licht der Welt, und wer ihm nachfolgt, der wird nicht wandeln in Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben (Joh. 18, 12). Wer an ihn glaubt, wird ein Kind des Lichtes (Joh. 12, 36). Seines Geistes Zucht und Kraft hilft zur Wachsamkeit und Nüchternheit, zur Einfalt und Selbstverleugnung, so daß der Mensch den Versuchungen des Satans widerstehen und den Sieg behalten kann. Wer den Namen des Herrn wird anrufen, oder wer zu den Gottseligen gehört, den weiß der Herr aus der Versuchung zu erlösen (2 Petri 2, 9). Bei dem macht er auch, daß die Versuchung so ein Ende gewinnt, daß er es ertragen kann; denn er ist treu (1 Kor. 10, 13; 2 Thess. 3, 3). Der Herrschaft des Teufels ist also nach dieser Seite durch das Heil und Gnade in Christo gesteuert, sie kann in Jesu Namen vom einzelnen überwunden werden. Anders möchte es

scheinen in Bezug auf seine Herrschaft als Gewalthaber des Todes; denn der Tod herrscht von Adam an und ist zu allen Menschen hindurchgedrungen. Trotz des Leidens und Sterbens unseres Erlösers müssen doch alle Menschen sterben. Allein Christus hat, nach richtiger Fassung seines Erlösungswerkes, dennoch dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen an das Licht gebracht (2 Tim. 1, 10), wodurch auch dem Satan, der des Todes Gewalt hatte, seine Herrschaft genommen ist. Zwar bleibt trotz des Versöhnungstodes Christi der leibliche Tod der Sünde Sold; denn das Fleisch ist kein nütze. Der leibliche Tod war aber nicht das erste, das sich nach dem Fall offenbarte und eintrat, sondern der geistliche Tod, aus welchem der leibliche mit innerer Notwendigkeit hervorging. Daher muß auch die Reaktion des Lebens Jesu gegen den Tod nicht am leiblichen, sondern am geistlichen Tode beginnen. Aber es wirkt fort, bis auch der leibliche Tod anstatt zur Strafe zu einer Wohlthat für den Menschen geworden ist, und bis die völlige Wiederherstellung des durch die Sünde verderbten Leibes geschehen ist. Durch Christi Erlösung schließt sich nämlich für den Gläubigen mit dem Tode die Pforte des Leidens. Das körperliche Organ, in welches das Sündengift so tief eingedrungen ist, daß auf keinem andern Wege eine völlige Reinigung und Erlösung möglich war als durch Sterben und Verwesen, wird abgelegt und aufgelöst. Aber der Christ, wenn er seinen Lauf vollendet hat, entschläft in der Hoffnung fröhlichen Erwachens. Die Seele vertauscht das irdische Haus, das sie bewohnt hatte, mit einem Bau, von Gott erbauet, mit einem Haus, das nicht mit Händen gemacht ist, das vom Himmel ist, und erwartet in einem schon wonnesamen und herrlichen Zustande die Wiederherstellung des ganzen Menschen, die Vollendung mit der Auferstehung des Leibes. Der Gläubige kann mit dem Apostel frohlocken: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum“ (1 Kor. 15, 55—57). Durch Christi Todesleiden und Lebenskraft ist die Herrschaft des Teufels, die er als Gewalthaber des Todes inne hatte, völlig besiegt; denn er hat auch das Gefängnis gefangen geführt und die Gefangenen aus der Grube gelassen (Ephes. 4, 8; Zach. 9, 11). Er ist als Sieger über das Reich der Finsternis durch die Hölle, oder Hades, hindurchgegangen und ist als der Fürst des Lebens von den Toten auferstanden. Wer darum an ihn glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebet und glaubet an ihn, der wird nimmermehr sterben (Joh. 11, 25). In Jesu Namen wird auch der letzte Feind, der Tod, aufgehoben (1 Kor. 15, 26).

Glaube und Nachfolge nach den drei ersten Evangelien.

Rede von Dr. P. Müllensiefen.

(Aus den Deutsch-evangelischen Blättern.)

Der Weg zu Christo, im Glauben und Nachfolgen, soll den Gegenstand unserer Betrachtung bilden, aber mit der Beschränkung, daß wir als Quellen nur die drei synoptischen Evangelien mit Zuhilfenahme des johanneischen benutzen. Denn es kann nicht füglich ganz der gleiche Weg zu Christo sein, den die Jünger in der eigenartigen Spanne Zeit seines Erdenwandels genommen, in deren Namen der eine voll berechtigten Stolzes ausruft: Wir sahen seine Herrlichkeit, — und den die späteren Menschengeschlechter, und so auch wir zu nehmen haben, die wir glauben müssen, was jene gesehen haben. Sollten wir nicht ein Recht haben, jene Jünger um ihre persönliche Gemeinschaft mit dem Herrn zu beneiden, deren Augen und Ohren er selbst ob ihres Sehens und Hörens selig gepriesen hat? Denn Schauen ist mehr als Glauben.—

Was ist denn der Glaube anderes als eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und ein nicht Zweifeln an dem, das man nicht sieht? Aber, als der Messias im Besitze der göttlichen Vollmacht auf Erden weilt, wo gibt es inmitten seines wunderbaren Wirkens etwas, das nicht gesehen wird, oder bei all dem Genießen seiner reichen Gaben etwas, das noch erhofft wird? Und so finden wir auch nirgends in den drei Synoptikern — so weit darf eine pietätsvolle Kritik des Textes gehen — den Ruf Jesu: Glaubet an mich, sondern vielmehr: Sehet, höret, folget mir nach, lernet von mir!

Wohl verlangt Jesus von seinen Jüngern Glauben, aber nicht an sich, sondern an Gott den Unsichtbaren, der sich in Christo geoffenbart hat. Jesus kommt zunächst nur zu den verlorenen Schafen von Israel, weil dies Israel sein Eigentum, weil es das von Gott selbst innerlich und äußerlich für die messianische Zeit zubereitete Volk ist. — „Des Himmels Gestalt könnet ihr beurteilen; könnt ihr denn nicht auch die Zeichen dieser Zeit beurteilen?“ sagt Jesus einmal zu den wundersüchtigen Pharisäern. Die grenzenlose Zerrissenheit auf politischem und sozialem Gebiete in und um Palästina mußte wie die Predigt Johannis des Täufers, der in der Kraft Eliä zur „großen Buße“ rief, jedem, welcher die heilige Schrift und den echten Volksglauben verstand, die Gewißheit des Glaubens an die unmittelbare Nähe der Hilfe Gottes durch den Messias gewähren. Und das ausdrückliche Bekenntnis des Johannes auf Grund eigener göttlicher Offenbarung bezeugt der zahllosen begeisterten Menge mehr als einmal diesen Jesus von Nazareth als den Größeren, der da kommen soll. Auf dies alles fußt Jesus, wenn er Glauben verlangt, den Glauben an seine göttliche Sendung, an seine göttliche Vollmacht, damit all sein Thun und Reden nur als Ausfluß himmlischer Liebe betrachtet werde. Glaubst du, so fragt er jeden, der seine heilende Kraft begehrt, und er meint: glaubst du soweit an Gottes Finger in dieser Zeit, daß du mich für den Messias und damit für den Besitzer unumschränkter göttlicher Heilkraft hältst?

Und wenn er auch nur die schüchterne Antwort erhält: Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben! dann heilt und rettet er; aber auch nur dann darf er es, sollen seine Wunder nicht zu leeren Schaustücken herabsinken, die doch zu Erweckungsmitteln für Höheres bestimmt sind. Denn dieser Glaube, der in seiner Schwachheit schon so sichtbare Beweise göttlicher Gnade erlangt, soll sich aufschwingen zu einem steten Gottvertrauen, wenn Jesus von den Gotteskindern fordert, daß sie sich der Allgüte und Allmacht des Schöpfers jederzeit bewußt seien. Denn das Höchste und Beste, was Christus den Menschen gebracht hat, die Gotteskindschaft, ist nicht ein leerer Name, sondern eine Himmelsgabe mit der Befugnis, die hohen Vorrechte der Liebe, welche der Mensch seinem irdischen Vater gegenüber besitzt, auch auf den himmlischen anzuwenden. Das Jüngerherz darf sich bei allen Sorgen und Leiden dieser Welt dem himmlischen Vater in brünstigem Gebete erschließen, und der zuversichtliche Glaube ist immer der Erhörung von oben sicher. Solch ein Gottesglaube, mag er auch erst senfkornartig klein sein, wirft die Berge ins Meer, welche den Weg des Lebens versperren. Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Denn selbst dem verlorenen Sohne strecken sich die göttlichen Vaterarme erbarmend entgegen, wenn nur noch ein Funke von Glauben an Gott ihn zur Rückkehr in die himmlische Heimat getrieben hat. —

Das ist der Gottesglaube, den Jesus von seinen Jüngern verlangt; für sich selbst nimmt er nur in Anspruch, daß man sehen und hören soll, wie wir vorhin bemerkt haben. Nur ein Auge, das kein Schalk ist, und nur ein Ohr, das nicht taub ist, gehört dazu, um in das Himmelreich hineinzukommen.

Wir wissen nichts von Christi äußerer Gestalt, aber so gewiß die Nichtigkeit unseres Leibes nur eine Folge der Sündhaftigkeit ist, so gewiß muß auch Christi körperliche Erscheinung die Reinheit seines göttlichen Wesens ausgedrückt haben, nicht eben in einer ansehnlichen Gestalt, sondern vor allem in dem Auge, dem Spiegel der Seele. Das war brünstige Andacht, das stille Kämmerlein im Wirrsal der Welt, wenn Jesus das Auge über dem zu Heilenden gen Himmel hob, und es durch die Gewißheit göttlichen Beistandes verklärt fest auf den Kranken geheftet hielt. Die Glut des Auges voll heiligen Zornes scheuchte mehr als die geschwungene Geißel eines einzigen die schachernden Wechsler aus dem Tempel, und der Thränenquell, das echt menschliche Zeichen seiner Liebe zum Freunde, preßte selbst den feindseligen Juden den bewundernden Ausruf ab: „Wie hat er ihn so lieb gehabt!“ Ob Petrus wohl je den *einen* Blick des gefesselten Heilands vergessen hat, der ihn dort auf dem Hofe des Hohenpriesterpalastes mitten ins Herz traf, so daß er herausging, um Thränen tiefernster Reue zu vergießen? Und doch — dies Auge des Heilandes konnte mehr als bloß menschliche Gefühle in edelster Form ausdrücken. Er versenkte sich in die verborgenen Tiefen der menschlichen Seele und las deren geheimstes Wesen wie aus offenem Buche; er bedurfte nicht, daß jemand ihm

Zeugnis gebe von einem Menschen, denn er wußte wohl, was in dem Menschen war. Jesus erkannte beim ersten Anblick die stürmische Energie des Simon, den er den Felsenmann, — die wogende Liebesglut des Johannes, den er den Donnersohn nannte. Das konnten die Jünger mit ansehen und erleben: muß nicht ihrer aller Herz so voll Staunens gewesen sein, wie das des Nathanael, dessen Seelenstimmung in der Stunde einsamen Gebetes der Meister durchschaut hatte? „Du glaubest,“ sagt Jesus zu ihm und den Jüngern, „weil ich dir gesagt habe, daß ich dich gesehen habe unter dem Feigenbaum; du wirst noch Größeres denn das sehen!“

Wir wollen jetzt das Größere, was sie erblickt, betrachten. Sie schauten, wie sich die teilnehmende Liebe Jesu zu der engsten Gemeinschaft mit den Zöllnern und Sündern herabließ, deren Tischgenossenschaft die rechtgläubigen Juden als das Entehrendste verachteten. Das war der erste Bruch mit dem, was bis dahin nach pharisäischer Lehre als gut und böse gegolten hatte. Wie ganz unähnlich der strengen Gesetzlichkeit des Täufers hat er, der Gottessohn, sich so oft in der Ausübung seines hohen Berufes an die Fesseln der Zeremonien nicht gebunden gefühlt, und auch seine Jünger, wenn sie ihm halfen, von diesem Drucke befreit. Denn Barmherzigkeit ist besser als Opfer, und barmherziges Wohlthun war Jesu Lebenselement; dazu war er mit Kraft aus der Höhe ausgerüstet, und keiner hat je so umfassend und so durchgreifend zu helfen vermocht wie er. Die ausdauernde Andacht des Volkes, welches über dem Eifer, seine Worte zu vernehmen, der irdischen Sorgen vergaß, belohnte er mit königlicher Freigebigkeit, indem er Tausende mit fünf Broten und zwei Fischen reichlichst sättigte. Die Lebensgefahr der Jünger in den Stürmen des Meeres hob er durch sein Wort, das urplötzlich die Wogen beruhigte und den Wind verstummen ließ. Ein Gebet zum Vater, ein Handauflegen oder sonstiges Berühren, ja nur ein Wort Jesu — und die Krankheiten mannigfachster Art waren geheilt. Ein so schwaches Maß von Gottesglauben, wie wir ihn oben geschildert, und die brünstige Bitte des geängsteten Menschenherzens genügten, um diese Wunderhilfe Jesu stets als wirksam zu erproben. Ja, den armen Dämonischen, die doch in ihrer Geistesumnachtung selbst diese Bedingung nicht erfüllen konnten, brachte er die Freiheit des Willens umsonst, und damit die Möglichkeit, mit hellem Auge und scharfem Ohr das Wehen der messianischen Zeit zu vernehmen.

Soweit ist die Liebe des Heilands dem Menschenherzen, das am Sinnlichen und Greifbaren klebt, entgegengekommen. Aber wir können dieses höchste Maß der Liebe noch weiter verfolgen. Nach seiner Rückkehr aus dem Heidenland, nach dem vollständigen Bruch mit dem Volke und dessen Führern, fordert er von seinen Jüngern, denen gerade in dieser Zeit ein Licht seiner wahren Messianität aufgegangen, schier Unbegreifliches, das Verständnis für seine Leiden und seinen schmachvollen Tod. Er tröstet die Verzagenden mit der Hoffnung auf seine

einstige Wiederkunft in himmlischer Majestät. Aber hier ist doch Erhofftes, hier hat also der Glaube seinen Platz? Wie hat Jesus seinen Jüngern diese Hoffnung so leicht gemacht, von der Zukunft in die sichtbare Gegenwart hineinversetzt! Er, der schon zweimal das erlösende Wort gesprochen, das die Toten aus ihrem Schlaf erweckt, der bald darauf vor allem Volk den Freund aus dem Grabe zu neuem Leben emporsteigen ließ, konnte der selbst eine Beute des Todes bleiben? Und noch mehr! Auf dem Berge der Verklärung sahen die drei Jünger mit geistigem Auge den Meister in jene göttliche Herrlichkeit verwandelt, deren Anblick sonst dem Sterblichen verhüllt ist, und dies Bild mußte dem schwachen Menschenherzen das sicherste Unterpfand sein für die Wahrheit der Weissagungen, die der Heiland über seine Wiederkunft gesprochen hatte. Und als die weltgeschichtliche Tragödie des Erdenlebens Christi in seinem Leiden ihren Abschluß fand, welch wirkungsvolle Predigt war trotz der Blindheit des irregeleiteten Volkes die Hoheit des unschuldig Gemarterten, der blutend und zerschlagen so demütig in seiner Geduld und so würdig in seiner Klagelosigkeit erschien! Der stolze Landpfleger, der Typus frivolen Unglaubens, ruft sein: „Sehet, welch ein Mensch!" zwar in höhnischem Tone, aber doch im Herzen voll scheuer Ehrfurcht, und er will unschuldig sein an dem Blute dieses Gerechten. Dem Schächer am Kreuz verhilft diese Predigt noch in der zwölften Stunde zur Buße und zur Gewißheit des Paradieses; und dem letzten Schrei des sterbenden Heilandes: „Es ist vollbracht!" folgt der bewundernde Ausruf des heidnischen Centurio, der solches alles mit angesehen: „Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen!" — Der Lieblingsjünger aber sah etwas, was er selbst als hochwichtig mit folgenden Worten bezeugt: „Und der das gesehen hat, der hat es bezeugt, und sein Zeugnis ist wahr!" — er sah nämlich an dem Lanzenstich des Kriegsknechtes den Tod Jesu, die völlige Vernichtung seines irdischen Leibes; und die entsetzten Augen mußten die unwiderrufliche Thatsache bestätigen: „Der Meister ist nicht mehr!" Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde unter den Jüngern, welche jetzt in banger Furcht bei verschlossenen Thüren verharrten. Was mögen das für Stunden des Nichtsehens und Nichthörens gewesen sein, nach den Schreckenstagen, die sie erlebt, und nach dem Hohn und Spott, den die Juden auf sie gehäuft haben! Sollten wir Kleingläubigen ihren Zweifel in diesen Tagen der Angst verdammen? Doch, wie bald folgte auf den Karfreitag das Osterfest. Zuerst vernehmen sie von den Frauen die unbegreifliche Botschaft: „Der Herr ist auferstanden," — der zweifelnde Verstand will sie nicht glauben. Doch auch hier half der Herr, und zwar mehr als sichtbar. Sie sahen, sie hörten, sie befühlten den aus dem Grabe gestiegenen Heiland mehr als einmal; jetzt löste sich das Rätselhafte aus seinem Leben und Wirken über der Macht dieser Thatsache selbst bei dem Zweifler Thomas in das Bekenntnis auf: „Mein Herr und mein Gott!" Dieser letzte Hochgenuß des menschlichen Auges wird der Felsen, worauf sich unwandelbar ihr Glaube an den

erhöhten Messias gründet, den sie von nun an, ausgestattet mit der Gabe des Pfingstfestes, getrost der ganzen Welt verkündigen. Diese Predigt vom Glauben ist der Grundton aller Missionsreden in der Apostelgeschichte.

Dem Sehen entspricht als Zweites und Größeres das Hören. Was ist das erste, was wir aus Jesu Munde vernehmen? Er ruft, er lädt ein, und zwar die Sünder zur Rettung, die Kranken zur Heilung, die Mühseligen zur Erquickung, die Trauernden zur Tröstung, die Hungernden zur Sättigung.

Denn frohe Botschaft ist das, was er lehrt von der Seligkeit der Gotteskinder im Himmelreich. Zwar haben auch diese unendlich viele Pflichten zu erfüllen, aber in der Liebe zu Gott werden alle Gebote so leicht, und die völlige Liebe treibt die Furcht aus. Wer nur einen Schritt auf dem engen Pfade des Lebens thut, dem verkündigt der Messias völlige Sündenvergebung, dem verheißt er die göttliche Mithilfe. Und wenn auch fast all dieses auf nichtsinnlichem, geistlichem Gebiete liegt, so kann doch der empfängliche Zuhörer zu einer höheren Gewißheit auch darüber gelangen, denn das Auge hilft dem Ohre, das noch nicht zu hören versteht. Jesus, der allen sichtbar die Krankheit und den Tod, die Folgen menschlicher Sündhafttigkeit, überwindet, vermag doch sicherlich diese göttliche Vollmacht auch zur Überwindung der Sünde selbst zu benutzen, wie er sagt: „Auf daß ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe, auf Erden die Sünden zu vergeben, (sprach er zu dem Gichtbrüchigen): Stehe auf, hebe dein Bett auf und gehe heim!

Verweilen wir nur noch einen Augenblick bei der Form der Rede Jesu. Jene Sprüche in überraschender Fassung und prägnanter Kürze drangen wie ein zweischneidiges Schwert durch das Ohr in das Herz der erstaunten Zuhörer und wurzelten schon durch die eigenartige, anschauliche Form unauslöschlich im Gedächtnis. Wir empfinden es dankbar, wie Jesus uns armen Vergeßlichen die Erfüllung seiner Mahnung erleichtert hat: „Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren!“

Oder der Herr erzählte dem Volke Gleichnisse, sein eigenartigstes Werk: „Schaut um euch, und laßt euch die ewig sich gleichbleibenden Gesetze und Zustände in der Natur und im Menschenleben, welche euch allen so geläufig sind, zu Abbildern der Ordnungen des Gottesreiches werden.“ Der Baum und seine Früchte, die Herde und ihr Hirt, die Söhne und ihr Vater, die Braut und ihr Bräutigam, die Knechte und ihr Herr u. s. w., sie alle tragen durch die Kunst des Heilands Bausteine zu dem unsichtbaren Tempel des neuen Gottesreiches. Denn wer kann den einfachen, ungekünstelten Schlüssen der Parabeln widerstreben? Wenn der Sperling täglich sein Brot findet, sollte Gott da etwa der Menschen vergessen, oder wenn Jesus an die natürliche Liebe der Väter und Mütter zu ihren leiblichen Kindern appelliert, ging ihnen da nicht so überzeugend das Wesen der noch viel größeren Liebe des himmlischen

Vaters zu den Gotteskindern auf? Und doch verschloß sich das Herz des Volkes solcher Harmonie von Sehen und Hören, aus der die geistlichen Güter wie von selbst entstanden. Da sagt Jesus nicht zu viel, wenn er auf die Verstocktheit der Massen das Prophetenwort anwendet: „Mit sehenden Augen sehen sie nicht, und mit hörenden Ohren hören sie nicht!" —

Wenn Jesus so mit scharfen Worten die unempfängliche Menge tadelt, so sagt er auf der anderen Seite im Hinblick auf den einzigartigen Wert des so leicht und sinnenfällig Gebotenen zu seinen Jüngern: „Selig sind eure Augen, daß sie sehen, und eure Ohren, daß sie hören." Wahrlich, ich sage euch: „Viele Propheten und Gerechte haben begehret, zu sehen, was ihr sehet, und haben es nicht gesehen, und zu hören, was ihr höret, und haben es nicht gehöret!" Und als der Täufer seine Jünger aus dem Gefängnis mit der zweifelnden Frage schickt: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?" da kann Jesus füglich auch nichts anderes zur Antwort geben als: „Gehet hin und saget Johanni wieder, was ihr sehet und höret!" Denn, die da sahen und hörten, die verstanden und erkannten auch, — was denn? natürlich die Wahrheit der Lehre Christi, und den Weg, den sie selbst zu wandeln hätten. Nicht vom Glauben spricht der Herr in diesen Dingen, sondern eben vom Verstehen und Erkennen, das doch nichts anderes ist, als die innerliche Fruchtbarmachung dessen, was die Sinne wahrgenommen haben. So fragt Jesus seine Jünger, nachdem sie die Geheimnisse des Gottesreiches aus seinem Munde im Heidenlande vernommen: „Wer sagt denn ihr, daß ich sei?" Da antwortet Petrus ohne Zaudern: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn." Das heißt nicht bloß: ich glaube, daß du Christus bist, sondern du hast dich sichtbar und wahrhaftig als solcher bewährt, und wir haben, Gott sei Dank, diese Thatsache endlich verstanden und erkannt. —

Die zweite Station auf dem Lebenswege, die Folge nachhaltigen Eindruckes und richtigen Verständnisses solchen Sehens und Hörens, ist die dringende Begierde, mehr von Jesu sehen und hören zu wollen, oder, wie es die Evangelien bezeichnen, dem Herrn nachzufolgen. Aber die Nachfolge, selbst die reine äußerliche, wie wir sie zunächst ins Auge fassen, ist nicht so leicht. Denn ein unstetes Wanderleben voll harter Entbehrung und dienender Arbeit führt der Messias, der nicht weiß, wo er sein Haupt hinlegen soll; und von dem irdischen Glanze der national-jüdischen Messiashoffnung war erst recht nichts bei ihm zu erwarten. Wer daher gern und freudig alles sehen und hören will, was Christus ihm bietet, muß alles das aufopfern, was ihm sonst auf Erden das Leben lieb und teuer gemacht hat. Denn denjenigen, welche die Kraft zu solch vollständigem Bruch mit der Vergangenheit nicht besaßen, mußte die Gemeinschaft mit Jesu bald verleidet werden, und wir würdigen das harte, aber wahre Wort: „Wer die Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes!" Deshalb weist Jesus hie und da die Bitte um Nachfolge zurück oder warnt vor ihren Gefahren; aber überall, wo in dem Herzen der von

den Worten und Thaten Jesu begeisterten Menschen ein ungeteiltes Verlangen nach seiner Gemeinschaft zu lesen war, da ruft er sein lockendes Wort: „Folge mir nach!“ Wenn wir so oft das mangelnde Verständnis für das Gesehene und Gehörte bei den Jüngern unbegreiflich finden, so wollen wir nicht vergessen, was Petrus mit den stolzen Worten ausdrückt: „Siehe, wir haben alles verlassen, und sind dir nachgefolgt!“

Alles verlassen! ist die Forderung des Himmelreiches an seine Jünger; „Hundertfältig empfangen jetzt in dieser Zeit und in der zukünftigen Welt,“ der Entgelt Jesu — nicht in vergänglichen Schätzen dieser Erde, sondern in bleibenden, in den Worten des ewigen Lebens. Ja, selbst von der göttlichen Wunderkraft des Heilandes ging ein Etwas auf die gottvertrauenden Jünger über, daß sie heileten allerlei Seuche und allerlei Krankheit. Und wenn der Wert solcher einzigartigen Gaben ihnen im steten Sehen und Hören des Meisters klar geworden war, dann drangen sie siegreich auch zur dritten Stufe des Lebensweges hindurch, d. h. aus dem Nachfolgen im äußeren Sinn wird ein Nachfolgen im höheren Sinn, die Liebe zum Heiland, und in dieser Liebe ein Lernen vom Heiland. Lieben und Lernen, beides in innigster Gemeinschaft, ist das eigentliche Wesen der wahren Jüngerschaft Christi. Am treffendsten stellt Jesus dieses Verhältnis dar in dem Gleichnisse vom Kindessinn: Fühlet euch so hilflos und so hilfsbedürftig wie die Kindlein, und gleich ihnen strecket vertrauensvoll die Arme nach der rettenden Hand Jesu aus, und aus Liebe zu ihm lernet, so stark und so fest, so gut und so menschenfreundlich zu sein wie er! Mit innigem Danke preist Jesus Gottes Ratschluß, daß er gerade diesen Weg zum Heile erwählte, den jeder, und gerade der Geringste am leichtesten finden konnte, wenn er nur wahre Demut des Herzens besaß. Und im Anschluß daran darf Jesus es freudig bekennen: Alles ist mir übergeben von meinem Vater! War er doch selbst die alleinige Quelle dieses Liebens und Lernens seiner Jünger. Die griechische Sprache nennt daher sinngemäßer die Jünger die Lernenden, denn aus dem anfänglichen Sehen und Hören ist bei ihnen ein Absehen und Abhören, aus dem Nachfolgen ein Nacheifern geworden. Und seinem Volk ruft Jesus die tiefergreifende Mahnung zu: „Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen!“ Ja, beneidenswert waren jene Zwölfe, die Jesus aussonderte, wie Markus erzählt, daß sie bei ihm sein sollten alle Tage, alle Stunden, jeden Augenblick. Sie durften ihn fragen, wenn sie das Gesehene und Gehörte nicht gleich verstanden, und er antwortete ihnen so gerne, um ihnen auch die tiefsten Geheimnisse des Himmelreiches zu erschließen. Und noch mehr! Wo er selbst in ihrem Herzen eine vielleicht unbewußte Unlauterkeit oder auch nur Unklarheit las, da hat er ihnen sofort mit mahnenden Worten den richtigen Weg gewiesen, er, der Träger des Lichtes, das dem Menschen das Dunkel der Erkenntnis in die klarste Helligkeit verwandelte.

Was war denn aber der Endzweck solches Liebens und Lernens? Wenn die Jünger richtig sahen und hörten, wenn sie mit Eifer nachfolgten, so mußten sie bald erkennen: „Mein bisheriges Leben ist im Vergleich zu dem des Meisters ein grundfalsches!" Daher lautet die erste negative Forderung: „Kehret um!" und die zweite positive: „Trachtet am ersten nach der Gerechtigkeit des Gottesreiches," deren Ideal in Christo verkörpert ist. Diese Sinnesänderung besteht nicht in der Erfüllung einer Masse beengender Einzelgebote, wie im Alten Bund; das eigentliche Wesen der göttlichen Person Christi beruht vielmehr darauf, daß nur e i n Lebensprinzip sein Herz ausfüllt: er steht in so einzigartiger Gemeinschaft mit seinem himmlischen Vater, daß sein ganzes Leben und Wirken nur der unmittelbare Ausfluß göttlichen Willens ist. Und die Jünger sollen dem Meister dies Geheimnis der Gotteskindschaft in seiner Nachfolge ablauschen, daß es auch ihnen der Lebensquell werde, aus dem all ihr Denken und Thun mit Notwendigkeit hervorgeht. Das ist das größte und vornehmste Gebot, welches die anderen in sich schließt. —

Stufenweise vollzieht sich vom einfachen Sehen und Hören bis zum Nacheifern in der Sinnesänderung die Jüngerschaft Christi, so natürlich, so innerlich notwendig, und der Glaube an die Allmacht und Güte des himmlischen Vaters ist wie der stützende Stab auf diesem beschwerlichen Aufstieg. — Warum sind denn aber so wenige nachgefolgt? Das israelitische Volk war eben tiefer gesunken als die, welche es selbst aus seiner Gemeinschaft ausgestoßen hatte, als die Zöllner und Sünder, ja tiefer als die typischen Bilder heidnischer Verkommenheit, wie Tyrus und Sidon, wie Sodom und Gomorrha. Es besaß zwar ein feines Gefühl für die Sünde, nur leider an sich selbst nicht, sondern nur an andern, und in dieser Verblendung jahrelanger Heuchelei hatte es sogar den natürlichen Trieb verloren, der selbst dem unverständigen Tiere zeigt, wo es den rechten Schutz findet. Denn wo gibt es ein Küchlein, das sich nicht unter die schützenden Flügel der Henne flüchtet, wo ein Schäflein, das nicht der Stimme des Hirten freudig entgegeneilt? Aber das wankelmütige, eigensinnige Volk konnte sich von dem altgewohnten, verderblichen Einflusse der Pharisäer und Schriftgelehrten wie der Sadducäer nicht losreißen. Und diese verstanden zwar als kluge und gesetzeskundige Menschen den Finger Gottes in den Thaten Christi, aber — sie wollten nicht, wider besseres Wissen und Gewissen; denn die furchtbarste Sünde hatte ihr Herz befangen, der Hochmut, der das selbsteigene Ich zum alleinigen Götzen machte. Wir begreifen es daher, wenn Jesus die strengsten Strafgerichte gegen diese Unnatur menschlichen Geistes in Aussicht stellt, das Gute zu erkennen, den Geist Gottes zu fühlen, und doch nicht zu wollen. „Ihr habt nicht gewollt!" so ruft er drohend aus, „nun so komme über euch alles das gerechte Blut, das vergossen ist auf Erden!" Aber selbst die furchtbarsten Weherufe Jesu brachen den Trotz der Hierarchen nicht, trieben ihn vielmehr auf die Spitze, zu dem Entschlusse, den Gottessohn zu töten. Doch noch mäch-

tiger als diese schwerste Sünde, welche die Weltgeschichte kennt, wird Gottes Gnade, und gerade das Blut Christi, das vergossen ist, und sein Leib, der gebrochen ist, wird der Grund des Neuen Bundes, den Gott mit der durch dies Opfer versöhnten Welt geschlossen hat. Doch das gehört nicht mehr in den Kreis unserer Betrachtung.

Es bleibt nur noch übrig, daß wir uns mit dem Evangelium Johannis auseinandersetzen. Dort fordert Jesus überall Glauben nicht nur an Gott, sondern auch an ihn selbst; ja das eigentliche Evangelium schließt mit der bedeutsamen Stelle: „Diese Zeichen sind geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei Christ, und daß ihr durch den Glauben habt das Leben in seinem Namen!“ Johannes verfolgt mit seiner Schrift einen ganz anderen Zweck als die Synoptiker, welche das Bild Jesu, wie es im Munde und im Herzen der ersten Christen lebte, objektiv für die Nachwelt fixieren wollten. Denn die Zeit, in der Johannes sein Evangelium und seine Briefe schreibt, ist eine andere geworden. Das Volk Israel ist als Nation für immer vernichtet; der Verfasser selbst lebt seit Jahrzehnten in den fernen, heidnischen Landen Klein-Asiens. Zwar hat sich das Christentum machtvoll von Osten nach Westen ausgebreitet und seine welterneuernde Kraft siegreich bewährt, aber schwere Gefahren drohen ihm von innen heraus von den Sekten, — und namentlich der Gnosticismus ist es, der das Wichtigste am Christentum, seine geschichtliche Thatsächlichkeit, vernichten will. Er fabelt vom Äon Christus und von seinem zeitweiligen Träger Jesus, von Scheinleiblichkeit des Herrn, und sucht das Christentum in ein philosophisches System von bloßen Ideen zu verflüchtigen. Da erhebt am Abend seines langen Lebens der greise Johannes seine Stimme und läßt das wertvolle Zeugnis des Augen- und Ohrenzeugen ertönen: „Wir sahen seine Herrlichkeit, und unsere Augen und Ohren sind die Zeugen für die Realität des Lebens Jesu! Weil wir gesehen und gehört haben, könnt ihr, die Kinder der Nachwelt, ruhig und fest glauben, daß Jesus der Christ ist, und durch diesen Glauben des ewigen Lebens gewiß sein.“ Um dieses Zweckes willen spricht der Jesus des Johannes-Evangeliums nicht bloß zu seiner eigenen Umgebung, wie bei den Synoptikern, sondern Johannes legt ihm auch Worte in den Mund, die zu den späteren Geschlechtern des Jahrhunderts reden sollen, und zwar gerade an den Stellen, wo wir den Glauben an seine Person erwähnt finden. Daß die Form der Reden Christi bei den Synoptikern die ursprüngliche ist, daß Johannes Gegenwart und Zukunft in das eine große Gemälde von der Herrlichkeit seines Meisters zusammenfügt, das mindert nicht, sondern hebt vielmehr den Wert des Johannes-Evangeliums, des pneumatischen, wie es rühmend genannt wird. Denn der Lieblingsjünger des Herrn, der an seiner Brust gelegen, muß das Geheimnis des Meisters am tiefsten erfaßt haben und darf daher getrost auch in freier Weise erzählen, ohne befürchten zu müssen, vom Rechten abzuweichen. Und gewiß haben dieser Eigenart des Evangeliums vom Glauben an Christum bedeutungsvolle Worte des Herrn über die Zeit nach seiner Erhöhung zu Grunde gelegen.

Ohne die schlichte Wahrheit synoptischer Objektivität zu verkennen, wollen auch wir, die wir ebenfalls zu den Spätgeborenen gehören, dem Zeugnis des Johannes besonders dankbar sein, aus dem wir an des Apostels Hand lernen können, Jünger Christi zu werden, auch ohne den Messias gesehen und gehört zu haben. Wir haben wahrlich keinen Grund, dem lieben Gott undankbar zu sein. Denn durch jenen Pfingstgeist vermag das Evangelium heute gerade so gut wie vor 1800 Jahren in uns zu einer Kraft zu werden, die da selig macht alle, die daran glauben. Und die Hoffnung der einstigen Herrlichkeit läßt selbst in der Trübsal nicht zu schanden werden. Ja, unser Glaube kann sich am Sehen und Hören auch jetzt noch erheben. Blickt nur in die Welt und erkennet die Thatsache, daß das evangelische Christentum aus dem Senfkorn der alles beschattende Baum und ein die Menschheit sittlich und religiös erneuernder Sauerteig geworden ist. Und wer Ohren hat zu hören, der höre nur fleißig das Wort Gottes im Hause, in der Schule und im Gotteshaus.

Und wenn auch heute wie damals so manche Jünger Christi ihn treulos verlassen, weil sie nicht wollen, so laßt uns doch an dem Bekenntnis des Petrus festhalten: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!“ Das walte Gott! Amen.

Kirchliche Rundschau.

Die Lutherische Generalsynode ist am 5. Juni in Hagerstown, Md., zu ihrer 37. Versammlung zusammengetreten. Es ist dies derselbe Ort, an dem sie vor 75 Jahren (1820) ihre erste Versammlung abhielt. Damals bestand sie aus acht Delegaten, während die Zahl derselben dieses Jahr zweihundert überstiegen hat.

Interessant sind die Versuche, welche gemacht wurden, sich dem Generalkonzil wieder zu nähern. Die Trennung hat vor 29 Jahren stattgefunden und die Zeit hat in mancher Hinsicht ausgleichend gewirkt. Die Generalsynode ist seit jener Zeit wieder etwas mehr lutherisch in der Richtung des Generalkonzils und das Generalkonzil bedeutend mehr englisch — und zwar nicht bloß in der Sprache — geworden, so daß man sich heute vielleicht nicht mehr trennen würde, wenn man noch nicht getrennt wäre. Schon vor zwei Jahren hat man Verhandlungen mit dem Generalkonzil angebahnt, die zwar zu keinem wirklichen Resultat führten, aber doch wenigstens die Möglichkeit und Thunlichkeit eines friedlichen Verkehrs zwischen den beiden Kirchengemeinschaften darthaten (vgl. Th. Ztsch. 1894, Seite 87). Man sucht nun seitens der Generalsynode auf dem betretenen Wege weiterzugehen und in einen regelmäßigen Verkehr mit dem Generalkonzil durch Delegatenwechsel zu treten.

Zu gleicher Zeit sah man sich auch veranlaßt, den Bekenntnisstandpunkt der Synode von neuem auszusprechen, indem man folgenden Beschluß annahm:

„Um alle Besorgnis und jedwedes Mißverständnis zu beseitigen, so spricht diese Versammlung der Generalsynode ihre vollständige Zufriedenheit über die gegenwärtige Lehrbasis und konfessionelle Verpflichtung aus, nämlich, daß

das Wort Gottes die unfehlbare Richtschnur unseres Glaubens und Lebens ist, und die unveränderte Augsburgische Konfession damit durchaus und in vollkommener Übereinstimmung stehe, nichts mehr, nichts weniger."

Die Erklärung richtet sich nach zwei Seiten hin. Einmal gegen die Richtung in der Generalsynode, die auch noch die Augustana beseitigen will, zu Gunsten einer so ziemlich schrankenlosen Lehrfreiheit; ebenso aber auch gegen diejenigen, denen die Augustana als Bekenntnis nicht genügt und die deshalb derselben noch die übrigen Bekenntnisschriften des Konkordienbuches beifügen möchten.

Die Eröffnung der Versammlung fand durch eine Predigt des abgehenden Präsidenten, Dr. C. S. Albert, über Matth. 5, 17 statt. Die eigentlichen Sitzungen begannen — wie üblich — mit der Wahl eines neuen Präsidenten, Prof. H. L. Baugher. Aus den Verhandlungen können wir nur einzelnes anführen. Betreffs der Heidenmission wies der Bericht auf: „Gesamteinnahmen, mit dem vorhandenen Kassenbestand, waren für die zwei Jahre $108,650.91; Ausgaben $97,104.82. Von den Frauenvereinen kamen $22,292,21, durch Vermächtnisse $11,751.99, von den Sonntagschulen $13,676.69. Für die nächsten zwei Jahre sollen $35,000 das Jahr aufgebracht werden durch Zuteilung. Abends fand Jahresfeier der Missionsbehörde statt."

„Freitagmorgen, nach der gewöhnlichen Eröffnung, berichtete die Behörde für innere Mission. Diese hat im ganzen $85,230.21 eingenommen und zur Unterstützung junger Gemeinden verausgabt. Davon sind von den Frauenvereinen $10,650.50 gekommen. Abends fand die Jahresfeier statt. Montag berichtete die Kirchenbaubehörde. Diese hat $89,654.69 eingenommen und daraus 127 Gemeinden geholfen."

„Der Publikationsgesellschaft wurde empfohlen, ein eigenes und geeignetes Gebäude zu beschaffen, um auch eine eigene Druckerei, Buchbinderei und was sonst zu einem großen Verlagsgeschäft gehört, einrichten zu können. Es soll eine Monatsschrift für Jugendvereine gegründet werden."

Die Erziehungsbehörde berichtete, daß sie in Verbindung mit dem Midland College in Atchison, Kans., ein theologisches Seminar eingerichtet habe. Die Maßregel wurde gutgeheißen und Ermächtigung zur Anstellung eines Professors für systematische Theologie erteilt.

Weniger günstig scheint die Generalsynode dem deutschen Seminar in Chicago gewesen zu sein. Es wird darüber gesagt:

„Der Bericht des deutschen Seminars, von Dr. Young vorgelesen, veranlaßte eine längere Besprechung, wurde aber schließlich angenommen. Beschlüsse der Wartburgsynode und sonstige Vorschläge betreffs der Zukunft des Seminars wurde an das neue Direktorium verwiesen, in Verbindung mit der Erziehungsbehörde nach bestem Ermessen zu handeln."

Es läßt sich allerdings aus diesen wenigen Worten nicht viel herauslesen, außer dem, daß die Generalsynode sich den deutschen Synoden, die zu ihr gehören, gegenüber zu keiner positiven Leistung verbunden und auch der Erziehungsbehörde in dieser Hinsicht keine besonderen Verpflichtungen auferlegt hat.

Auch die Diakonissensache kam zur Sprache. Die Baltimorer Gemeinden haben sich verpflichtet, für die nächsten drei Jahre die Kosten eines gut eingerichteten Hauses, 907 N. Fulton Ave., zu bestreiten. Die Offerte wurde angenommen, und das Diakonissenhaus soll am 1. Oktober eröffnet werden. Man berechnet das Jahresbudget auf $6000. Ein Kassendefizit von $362.92 wurde bewilligt, desgleichen eine Zuteilung von $6000 jährlich.

Über die immer noch in der Bewegung begriffene Katechismus- und Gesangbuchsfrage wird folgendes im Luth.Kfrd. berichtet: „Die neue Übersetzung

des englischen Katechismus soll erst dann angenommen werden, wenn das Komitee die Arbeit endgültig vollendet hat. Eine Übersetzung der Augsburgischen Konfession aus dem lateinischen Original wurde gutgeheißen und zum Druck beordert. Die Gesangbuchsfrage hat auch die diesmalige Generalsynode noch nicht erledigen können, und es bleibt uns nichts anderes übrig, als vorläufig uns mit dem Stohlmann-Maierschen zufrieden zu geben. Wenigstens ist für die nächsten zwei Jahre keine offizielle Wandelung zu schaffen. Das neue Komitee soll ein neues Gesangbuch vorbereiten und solches der nächsten Versammlung vorlegen. Das ist, alles in allem genommen, auch das beste. Ein neues Gesangbuch sollten wir haben, und wir kriegen auch wohl endlich ein solches, aber binnen drei Jahren noch nicht. Selbst wenn die nächste Versammlung das nun zu schaffende annehmen sollte, so wird auch dann noch ein volles Jahr darüber hingehen, bevor es fertiggestellt werden kann."

Die zweihundertste Jahresversammlung hielten vor kurzem die Freunde (Quäker) des Staates New York in Flushing, Long Island, ab. Die Ref. Kztg. berichtet darüber folgendes: „Beide Parteien der Freunde, Orthodoxe und Hicksiten, hatten sich zu derselben vereinigt. Es war beabsichtigt, die Versammlung im alten Meetinghouse zu halten, welches vor ungefähr zweihundert Jahren errichtet wurde und jetzt noch im Gebrauch ist; es war indes zu klein für die große Zahl der Herbeigekommenen. So mußten denn die Versammlungen im Opernhause gehalten werden und selbst dieser Raum war nicht imstande alle aufzunehmen. Zudem war eine Anzahl älterer Personen gegenwärtig, direkte Nachkommen der Freunde, welche vor zweihundert Jahren in Flushing sich niedergelassen hatten, Fräulein Karolina Hicks, eine Ururenkelin von Elias Hicks, dem Begründer der Hicksiten-Partei. Herr James Wood hielt die historische Rede, in welcher er den Spuren des Quäker-Settlements von Gravesend, L. J., nach Flushing und von dort nach Westchester County, N. Y., folgte und nach den angrenzenden Ländern von Connecticut und dann nordwärts zwischen dem Holländer-Settlement dem Hudson entlang und den Engländern in New England, sogar bis Vermont, während einige sogar nach Nord-Canada wanderten. Aaron W. Powell verlas einen Aufsatz über „Was die Freunde für die Welt gethan haben," und Marianne W. Chapman hielt eine Ansprache über „die Stellung der Frauen in der Gesellschaft der Freunde." Die Feier fand ihren Abschluß mit dem Verlesen eines Gedichts von Mary S. Kimber über „das alte Quäker-Versammlungshaus." Die Freunde besuchten darauf das Bowen-Haus, welches im Jahre 1661 erbaut und mit liebender Sorgfalt erhalten worden ist; in ihm haben die ersten Ansiedler ihre Versammlungen gehalten; die Gäste hatten hier einen Empfang von den Fräulein Parsons, welche die Familie vertraten, deren Eigentum dieses ehrwürdige Haus ist."

Die mit großer Spannung erwartete landeskirchliche Versammlung in Berlin hat am 8. Mai stattgefunden. Ob sie den von ihr gehegten Erwartungen entsprochen hat, wird man nicht beurteilen können. Schon deswegen nicht, weil zwei sonst getrennte Parteien, die Positiv-Unierten und die Konfessionellen gemeinsam tagten. Für beide ist das Bekenntnis zwar dem Buchstaben nach dasselbe, der Auffassung nach veschieden.

Die vier Themata (vgl. Th. Z., Mai '95, S. 150) wurden alle, aber keineswegs mit gleichem Geschick und Erfolg behandelt. Am besten wurden das erste und das letzte Thema, nämlich: Der Staat und die theologischen Fakultäten, und: Das Volk und die theologischen Fakultäten durchgeführt. Das erste Thema hat unter unseren Verhältnissen wenig Interesse, dagegen ist das

letztere unter allen Verhältnissen wichtig. Denn eine Theologie, die am Ende nur für einige wenige hochgebildete Geister annehmbar und verständlich ist, die aus bloßer Gelehrsamkeit anstatt aus dem Leben hervorgegangen ist, hat auch für das Leben, namentlich für das Leben des Volkes, keinen großen Wert, mag sie sonst sein was sie will.

Auf der andern Seite thut's die Volkstümlichkeit allein auch nicht. Denn das Reich Gottes hat sich noch immer also gehalten, wie wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft. Es wächst nicht aus dem bereits in dem Volke vorhandenen heraus, sondern auf dem im Volke vorhandenen geistigen Boden wächst der Same der Wahrheit in das Herz und Leben des Volkes hinein.

Wir heben aus der Rede Stöckers im folgenden noch einige beachtenswerte Proben heraus:

„Unser Volk hat tiefen Sinn für Offenbarung. Es wäre nichts verkehrter, als wenn man meinte, unser Volk sei nicht mehr imstande, den alten Glauben zu teilen. Die starre Orthodoxie gilt nichts mehr. Wenn unser Volk aber sieht, wie dieser Glaube noch brauchbar ist für die Gegenwart und jeder einzelne Satz zum Leben wird und hineindringt ins öffentliche Leben und die einzige Macht ist, die menschliche Gesellschaft zu erneuern, dann hat das Volk nichts gegen die Bibel- und Bekenntnislehre — nein, es fordert sie! Orthodoxie ist populär. Auch der wirksame Unglaube ist populär. Unpopulär nur ist der von des Gedankens Blässe angekränkelte mittelparteiliche Standpunkt. Die Offenbarung ist positiv; wir haben es mit göttlicher Offenbarung zu thun. Darin liegt zweierlei: daß es eine absolute Wahrheit geben muß, nicht bloß ein Suchen, sondern ein Gefundenes, nicht bloß ein Fragen, sondern eine göttliche Antwort. Die Kirche würde im Augenblick zusammenbrechen und zum Sprechsaal werden, wenn sie nicht sagen könnte: wir stehen auf göttlicher Wahrheit. Daß dies durch die moderne Theologie erschüttert wird, ist meine größte Sorge. Aber die göttliche Offenbarung ist nicht bloß Wahrheit, sondern auch Leben. Das ist oft genug vergessen. Man kann die Orthodoxie nicht hoch genug schätzen; sowie man sie aber zum einzigen Lebenszeichen der Kirche macht, ist Orthodoxie und Kirche verloren. Die göttliche Wahrheit soll Leben zeugen. Da beginnt die Buße auch für uns. Wer unter uns kennt nicht Brüder, die er sonst lieb hat und wegen ihrer Orthodoxie bewundern muß, die aber doch wenig thun, aus dem scharfen Licht der Orthodoxie das Feuer der Lebenswärme strömen zu lassen. Da ist eine Aufgabe, die wir nicht genug vor Augen haben können. Hätte man die göttlichen Offenbarungen immer in dieser Weise wissenschaftlich behandelt und thatsächlich durchlebt: wir ständen heute nicht in dem Jammer! Das können wir uns nicht verhehlen: für weite Kreise, auch in unserer evangelischen Kirche ist der Himmel zusammengebrochen. Die Gelehrten sind Skeptiker, die Bourgeoisie ist gleichgültig. Abgesehen von einzelnen Oasen, die noch Zeugen deutschen Geistes sind, ist das Land vielfach tot und der Arbeiterstand zum großen Teil in den Händen des Umsturzes und des Atheismus. Nur eins kann uns helfen: die Geltendmachung der göttlichen Offenbarung in dem zwiefachen Sinn: der Wahrheit und des Lebens. Wir haben in Berlin erlebt, wie es den Volksmassen wie Schuppen von den Augen fiel, als wir ihnen sagten, was Christentum ist, was göttliche Offenbarung bedeutet. Eine schändliche Presse hat dem Volk den Glauben verekelt, und ich vermisse auch in christlichen lebendigen Kreisen den ernsten Kampf gegen die Giftquelle unserer Zeit. Wenn man aber dem deutschen Gemüt die Offenbarung nahe bringt, erzielt man, wenn auch nicht Glauben, das ist Sache des heiligen Geistes, so doch Achtung und Respekt. Denn das ist heute vielfach das Schlimmste: daß das Heilige nicht mehr Respekt findet.

„Im Grunde muß man sagen: die göttliche Offenbarung des Alten und Neuen Testaments ist ein Wunderwerk — einfache, schlichte, kindliche und doch überwältigende Wahrheit. Wenn man sich fragt: welches sind die Probleme der sittlichen, sozialen und nationalen Welt? so sind sie in der heiligen Schrift mit göttlicher Weisheit und kindlicher Einfalt gelöst. Was ist Gott? Geist, Leben, Licht, Liebe! — Jedes Wort mehr als ganze Bücher der Philosophie. Was ist der Mensch? Erst Geist, dann Fleisch! Wie sollen beide wieder zusammenkommen? Das Wort ward Fleisch, Gott ward Mensch! Kann man sich eine schlichtere und doch göttlichere Lösung dieser Probleme denken? Was ist Sünde? Revolution gegen Gott! Wie wird sie weggeschafft? Durch Vergebung! Wie wird sie überwunden? Durch Wiedergeburt! Ein Problem immer größer als das andere! Die heilige Schrift läßt uns auch im Weltleben nicht im Stich. Die Lebensanschauung muß Gott- und Weltanschauung verbinden. Schauen Sie hinein in die soziale gährende Welt. Was sagt die Bibel? Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon! Du bist ein Haushalter; thue Rechnung! Ihr sollt nicht Schätze sammeln auf Erden! — In diesen drei Sätzen liegt eine ganze Sozialpolitik! Sehen Sie ins politische, ins nationale Leben: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, Gott, was Gottes ist. Jedermann sei unterthan der Obrigkeit. Darin steckt der ganze gute Bürger. Wir müssen als Dogmatiker, Ethiker und Sozialpoliker wirklich sagen: die göttliche Offenbarung löst Fragen, die uns in den Abgrund stürzen würden, wenn wir sie nicht lösten. Von dieser Tiefe der heiligen Schrift — sollte man meinen — sollte jeder, der für Wahrheit ist, zugreifen und sagen: das kommt von oben, und müßte sich fügen im Gehorsam des Glaubens. Aber man begreift die Offenbarung nicht mehr, begreift nicht, daß dem Neuen Testament ein Altes vorausging. . . . . Wenn ich mir einen modernen Theologen vorstelle, wie er alles andere vergißt, die Propheten, die Apostel, und nur Jesum vor sich hat und sich in ihn versenkt und dann sagt, daß er von diesem Bilde überwältigt sei und jeder Christ solle aus dieser persönlichen Erfahrung heraus zu seinem Glauben kommen — das mag wohl für einzelne Virtuosen des Glaubens der Weg sein, aber nicht für alles Volk, nicht für alle Welt. Wenn einer durch seinen Vater, seine Mutter, seinen Lehrer, seinen Pfarrer den Glauben findet und nimmt's hin, weil ihm die Kirche das seit achtzehnhundert Jahren sagt, und weil's ihm die Schrift sagt, soll das nicht ein rechter Christ sein, weil er nicht auf dem bestimmten Wege einer Schule das Heil gefunden hat? Nein! Eine Volkskirche kann das nicht entbehren. Es führen viele Wege nach Rom, aber noch mehr Wege führen zu Gott. Daß unser Volk das alte ehrliche Zutrauen zu der Kirche der Offenbarung wieder gewinnt, daß es glaubt, in dieser Kirche ist die biblische Wahrheit, ist die Offenbarung Gottes annähernd wiedergegeben, darauf kommt es an, wenn wir die tiefen Elemente wieder zur Besserung bringen wollen.

„Darum muß die Theologie mithelfen, die deutsche Theologie verdankt in ihrem evangelischen Gebiet ihren Ursprung Luther. Der war ein Prediger und ein Professor, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und ein Kind des Volkes. Er hatte nicht bloß Spekulationen im Kopf, sondern auch die Offenbarung im Herzen. Darum hat er auch das Herz des deutschen Volkes erprobt und hat es erklingen lassen wie ein Meister die Orgel. Wie kommt es, daß das deutsche Volk so wenig nach seiner Reformation fragt, wenn es auch zuweilen Lutherfeste feiert? Luther war volkstümlich, August Hermann Francke war volkstümlich, Schleiermacher war es auch. Drei Universitäten: Wittenberg, Halle, Berlin, drei Stationen auf dem Wege unsers gesamten Volkes.

Ich glaube, daß heute das gelehrte Forschertum die Vorbildung der Geistlichen auf den Universitäten zu sehr überwuchert hat. Es brauchten ja nicht alle Gelehrten Professoren zu werden. Man denke an Strauß, den wollte ja nicht einmal das demokratische Volk von Zürich zum Professor. Ich gebe ohne weiteres zu, daß auch in der Gelehrsamkeit und in den Gelehrten etwas Volkstümliches liegt, aber wenn ich mir den Zustand unseres öffentlichen Lebens ansehe, diese leichte Verführbarkeit des Volkes, diese Unterwerfung des Urteils unter die elenden Leitartikel der elendesten Blätter, so sage ich: Gelehrsamkeit ist bei uns genug; aber Bildung, wahre Bildung, die den Menschen befähigt, auf der Stelle, wo er steht, das Rechte zu thun, die ist bei uns weniger als wo anders. Wenn wir an den Anfang des Jahrhunderts denken, an Fichte, der auch ein Theologe war, an Schleiermacher, wie sie die Umwandlung des deutschen Lebens aufgerührt haben, an Männer wie Neander und Nitzsch und Müller, die das Leben weiter entwickelt und das Volk in das Heiligtum hineingeführt haben, so wird uns weh ums Herz. Es fehlt ja auch heute nicht an solchen Männern, aber der Gedanke fehlt, die Jünglinge für das Amt des Herrn zu erziehen und dadurch begeisternd auf das Volk zu wirken, der fehlt im Kreise der deutschen Professoren. Wir müssen die Herren bitten, daß sie einmal ihren ganzen Betrieb revidieren. Sie haben früher mehr auf das Volk, auf die Kirche gewirkt."

Die schwächsten Reden waren die, welche „die Kirche und die theologischen Fakultäten" und „die Theologie und die theologischen Fakultäten" behandelten. Daß es bloß an den betreffenden Referenten gelegen sei, wenn die Ausführungen weniger glückten, wird man nicht behaupten, sobald man die Schwierigkeiten der beiden in Rede stehenden Dinge etwas näher besieht. Die auf der Versammlung anwesenden Glieder der Landeskirche bildeten eben zwei kirchliche Parteien, die wohl wider ihren gemeinsamen Gegner einig, unter sich aber geschieden sind. Diese innere Verschiedenheit trat in dem Vortrag über die Kirche und die theologischen Fakultäten am klarsten zu Tage. Der Referent konnte es nicht unterlassen, sich gegen einen Teil der Versammlung selbst zu wenden, und nur der geschickten Leitung des Vorstandes ist es zu danken, wenn ein offenes Hervortreten und eine Ausgestaltung der Gegensätze zum Widerspruch verhütet wurde.

Der Referent sagte nämlich: „Leuten wie Kähler und der Greifswalder Fakultät sind wir brüderlich verbunden in Arbeit, Kampf und Gebet. Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß auch da die Tendenz der Vermittlung wunderliche Blüten treibt. Moses als Verfasser seiner Bücher wird nicht mehr festgehalten, man redet von einem Deuterojesaia, Schlatter gibt Bileams Eselin preis, ohne doch damit den Löwenhunger der Kritik stillen zu können. Stöcker verkündet siegesfroh, daß die alte Inspirationslehre niemand mehr annimmt, und wird dafür von Beyschlag durch ein eichenes Brett gelobt. Das ist eine pikante Allianz, eine Verschiebung des Kampfes. Ja, Stöcker wieder gibt auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß den Pastor preis, der Harnack zur Buße rief, und meint, er habe gegen Bildung und Takt verstoßen. An dem Ernst, der Aufrichtigkeit, der subjektiven Frömmigkeit der modernen Theologen ist freilich nicht zu rütteln. Sie sind wie Jakobi mit dem Herzen Christen, mit dem Kopfe Heiden. Selbst Beyschlag steht uns mit dem Festhalten der Auferstehung nahe, während allerdings seine Auffassung der Person Christi uns weit von ihm trennt."

Der Referent scheint von den Äußerungen Kählers auf der kurz vorher abgehaltenen Gnadauer Konferenz noch nichts gewußt zu haben, sonst müßte

sich dieser in der gleichen Verdammnis mit Stöcker befinden, denn der erstere hatte dort u. a. folgende Sätze aufgestellt: „Die sogenannte zeitgeschichtliche Verwendung kommt mit dem Ansehen Christi mittelbar und unmittelbar in Widerstreit, wenn die Irrtumslosigkeit des fleischgewordenen Logos behauptet wird. Deshalb darf die Verbalinspiration nicht behauptet und das Ansehen Jesu nicht mit allen Fehlerhaftigkeiten des Textes verknüpft werden. Wir bekennen uns zur Gottheit Christi, welche sich in seinen Fleischestagen zur Knechtsgestalt entäußert hat. Bis in seinen Tod hinein geht er einher in der Gestalt des Propheten, des Knechtes Jehovahs. Abgesehen von seiner Sündlosigkeit und von seiner Gemeinschaft mit dem Vater, ist er in alle Schranken des irdischen Lebens getreten, warum sollte er nicht auch den Schranken des Erkennens sich unterworfen haben? Die Unfehlbarkeit in der Offenbarung des Vaters entstammt nicht aus seiner Welterkenntnis, sondern sein unfehlbares Urteil über die Welt aus seiner vollkommenen Erkenntnis des Vaters. So hängt an und für sich der Glaube an die Gottheit Christi nicht mit der Annahme der Geschichtlichkeit der Patriarchen zusammen. In den uns bekannten Bezugnahmen auf das A. T. haben wir nicht alles, was er darüber gesagt hat, sondern nur Proben von seinem Anschlusse an die Schrift, kennzeichnende Züge seiner Schriftbenutzung. Jesus weist in geschichtlichen und litterargeschichtlichen Angaben nirgends nachweislich von den in seiner Zeit verbreiteten Meinungen ab. Er hat sich zu dieser Überlieferung also nicht sichtend verhalten. Ein maßgebendes Urteil beansprucht er nur, wo es sich um Glauben und Gesetz Gottes handelt. Die neutestamentlichen Beziehungen auf Thatsächliches in alttestamentlicher Geschichte betreffen überwiegend vorgeschichtliche Thatsachen, die sich durch Urkunden aus derselben Zeit nicht belegen lassen. Über Vorgeschichtliches läßt sich wissenschaftlich keine Kenntnis gewinnen. Denn Vermutungen müssen belegt werden, wenn sie gewiß werden sollen. Vermutungen dürfen nicht zur Beurteilung vorgeschichtlicher Thatsachen benutzt, und Theorien über Religionsentwicklung nicht als Beweis für vorgeschichtliche Thatsachen angesehen werden. Jesus hat die Offenbarung des Vaters nicht in menschlichen Meinungen über Gott gefunden, sondern in Thatsachen. Mit aller Zuversicht bekennt er sich zu Gott, der der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ist."

Es ist nun sehr möglich, daß der betr. Referent von den Sätzen Kählers noch nichts wußte, sonst hätte er nicht Kähler gerecht sprechen und Stöcker verdammen können. Dagegen hätte er wissen sollen und können, daß der Satz, den er aufstellt: „Mit dem Sinken des Papsttums kamen auch die Universitäten herunter," schon gegenüber einer mäßigen Kenntnis der Kirchengeschichte als das Gegenteil des wirklichen Sachverhalts dasteht.

In der Pause, welche dem Vortrag folgte, fand eine Beratung des Vorstandes statt, um den Funken, an dem sich leicht eine unheilvolle Debatte hätte entzünden können, zu ersticken. Bei der Wiedereröffnung wurde folgende Erklärung vom Vorstand abgegeben: „Nachdem in dem letzten Vortrag, dessen frischer, mutiger Bekenntniston in der Versammlung mannigfachen lebhaften Beifall gefunden hat, einige Bemerkungen gefallen sind, durch welche Brüder, mit denen wir eines Glaubens sind, sich verletzt gefühlt haben, sehe ich mich veranlaßt, namens des Vorstandes unser Bedauern darüber auszusprechen. Insonderheit über das „Wie" der Inspiration der heiligen Schrift gibt es in unserer Kirche keine bekenntnismäßige Formulierung. Daß die heilige Schrift von Gott inspiriert ist, das ist Kirchenlehre; wie diese Inspiration zu denken ist, das gehört zu den Theologumenen. Und zur Einigkeit der christlichen

Kirche und auch dieser christlichen Versammlung genügt, daß wir auf dem der Kirche gegebenen Worte Gottes feststehen."

Von der Ausführung des Themas: „Die Theologie und die theologischen Fakultäten" hätte man am meisten erwarten dürfen und sollen. Man hat aber am wenigsten erhalten. Man hätte erwarten können, daß bestimmt, klar und deutlich gesagt würde, welche Theologie dazu berufen sei, die Theologie der nächsten Zukunft zu werden, von welchen Voraussetzungen sie ausgehen, mit welchen Mitteln sie arbeiten und welche Aufgaben sie lösen müsse.

Statt dessen erschienen Behauptungen, die so allgemein gehalten waren, daß man sie weder als wahr noch als falsch bezeichnen kann, weil beides darin durcheinander gemischt ist, abwechselnd mit polemischen Erörterungen theologischer Einzelheiten und Kleinigkeiten. Außerdem wird gesagt, welcher Maßstab von der Theologie **nicht** angelegt werden darf, welche Anschauungen **nicht** auf das Gebiet der Theologie übertragen werden dürfen, welche Kritik **keine** theologische Wissenschaft ist, welche Theologie im besonderen und welche Theologien im allgemeinen von den theologischen Fakultäten zu **bekämpfen** sind.

Es war kein Wunder, wenn in einem nachträglichen Artikel zu der Konferenz Prof. Cremer von Greifswalde darauf hinwies, daß die Hauptaufgabe der Kirche und Theologie nicht gelöst worden, ja überhaupt nicht genügend zur Sprache gekommen, sondern nur gestreift worden sei.

Als schließliches Ergebnis der Versammlung sind folgende Sätze angenommen worden:

„Die am 8. Mai tagende landeskirchliche Versammlung beschließt:

I. In Erwägung,

daß die Kirche von den theologischen Fakuläten mit Rücksicht auf den Zweck des akademischen Unterrichts, für den Dienst der Kirche vorzubilden, die Vertretung des kirchlichen Bekenntnisses erwarten muß,—

daß der heutige Stand der theologischen Fakultäten, sofern sie die Autorität des Wortes Gottes untergraben und die Thatsachen des Heils zweifelhaft machen, eine schwere Gefährdung unserer Kirche und unseres evangelischen Volkes ist,

fordert die Versammlung vom Staat, bei der Besetzung der theologischen Professuren neben der wissenschaftlichen Befähigung die dem kirchlichen Bekenntnis entsprechende Stellung zum Worte Gottes maßgebend sein zu lassen,

und erklärt es für ein Recht der Kirche, auf die Berufung der theologischen Professuren einenen wirksameren Einfluß zu haben.

II. In Erwägung,

daß die Organisation der Universitäten auf dem Prinzip freier Beteiligung am wissenschaftlichen Unterricht beruht, daß die theologischen Fakultäten das Recht zur Teilnahme an demselben durch die Gewährung der Lizentiatur und der venia legendi verleihen,

erklärt es die Versammlung für eine dringende Aufgabe der kirchlichen Behörden und synodalen Organe, dafür Sorge zu tragen,

1. daß geeigneten Geistlichen der Auftrag gegeben werde, gemäß den akademischen Ordnungen in den Lehrkörper der Universitäten einzutreten und an der wissenschaftlichen Arbeit, sowie am Unterricht der Theologie Studierenden teilzunehmen;
2. daß denselben für die Dauer solcher Dienstleistungen von seiten der Kirche eine ausreichende Besoldung gewährt werde;

3. daß überall an den Universitäten freie Konvikte begründet werden, in denen die Theologie Studierenden wissenschaftlich im Geiste der Kirche gefördert werden und die Konviktsvorsteher als künftige akademische Lehrer sich ausrüsten und erproben können.

III. Die Versammlung beschließt, einen Ausschuß zu wählen, der zur Verwirklichung der in der Resolution enthaltenen Gedanken weitere Schritte thun soll."

Wenn von einseitigen Auffassungen der Bibel geredet wird, erwartet man sicher, daß derartige Äußerungen nicht von der Seite kommen, die für die Autorität der Schrift und das Bekenntnis der Kirche eintritt. Gleichwohl ist das in einem Artikel der D. E. Kztg. wirklich geschehen. In einer Auseinandersetzung mit einem Artikel der Kreuzzeitung sagt das genannte Blatt: „Die ‚Kreuzzeitung' aber nimmt — selbstverständlich im besten Glauben — aus der obigen Darstellung der Allg. Evang.-Luth. Kztg. nur den ersten Satz heraus: ‚Jesus war ein Mann, der sich in den Stunden der Versuchung zu der Erkenntnis durchgerungen hat, daß sein Weg der des Kampfes sein mußte, weil nach der ewigen Ordnung Gottes das höchste Heil der Welt nur mit Schmerz und Leid errungen werden kann.' Dies hat aber die ‚Hilfe' gar nicht gesagt; wir haben wenigstens diesen Satz nicht finden können. Selbst wenn er dastände, würde er noch keinen Abfall vom positiven Christentum bedeuten müssen; er könnte eine einseitige Auffassung des menschlichen Faktors in Jesu Entwickelung sein, etwa wie im Briefe an die Hebräer 5, 8: ‚Und wiewohl er Gottes Sohn war, hat er an dem, das er litt, Gehorsam gelernt.'"

Es kann sein, daß der Schreiber den letzten Satz niederschrieb, ohne ihn mehr wie einmal zu denken, und daß er bei wiederholter Überlegung ihn vielleicht anders formuliert hätte. Aber wenn das auch der Fall sein sollte, so ist es doch bemerkenswert, mit welcher Leichtigkeit eine so bedenkliche Behauptung seiner Feder entschlüpft. Der Hebräerbrief ist doch ohne allen Zweifel kanonisch. Wird seine Christologie als eine einseitige bezeichnet, so kann das nur geschehen, wenn man einer Christologie den Vorzug gibt, die sich wenigstens in diesem Punkt nicht in Übereinstimmung mit der heiligen Schrift befindet.

Der Expater Hyacinthe Loyson wurde kürzlich im „Genfer Journal" von Prof. A. Sabatier beschuldigt, daß er Christentum und Islam zusammenwerfe. Pater Hyacinthe hatte nämlich bei einem Erholungsaufenthalt in Algier Vorträge gehalten, in welchen er das friedliche Zusammenleben von Christen und Mohammedanern zu fördern suchte, mit dem Hinweis, daß zwischen beiden auch in religiöser Beziehung verwandtschaftliche Beziehungen sich finden. Auf die Anschuldigung erwiderte Pater Hyacinthe: „Ich habe keinen anderen Glauben als den christlichen. Nur sehe ich nicht ein, warum dieser Glaube uns hindern sollte, die Moslems als Brüder zu behandeln. Einer der größten Päpste des Mittelalters, Gregor VII., schrieb an einen mohammedanischen Fürsten: ‚Wir stehen euch näher als manchen anderen; denn wir beten denselben Gott an.' Ihr Korrespondent fragt mich besorgt, wenn nicht mit Ironie: ‚Bei einer solchen Erweiterung des Herzens, was bleibt noch im Zentrum?' Es bleibt Gott, der persönliche, lebendige Gott, dies ist doch noch etwas. Ich füge hinzu: Jesus Christus bleibt. Die Mohammedaner nennen ihn die Seele Gottes, sie erkennen ihn als den Sohn der Jungfrau, sie glauben an seine Wunder; sie erwarten seine Wiederkehr als Messias, um das Reich des Bösen auf dieser Erde zu zerstören, das ist mehr, viel mehr, als eine große Anzahl Christen in unseren Tagen zugestehen, zuweilen sogar gelehrte

protestantische Theologen. Ich verweise nur auf die im übrigen bemerkenswerte Abhandlung über Jesus Christus von A. Sabatier, Professor der Theologie zu Paris, in der Encyclopédie de théologie protestante. Die geschichtliche und rechtgläubige Auffassung Christi ist sicher weniger weit von der der Moslems entfernt, als von derjenigen solcher Liberalen. Was die ‚Allianz zwischen Mohammed und Jesus Christus' betrifft, über welche Ihr Korrespondent spottet, so denkt niemand daran, so wenig als an die ‚Fusion' zwischen Islam und Evangelium . . . . ."

Als Gegenstück zu dem englischen Kirchenkongreß (vgl. Th. Ztsch. 1895, Seite 93) hat sich auch ein Kongreß der Nonkonformisten gebildet. Die diesjährige Versammlung fand vom 24.—28. März in Birmingham statt. Wir entnehmen dem Berichte der Chr. W. darüber folgendes:

„Im Jahre 1891 hatten sich eine Anzahl Nonkonformisten, nämlich Baptisten, Kongregationalisten, Methodisten und Presbyterianer, zwangslos in einem Privathause zu persönlicher Aussprache zusammengefunden. Diese freie Vereinigung war der Keim, aus dem der Kongreß der Freikirchen hervorging. Er trat zuerst in Manchester, dann in Leeds zusammen. Es war somit jetzt das dritte Mal, daß er vor die Öffentlichkeit trat, und zwar diesmal unter dem offiziellen Namen „Nationalkongreß evangelischer Freikirchen." Denn der Kongreß hatte seinen privaten Charakter abgestreift und sich eine neue Grundlage der Repräsentation gegeben. Die offiziellen Teilnehmer sind nämlich von jetzt an erwählte Deputierte von Stadtkonzilen und Landschaftsverbänden, deren Glieder ihrerseits öffentlich gewählt worden sind. Dadurch unterscheidet sich denn auch der Freikirchenkongreß von dem Kirchenkongreß der englischen Episkopalkirche, dessen Glieder keinerlei Befugnis haben, im Namen der Kirche, der sie angehören, zu reden, zu handeln oder zu beschließen.

Presbyterianer, Methodisten aller Schattierungen, beide Gruppen der Kongregationalisten, Baptisten und „Quäker" (Gesellschaft der Freunde) waren zusammengekommen, um ihre wesentliche Einheit bei aller peripherischer Verschiedenheit zu bekunden. Sie haben dies am ersten Kongreßtage (Sonntag) dadurch zum Ausdruck gebracht, daß die verschiedenen Denominationen in den beinahe hundert Kapellen Birminghams die Kanzeln tauschten.

Am Montag-Abend wurden die Abgeordneten vom Bürgermeister und seiner Gemahlin in den Räumen des Rathauses empfangen — eine Art munizipalen Siegels für den Kongreß. Am Dienstag-Morgen konstituierte sich die Versammlung in aller Form. Bevor man jedoch zu den eigentlichen Verhandlungen schritt, vereinigten sich alle Teilnehmer zum gemeinsamen Genusse des heiligen Abendmahls. Dann hielt der Vorsitzende Dr. C. A. Berry (Wolverhampton) die Eröffnungssprache.

„Aller Denominationalismus — so sagte er unter anderm — hat seinen Ursprung in klarer und hingebender Erfassung bestimmter, sonst vernachlässigter Seiten der Wahrheit. Union ist nur möglich — wenn aber möglich, dann Pflicht (Beifall) —, wenn diese verschiedenen Seiten der Wahrheit in der Mannigfaltigkeit eines umfassenden Glaubens versinken. Heute, wo wir die Dominante gefunden haben, unter der alle die verschiedenen Klänge zur Harmonie zusammenstimmen, ist unsere Vereinigung ebenso in sich selbst unvermeidlich, wie innerlich verpflichtend geworden. Das Resultat der letzten Entwicklung sehen wir heute in der Konstituierung dieses Kongresses. . . . Eins der Ziele unserer Vereinigung soll sein, die Religion von der leben-

hemmenden Kontrolle der Staatsklugheit und die Kirche von der des Parlaments zu befreien. Wir fühlen als Glieder des Reichs das Gewicht gewisser politischer Fragen über das Verhältnis von Kirche und Staat, aber auf diesem Kongreß und als Glieder der Kirche Christi lassen wir uns allein leiten durch die geistige Seite des großen Problems. . . . Der König, der Christum kontrollieren will, legt die Wahrheit in Ketten. Der König, der Christum patronisieren will, macht ihn fashionabel, und ein fashionabler Christus ist ein schlechter Repräsentant für das dornengekrönte Opfer menschlicher Sünde und menschlichen Hasses, eine Travestie auf den Christus, der da kam, um den Ausgestoßenen und Hilflosen zu helfen. . . . Aber was meinen wir mit dem Worte „Volksreligion?“ Ein Volk wird nicht religiös gemacht durch die rein konstitutionelle Anerkennung der Religion von der Regierung, ebensowenig wie man durch Parlamentsbeschluß ein Volk sittlich machen kann. Ein Volk ist religiös, nur wenn seine Glieder so von Gottes Geist sich leiten lassen, daß ihr persönliches wie ihr Gemeinschaftsleben beherrscht wird vom Geist und der Gesinnung Jesu Christi. England wird religiös sein nur, wenn seine Bewohner sich bekehren. Der Weg zum nationalen Christentum geht durch persönliche Erneuerung hindurch. Die Aufgabe der Kirche ist, da mitzuhelfen. In diesem Sinne haben wir ein lebhaftes Gefühl für die Notwendigkeit unaufhaltsamen Fortschritts in der christlichen Kirche. Königreiche wie Individuen dieser Welt sollen Königreiche unsers Gottes und seines Christus werden.“

Eine bemerkenswerte Thatsache ist, daß Unitarier von dem Kongresse ausgeschlossen waren. Dr. Berry begegnete dem Vorwurfe des Mangels an Brüderlichkeit, der daraus erhoben werden könnte, mit folgenden Worten: „Unsre unitarischen Freunde werden mir glauben, wenn ich ihnen sage, daß unsre Haltung ebenso sehr durch die Rücksicht auf ihre Gewissensüberzeugungen wie aus Treue gegen unsre eignen bestimmt gewesen ist. Wir sind nicht ihre Kritiker, noch weniger ihre Richter. Wir erkennen bereitwillig ihre Gelehrsamkeit und Frömmigkeit an, die Dienste auf dem Gebiete des Geistes und in der Öffentlichkeit, die mit den Namen ihrer großen Männer verbunden sind. Wir erkennen auch gern und dankbar die Arbeit an, an der sie einen so hervorragenden Anteil haben, nämlich die erneute Betonung der mehr menschlichen Seite des Lebens Jesu und der mehr menschlichen Züge seines Evangeliums. Aber wir können uns doch die Thatsache nicht verhehlen, daß der Punkt, in dem wir von einander abweichen, von solchem Lebensinteresse ist, so sehr die ganze Persönlichkeit Christi betrifft und notwendigerweise einen solchen Unterschied der geistigen Erfahrung mit sich bringt, daß er eine Vereinigung zur praktischen Unmöglichkeit macht. Wir sind nicht ein Nonkonformistenkongreß, dessen Existenzrecht etwa nur in negativer und kritischer Haltung gegenüber der Staatskirche läge. Wir sind ein Freikirchenkongreß, gegründet auf unsre gemeinsame, positive Anhänglichkeit an die großen Wahrheiten der evangelischen Geschichte. Die Bestimmung einer solchen Versammlung verlangt als erstes Erfordernis der Gemeinschaft absolute Einigkeit in den wesentlichen Stücken des Glaubens.“

In der Nachmittagssitzung hielt Dr. Agar Beet einen Vortrag über „Modernes Bibelstudium und seine Bedeutung für christliches Denken und Glauben.“ Als erfreuliche Resultate modernen Bibelstudiums erwähnte er das reiche Beweismaterial für die Echtheit von mindestens vier Paulusbriefen, die Glaubwürdigkeit der Evangelien und die Zuverlässigkeit der Apostelgeschichte. Diesen Quellen entnehmen wir ein unzweifelhaftes Bild des Einen,

der höher war als alle Menschen und in einzig nahem Verhältnis zu Gott stand. Die moderne Kritik hat uns ferner eine neue und unwiderstehliche Apologetik gegeben und eine bessere Methode für die systematische Theologie. Trotz der spärlichen äußeren Zeugnisse zur Bestimmung der Verfasser und Abfassungszeiten der verschiedenen Bücher des Alten Testaments sind doch wertvolle Resultate zu verzeichnen: 1. der unerschütterliche Monotheismus des Alten Testaments, ein Beweis, daß das alte Israel sich einer höhern Erkenntnis Gottes erfreute, als irgend ein Volk jener Zeiten; 2. die glühenden Beschreibungen unendlichen Segens für alle Völker, der von Israel ausgehen soll. Das Alte Testament enthält Beweise für seine allgemeine Glaubwürdigkeit, bestätigt durch das Neue Testament. Die Bibel selbst ist aber nicht Offenbarung, sondern Offenbarungsurkunde. Die Infallibilitätstheorie der heiligen Schriften ist unhaltbar.

In der Diskussion erhob sich nur eine Stimme milden Widerspruchs. Einer der Anwesenden sprach sich dahin aus, daß ein Vortrag, wie der eben gehörte, den christlichen Glauben eher verwirren und schwächen als ihm helfen könne. Ein Oxforder Geistlicher bezeichnete als das Charakteristikum moderner Kritik die Anwendung wissenschaftlicher Methode bei der Schriftforschung. Den lebhaftesten Beifall fand die gelegentliche Äußerung eines anderen Redners in der Diskussion: Modernes kritisches Bibelstudium habe „dem Feinde die Kanonen vernagelt," indem es die landläufigen Angriffe des Unglaubens als abgenutzt und nutzlos beiseite geschoben habe. Dr. Berry brachte die Diskussion zum Schluß. Er betonte die Wichtigkeit einer wissenschaftlichen Theologie, die jedoch ein lebendiges Christentum hinter sich haben müsse.

„Die Schädlichkeit einer Staatskirche" bildete den Gegenstand einer andern Rede. Eine übermütige Kirche mag zum Staate sagen: Mache mich zu einer deiner gemieteten Mägde! — Die Männer der Freikirche ziehen es vor, dem Staate zu dienen und dabei ihre Freiheit zu behalten. In der Staatskirche kann das Parlament Theologie machen und ungültig machen, von den Artikeln christlichen Glaubens wegnehmen und neue hinzufügen. Männer der Freikirchen reservieren sich das Recht, ihre Methoden den Bedürfnissen der Zeit anzupassen. Ein Glaube, der nicht wächst, lebt nicht.

Reverend Hugh Price Hughes, eine der hervorragendsten Persönlichkeiten des Kongresses, sprach seine Freude aus über die kaum gehoffte Harmonie der Überzeugung in den Freikirchen. Ein festes, positives Prinzip gilt für sie alle: die absolute, unablässige, ewige Oberhoheit Jesu von Nazareth, des Sohnes Gottes. Weder die Königin von England, noch der Zar von Rußland, noch der Papst in Rom ist das Haupt der Kirche. Christus hat nie einen Stellvertreter gehabt, kann nie einen haben. Ein Stellvertreter tritt ein für eine abwesende Autorität. Jesus Christus aber ist immer gegenwärtig in seiner Kirche. Die Männer der Freikirche glauben an Christi Gottheit so fest, daß sie auf die Anerkennung der Religion von seiten des Staats kein besonderes Gewicht legen. Die Verstaatlichung der christlichen Religion ist nicht nur keine Förderung, sondern geradezu falsch. Sie ist der schlimmste Fluch, der heutzutage auf dem Christentum lastet. Die Freikirchen verlangen nichts, was der Staat ihnen geben könnte; Christus hat ihnen alles gegeben, was sie brauchen. . . . Das Volk kann nur christlich werden, wenn es seine Gesetzgebung, seine innere und äußere Politik christlich gestaltet, und das kann es nur, wenn die heilige, allgemeine, apostolische Kirche ihre Pflicht thut. — Die kürzlich von dem englischen Premierminister Lord Rosebery aufgestellte Be-

hauptung, der Staat habe das Recht, Kirchen zu verstaatlichen, bezeichnet Redner als einen „verderblichen Unsinn."

Am Mittwoch-Morgen beschäftigte sich der Kongreß mit der armenischen Frage. Die Verhandlungen wurden besonders belebt durch die Beteiligung eines armenischen Verbannten, des Professors Thoumaian, der selbst in türkischer Gefangenschaft gelegen hat. Eine Resolution wurde angenommen, die, Bezug nehmend auf den Berliner Vertrag, die englische Regierung auffordert, die nötigen energischen Schritte zum Schutze der armenischen Christen zu thun.

Die Verhandlung über die Lösung der Kirche in Wales vom Staate bekam besonderes Gewicht dadurch, daß gerade in diesen Tagen das diesen Gegenstand behandelnde Gesetz das House of Commons beschäftigte.*)

Mrs. Bramwell Booth, die Schwiegertochter des rühmlich bekannten „Generals," sprach zu einer der stattlichsten Versammlungen des Kongresses. Sie begründete die Mitarbeit der Frauen im Dienste der Kirche durch den Hinweis auf den geistigen Charakter dieses Dienstes, der darum auch nicht körperliche, sondern geistige Befähigung erfordere. Die Heilsarmee habe die Befähigung der Frauen auf diesem Gebiete praktisch erprobt, denn die Wirkungskraft dieser Organisation liege hauptsächlich in der Thätigkeit der weiblichen Mitglieder. Wüste Massen verstummten oft vor einer einfachen Frau, wenn sie einen Mann nicht anhören wollten. Mit ergreifender Einfachheit schilderte sie die Frauenarbeit in der Heilsarmee an den Ausgestoßenen und sprach die Hoffnung aus, daß die Zeit bald kommen möchte, wo Männer und Frauen gleichen Anteil am Dienste der Kirche haben.— Mrs. Cadbury (Gesellschaft der Freunde, d. h. Quäker) erwähnte, daß seit zweihundert Jahren die Frauen in Quäkerkreisen eine hervorragende Stellung im Dienste der Gemeinschaft gehabt haben. Diese Freiheit der Frauen hat sie in keiner Weise unweiblich gemacht. Sie haben große Menschenkenntnis erworben, Kräftigung ihrer Ideale und Stärkung des Gefühls der individuellen Verantwortlichkeit erfahren. Es sei eine bemerkenswerte Thatsache, daß man unter den „Freunden" hysterische Frauen nie, nervöse selten finde. Das erkläre sich mit aus der gesunden Anteilnahme an den intellektuellen Interessen und der sozialen Arbeit der Männer.

Am Donnerstag-Morgen beschäftigte man sich noch mit der Sonntags-Vergnügenbewegung (P. S. A.=pleasant Sunday afternoon), Temperenzfrage und auf Antrag einer hervorragenden Quäkerin, Mrs. Hannah Fox, mit der Frage eines allgemeinen internationalen Schiedsgerichts.

Mit gottesdienstlicher Feier wurde dann der Kongreß geschlossen. Im nächsten Jahre gedenkt er unter dem Vorsitze des Reverend Hugh Price Hughes in Nottingham zu tagen.

---

*) Was den Unwillen und die gerechte Entrüstung der Nonkonformisten in dieser Angelegenheit im hohen Grade erregt, ist die Thatsache, daß sie gezwungen sind, die Staatskirche pekuniär zu unterstützen, von der sie natürlich absolut nichts haben, und die sie noch obendrein oft mit souveräner Verachtung ansieht. Die Ungerechtigkeit der ganzen Lage wird jetzt sogar von Angehörigen der Staatskirche öffentlich anerkannt. In Irland ist die Lösung der Kirche vom Staat (Disestablishment) vollzogen; warum nicht auch in Wales, wo es dringendes Bedürfnis ist?

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $2.00.

23. Jahrg. St. Louis, Mo., August 1895. No. 8.

Der Name Jesus.

Von P. J. G. Enßlin.

B.

Aus dem bisherigen Nachweis der Bedeutung des Namens Jesu haben wir Christi Erlösung im allgemeinen, hauptsächlich nach ihrer spirituellen Seite, ins Auge gefaßt. Allein in betreff der verschiedenen Art und Form, in welcher sich die Herrschaft des Teufels, des Todes und der Sünde beim gefallenen Menschen geltend macht, gilt es, die Erlösung noch im besonderen und auch von der Seite zu betrachten, nach welcher der Name Jesus für das leibliche Wohl des Menschen eine große Bedeutung hat. Groß ist ja das Elend und die Not die mit dem Tode und der Gewalt des Teufels im Zusammenhange stehen. Unter verschiedenen Formen von sogenannten Übeln offenbart sich ihre Herrschaft. Zwar ist nicht jedermann klar, daß alle die sogenannten Übel in der Welt von der Sünde und dem Sündenfall herrühren, daher es auch nicht jedermann annehmbar erscheint, daß sie in das Gebiet gehören, in welchem der Herr Jesus als Erlöser auftritt und sein Name eine besondere Bedeutung hat. Allein die Lehren der hl. Schrift Alten und Neuen Testaments bezeugen, daß die Sünde der Leute Verderben ist; daß aber auch unter gewissen Bedingungen im Namen Jesu eine Erlösung vom Übel erlangt werden kann. Daß die vielen leiblichen Übel nicht zur ursprünglichen Konstitution des Menschen gehörten, sondern erst durch den Fall Adams und die Sünde überhaupt über den Menschen gekommen sind, mag schon aus den Folgerungen einzelner Schriftwahrheiten hervorgehen. So wenig der Leib, den Gott nach seinem Bilde geschaffen, den Christus angenommen und in den Himmel erhöhet hat, der auch bei uns in der Auferstehung wiederhergestellt werden soll, ursprünglich den Keim des Todes in sich gehabt, so wenig gehörten Krankheiten und derartige Übel zur ursprünglichen Konstitution des Menschen. Das Geschaffensein nach dem Bilde Gottes schloß jeden Keim des Todes aus dem menschlichen Leibe aus. Er ist erst später in denselben eingedrungen, wie schon aus der Warnung vor dem Sündenfalle hervorgeht (1 Mos. 2, 17). Zwar ist der leibliche Tod nicht alsbald als vollendeter Akt eingetreten, aber er begann als Prozeß. Der Mensch ward durch den Fall auf den Todesweg ge-

stellt, seine leibliche Konstitution hat sich dadurch ändern müssen. Das Vorspiel aber, in welchem dieser Prozeß zur Vollendung kommt, sind die Schmerzen und Krankheiten, oder Todeswirkungen. Mit der Darstellung des Sündenfalles in 1 Mos. 3 stimmt auch Röm. 5, 12, wo gesagt ist: „Durch einen Menschen ist die Sünde gekommen in die Welt und ist also der Tod zu allen Menschen hindurchgedrungen, dieweil sie alle gesündigt haben." Eben diese Stelle deutet an, daß das Durchdrungensein von der Sünde, welches sich als Erbsünde fortpflanzt, auch das Durchdringen von dem Gift des Todes zur Folge hatte. Die angeborne Sündigkeit des Menschen und das Sündigen überhaupt sind also immerhin die Ursachen solcher Übel, die mit der Herrschaft des Todes im Zusammenhange stehen, weshalb auch behauptet werden kann, daß gewisse Thatsünden Veranlassung zu besonderen Übeln geben können. Letzteres wird schon von der ärztlichen Wissenschaft behauptet, welche nachweist, daß spezielle Sünden, die auch Verstöße gegen die Gesetze der menschlichen Natur sind, auch ganz bestimmte Übel zur Folge haben. Die heilige Schrift aber gibt für obige Behauptung genügenden Nachweis. In der Stelle 5 Mos. 28, 21 z. B. wird dem Bundesvolke deutlich erklärt, daß ihm der Herr nur dann ein Verschontbleiben von den Ausbrüchen herrschender Krankheiten zusagt, wenn es sich vor Sünden der Übertretung göttlicher Gebote hüten wird. Wenn überdies der Herr Jesus dem einen oder andern Kranken, den er heilte, die Mahnung gab: „Sündige hinfort nicht mehr, auf daß dir nicht etwas Ärgeres widerfahre," so gibt er dadurch deutlich zu verstehen, daß die eine oder andere Krankheit und Übel unausbleibliche Folge besonderer Versündigung sein kann. Zwar sind nicht alle leiblichen Übel solche, die an und für sich zu den Todeswirkungen gezählt werden können. Denken wir hierbei insbesondere an Unglücksfälle, bei welchen Glieder und einzelne Organe des Leibes verloren gehen oder beschädigt werden, deren Verlust oder Schaden an und für sich das Leben nicht kürzen mag, wenn nicht das Gift des Todes eindringen oder um sich greifen darf. Es läßt sich auch bei solchen Übeln nicht überall eine besondere Thatsünde oder Ursache nachweisen. Allein sie kamen auch nicht von ungefähr, zumal unser Leben und irdisches Wohl in Gottes Hand stehen und solche Übel nicht zwecklos sind. In gewisser Beziehung liegt auch ihnen die Sünde als Ursache zu Grunde; denn an und für sich findet die Gerechtigkeit Gottes bei jedem Menschen Recht und Ursache, ihn sogar dem Tode preiszugeben (Röm. 5, 12), insbesondere da, wo bestimmten Gnadenerweisungen Gottes gegenüber keine Buße und Umkehr erfolgen (Luk. 13, 3). Auch findet es die Weisheit und Vorsehung Gottes für manchen Menschen gut, ihn einäugig, oder lahm, oder als einen Krüppel zum Leben eingehen zu lassen, weil anders sein ganzer Leib in die Hölle geworfen werden müßte (Math. 18, 8, 9). Gott operiert an vielen Menschen auch äußerlich und verhängt um ihrer angebornen Verderbtheit willen manche leiblichen Übel, die ihnen zum Guten, zur Besserung, ja sogar zu einer

Erlösung von der Macht der Sünde verhelfen mögen (1 Petr. 4, 1). Gott geht in dieser Beziehung sogar so weit, daß er bei vielen Kindern und jungen, noch unverdorbenen Leuten einen frühen Tod eintreten läßt, damit sie dadurch einen Gewinn fürs Himmelreich haben und desto reiner und unbefleckter zum ewigen Leben eingehen mögen. Freilich haben manche leiblichen Übel auch eine der Sünde entgegengesetzte Ursache; denn sie können vom Suchen und Finden des wahren Lebens herrühren, wie es Math. 10, 39 angedeutet wird. Paulus führt eine solche Ursache für die Krankheit des Epaphroditus an (Phil. 3, 30). Auch mögen sie um der Ehre und der Offenbarung der Werke Gottes willen über den Menschen verhängt werden, wie es beim Blindgebornen und bei Lazarus der Fall war (Joh. 9, 3 u. 11,4). Allein es ist trotz dieser guten Ursachen kein Mensch sündlos und zu gut, daß ihm nicht von Seiten Gottes leibliche Übel, Not und Elend auferlegt werden könnten (2 Mos. 34, 7). Ginge Gott mit uns ins Gericht, wir könnten ihm auf Tausend nicht eines antworten (Hiob 9, 3). Er findet sogar bei Männern wie Hiob und Paulus Ursache, leibliche Ubel eintreten zu lassen, um sie in Bezug auf ihre noch irrende menschliche Schwachheit zu prüfen, zu läutern und zu bewähren (Hiob 42, 6; 2 Kor. 12, 7). Dieweil aber die leiblichen Übel und sonstiges Elend und Not um der Sünde willen in die Welt gekommen sind und der Mensch dadurch dem Verkläger der Menschen und Gewalthaber des Todes in die Hände gefallen ist, so ist es ganz selbstverständlich, daß derselbe seine Macht und Kunst an ihm zu offenbaren sucht. Er thut das, wo er Zugang, Halt und Recht dazu findet. Wenn unser Katechismus die Behauptung aufstellt, daß der gefallene Mensch auch unter die Herrschaft des Teufels kam, so thut er das auf Grund solcher Zeugnisse der hl. Schrift, die klar und deutlich davon reden und es als eine Realität hinstellen. Nicht nur ein Hiob und Paulus sehen in manchen Übeln die Wirkungen des Satans (Hiob 1 u. 2; 2 Kor. 12, 17), sondern auch der Herr selbst, der gekommen war, die Werke des Teufels zu zerstören (Math. 8, 16; Luk. 13, 11—16; Math. 9, 17—25). Allein aus diesen und ähnlichen Zeugnissen der hl. Schrift ist nicht zu schließen, daß der Satan die Kausalität der Ubel ist. Er ist sie nur insofern, als er der Verführer zur Sünde ist, die aber doch nicht ohne Schuld des Menschen in die Welt gekommen und zur Thatsache geworden ist. Er offenbart in seinen Werken wohl seine Kunst, Macht und Feindschaft wider Gott, aber er ist nicht souverän, sondern muß seine Zulassung und Weisung (Hiob 1, 10 u. 12) vom Herrn, dem Allerhöchsten, haben, ehe er (menschlich geredet) zum Übelthun seine Hand oder seinen Fuß rühren darf. Allein er ist stets auf dem Plan, er gehet umher wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge (1 Petr. 5, 8). Er ist der Lügner und Mörder von Anfang und sucht bei dem einen den Leib, bei dem andern Seele und Geist, oder auch den ganzen Menschen zu beeinträchtigen und zu vergewaligen. Viele Übel in der Menschheit zeugen von seiner Kunst, Macht und Herrschaft; daher auch dies=

bezüglich in vielen Nöten nicht allein mit Fleisch und Blut zu kämpfen ist, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel (Ephes. 6, 12).

Dieweil nun die Sünde die Ursache aller derjenigen Übel ist, die sowohl mit ihrer als des Teufels und des Todes Herrschaft im Zusammenhange stehen, sollte darum nicht auch im Namen Jesu eine Erlösung von solchen Übeln geoffenbart und zu finden sein? Gehört nicht gerade eine solche Erlösung zum Seligmachen von den Sünden? Ziehen wir hier die Aufgabe des Erlösers in Betracht, wie sie in der hl. Schrift gegeben ist, so finden wir es selbstverständlich, daß mit dem geistlichen Heil in Christo auch ein leibliches verbunden ist und in seinem Namen geoffenbart wird. Nach Joh. 10, 36 hat der Vater den Sohn geheiligt (geweiht) und in die Welt gesandt, daß er seinen Auftrag und sein Werk ausrichten soll. Was er eigentlich zu thun hatte, zeigt Heb. 10, 5—9 an, wo er vor den Vater tritt mit den Worten: „Siehe, ich komme!“ und sich einen Leib bereiten läßt, um ihn freiwillig, als lebendiges Opfer, darzubringen. Mit der Opferung dieses seines Leibes hat er Gottes Liebeswillen zu unserer Erlösung ausgeführt. Indem er aber sich so Gott geheiligt hat, hat er uns nach Leib und Seele vom fremden Joch und fremder Herrschaft losgekauft; er hat uns Gott geheiligt (Heb. 10,10; Joh. 17, 19), so daß unser sterblicher Leib erlöst ist von der Herrschaft der Sünde und zu einem Gott wohlgefälligen Opfer wird, das sich ihm ganz ergibt und ihm dient. Dieses Erlöstsein und Gottgeheiligtwerden gehen Hand in Hand mit der Übergabe an Gott, die im Glauben geschieht. Man sagt wohl mit Recht, daß Leiden heiligen und zum Dienst Gottes erziehen. Allein in Bezug auf die Erlösung besteht der Einfluß der Krankheiten und sonstiger diesbezüglicher Übel einzig und allein in der Zucht, die sie auf uns ausüben; denn sie haben die Aufgabe, uns zu drücken und uns in die Enge zu treiben, bis wir die Waffen strecken und den Leib mit allen seinen Gliedern Gott ausgeliefert haben, oder bis wir entschlossen sind, uns Gott geheiligt anzusehen und in seiner Kraft als Gottgeheiligte zu leben. Nicht die Krankheit oder das Übel an und für sich ist das Reinigungsmittel, sondern das Blut Jesu Christi. Der Glaube aber ist es, der Gottes Willen zu unserer Seligkeit erkennt, sich unter denselben beugt, Christi Erlösung erfaßt und dafür hält, mit Christo gestorben zu sein (Röm. 6, 6—13). Leibliche Übel sind also wohl Mittel in der Hand des Herrn, welche zur Annahme der Erlösung treiben sollen und können unter Umständen dem einzelnen nicht erspart bleiben, müssen aber im Stande der Gnade und des Erlöstseins nicht immer bleiben, sondern dürfen, soweit es unsere Erziehung und Entwicklung fürs Himmelreich erlaubt, durch die Gnade Gottes weichen. Davon war der Apostel Paulus überzeugt, als er den Herrn dreimal flehete, daß er den Pfahl in seinem Fleische von ihm nehme (2 Kor. 12, 8). Daß uns Jesus Christus durch sein Leiden und Sterben auch von den

leiblichen Übeln, welche mit der Herrschaft des Teufels, des Todes und der Sünde im Zusammenhange stehen, erlöst hat, ist eben unzweideutige Lehre der hl. Schrift. Aus Jesaias 53 ersehen wir, daß das Lamm Gottes unsere Krankheit so gut wie unsere Sünde getragen hat. Matth. 8, 16 u. 17 weist auch nach, daß unter dieser Krankheit nicht nur zeitliche Übel und Gebrechen gemeint sind, sondern wirklich leibliche Krankheiten und Schmerzen. Jesus trieb die Geister aus mit Worten und machte allerlei Kranke gesund, auf daß erfüllet würde, das gesagt ist durch den Propheten Jesaias, der da spricht: „Er nahm unsere Gebrechen auf sich und trug unsere Krankheiten weg (nach Langes Bibelw.). Diese Stelle zeigt, daß es nicht Gottes Wille ist, daß wir noch tragen, was der Herr für uns getragen hat. Der Herr soll an uns nach Leib und Seele die Frucht seines Leidens schauen dürfen. Darum, daß seine Seele gearbeitet hat, wird er seine Lust sehen und die Fülle haben (Jes. 53, 11). Daß im Gnadenstande leibliche Übel abgenommen werden können und auf Grund der Erlösung Christi weichen dürfen, sagt auch die Stelle Jakobus 5, 14—16, wo es heißt: „Ist jemand krank unter euch, der rufe zu sich die Ältesten der Gemeinde und lasse sie über sich beten und salben mit Öl in dem Namen des Herrn! Und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen und der Herr wird ihn aufrichten; und so er Sünden gethan hat, werden sie ihm vergeben sein. Bekenne einer dem andern seine Sünde und betet für einander, daß ihr gesund werdet. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.“ Diese Anweisung des Apostels Jakobus, welche auch in solchen Fällen befolgt werden mag, wo die Krankheit mit besonderen Sünden zusammenhängt und ein Bekenntnis derselben als Bedingung der Heilung verlangt wird, berechtigt uns, den gegebenen Verheißungen eine allgemeine Tragweite beizumessen, so daß sie von allen Christen, welche Gnade und Vergebung der Sünden in Christo suchen, in Anspruch genommen werden können und für alle Zeiten gelten mögen. Jesus selbst befreite alle Kranke und Gebundene, welche im Glauben zu ihm kamen oder zu ihm gebracht wurden, ohne Ausnahme von ihren Übeln und hieß seine Jünger dasselbe thun (Matth. 4, 23 und Luk 10, 9). Er stellte auch solchen, die nicht zum Samen Abrahams gehörten, die Heilszeit in Aussicht, welche für sie kommen soll, wenn die Kinder satt geworden, wenn er seine Erlösung vollbracht und seinen Weinberg allgemein gemacht hat (Mark. 7, 27; Matth. 21, 41). Unter derselben Bedingung, die Jesus seinem Volke stellte, um seines Heils teilhaftig zu werden, kann auch das neutestamentliche Israel sein Heil empfangen. Dem Glauben hat der Herr alles Heil zugesagt; durch ihn wird nicht nur Begnadigung in der Vergebung der Sünden, sondern auch Erlösung von dem Übel erlangt. Mit dem Worte: „Dein Glaube hat dir geholfen,“ entläßt der Herr sowohl die große Sünderin mit der Vergebung der Sünde (Luk. 7, 20), als auch den Samariter mit der Heilung vom Aussatze (Luk. 17, 19). Im Glauben an seinen Namen darf und soll auch sein Heil durch

Berufene vermittelt werden; denn so spricht der scheidende Christus: „In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben und so sie etwas Tötliches trinken, wird es ihnen nichts schaden; auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird es besser mit ihnen werden“ (Mark. 16, 17 u. 18).

So klar und deutlich Gottes Wort auch von dem leiblichen Heil in Christo zeugt und uns auffordert, auch diesbezüglich an den herrlichen Jesusnamen zu glauben, so wird verhältnismäßig doch wenig Gebrauch davon macht. Es glauben zwar viele bis zu einem gewissen Grad an das Heil in Christo, sie trauen auch unserm Herrgott zu, daß er allmächtig ist; aber wenn es gilt, mit Ernst auf das einzugehen, was der Glaube an die Verheißungen fordert, dann zeigen sich allerlei Bedenken, Zaghaftigkeit und Widerstand. Wagt es aber jemand, darauf einzugehen und eine direkte Hilfe von oben zu erwarten, so wird er von manchen, die sich zu den Gläubigen zählen, als verkehrt und irrig angesehen. Kam es doch schon vor, daß ein Pastor, weil er an die sogenannte Faith Cure glaubte, aus dem Verband seiner Kirche ausgestoßen wurde.*) Freilich mag ein Prediger von seinen Gemeindegliedern allzuviel Glauben fordern, wenn er haben will, daß sie in Krankheitsfällen nach Jakobi 5, 14 u. 15 handeln sollen, aber er wird es nicht thun, weil er nicht kann; denn der hierzu erforderliche Glaube ist nicht jedermanns Ding und das Vertrauen auf natürliche oder ärztliche Heilmittel ist trotz der vielen Täuschungen und Mißerfolge derselben zu allgemein geworden, so daß man sich nicht ohne weiteres vom Pastor eines anderen belehren lassen will. Allein eine solche Stellung zu obiger Stelle, in welcher es für eine Verirrung gehalten wird, auch

*) Das mag ganz in der Ordnung gewesen sein. Denn die heutige Faith Cure und das Christentum sind zwei nicht nur verschiedene, sondern widersprechende Dinge. Das Christentum breitete sich in der Welt als eine Religion aus und die dabei geschehenden Heilungswunder waren nur Begleiterscheinungen seines Eintretens in die Welt. Die moderne Faith Cure will ein neues medizinisches Universalmittel sein und die religiösen Formen, die sie sich umhängt, sind eben nur die notwendige Reklame, ohne die dergleichen Mittel gar nicht in Gebrauch kommen würden.

Das Christentum sucht die Übel, denen es gegenübergestellt wird, zu überwinden, entweder dadurch, daß es dieselben beseitigt, wo es in seiner Macht steht, oder ertragen lehrt im Hinblick auf den ewigen Zweck des menschlichen Daseins. Die Faith Cure lehrt einfach die Übel ignorieren. Damit sind sie — vorausgesetzt, daß es wirklich gelingt — aus dem Bewußtsein des Menschen verschwunden; gerade wie die Dinge, von deren Anblick man sich abwendet, damit aus dem Gesichtskreise verschwinden.

Das Christentum wendet sein Augenmerk dem verschiedenartig gestalteten Übel in der Welt zu und lehrt es uns zunächst in seiner Verschiedenartigkeit kennen und unterscheiden. Weder das geringere noch das größere Übel wird ignoriert, sondern die Erkenntnis wird geschärft, so daß der Mensch nicht etwa in das größere Übel fällt, um dem geringeren zu entgehen (vgl. Matth. 5, 29 u. 30; Matth. 10, 28), oder mit dem Vermeiden des zeitlichen Übels zugleich auch ewige Güter verliert (vgl. 2 Kor. 4, 17). Die sog. Christian Science verhält sich genau umgekehrt. Übel geistiger Art gibt es überhaupt nur in einem verkehrten Bewußtsein des Menschen. Ist dieses zurechtgestellt, so sind die Übel verschwunden. Die äußeren körperlichen Übel bestehen auch nur in einer Störung des Bewußtseins durch vorübergehende körperliche Zustände. Die müssen eben, da der Körper ein Nichts ist, auch als nichts geachtet werden und verschwinden auch wieder, wie ja schließlich auch der Körper wieder verschwindet.

Das Vertrauen auf göttliche Hilfe und der Glaube an die moderne Faith Cure der Christian Science sind also zwei einander geradezu ausschließende Dinge. D. R.

heutzutage daran zu glauben und danach zu thun, stammt jedenfalls aus dem Unglauben und ist ein blinder Eifer für die Armut an Geistesgaben unserer Zeit. Diesem Eifer dürfte wenigstens die Vorsicht eines Gamaliel anzuraten sein; denn er möchte erfunden werden als solcher, der wider Gott streitet (Ap.-Gesch. 5, 38 u. 39). Es kann ja niemand etwas Derartiges nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel (Joh. 3, 27). Es ist überhaupt verkehrt, der jetzigen gläubigen Gemeinde, in welcher dem Unglauben und Abfall gegenüber eine Reaktion eingetreten ist, das Defizit des Glaubens und den mangelhaften Zustand der Kirche als normal und gottgewollt hinstellen zu wollen. Sie hat immerhin das richtige Gefühl, wenn sie begehrt, daß uns der Herr dem Abfall gegenüber wieder nahe treten, seine Herrlichkeit offenbaren und seine Verheißungen einlösen möchte. Den Glauben solcher Leute, die sich auf Gottes Verheißungen stützen und Wunder für möglich halten, als Wundersucht oder Entartung des Glaubens verurteilen zu wollen, ist eine Ungerechtigkeit; denn der Wunderglaube ist ein unzertrennliches Stück des christlichen Glaubens. Ihn der Einseitigkeit zu beschuldigen, weil er nur in gebührender Weise der ärztlichen Kunst Rechnung trägt, ist eine Verkennung seiner Überzeugung und seiner Stellung gegenüber der Ehre Gottes, die keine Natur- und Menschenvergötterung und kein Vertrauen auf Nichtiges duldet. Gläubige und Pastoren, welche in Bezug auf die Heilung von Krankheiten und leiblichen Übeln mit der Ursache des Übels und mit dem Heil in Christo rechnen, stehen immerhin der Wahrheit näher und sind nüchterner denn solche, die nur auf natürliche Heilmittel bauen und mit giftigen Medizinen von solchen Übeln befreien wollen, welche in der Hand des Herrn als Straf- und Erziehungs-Mittel dienen sollen. Dieweil die Gabe der Krankenheilung nicht erzwungen werden kann, denn sie hängt mit andern Geistesgaben zusammen, die noch vorzüglicher sind und die wir vor allem zu erstreben haben, so kann auch von seiten derer, denen der Herr diese Gabe verliehen hat, nicht so leicht eine Entartung des Glaubens, die mit der Gabe der Erkenntnis im Widerspruche steht und die geringere Gabe der Krankenheilung für das höchste Gut hält, ausgehen, oder von ihnen befördert werden. Allein wegen möglicher Entartung des Glaubens bei solchen, denen es an der Erkenntnis fehlt, den wahren Glauben verdächtigen und geringschätzen zu wollen, hieße denn doch wider den Herrn streiten, zu dem sich die Gabe der Erkenntnis und der Weissagung, die dem Glauben ähnlich ist, nicht hergeben kann. Die Entartung des Glaubens, von welcher so gerne geredet wird, ohne auch auf die Glaubensstellung derer zu achten, die sich berufen fühlen, auch das leibliche Heil in Christo anzupreisen, ist weniger gefährlich, als der Unglaube, der sich mit der Behauptung breit gemacht hat, daß Wunder und Zeichen nur im Anfang und zur Gründung der Kirche notwendig waren, jetzt aber durch Kunst und Wissenschaft ersetzt sind. Solche Behauptung, obgleich sie das Defizit des Glaubens der Kirche zu verdecken suchte und darum von vielen weniger angefochten wurde, als der Wun-

derglaube, sollte einem Bibelgläubigen viel anstößiger und gefährlicher erscheinen, als das Sichstützen auf Jakobi 5, 14—16, wobei doch nur der Glaube einen Erfolg haben mag; denn sie leugnet nicht nur die vielen Wunder, welche bis ins dritte Jahrhundert in der christlichen Kirche und auch vereinzelt bis in unsere Zeit im Namen Jesu verrichtet wurden, sondern sie übersieht auch das viele Elend, das die Kunst und Wissenschaft nicht wegbringen kann, und verkennt den engen Zusammenhang der Sünde mit den leiblichen Übeln und den Zusammenhang der geistlichen mit der leiblichen Erlösung durch Christum. Es muß aber jedem bibelgläubigen Christen vor allem klar sein, daß solche Übel, welche die Aufgabe haben, zur Buße und Bekehrung und zur völligen Übergabe an den Herrn zu treiben, gewiß nicht durch bloße gesetzliche Gebetsverrichtungen und durch menschliche Kunst weggebracht werden können, daß vielmehr Gottes Heil gesucht und im Glauben der Wille Gottes erkannt und gethan werden muß; denn Gott läßt sich durch natürliche und von Menschen erfundene Mittel nicht zwingen. Man mag freilich, ehe man den Plan Gottes mit den Übeln erkennt, sich da und dort bei der Kunst und Wissenschaft der Menschen allzuviel um Hilfe umsehen; denn es erfordert eben Glaubensaugen, um in leiblichen Übeln die Hand des Herrn zu sehen, und Glaubensgehorsam, um sich direkt an ihn um Hilfe zu wenden; zumal sich auch die Wissenschaft mit dem zweideutigen Worte brüstet: „Wir können jede Krankheit heilen, aber nicht jeden Kranken.“ Aber die eigentliche Hilfe und Heilung kommt allein vom Herrn. Nicht soll damit jede ärztliche Kunst und Hilfeleistung für unnötig und nichtig erklärt werden; denn sie hat Samariterdienste zu thun, zumal Gott nicht versucht sein will und auch keinen Fatalismus billigt; sie findet deshalb auch, vom biblischen Standpunkt aus betrachtet, ihre Berechtigung (Luk. 10, 33 u. 34; Matth. 9, 12). Doch die Erlösung vom Übel und das Gesundmachen gehört in das Gebiet, in dem wir wesentlich von uns selbst auch nicht das Geringste vermögen, ob wir gleich darum sorgen, oder durch ärztliche Kunst uns zu helfen suchen (Luk. 12, 25 u. 26). Bei aller menschlichen Sorge und Pflege muß eben Gott seinen Segen und Kraft zum Gesundwerden in den leiblichen Organismus legen und hindernde Mächte aus dem Wege räumen. Das wird auch, im Grunde genommen, von der ärztlichen Wissenschaft anerkannt, wenn ihr Motto und Lehrwort: „Die Natur heilt selbst, oder hilft sich selbst,“ recht gedeutet wird. Es wird dies auch bei vielen Krankheiten, die ihren natürlichen Verlauf haben, erfahren, ohne daß ein besonderes Wunder zu Tage tritt. Von diesem göttlichen Walten über uns wird man noch mehr überzeugt, wenn man seine Sündenschuld, des Mörders Werke und Gottes Geduld und Langmut recht erkennt. Gott will daher auch als der Arzt und Helfer gesucht und gebeten sein (Ps. 50, 15; 2 Chr. 16, 12), und zwar im Neuen wie im Alten Bunde, in jetziger Zeit wie zur Zeit des Auftretens Christi. In Anbetracht des menschlichen Unvermögens in diesem Gebiete und der

unsichtbaren Mächte, die in vielen Fällen schädlich auf den einzelnen wirken mögen, dürfen auch die Glaubensverheißungen erfaßt und die Erlösung Christi angeeignet werden; zumal sie für uns dieselbe Geltung haben, wie für die Apostel. Stellen wie Mark. 16, 17 u. 18 sind für die gegenwärtige Kirche ebenso giltig, wie das neutestamentliche Reichswort: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden" (Mark. 16, 16). Das nämliche Brot, von dem die Kinder Israel satt werden durften (Mark. 7, 27), wird auch uns im Neuen Bunde, als dem geistlichen Israel, in Christo dargeboten, zumal **er** sich für alle Menschen zum Opfer hingegeben und eine Erlösung für sie zustande gebracht hat. Der Glaube an seinen Namen aber (welcher die Bedingung war, unter welcher der Same Abrahams Befreiung von den Übeln erlangen durfte) ist auch noch für das neutestamentliche Israel die Bedingung, unter welcher das leibliche Heil in Christo erlangt wird. Freilich ist die Heilung von der geistlichen Krankheit der Sünde das Erste und Wichtigste im Erlösungswerk unseres Heilands. Ohne sie hat auch die leibliche Heilung, wenn sie keinen aufs Himmelreich zielenden Zweck hat, keinen besonderen Wert. Aber die Heilung von leiblichen Übeln und Besessenheiten, wie sie im Namen Jesu zur Zeit der Apostel erfolgen durfte, war ein Triumph über das Reich des Satans, von seiten dessen, der gekommen ist, daß er die Werke des Teufels zerstöre (1 Joh. 3, 8). Dieser Triumph soll gewiß thatsächlich auch bis ans Ende verbleiben und geoffenbart werden. Wenn nun trotz der klaren und unzweideutigen Sprache der heiligen Schrift die Erlösung Christi so einseitig gefaßt wird, daß fast nur das geistliche, weniger aber das leibliche Heil in Christo betont wird, so müssen wir billig fragen: Warum gehen uns die betreffenden Schriftlehren so schwer ein und warum wird auf die Verheißungen Gottes zu unserer leiblichen Erlösung so wenig Wert gelegt und so wenig Gebrauch davon gemacht? Die Antwort darauf erhalten wir aus der Schrift selbst, die uns kurzen Bescheid gibt und sagt: „**Um eures Unglaubens willen**" (Matth. 17, 20). Im Unglauben wird bei vielen schon der Zweck der Krankheit und der leiblichen Übel erkannt, so daß es bei ihnen heißt: „Du schlägest sie, aber sie fühlen es nicht" (Jer. 5, 3). Im Unglauben wird die göttliche Barmherzigkeit, die ihre Sonne scheinen läßt über die Bösen und über die Guten, wie ein Raub dahingenommen, daher auch nicht erkannt, daß Heilung und Erlösung vom Übel vom Herrn allein gegeben wird. In solcher Blindheit sucht man den Herrn nicht und nimmt auch die brüderliche Handreichung nicht in Anspruch. Der Unglaube, dessen sich auch so viele Gläubige schuldig machen, liegt hauptsächlich darin, daß sie sich die durch den gekreuzigten Christus gewirkte Erlösung für ihr inneres Leben nicht aneignen und sich nicht von den Banden der Sünde und des eigenen Wesens losmachen. Sie hören nicht genügend auf das, was Gott ihnen zu sagen hat, und gehen nicht in den völligen Glaubensgehorsam ein; bedenken auch nicht, wie sie sollten, daß ihre Glieder durch den Tod Christi für den Dienst

Gottes gewonnen und geheiligt sein sollen. Das Wort Gottes aber lehrt, daß die Gesundheit unseres Leibes von der Bereitwilligkeit abhängt, mit der wir auf Gottes Stimme merken. 2 Mos. 15, 26 lesen wir: „Wirst du auf die Stimme deines Gottes aufmerksam hören und thun, was recht ist vor ihm und zu Ohren fassen seine Gebote und halten alle seine Gesetze, so will ich der Krankheiten keine auf dich legen, die ich auf Ägypten gelegt habe; denn ich bin der Herr, dein Arzt." Wo dieses Aufmerken nicht ist, da fehlt es nicht nur am Festhalten an den Verheißungen Gottes für das leibliche Wohl, sondern auch an der Gewißheit des Seelenheils. Die Folge davon ist, daß Gott die Übelhörigen und Ungehorsamen mit Gerichten oder Gnadenheimsuchungen begegnet, um sie zu drücken und in die Enge zu treiben, bis sie die Waffen gestreckt und den Leib mit allen seinen Gliedern Gott ausgeliefert haben.

Es ist der göttlichen Ordnung und Erziehung gemäß, durch Kreuz und Trübsal auch die Gläubigen zu richten, damit sie nicht mit der Welt verdammt werden (1 Kor. 11, 32), sondern vielmehr Früchte bringen fürs ewige Leben (Joh. 15, 2). Obgleich Gott nicht von Herzen plagt (Klagelieder 3, 33) und Christus unsere Krankheit getragen hat, so sind darum leibliche Übel für Unbekehrte und Bekehrte oft sehr segensreich. Wie mancher verlorne Sohn, der, vom Vaterhause fliehend, niemals auf die Frage antworten wollte: Wo bist du? wo kommst du her? und wo gehst du hin?, ist durch Krankheit zum Stillstehen, zu sich selbst und zur Umkehr gebracht worden. Wie mancher Knecht des Herrn ist durch lange und schmerzhafte Krankheit, oder durch ein Hauskreuz erst recht zur Erkenntnis seiner selbst und des Herrn, zur Demut und völligen Hingabe an seinen Gott geführt worden. Gott der Herr ruht auch nicht, bis seinem Sohne alles zu Füßen liegt. Je näher ein Kind Gottes seinem Vater steht, desto eifersüchtiger ist dann der Vater für seinen Sohn, daß derselbe in diesem Kinde die volle Frucht seines Todes schaue und einen vollen Sieg an ihm habe. Macht sich darum auch der Satan vorzugsweise an die gefördertsten und brauchbarsten Werkzeuge Gottes, daß er durch Krankheit und Kreuz wenigstens einen Teil ihrer Kräfte und Glieder dem Herrn zu entziehen sucht, so ist dies nicht nur göttliche Zulassung, sondern es ist Gott selbst, der unter Umständen seine gesegnetsten Kinder für eine Zeit lang an die Krankheit dahingibt, bis alles eigene Leben in ihnen gerichtet ist und sie es in kindlichem und einfältigem Glauben erfassen, daß sie mit Christo gestorben und in seinen Tod begraben sind. Allein in solcher Führung läßt sich der Herr nach seiner Gnade nicht unbezeugt, er gibt nicht nur Kraft, sich geduldig in seine Wege zu schicken, sondern auch die Weisung, sein Heil entschieden suchen zu müssen, an seiner Verheißung festzuhalten und zu hoffen, daß er zu seiner Zeit eine Erlösung geben wird. Dieselbe läßt auch nicht allzulange auf sich warten (Luk. 18, 7 u. 8); denn sobald wir uns Gott überlassen und uns ihm mit allem, das wir sind, ausgeliefert haben,

dann nimmt der hl. Geist Besitz von uns, die Heimsuchung Gottes hat ihren Zweck erreicht und Gott kann sein freundliches Angesicht wieder leuchten lassen. Es darf die Frucht des Leidens und Todes Jesu an uns offenbar werden und die Verheißung, die dem Glauben an seinen Namen gegeben ist, in Erfüllung gehen, oft so, daß die Erlösung vom Übel plötzlich, wie durch eine göttliche Berührung, eintreten darf. Mag unter Umständen der Pfahl im Fleisch nicht gleich weichen, dieweil er noch eine besondere Aufgabe zu erfüllen hat (2 Kor. 12, 7), so gibt der Herr die Antwort: „Laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“ und läßt das Leben Jesu offenbar werden an unserem Leibe, so daß wir selig sein können und in der Schwachheit doch alles vermögen durch den, der uns mächtig macht, Christus (2 Kor. 12, 9 u. 10). Trotzdem, daß das Übel bei solchen zu verbleiben hat, trifft sie doch das Wort nicht: „Um eures Unglaubens willen;“ denn sie erfahren das Heil Gottes nur in anderer Form. Allein solange wir die Hilfe des Herrn nicht mit der Darangabe unseres eigenen Wesens und Lebens und nicht auch durch brüderliche Handreichung gesucht und geglaubt haben, können wir nicht behaupten, daß es Gott gefällt, uns ohne Hilfe zu lassen und daß er auf gläubiges Gebet nicht antwortet; denn er will nicht nur seinen Zweck in betreff unseres Seelenheils erreichen, sondern auch durch uns nach seiner Ordnung geehrt werden (Joh. 14, 13). Oft bleibt auf gläubiges Gebet die Antwort und Erhörung solange aus, bis wir die Fürbitte der Gläubigen in Anspruch genommen und gelernt haben, unsere eigene Schwachheit und Unwürdigkeit zu erkennen und Gott in solchen Dienern und Gläubigen zu ehren, die Gottes Verheißungen unerschütterlich festhalten und unter Umständen bereit sind, mit Gott zu ringen, bis sich das Heil in Christo an den Betreffenden geoffenbart hat; denn eigentlich Wunderbares wird für gewöhnlich nicht dem einzelnen privatim zu teil, so wenig als Moses beim bloßen Spazierengehen für sich hätte durchs Rote Meer wandeln können; sondern es gehört dem Reiche Gottes und Christi an, der in seinem Namen gebetet und gehandelt haben will, und zwar von seinen Jüngern und Berufenen. Umgekehrt mag auch das Gebet des Gerechten nicht eher zu seinem Ziele kommen, bis die erforderliche Bekehrung und Hingabe an Gott bei den Hilfesuchenden erfolgt oder sein Zweck mit ihnen erreicht ist. Aber durch den Verkehr und das Einswerden mit den Berufenen und Gerechten zu bitten, wird das Erforderliche eher entdeckt und erreicht und das Anliegen zur Sache Christi und seines Reiches gemacht. Hanna betete lange um einen Sohn, doch konnte sie nicht eher zum Ziele kommen, bis durch Elis Vermittlung ihre Privatangelegenheit zu einer Reich-Gottes-Sache geworden war (1 Sam. 1, 17). Oft über Erwarten schnell antwortet darum der Herr auf die Fürbitte seiner Diener denjenigen, die durch brüderlichen Verkehr mit berufenen Vertrauenspersonen den Wink der Krankheit verstanden und im Glauben und völliger Ergebung auf das Hauptziel, der Seelen Seligkeit,

losgesteuert haben, so daß sie sogar die Befreiung vom Übel als Nebensache betrachten konnten; denn ihnen fällt die Erlösung vom Übel als das übrige zu (Matth. 6, 33). Der Glaube mit seiner einfachen biblischen Erkenntnis geht an der Hand der Verheißungen Gottes auf sicherem Wege und darf die Herrlichkeit Gottes sehen, während der Unglaube zu träg und feige ist, von den Verheißungen Gottes Gebrauch zu machen, hingegen sich einbildet, ein Diener Christi zu sein und es für ein Unrecht hält, gegen das von Gott auferlegte Übel anhaltend beten zu wollen, daneben aber doch jede Gelegenheit benützt, durch ein neuangepriesenes Heilmittel vom Übel erlöst zu werden. Es kann nicht geleugnet werden, daß manche Gläubige in ihrer Reaktion schon in Extreme gefallen sind und behauptet haben, „daß ein Christ nicht mehr krank zu sein brauche und sei er es, so mangle ihm der rechte Glaube." Allein Geschichte und Erfahrung lehren, daß geistige Reaktionen leicht zu weit gehen, der guten Sache, die sie erstreben, durch Einseitigkeit oder Übertreibung schaden und erst durch mancherlei Schwankungen, oft Verirrungen, den rechten gesunden Standpunkt finden. Daher auch ein gesunder Standpunkt nicht bezweifelt und der Wunderglaube nicht als gefährlich hingestellt werden soll. Der Glaube findet sich an der Hand der Erkenntnis schließlich doch zurecht und erfährt, wie weit durch die Erlösung von der Sünde auch die Folgen derselben aufgehoben sind. Er erkennt auch, wie weit der Kranke an die Natur gebunden ist. Doch darf er diesbezüglich nicht mit dem Maßstab der ärztlichen Kunst und Wissenschaft bemessen werden, dieweil ihm auch das vor Menschenaugen Unmögliche möglich wird (Mark. 9, 23). Er hat eben seiner aus dem Worte Gottes geschöpften Überzeugung gemäß mit Notwendigkeit auf die wahre und, unter Umständen, auf die unmittelbare Hilfe des Herrn hinzuweisen und ein solches Vertrauen auf ärztliche Kunst und Wissenschaft, wobei nach Art des Königs Asa (2 Chron. 16, 12) nicht nach dem Herrn gefragt und sein Heil ignoriert wird, als heidnisch und an die Sünde der Abgötterei grenzend zu erklären; denn Gott will seine Ehre keinem andern geben, noch seinen Ruhm den Götzen (Jes. 42, 8; 2 Kön. 1, 2—4). Der Glaube muß daher jede Trägheit, Unentschiedenheit und Ungehorsam den Verheißungen Gottes gegenüber als die Sünde bezeichnen, welche den Herrn machtlos und damit zum Lügner macht (Matth. 13, 58; 1 Joh. 5, 10), und solche Mittel, welche im Unglauben und Aberglauben gesucht und angewendet werden, als einen Greuel und Gott mißfällig bezeichnen. Gott will in seinem Sohne gesucht und geehrt sein (Joh. 14, 13). Daher er auch zu dem Worte steht: „So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er es euch geben." (Joh. 16, 23). Es soll erfahren werden, daß in dem Namen Jesu ein Heil und eine Erlösung ist, nicht allein von der Sünden Schuld und Macht, sondern auch von der Herrschaft des Teufels und des Todes (Apostelgesch. 4, 12). Die gläubige Gemeinde soll dem Abfall gegenüber erfahren, daß sie einen lebendigen Heiland hat und daß alle Gottesverheißungen Ja und Amen sind in ihm (2 Kor. 1, 20).

Über den Heilsweg der Bekehrung mit Streiflichtern auf das religiöse Leben der Gegenwart.

Vortrag von Alex. Rüesch, Pfarrer in Zollikon.
(Eingesandt von P. J. Schwarz.)

Wie das gesamte Natur- und Geistesleben dem Gesetz der Entwicklung unterworfen ist, so auch das Wirken des heiligen Geistes. Wohin wir nur unsere Augen richten, überall finden wir auf dem ganzen Gebiete der Natur, daß alles Leben sich stufenweise und aus unscheinbaren Anfängen heraus entwickelt und der Reife entgegenwächst. Dasselbe Gesetz der Entwicklung nehmen wir wahr, wie im Reiche der Natur, so auch im Reich der Gnade. Darum wird auch der Bringer und König desselben, unser Herr Jesus Christus, nicht müde, immer wieder zu betonen, daß auch das innere geistgewirkte Leben denselben Verlauf des organischen Wachstums nimmt, wie wir ihn beim Pflanzenleben beobachten. Erst die zarten Keimblätter aus dem Samen, dann der Halm, der am Sonnenstrahl emporsteigt, hernach die Ähre und die Blüte und endlich der volle Weizen in der Ähre. Er weist uns hin auf die Entwicklung des Senfkorns, des Weizenkorns, des Weinstocks mit seinen Reben oder wieder in ähnlicher Weise auf die alles durchdringende Kraft des Sauerteiges.

So klar und einleuchtend aber auch diese Weisungen des Herrn über die Entstehung, die Entwicklung und das Wachstum des neuen, aus dem Geiste geborenen Lebens sind, so gehen doch die Meinungen kaum auf irgend einem Punkte so weit auseinander als über die Frage, was Bekehrung und Wiedergeburt sei und unter welchen Verhältnissen sie sich vollziehen. Treten wir an die Beantwortung dieser Frage heran, so haben wir uns vor zwei Einseitigkeiten zu hüten.

„Die eine," sagt G. Weitbrecht, „besteht darin, daß man meint, es müsse jeder Christ auf seinem Bekehrungsweg eine bestimmte Reihe von Zuständen, scharf von einander abgegrenzt, in bestimmter Ordnung durchlaufen und zwar so, daß er nachher Rechenschaft davon geben und Zeit und Stunde seines Kommens zu Christo und seinem Heile nennen könne." Allein einerseits redet die heil. Schrift nirgends einer solchen uniformen Bekehrungsschablone und -Methode das Wort, vielmehr betont sie: Der Wind wehet, wo er will; und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt, noch wohin er fährt. Also ist ein jeder, der aus dem Geiste geboren ist, Joh, 3. 8; und andererseits lehrt die christliche Erfahrung, daß es unmöglich ist, bei der Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit, unter denen der geistliche Werdeprozeß bei den einzelnen vor sich geht, genau die einzelnen Stücke und Stufen derselben abzugrenzen und vorzuschreiben, wie eines nach dem anderen, als ginge es nach der Uhr, einzutreten habe. Das „Wann?" und „Wie?" ist überhaupt Gottes Sache. Er läßt sich von niemand drein reden und macht es, wie er will! Es geht auch nicht immer schnell zu klarer Erkenntnis, wie denn zumal bei Kindern unter

dem Einfluß einer christlichen Erziehung der Geist Gottes oft das Beste in der Stille wirkt, ohne daß sie davon Rechenschaft zu geben wüßten. Wer dieses allmähliche Wachstum des Reiches Gottes in den Herzen übersieht, der ist namentlich unvermögend, in der Jugend dasselbe zur Entfaltung zu bringen. Er wird die Geduld verlieren, wenn er von dem ausgestreuten Samen vorerst so wenig Frucht aufgehen sieht, oder dann versucht werden, schon bei Kindern oder bei noch unerwachsenen Jünglingen und Jungfrauen die reifen Früchte des Geistes hervorbringen zu wollen; es ist dies aber immer ein gefährliches Unterfangen — mag diese Bemerkung etwa auch unzeitgemäß erscheinen, da in dieser Hinsicht von Eltern und Seelsorgern vielleicht eher zu wenig als zu viel geschieht — ; die jungen Leute werden dadurch teilweise zu Treibhauspflanzen gemacht, welche dann später selten oder niemals ein gesundes geistliches Leben erlangen und gesunde Früchte tragen in Beharrlichkeit. Man lasse doch dem gottgeordneten Wachstum der Pflanzen ihre Zeit und mache es nicht selber wie das ungeduldige Kind, das, nachdem es ein Samenkörnlein in die Erde gesteckt, nicht erwarten kann, bis es grünt, sondern jeden Tag meint, nachsehen zu müssen, wie weit das Körnlein nun gewachsen sei, und dadurch immer wieder die Keime zerstört! Thun wir in Treue und Geduld unsere Sämannsarbeit, so gibt Gott zur rechten Zeit Regen und Sonnenschein, schließt durch seine äußeren Schickungen wie durch die innerlichen Wirkungen seines heil. Geistes die jungen Herzen auf und schafft beides in ihnen, das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen. Was so allmählich und fast unbewußt in ihnen keimt und wächst, blüht und glüht von einem lebendigen christlichen Sinn, das tritt vielleicht erst viel später in ihr Bwußtsein über und führt sie zu einer persönlichen Aneignung des Heils. Aber auch bei den Erwachsenen — wie verschieden ist die Bekehrung Pauli, welche durch eine tiefe Seelenerschütterung vor sich geht, von der Bekehrung eines Nathanael oder Johannes, wo der Übergang von dem Alten zum Neuen unmerklich, ohne solche jähe Umwälzungen in der Seele geschieht, und doch werden wir keiner Bekehrungsweise unbedingt den Vorzug vor der andern geben können. „Gottes Werk geht freilich immer aus einem Geist, aber es ist mit nichten uniform" (Funcke). Unaussprechlich mannigfaltig sind seine Wege. Ein Paulus vor Damaskus wird anders erleuchtet als die Purpurhändlerin Lydia draußen am Strymon, ein Augustinus in jenem Garten zu Mailand anders als der Kerkermeister im Gefängnis, der Kämmerer auf seinem Wagen anders als Nathanael unter dem Feigenbaum, ein Luther in der Klosterzelle anders als ein Melanchthon in seiner Studierstube, Petrus anders als Zwingli, Calvin anders als Wesley. Der letztere, der Stifter des Methodismus, kann auch den 24. Mai 1738, abends 8¾ Uhr, als Jahr und Tag und Stunde seiner eigentlichen Bekehrung angeben, wie er denn erzählt, daß ihm um diese Stunde, während er Luthers Erklärung zum Brief an die Römer vorlesen hörte, plötzlich das Herz wunderbar warm

wurde; wie er fühlte, daß er seine Hoffnung auf Christum allein setzte und wie er die Gewißheit erhielt, „daß er meine, ja meine Sünden weggenommen und mich frei gemacht habe vom Gesetz der Sünde und des Todes"*) — nun, ein anderer Christ kann so Zeit und Stunde seiner Bekehrung nicht nennen, kann ferner von einem solchen überwältigenden Friedens- und Freudengefühl sich nicht überströmt wissen, sondern im Glauben sich müssen genügen lassen an der in Wort und Sakrament dargebotenen und verbürgten Gnade Gottes in Christo — und doch ist auch seine Bekehrung eine unbestreitbare Thatsache.

Bei dieser Mannigfaltigkeit und individuellen Besonderheit der Bekehrungsweisen könnte es nun freilich scheinen, „der Geist wehe so frei, daß er sich überhaupt an keine Ordnung binde und daß von einer Heilsordnung, strenge genommen, keine Rede sein könne." Und doch bezeichnet dies die andere Einseitigkeit, die wir in vorliegender Frage zu vermeiden haben. Denn alle jene genannten zahlreichen Bekehrungsweisen sind nur die Variationen, in denen die eine Grundordnung: „Thut Buße, d. h. ändert euren Sinn und glaubet an das Evangelium," zu Tage tritt. Mit Recht macht G. Weitbrecht geltend, daß die heilige Schrift gewisse innere Vorgänge und Zustände wie Buße, Glaube, Sinnesänderung, Sündenvergebung, Rechtfertigung, Heiligung bei allen Christen voraussetze und eine gewisse Ordnung, in welcher dieselben auftreten, erkennen lasse und auf die im Anfang bezeichneten Entwicklungsgesetze des innern Lebens hinweise. Und mit der Schrift übereinstimmend, zeige auch die christliche Erfahrung, daß im Werdeprozeß des christlichen Lebens gewisse Vorgänge und Zustände sich bei allen Christen ohne Unterschied immer wieder finden, wenn auch nicht bei allen, wie schon bemerkt, in derselben Weise und in derselben Stärke. Diese letztere wird sich bei verschiedenen immer verschieden gestalten und hängt mit ihrem Vorleben, mit Temperament, Charakter, Erziehung, göttlichen Führungen und Lebensschicksalen zusammen. „Ob aber mit einem Schlage die Nacht zum Tage wird, wie bei einem Paulus, oder allmählich die Morgenröte den kommenden Tag herbeiführt, wie bei einem Johannes; ob als einsamer Hörer bei Nacht Nikodemus berufen wird, oder am Pfingstmorgen eine Gemeinde von Dreitausend um das durch die eherne Schlange vorbedeutete Kreuz Christi auf einmal sich schart; ob ein gewaltiges Erdbeben die Gefängnismauern zerbricht, die Riegel zerschlägt, wie bei einem Kerkermeister zu Philippi, oder ob in sanfter Bewegung das Herz einer Lydia sich öffnet: so oder so — immer vollendet im Glauben der heil. Geist das Werk der Bekehrung." (Kögel.)

Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen — mit diesem Wort betont der Herr die Notwendigkeit der Bekehrung. Wir finden in der Schrift mehrere Ausdrücke, die einander nahe verwandt sind und die die nämliche Sache, eben diese Notwendigkeit der Bekehrung, der sittlichen Umkehr von der

*) G. Weitbrecht, „Unser Glaube," S. 234.

sündlichen Lebensrichtung und der Hinkehr zu Gott und seinem Heile in Jesu Christo, in verschiedener Weise bezeichnen. Sich bekehren von seinem bösen Wesen, von der Ungerechtigkeit zum Herrn; der Stimme Gottes gehorsam sein; sich waschen und reinigen; von falschen, krummen Wegen sich wenden zum Wege des Lebens; wiedergeboren werden aus Wasser und Geist; Buße thun oder vielmehr den Sinn ändern; sich umgestalten durch die Erneuerung des Gemütes; seine Leidenschaften und Begierden kreuzigen; ein neues Geschöpf werden; dem Guten anhangen; sich bekehren von der Finsternis zum Licht, von dem Irrtum seines Weges zu dem Hirten und Bischof der Seelen; ablegen den alten Menschen und anziehen den neuen Menschen*) — alles dies soll jenen ernsten Vorgang im Leben beschreiben, durch den der Mensch aus seinem natürlichen, sündlichen, verkehrten und verderbten Wesen herauskommt und der Geist Gottes die Erneuerung seines Geistes, Herzens und Willens zu Gottes Ebenbilde in ihm wirkt, so daß er nun anfängt, mit Lust und Freude den Willen Gottes zu thun, und ein Kind Gottes wird.

Aber warum müssen wir uns bekehren? Können denn nicht auch sog. Unbekehrte viele einzelne Tugenden haben, ein edles Streben zeigen, Anerkennenswertes leisten auf allen möglichen Gebieten? Gewiß, es gibt eine natürliche Sittlichkeit, es gibt Thaten der natürlichen Hingebung und des Opfersinnes für die Angehörigen, für die Freunde, für das Gemeinwohl, für das Vaterland, und jedes Streben nach Wahrheit und Tugend und Licht, wo immer wir es finden, ist uns ehrwürdig. Und nichts ist thörichter, als wenn, wie es etwa in einer gewissen Traktatlitteratur geschieht, Christen und weltlich gesinnte Leute immer in einen so krassen Kontrast in Beziehung auf ihr sittliches Leben und Streben gesetzt werden, als ob bei jenen lauter Licht und bei diesen nichts als Finsternis zu entdecken wäre, als ob jene lauter Tugendmuster von Liebe und Sanftmut, von Selbstverleugnung und Geduld vorstellten und diese nur wären der Inbegriff aller Selbstsucht und Unbarmherzigkeit, allen Stolzes und aller Ungerechtigkeit. Das ist ungerecht, verletzt und verbittert nur, weil in der That auch bei denen, die noch unbekehrt, deren Element und Magnet nur die sichtbaren Dinge und die Güter dieser Welt sind, große, sittliche Unterschiede vorkommen. „Wenn einzelne in Gemeinheit versinken, so können wir dem natürlichen Adel der Seele bei andern unsere Achtung nicht versagen.“ So groß aber auch die sittlichen Unterschiede zwischen einzelnen sein mögen — eines ist allen gemeinsam, und das ist dies, daß wir zu Gott, zu dem wir doch geschaffen sind, nicht in rechtem Verhältnis stehen, daß wir von Natur ohne wahres Leben aus Gott und ihm entfremdet, geneigt zu allem Bösen und fleischlich, d. h. irdisch gesinnt sind, also daß wir den Schwerpunkt unseres Lebens nicht in Gott haben, sondern in

*) 5 Mos. 4, 30; Jes. 1, 16; C. 55, 7; Jerem. 25, 5; C. 3, 14; 21, 8; 31, 18; 26, 3; Ezech. 18, 21; 33, 11; Mal. 3, 7; Ev. Joh. 3, 38; Mark. 1, 15; Ap.-Gesch. 2, 38; Röm. 12, 2; 2 Kor. 5, 17; Röm. 12, 9; Ap. 26, 18; 1 Petr. 2, 25; Jak. 5, 20; Eph. 4, 22—24 u. v. a. St.

uns und in den Gütern des natürlichen Lebens. Das sind nicht kalte, dogmatische Behauptungen, sondern tief beugende Erfahrungen, die ein jeder macht und mit Schmerz und Schrecken wahrnimmt, der in sein Inneres schaut. Kein Geringerer als Kant spricht es aus als die Klage und den Schmerz von Millionen Menschenkindern: „Das ist die menschenkundigste Erfahrung, daß der empirische Charakter des Menschen in allen Zeiten, in allen Lagen des Lebens, in allen Zuständen der Bildung in Widerspruch steht mit dem Sittengesetz (wir sagen mit Gott), von demselben abgewendet und dem Bösen zugekehrt ist. Auch im Zustande der weitesten vorgerückten Bildung und Gesittung zeigt sich dicht unter der Oberfläche überall der wurmstichige Kern, das radikale Böse, das den Grund aller Maximen verdirbt und zugleich auch als natürlicher Hang durch menschliche Kräfte nicht zu vertilgen ist. Dieses ist es, welches den faulen Fleck unserer Gattung ausmacht, der, solange wir ihn nicht herausbringen, den Keim des Guten hindert." Deswegen ist eine Revolution der ganzen Denkungs- und Sinnesart, d. h. die Bekehrung notwendig. (Eine Antwort auf die Frage: Wie dies möglich sei? bleibt uns allerdings der große Denker und tiefe Menschenkenner schuldig.)

Darin aber besteht nun die Bekehrung, daß wir geistlich gesinnt werden, vom eigenen sündlichen Leben in Reue und Buße lassen, aus Schuldigen und Gottentfremdeten Begnadigte und Gotteskinder werden; daß wir den Lebenszweck nicht mehr in uns selber suchen, sondern im Gehorsam gegen Gott, den Schwerpunkt unseres Lebens aus uns hinaus verlegen in ihn und anfangen ihn zu fürchten, ihn zu lieben, ihm zu danken, ihm zu dienen und so empfangen wahres Leben aus Gott, und unsere Antriebe, Kräfte, Ziele, Hoffnungen nicht mehr schöpfen aus der Welt der Vergänglichkeit, sondern aus seiner Welt des Geistes, und „unsere höchste Befriedigung nicht in uns oder den natürlichen Gütern dieses Lebens, sondern in dem suchen, der unseres ganzen Wesens und Lebens letzter Grund und Ziel ist."*) So wird durch die Bekehrung der Sinn des Menschen wirklich „umgekehrt;" er nimmt eine neue Wendung und Richtung und verfolgt ein neues Ziel.

Da erhebt sich nun recht eigentlich die Nikodemusfrage: Wie mag solches zugehen? Das steht fest: diese „Sinnesänderung," soweit sie in uns selber, bei den Unsrigen und anderen vorhanden ist, ist nicht unser, sondern Gottes Werk. Da haben auch die Eltern und ihre Mitarbeiter in Schule und Kirche mit Paulus Gott allein die Ehre zu geben: „Ich habe gepflanzet, Apollo hat begossen, aber Gott hat das Gedeihen gegeben. So ist nun weder der da pflanzet, noch der da begießet etwas, sondern Gott, der das Gedeihen gibt" (1 Kor. 3, 6 u. 7). Die Bekehrung ist keine reine Selbstthat des Menschen; sie hat eine göttliche Ursächlichkeit; es liegt nicht an jemandes Rennen und Laufen, sondern an Gottes Erbarmen und er selber muß in uns das Wollen und Vollbringen wirken nach seinem Wohlgefallen. Es verhält

*) Vergl. auch Luthardt „Moral des Christentums," S. 49 ff

sich damit so, wie es in jenem Worte des Propheten ausgedrückt ist: „Bekehre du mich, so werde ich bekehrt,“*) oder in dem anderen Worte: „Du hast mich überredet und ich habe mich überreden lassen; du bist mir zu stark geworden und hast mich überwunden.“**) Der Mensch aber muß in der rechten Weise Gottes Mitarbeiter sein, muß eingehen in jene Heilsordnung, von der vorhin die Rede war und sich von Gott berufen, erwecken, erleuchten, in Buße und Glauben sich bekehren lassen.

Betrachten wir nun diese einzelnen Stufen der Heilsordnung „in ihrer innerlichen Verknüpfung, nicht in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge;“ „denn diese ist,“ wie Pfr. Fröhlich in einem vorzüglichen Traktate über die evangelische Gnadenordnung mit Recht betont, „bei jedem Menschen wieder verschieden, vermöge der Eigentümlichkeit, die jedem Menschen angeboren ist, als dem Ebenbilde des unendlich reichen Gottes.

Die erste Stufe ist die Berufung. Gott will, daß alle Menschen selig werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.‡) Gott selber sucht den sündigen Menschen, indem er durch seinen hl. Geist am Herzen und Gewissen desselben arbeitet und in seinem Worte sich ihm offenbart, indem er durch die Kindertaufe und den Unterricht, durch Sonn- und Festtagsfeier, durch die ganze Lebensführung in Freud und Leid ihm naht und ihn an sich ziehen will. Dieser göttliche Ruf ergeht fort und fort an uns durch Gesetz und Evangelium, durch die Bezeugung von Güte und Ernst, von Gericht und Gnade, aber je und je vernehmen wir ihn deutlicher. Wenn für gewöhnlich unsere Tage dahinfließen in ruhigem Gleichmaß, einer wie der andere, wenn unser inneres Leben zu Zeiten dem Flusse gleicht, der in einsamer ebener Gegend seine Wasser unmerklich vorwärts bewegt, wenn im Zusammenhang mit Haus, Schule und Kirche, mit Feier und Sitte, mit Arbeit und Berufserfüllung dasselbe gewohnheitsmäßig sich fortspinnt von einer Zeit zur anderen, ohne daß wir davon besonders tief berührt werden und ohne daß wir viel überlegen, wer in dem allem zu uns redet — es kommen andere Zeiten, da Gott entscheidend hineingreift in unser inneres Leben und uns wie persönlich innerlich entgegentritt, da er uns den Schleier von unsern Augen und die Decke von unseren Ohren hinwegnimmt, daß wir seine Hand erkennen und seine Stimme vernehmen im tiefsten Innern, da er uns den dreifachen Panzer der Eigengerechtigkeit, in den wir uns geworfen, zerschellt und zertrümmert und uns jeden Rohrstab zerbricht, auf den wir uns gestützt. Was sagt ein Eliphas von Theman über die Gewissenslektionen, die Gott erteilen kann im Dunkel der Nacht? „Zu mir ist gekommen ein heimliches Wort und mein Ohr vernahm ein leises Flüstern. Da ich Gesichte betrachtete in der Nacht, wenn der Schlaf auf die Leute fällt, da kam mich Furcht und Zittern an, und alle meine Gebeine erschraken. Und da

*) Jer. 31, 18. **) Jer. 20, 7. ‡) 1 Timoth. 2, 4.

der Geist vor mir überging, standen mir die Haare zu Berge an meinem Leibe. Da stand ein Bild vor meinen Augen, und ich kannte seine Gestalt nicht; es war stille und ich hörte eine Stimme: Wie mag ein Mensch gerecht sein vor Gott oder ein Mann rein vordem, der ihn gemacht hat. Siehe, unter seinen Knechten ist keiner ohne Tadel und in seinen Boten findet er Thorheit. Wie viel mehr bei denen, welche in Häusern von Lehm wohnen, deren Fundament aus Staub ist, welche von den Motten zermalmet werden. Es währet vom Morgen bis an den Abend, so werden sie ausgehauen und ehe sie es gewahr werden, sind sie gar dahin."*) Unzählige hat Gott so schon erschüttert, daß es ihnen war, ihr Inneres liege aufgedeckt vor seinen Augen und sie erkannten ihre Sünde wie nie zuvor und sie gelobten auch in der Stille, mit allem zu brechen, um dessetwillen Gott im Gewissen sie bestraft. Oder bei andern war's eine Predigt, die sie hörten und nicht losließ, die nur wie für sie berechnet schien und sie im Innersten bewegte. Oder es ist ein Wort der Schrift, das wir lesen und nicht vergessen können, das mit seinem gewaltigen Ernst oder mit seinem seligen Frieden uns wie persönlich trifft und tröstet; es ist ein schweres Leid, in welchem Gott uns heimsucht und mit unserer Seele im verborgenen redet; es ist ein Todesfall, ein schmerzlicher Verlust, der uns trifft und in dem er zu uns besonders spricht, daß wir wohl wissen können, was er zu uns sagen will; oder es ist ein unverdienter Segen, womit er uns überschüttet, und manchmal beugt uns diese Güte am allertiefsten und treibt am gründlichsten in Buße und Dank hinein; es ist ein Mensch, der unseren Weg kreuzt und uns den Anstoß gibt zu jener „ewigen Bewegung;" es sind einzelne Stunden, in denen das Gefühl unserer Sünden oder das Gefühl der Gnade und Barmherzigkeit Gottes uns so mächtig ergreift, daß uns seine Heiligkeit durchschauert und seine Liebe uns wie spürbar nahe tritt — was immer es sei, zahllos sind die Mittel und Wege, die der Vater aller Geister hat, um seine verirrten Kinder an die Heimat zu mahnen und sie seinen Ruf vernehmen zu lassen.

Es ist immer tief verhängnisvoll, wenn ein Mensch sich gegen diesen göttlichen Ruf verschließt, nicht vollen Ernst macht mit dem Ergreifen der dargebotenen Gnade und mit dem Brechen der aufgedeckten Sünde; verhängnisvoll, wenn er sein „heute" überhört, sein „jetzt" nicht merken will, da es heißt: „Siehe, jetzt ist die angenehme Zeit; jetzt ist der Tag des Heils;**) siehe zu, was für ein Heil der Herr heute an dir thun wird." Wenn der Herr so mächtig anklopft, so gilt es, alle Riegel am Herzen zurückzuschieben; wenn er so vernehmlich ruft, die Ohren aufzuthun; wenn sein Geist weht und „du hörest sein Sausen so wohl," ihn aufzufangen, sich von ihm treiben zu lassen und ihn nicht zu verdrängen und zu betrüben; denn er wehet, wo er will und fährt an uns vorüber, wenn wir seine Zeit nicht wahrnehmen. Gottes Gnade entzieht sich uns wieder, wenn wir sie nicht annehmen. Das ist der gewaltige Ernst des „Heute."

*) Hiob, Kap. 4, 12—20.
**) 2 Kor. 6, 2. Ps. 95, 8. Hebr. 3, 7; c. 4, 7. 2 Mos. 14, 13.

Aber umgekehrt ist es auch und nicht minder wahr, dieses „heute" läßt sich auch nicht von Gott erzwingen. „Der Geist wehet, wo er will!" Nicht eine noch so feurige Beredsamkeit und nicht eine noch so zufahrende und vollgerüttelte Erweckungspredigt, nicht eine vielköpfige Versammlung macht's und nicht das Geschrei der Rufer im Streit und auf den Gassen; es liegt nicht an jemandes Hasten und Eifern, sondern an Gottes Erbarmen. Und das will erbeten und erwartet sein! Und Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit. Das gilt der geistlichen Treiberei, die alles selber machen will, was die freie Sache der göttlichen Gnade und die stille Arbeit des hl. Geistes ist; wo man die Bekehrung der Seele wie im Treibhaus erzwingen*) und die Herzen der Menschen durch allerlei nervenaufregende Reden, durch Seufzen, Schreien, Musizieren, durch eine Heilsarmee mit Pauken und Trompeten erobern will; wo man allerdings um Gott eifert, aber nun einmal in einer Weise, die erfahrungsgemäß für unsere Verhältnisse nichts taugt; wo man durch Wort und Schrift auf die Seelen einzustürmen, die Gewissen gewaltsam zu erschüttern, die Bekehrung wo möglich über Nacht und schablonenmäßig herbeizuführen trachtet durch phrasenhafte, geschraubte, innerlich unwahre Bekehrungsgeschichten und Ermahnungen, welche jeden Menschen von gesundem geistlichem Geschmack abstoßen, dem Feinde des Glaubens aber nur ein Gegenstand des Spottes sein können. Erhasten und erzwingen also läßt sich jenes „Heute" nicht. „Alles hat seine Zeit," sagt Salomo, und „jedes Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde." Und so thut auch Gott alles fein zu seiner Zeit, zu der Zeit, da die Verhältnisse und Umstände und vor allem die Menschen selber vorbereitet sind, seine Berufung und seine Offenbarung recht zu empfangen. Erst als der Tag der Pfingsten erfüllet war, empfingen die Jünger den Geist der Kindschaft, der sie in alle Wahrheit leitete, Christum in ihnen verklärte, der Vergebung ihrer Sünden sie versicherte und mit Kraft und Trost sie ausrüstete. Das ist ein lehrreiches Beispiel. Wie thöricht erscheint es da, sagt Funcke, wenn in christlichen Versammlungen Menschen kommen und bitten, daß man doch für sie beten möge, daß sie jetzt gleich bekehrt würden. Als ob das so ginge! Als ob da nicht ein innerer Entwicklungsgang nötig wäre! Wie thöricht, wenn Leute, die erst ein flüchtiges Gefühl von ihrer Sündhaftigkeit haben, zu Gott schreien, er möge ihnen doch sogleich ein freudiges Gefühl der Vergebung ihrer Sünden schenken! Da heißt es erst in die Tiefe graben und Grund legen, harren, warten, anhalten am Gebet. (Wie lange hat z. B. Luther harren, kämpfen, suchen, forschen müssen, bis seine Zeit erfüllet war und ein freudiges, siegesmutiges „εὕρηκα" [Jetzt hab' ich's!] seine Seele durchdrang). Gott der Herr baut sein Haus nicht so leichthin auf den Flugsand flüchtiger Gefühle. Er nimmt sich Zeit, er läßt dem Menschen Zeit; denn er will etwas schaffen für die Ewigkeit. „Er läßt sich nicht hetzen und treiben!" (Schluß folgt.

*) Vgl. auch Kögel: Das Evang. Johannes, S. 88.

Kirchliche Rundschau.

Die leidige Orgelfrage, "the miserable organ question," wie sie von Dr. Rainy in Schottland genannt wurde, ist zwar selbst in Amerika noch nicht ganz verschwunden, löst sich aber doch mit einer Art von Naturnotwendigkeit zu Gunsten der Orgel. Auf der letzten Generalversammlung der Vereinigten Presbyterianer ließ sich nur noch ein Bekämpfer der Orgel hören. Der „Independent" begrüßt diese Thatsache mit Freuden, indem er sagt: Es gibt jetzt ein Hindernis weniger für die christliche Einigkeit. Dafür sind wir ehrfurchtsvoll dankbar. Sollten wir aber die übriggebliebenen aufzählen, so würden sie eine fürchterliche Liste bilden, denn derartige Hindernisse haben, wie Vorurteile, eine sehr lange Dauer. Aber es ist ein wirklicher Gewinn, wenn eins aus dem Wege geräumt ist; denn indem die Schranken des Einsseins in Christo beseitigt werden, wird den Einflüssen, welche dieses Einssein bewirken, ein weiterer Spielraum verschafft. Zwischen manchen Presbyterianern der Vereinigten Staaten, wie zwischen denen von Irland und Schottland, war Instrumentalmusik beim Gottesdienst eine trennende Frage. Der Widerstand gegen den Gebrauch der Orgel war kräftig und jeder zollbreit Boden wurde tapfer verteidigt. Die Idee, Gott vermittelst Maschinerie zu preisen, war dem irischen wie dem schottischen Geiste gehässig und irische Kampflust verband sich mit schottischer Hartnäckigkeit zu einem tapfern Widerstand. Aber die „Pfeifenkiste" (kist o'whustles) hat ihre Gegner weggeblasen und sich einen Platz in jeder Kirche der Vereinigten Presbyterianer erobert, wo die Majorität sie gebrauchen will.

Bei den „Reformed Presbyterians" ist die Sache noch nicht soweit. Dort sagte ein Blatt mit Beziehung auf die Orgelfrage: „Hat Christus ein Wohlgefallen daran, daß Menschen darauf bestehen wollen, Lärm zum hauptsächlichsten Teil des Gottesdienstes zu machen? Wie viele singen die Psalmen, ohne ernstlich an ihren Sinn zu denken? Wie manche durchlaufen eine feststehende Form von Worten in einem sogenannten Gebet, während sie kein klares Verständnis seines Sinnes und noch weniger ein Verlangen nach den erbetenen Dingen haben? Für viele ist der Lärm der Musik der ganze Inhalt des Lobes. Es ist nicht der Sinn, sondern der Schall, dem sie nachlaufen. Dies ergibt sich klar aus ihrer Willigkeit, das Wort Gottes ohne Rücksicht auf seinen Sinn um des bloßen Schalles willen zu verstümmeln. Melodien dürfen nicht verdorben werden, selbst wenn die Worte Christi zum Unsinn werden sollten. Das kann unmöglich geistlich gewinnbringend sein."

Der Urheber obiger Sätze mag ein Mann von aufrichtiger Frömmigkeit sein, sicher aber ist er ein Mann ohne alle musikalische Bildung und es wird schwer zu ermitteln sein, ob an seinen Äußerungen die Frömmigkeit oder der Mangel an Verständnis für Musik den größten Anteil hat.

Die Unionsbestrebungen der Episkopalisten haben zur Bildung einer Vereinigung geführt mit dem Namen: "The League of Catholic Unity" (Bund allgemeiner Einheit). Der Bund hat seine Thätigkeit damit begonnen, daß er an die Geistlichen und Laien aller Denominationen Rundschreiben schickt und zum Beitritt einlädt. Als Grundlage der Vereinigung werden vier Sätze angegeben, die im Jahre 1886 von der Versammlung der Episkopalkirche in Chicago angenommen und von der Lambeth-Konferenz 1888 amendiert worden sind. Grundlage der Einheit soll sein:

„1. Die heiligen Schriften Alten und Neuen Testaments, als alles enthaltend, was zur Seligkeit notwendig ist und als die Regel und oberste Norm des Glaubens.

2. Das apostolische Glaubensbekenntnis als Taufbekenntnis und das Nicenum als die hinreichende Festsetzung des christlichen Glaubens.

3. Die zwei von Christus selbst eingesetzten Sakramente: Taufe und Abendmahl, verwaltet mit unveränderlichem Gebrauch der Einsetzungsworte Christi und der von ihm selbst verordneten Elemente.

4. Der geschichtliche Episkopat in den Methoden seiner Verwaltung den verschiedenen Bedürfnissen der Nationen und Völker angepaßt, welche von Gott zur Einheit seiner Kirche berufen sind."

Unter den Unterzeichnern des Rundschreibens befinden sich neben den Episkopalen auch Kongregationalisten, Presbyterianer und Baptisten. Wie diese über den vierten Punkt denken, ist aus den vorliegenden Mitteilungen nicht ersichtlich. Gegen die erstgenannten drei Punkte werden ja an sich wenig Einwendungen gemacht werden; um so fraglicher ist aber der vierte. Denn zunächst ist der geschichtliche Episkopat gar nicht geschichtlich in dem Sinn wie die Episkopalen behaupten, und eine Zurückführung des Episkopates auf seine wirklichen geschichtlichen Grundlagen würde den von den Anglikanern gemeinten historischen Episkopat einfach aufheben. Nicht minder rätselhaft ist aber das, was unter Anpassung des historischen Episkopates zu verstehen ist. Sollen die Verwaltungseinrichtungen der übrigen Kirchen ihrem Wesen nach bestehen bleiben und nur gewisse Persönlichkeiten in denselben den Bischofstitel als Formalität annehmen? Oder soll die Verwaltung der übrigen Kirchen der Sache nach eine bischöfliche werden, aber ihre Einrichtungen als Formalitäten beibehalten werden? Das erste wird für die Episkopalen wenig Anziehendes und das zweite für die andern Denominationen sehr viel Abstoßendes haben. Aber selbst wenn man über diese Schwierigkeiten hinwegkäme, so würden sich eben die Resultate der Entwicklung der christlichen Kirche seit dem nicenischen Konzil in Wirklichkeit nicht ebenso beseitigen lassen, wie sie auf dem Papier ignoriert werden könnten. Eine bloße Rückwärtsbewegung wird niemals zu derjenigen Einheit der christlichen Kirche führen, welche auf Grund der Worte Christi die Hoffnung ihrer Zukunft ist.

Im allgemeinen wurden die Vorschläge nur von den Episkopalen und einem katholischen Blatt ohne Einwendungen hingenommen. Bei den Episkopalen ist das natürlich; bei dem Katholiken gründet sich diese Annahme auf einen Hintergedanken. Die "Catholic Review" meint nämlich, daß wenn einmal alle Christen außerhalb der Kirche (nämlich der römischen) die vier Punkte angenommen hätten, dann würde der Schritt zum Zentrum der kirchlichen Einheit—zum römischen Stuhl—leicht gethan werden.

Das mag richtig sein, aber die vier ersten Schritte sind eben so schwierig, daß der fünfte an die Grenze des Unmöglichen streift.

Der in Erfurt vom 4.—6. Juni tagende Evangelisch-soziale Kongreß hat die allgemeine Aufmerksamkeit wohl ebenso sehr in Anspruch genommen, wie die landeskirchliche Versammlung in Berlin. Die Angriffe, denen der Evangelisch-soziale Kongreß ausgesetzt war, haben ebensowenig eine Abnahme des Interesses für denselben zu bewirken vermocht, wie die offenbar absichtliche Ignorierung desselben durch die Organe der preußischen Regierung. Auch die Absage des Prof. Nathusius hat mehr dazu gedient, die Aufmerksamkeit dem Kongreß zuzuwenden, anstatt sie von demselben abzuziehen. Er machte als Gründe seiner Abwendung geltend, daß in dem Kongreß Leute von ver-

schiedener theologischer Richtung sozial zusammenwirken sollen und daß auf der bevorstehenden Versammlung einer der Vorträge von einer Frau gehalten werden sollte.

Bei der Begrüßungsversammlung redeten u. a. Stöcker, Harnack, Naumann und A. Wagner. Stöcker sagte: Wir freuen uns, mit dem Evangelisch-sozialen Kongreß hier zu tagen. Wir fühlen uns auf klassischem Boden. Von hier ist Luther ausgegangen. Ein paar Jahre vor der Reformation war in Rom ein Kongreß, kein evangelisch-sozialer, und Luther sollte hin, konnte aber nicht. Zwei Jahre später hat Luther aber gezeigt, was ein deutscher Mönch kann. Auch in politischer Beziehung hat Erfurt seine Vergangenheit. Hier spielten Schauspieler vor dem Parterre von Königen. Sie spielten gut. Aber Napoleon spielte besser. Dann war Bismarck hier. Später tagte ein sozialdemokratischer Kongreß hier. Da wurde das Programm revidiert, und die Alten ließen dabei die Jungen so nach sozialdemokratischer Manier hinausfliegen. Nun erwartet mancher: wir möchten mit den „Jungen" hier nun auch etwas abrechnen! Das wollen wir auch thun, aber in aller Freundschaft! Denn man sagt: Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft, und die wollen wir uns doch nicht entgehen lassen! Für uns kann man sagen: Wer die Jugend hat, der hat die „Hilfe!" Wer aber die Jugend hat, hat auch mancherlei Not! Nun, wir denken, daß wir alles hier in Erfurt ausgleichen werden, und unsre liebe Jugend wird im Verkehr mit den älteren Leuten in grauen Haaren schon lernen. Wir haben ja diesmal einen besonders großen Schritt vor und vielleicht wird der in der sozialen Bewegung Deutschlands mit mehr Bedeutung genannt werden als der sozialdemokratische Kongreß. Zum erstenmale wird hier in Deutschland übermorgen eine Frau in öffentlicher Versammlung in unsern Kreisen sprechen. Freilich: mancher schüttelt den Kopf darüber und sagt: „Wenn ich dies Wunder fassen will, so steht mein Geist vor Erfurt still." Aber ich hoffe, wir werden übermorgen einen schönen Tag erleben. Es hat eine große Bedeutung, was wir gethan haben. Es schmerzt uns, daß das Weib seitab steht von der evangelisch-sozialen Bewegung. Wir wollen es wieder hineinziehen. Es ist eine bewegte Zeit, eine Zeit der Erdbeben. Auch wir fühlen die Stöße. — Was ist christlich-sozial? Es ist der Gedanke, daß die Lebenskräfte des Evangeliums die soziale Welt durchdringen. Ohne das Evangelium führt die soziale Entwicklung bergab. Die Personen, die im Besitz stehen, haben vielfach vergessen, daß sie verantwortlich sind für ihren Reichtum, und die Kirche hat es auch vielfach vergessen. Sie hat über der Lehre das Leben vernachlässigt, und das Leben hat sich gegen sie aufgelehnt. Wir wollen das Leben für unsern König Christus zurückerobern, den König in der sozialen Welt. Auch das arbeitende Volk hat eine Sehnsucht nach dem Idealen. Entweder wird es wieder christlich, oder es geht zu Grunde. Daß auf neuem Wege auch Irrtümer vorkommen, ist klar. Christlich ist nicht ohne weiteres sozial. Es ist Welterlösung. Aber es ist auch sozial. Ohne das Soziale wird das Christentum die Welt nicht erobern. Sozial ist auch nicht ohne weiteres christlich. Es ist eine Welt für sich. Die christlich-soziale Arbeit soll der Kirche dienen. Man hat mir gesagt, ich solle mit dem Talar nicht in die Arena des öffentlichen Lebens steigen, um ihn nicht zu beschmutzen. Ich bin in keine Arena gestiegen. Christus war höher und kam vom Himmel herab, die Menschheit zu retten, auch durch soziale Arbeit. Luther hat dem deutschen Volke die Losung gegeben: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat." Wir fügen hinzu den Anfang des Bibelverses: „Alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt," auch die

Welt des Umsturzes, des Unglaubens, der Unsittlichkeit. Dazu helfe uns Gott! —

Professor Harnack geht davon aus, daß in Erfurt ein deutscher Professor sich klein fühlen müsse; — nicht allemal, wenn man ihn beugen wolle, fühle er sich klein — wohl aber in Erfurt, wo aus der Klosterzelle der Geist hervorgegangen, der die halbe Welt beherrsche. Dieser Geist des Evangeliums habe nur mit zwei Worten zu thun: Gott und die Seele. Das sei sein Inhalt; in diesem Sinne sind wir evangelisch; aber zugleich sind wir sozial: denn der einzelne kann leicht zerbrochen werden; stark wird er erst in der Gemeinschaft, und die Gemeinschaften der Familie, des Staates u. s. w. gelte es zu pflegen.

Pfarrer Naumann beginnt mit persönlichem Danke gegen Stöcker, dem die junge Generation viel verdanke. Danken können, das sei überhaupt ein Zeichen der Kraft, wie Undankbarkeit ein Zeichen der innern Leere. Im Gefühle des Dankes gegen die Vergangenheit fühle er sich wie in nichts anderem von der Sozialdemokratie geschieden. Man müsse Pietät haben vor dem Glauben der Väter, Pietät vor dem Staatswesen, das Gott unter harten Kämpfen habe erstehen lassen. Aber aus der allgemeinen Volksschule und dem allgemeinen Wahlrecht zum Reichstage folge die Konsequenz, daß das Volk immer mehr zur Mündigkeit erzogen werden müsse. Über den großen Zielen dürfe man aber nicht vergessen, schon in der Gegenwart nach Möglichkeit den vorhandenen Nöten abzuhelfen. Er sei der letzte, der solche kleine Hilfen verachte; auch darin unterscheide er sich von der Sozialdemokratier. (Lebhafter, stürmischer Beifall.)

Geheimer Regierungsrat Professor D. Adolf Wagner aus Berlin: Wiederholt ist heute hervorgehoben, daß der Charakter des Kongresses darin besteht, verschiedene Richtungen gelten zu lassen. In Pastor Naumann sprach gewissermaßen der Optimismus der Jugend. In mir sehen Sie den Konservatismus des Alters. Wir Alten freuen uns aber doch der neuen Ideen und Vorschläge. Und wenn zuweilen auch etwas Überschäumendes dabei kommt, so darf das niemand irre machen. Die Zeit kommt für jeden, in der es heißt: „Zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben.“ Ich kann auch davon reden. Bei den „Jungen“ wird sich, wenn sie das Doppelte ihrer Jahre zählen, auch mehr Phlegma finden als heute; ob mit Recht, will ich damit ja nicht sagen. Sie gehen mir manchmal zu weit; aber es soll mich freuen, wenn sie zuletzt recht haben. Doch habe ich mancherlei Zweifel. Denn ohne eine völlige Änderung der Gesinnung nützen alle Reformen nichts, und gerade daran zweifle ich auf Grund meiner Erfahrungen. Immerhin bleiben Sie, die Sie jünger sind, das fortschrittlich treibende Element; warnen Sie uns vor zu frühem Phlegma! Habe ich mich so gegen den Optimismus der Jüngern gewandt, möchte ich doch auch für mildere Umstände für sie plaidieren! Die Gebildeten haben wir immer mehr gewonnen. Die akademische Jugend gehört zu uns. Die Besitzenden haben sich leider unsrer Bewegung fern gehalten. Es ist sehr bedauerlich, daß man die evangelisch-soziale Bewegung nicht nur mit den Sozialdemokraten, sondern mit den Anarchisten zusammengestellt hat. Ich freue mich, daß P. Naumann den Dank an den gerichtet hat, der ihn zuerst verdient. Wir haben auf keinen Dank gerechnet; aber daß wir bloß Angriffe und Anfeindungen ernten für die evangelisch-soziale Bewegung, das haben wir nicht erwartet. Gerade die Großindustriellen sollten uns verstehen. Sie sollten vor allem wissen, daß die soziale Gefahr nur durch tiefgreifende soziale Reformen besiegt werden kann. Den besser unterrichteten arbeitenden Klassen muß man ein besseres Los gewähren als

den ununterrichteten. . . . Von Deutschland gingen die evangelischen Ideen aus. Die evangelisch-sozialen Ideen vorzubereiten, ist unsere Aufgabe. Sie werden sich immer mehr verbreiten und eine wahre Sozialreform erst ermöglichen. Nicht der Hohn der Sozialdemokraten, nicht die perfiden Angriffe der Kapitalisten werden uns irre machen. Man darf nicht um des Dankes willen dergleichen thun. Sollte bei uns Ältern das Phlegma überhand nehmen, nun so mögen die Jüngeren die Leitung nehmen. Zuletzt wird doch die Sache siegen, und man wird den Bahnbrechern der neuen Ideen den verdienten Dank zollen." —

Nachdem am ersten Tage der Jahresbericht erstattet war, der unter anderm auch die Erklärung und Rechtfertigung für den Entschluß des Aktions-Komitees einschloß, eine Frau einen Vortrag halten zu lassen, redete Prof. Furrer aus Zürch über das Thema: „Die moderne Naturwissenschaft und die soziale Bewegung der Gegenwart." Zu diesem Thema hatte der Vortragende folgende Thesen gestellt:

1. Es gibt unwandelbare Gesetze des Lebens, die auch das gesellschaftliche Leben des Menschen mit umfassen.

2. Die Form, in der diese Gesetze wirken, modifiziert sich nach den verschiedenen Lebenskreisen.

3. Was daher von den niedern Lebenskreisen gilt, gilt nicht ohne weiteres auch vom Leben auf den höchsten Stufen.

4. Die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft geschieht unter Mitwirkung der idealen Faktoren, die zu dem spezifischen Eigentum des menschlichen Wesens gehören.

5. Der mächtigste ideale Faktor ist die Religion, die, wie die Erfahrung lehrt, auf die Gestaltung der menschlichen Gesellschaft einen hauptbestimmenden Einfluß ausübt.

6. Würde der Verlauf der Lebensgesetze nicht durch ideale Faktoren modifiziert, so käme die ganze Arbeit der Menschheit immer nur wenigen zu gute. Erst die praktisch durchgeführte christliche Religion, die den absoluten Wert der Persönlichkeit anerkennt, garantiert den Schwachen und Wehrlosen ein menschenwürdiges Dasein.

Sodann führt er etwa folgende Gedanken aus: Unter den Geistesmächten, die berufen sind, ein Wort zur sozialen Frage zu reden, ist wieder und wieder die Naturwissenschaft genannt; sie deute darauf hin, daß die Menschheit einer völligen Umwandlung aller Lebensverhältnisse entgegengehe. Was lehrt nun aber die Naturwissenschaft thatsächlich? Sie lehrt die Notwendigkeit alles Geschehens nach ewigen Gesetzen. Es sei einst kein Leben auf Erden gewesen; in geheimnisvoller Weise sei es in allereinfachster Form entstanden. Im Kampfe gegen den Tod habe es sich aufwärts entwickelt. Wo der Kampf, wo die Arbeit aufhört, tritt ein Rückschritt mit Notwendigkeit ein. Diesem Gesetz ist auch das menschliche Geschlecht unterworfen. Wir haben nicht Ursache, anzunehmen, daß der Mensch wie eins der grausamsten Tiere sein Dasein begonnen habe, sondern dürfen ihm eine gewisse Harmlosigkeit zutrauen. Aber die Not erst hat den Menschen vorwärts getrieben, sie hat ihn hart und rücksichtslos gemacht, aber sie hat zugleich segensreich gewirkt; denn ohne die gebieterische Not übergibt sich der Mensch der Trägheit, wie seine niedern Vettern. Allmählich schließen sich aus Stämmen Völker zusammen; ein Krieg aller gegen alle beginnt. Die Schwachen unterliegen, die Sieger suchen die Weltherrschaft, um ihr Leben zu erhalten und es so reich und angenehm als möglich zu gestalten. Ein Teil der Menschheit gerät in Sklavere

und Hörigkeit, während sich die Herren dem Genuß ergeben. Aber in der Friedenszeit erschlaffen die Herren, werden die Beute neuer kriegslustiger Völker, bis endlich eine friedliche Zeit kommt, indem die militärische Konkurrenz der friedlichen Konkurrenz Platz macht. Aber auch hier herrscht derselbe Geist der Rücksichtslosigkeit und Klugheit in Ausbeutung der Konjunktur. Diese Konkurrenz hat Großes geleistet. Wo wäre ohne sie die Ausbildung der Technik und der Reichtum der Lebensformen. Aber wohin soll die Entwicklung führen? Soll es nur einige Könige der Industrie geben, die über die Reichtümer der Welt verfügen? Nein, sagt die sozialistische Bewegung, eine große Umwälzung muß mit einem Schlage die goldne Zeit bringen. Aber die Naturwissenschaft rechnet mit großen Zeiträumen. Allmählich erst summieren sich kleine Fortschritte zu einem großen Erfolge. So wirken auch die geistigen Kräfte des Menschen nur langsam. Gewiß, das Sinnenglück allein ist für den Menschen kein Glück, der Schmerz des Todes und der Vergänglichkeit ist es, der den Menschen schüttelt. Aber noch etwas Andres ist es, das ihn beschwert: das Schuldgefühl, das wir auch bei den rohesten Völkern antreffen. Soll also der Mensch wirklich glücklich werden, so muß ihm die Angst der Vergänglichkeit und des Schuldgefühls abgenommen werden. Die ganze Menschheit hat eine Sehnsucht nach Erlösung, Schwermut lastet auf der ganzen Heidenwelt. Aber es gibt eine erlösende Kraft. In allen Religionen steckt der Trieb, den Menschen glücklich zu machen, aber nur die christliche erfüllt nach dem Ausweis der Geschichte den Menschen mit innerer Freudigkeit. Die christliche Religion erfüllt ihn mit der Kraft der Geduld und des Tragens, und Kampf und Geduld erfordert ja das Leben. Das Christentum erkennt den absoluten Wert der Persönlichkeit an, und darin liegt eine unendliche Wohlthat; denn damit lehrt es auch den einfachen, geringen Beruf lieb gewinnen. Weiter macht das Christentum diese Erde zu einem Teile des Vaterhauses und macht den Menschen zugleich frei von der Herrlichkeit der Welt, in Gott frei und geborgen. Deshalb macht das Christentum ihn willig, Opfer zu bringen, und ohne Opfer gibt es keinen Fortschritt. Die höchsten Opfer für die höchsten Ziele! Gerade die selbstlose, reine Liebe schafft das reichste Glück. Nach den Andeutungen der Naturwissenschaft, daß jede Lebensform mit den ihr gegebenen Kräften kämpfen muß, wird es nötig sein, konservativ zu sein in dem Sinne, daß alle heiligen großen Errungenschaften der Vergangenheit konserviert werden — aristokratisch in dem Sinne, daß die Besten herrschen — liberal in dem Sinne, anpassungsfähig zu bleiben für die Veränderungen der Zeit und unbefangnen Blicks, um von allen Seiten zu lernen — demokratisch in dem Sinne, daß wir unser Volk, die schlichten einfachen Leute, lieben und ehren, sie erwärmen für unsere Sache. Manchmal, wenn man hinaussieht in den argen Sturm der Geister, dann kann man fragen, ob wirklich das Evangelium Jesu Christi weltüberwindende Kraft hat. Aber nicht die brutalen, im Tierleben thätigen Instinkte sind die stärksten, sondern die größten Kräfte sind die, vor denen jeder Mensch sich innerlich beugen muß — Gerechtigkeit, Liebe, Reinheit, Herzensgüte. Und diese allgemeinen Kräfte sind verkörpert, personifiziert in dem einen Namen: Jesus Christus. Schließlich wird dieser selbstloseste Menschenfreund die Herzen der Menschen gewinnen. Die Naturwissenschaft eint sich also mit den Erfahrungen der Geschichte zu der Lehre, Geduld zu üben und auf ein großes herrliches Ziel zu schauen; selige Dankbarkeit und heilige Unzufriedenheit müssen vereint sein."

Am zweiten Tag fand der Vortrag von Frau Gnauck statt. Vorsichtshalber — wie es scheint — hatte man derselben Hofprediger Stöcker als Korreferenten beigegeben. Da die Referenten ihren Vorträgen gemeinsame Thesen zu Grunde gelegt hatten, so liefen ihre Ausführungen natürlich parallel. Der Wortlaut der Thesen war folgender:

„1. Die Frauenfrage, aus der modernen Entwicklung, besonders aus der Umgestaltung des sozialen und Gewerbslebens, sowie aus der Aufdeckung der dabei hervorgetretenen Mißstände entsprungen, sucht Mittel zur Abstellung derselben behufs Gesundung des Volkskörpers und der Volksseele. In ihrem Verlauf hat sie die gesamte Stellung der Frau im häuslichen und öffentlichen Leben einer grundsätzlichen Erörterung unterzogen.

2. Eine wachsende Anzahl von Frauen aller Stände, besonders der gebildeten, von der Erfüllung ihrer natürlichen Aufgabe ausgeschlossen, leidet an dem Mangel befriedigender Thätigkeit oder ausreichenden Erwerbes; die unabhängigen fordern deshalb mit Recht pflichtmäßigen Lebensinhalt, die unversorgten genügenden Lebensunterhalt. Die verheirateten Frauen der untern Stände dagegen stehen durch ihre persönliche Beteiligung am Gewerbsleben vielfach in Gefahr, dem häuslichen Berufe entfremdet zu werden.

3. Als ein geeignetet Weg zur Beseitigung dieser Schwierigkeiten kann die von einem Teil der Frauenbewegung, besonders im Auslande und in der Sozialdemokratie geforderte völlig soziale und politische Geichstellung der beiden Geschlechter und die dadurch bedingte freie Konkurrenz auf allen Gebieten nicht angesehen werden. Vielmehr ist die Bewahrung und Ausbildung der durch Natur und Geschichte gegebenen Eigentümlichkeit von Mann und Weib die vornehmste Bedingung zur Lösung ihrer Kulturaufgaben; die beiden Geschlechter sind gleichwertig, nicht gleichartig.

4. Die Frauenfrage ist vorzugsweise eine Bildungsfrage und hat als solche gemäß den Anforderungen der Gegenwart neue Wege einzuschlagen. In höhern und untern Ständen ist die Frau für die Stellung der Hausfrau besser vorzubereiten. Zugleich ist — und zwar auch staatlicherseits — Sorge zu tragen, daß unverheiratete Frauen in Fachschulen für pflegende und gewerbliche Thätigkeit, in höhern Schulen für den ärztlichen und Lehrerinnenberuf gründlich vorgebildet werden können.

5. Als wirtschaftliche Frage hat die Frauenfrage eine bessere Versorgung der Frauen zu erstreben, geeignete Berufsarten für dieselben zu pflegen, neue Erwerbsquellen aufzusuchen, Überlastung zu verhindern, dem Familienleben die Thätigkeit der Mutter zu erhalten.

6. Als soziale Frage hat die Frauenfrage die religiösen und sittlichen Kräfte der Frauenwelt für die Erneuerung der Gesellschaft im Einklang mit dem lebendigen Christentum richtig einzuordnen und zu stärken. Den Frauen sind gesetzliche Organisationen zum Zweck der Förderung ihrer Angelegenheiten zu gewähren.

7. Als Rechtsfrage soll die Frauenfrage, ohne den Emanzipationsgelüsten zu dienen und die Einheit des christlichen Hauses wie des deutschen Familienlebens zu gefährden, die unverheiratete Frau vor dem Mißbrauch ihrer Arbeitsstellung, die verheiratete Frau vor dem Mißbrauch der eheherrlichen Gewalt wirksam zu schützen suchen.

8. Die Frauenfrage ist auch eine Männerfrage. Die Männer sollen durch freudige Gründung des Familienlebens, durch gesetzgeberische Förderung des weiblichen Erwerbes, durch persönliche Anteilnahme an der

Hebung und Besserung der weiblichen Stellung ihre Pflicht erfüllen. Dem Familienvater sollte bei der Abmessung der politischen Rechte wie den Steuern ein Vorzug zu gewähren sein."

Der Inhalt des Vortrags ist durch die Thesen hinlänglich kenntlich gemacht. Namentlich die zweite These wurde eingehend behandelt. Es wurde u. a. gesagt:

„Aus Produzenten werden die Frauen zu bloßen Konsumenten, zu einer quantité negligeable. Wir haben 4½ Millionen ledige Frauen von 16 bis zu 50 Jahren; ein Teil von diesen Frauen ruft laut nach Arbeit. Aber auch verheiratete Frauen müssen nach dem Heranwachsen der Kinder Arbeit vermissen und noch mehr die weibliche Jugend. Noch immer wird von den Eltern vielfach die Heirat als einziger Beruf der Töchter angesehen; bei eintretender Mittellosigkeit sind diese Mädchen in bedauernswerter Lage. Aber auch bemittelte Mädchen haben an dem Kreuz der Überflüssigkeit schwer zu tragen, umsomehr, je begabter und temperamentvoller sie sind. Enthält das Leben nur Genuß, so verliert es seinen Wert. Unter dem Fluche der Verlassenheit und Einsamkeit sind viele verkommen. Auch die Frau bedarf der pflichtmäßigen Arbeit. Der Mann hat seinen Beruf, der ihn hält und ihm das Gleichgewicht sichert. Es gilt deshalb, der Frau neue Arbeit, neue Pflichtenkreise zu erschließen. In der Erziehung muß der Satz beherzigt werden, daß ein Leben nur dann sittlichen Wert hat, wenn es Zweck hat. Auch müssen der Frau neue Berufe erschlossen werden.

Ein ganz anderes Bild gibt die Frauenfrage in der arbeitenden Klasse. Nur auf die Lage der industriellen Arbeiterinnen geht die Referentin ein. Hier muß die Frau vor einem Übermaß an Arbeit geschützt werden. Die Einstellung der Frauen in die Fabrik war durch ihre verhängnisvolle Bedürfnislosigkeit bequem; eine steigende Zunahme der Frauenarbeit ist auch heute noch zu bemerken. Es ist ein Hohn, in solchen Verhältnissen überhaupt von einem Familienleben zu reden. Auch ein physischer Rückgang der industriellen Bevölkerung ist der notwendige Erfolg. Das gestörte Familienleben ist überhaupt von schwersten Folgen. Man wendet ein, daß die Frauen ja nicht in der Fabrik arbeiten brauchten. Aber dieser Einwand berücksichtigt die Notlage nicht. Die Gesindeordnung mit ihrem Züchtigungsrecht ist bei dem heutigen Selbstgefühl für die Mädchen auch wenig verlockend; doch können, davon abgesehen, unmöglich 600,000 Frauen in häuslichen Diensten beschäftigt werden. So groß ist die Zahl der weiblichen Industriearbeiterinnen. Ferner sind die Aufsichtsbeamten bei ihrer geringen Zahl und ihrer Überlastung mit technischen Arbeiten außer stande, die Schutzmaßregeln der Gewerbeordnung für Frauen zu kontrollieren.

Ist die Frau der höheren Stände zu wenig, die der niederen zu viel belastet, so muß jene dieser helfen. Um zur Mitarbeit geeignet zu sein, muß die gebildete Frau allerdings ihre ästhetische Bildung an den Nagel hängen, sich sozial schulen lassen und sich selbst persönlich einsetzen. Nur wer bereit ist, im Notfall sich selbst und sein persönliches Glück zu opfern, wird zum sozialen Frieden beitragen.

Die Rede fand großen Beifall und erwies sich als durchschlagend, namentlich gegenüber den Bedenken, die gegen das Auftreten von Frauen überhaupt gerichtet waren. Wenngleich die zum Teil etwas überschwenglichen Erwartungen, welche man von der Mitwirkung der Frauen in dem evangelisch-sozialen Kongreß ausgesprochen hat, sich nicht verwirklichen mögen, so wird doch die aktive Teilnahme von Frauen zu einem stehenden Teil des Programmes des evangelisch-sozialen Kongresses gehören.

Über die Vorgänge im Alexianerkloster in Aachen hier zu reden ist zwar überflüssig: dagegen ist es nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, wie sehr die staatlichen Organe unter dem Einfluß des Ultramontanismus gestanden haben und wohl noch stehen. Alles wurde zu Gunsten der Alexianer in Bewegung gesetzt und wenn sie schließlich doch unterlegen sind, so ist weder die Provinzialregierung noch der Statsanwalt daran schuld, sondern nur sie selber, denn sie haben's im Vertrauen auf ihre Macht so arg getrieben, daß ihnen weder die Regierung noch der Staatsanwalt mehr helfen konnten. Die Westdeutsche Zeitung beleuchtet diese Verhältnisse in folgender Weise:

„. . . Den ersten Platz unter den dem rheinischen Klerikalismus Unterworfnen nimmt die Landesdirektion ein. Sie hatte zwar schon einigemale liebreich versucht, ihre trefflichen Alexianer auf etliche Mißstände aufmerksam zu machen, aber als die Mönche die landständischen Ermahnungen abgelehnt hatten, weil dieselben nicht zu ihrer Eigenart paßten, hatte die Landesdirektion nach der bekannten Devise gehandelt: wenn nicht, dann nicht! Nachher hatte die Landesdirektion denselben Rat, der diese vergeblichen Verhandlungen geführt hatte, als Zeugen zu den Prozeßverhandlungen nach Aachen geschickt; aber war nicht dieser selbe Landesrat erst vor einigen Jahren auf einem katholischen sozialen Kongreß als Referent mit der These aufgetreten, daß sämtliche charitativen Anstalten der Oberleitung der Bischöfe unterstellt werden müßten? Wenn diese Frage mit ‚Ja' beantwortet werden muß, wie konnte die Landesdirektion erwarten, daß ein Ultramontaner ihre Interessen einem Kloster gegenüber vertreten würde? Und als die Mellagesche Schrift erschienen war, wurde von der Landesdirektion in alle Welt hinausposaunt, daß eine erneute Untersuchung nichts Nachteiliges für die Alexianer ergeben habe. Möchten doch der Landesdirektor und seine katholischen Landesräte Mellage einmal ihr Monatsgehalt abtreten; er hat gesehen, was sie nicht finden konnten, aber es hat ihn viel Geld gekostet!

„Man ersieht, daß Ultramontane nicht fähig sind, öffentliche Ämter zu bekleiden; man sagt schon längst, daß bei Besetzung der Stellen in der rheinischen Provinzialverwaltung meist treue Gesinnung für den Papst bestimmend gewesen sei. Das werden wir noch eine Zeit lang tragen müssen, aber es ist schon viel gewonnen, wenn vorerst wir Evangelischen für uns die Überzeugung gewinnen: Ultramontane sind nicht fähig, öffentliche Ämter zu bekleiden."

Noch viel schärfer wird von demselben Blatte mit den bei der Sache beteiligten Juristen ins Gericht gegangen. Es wird da gesagt:

„Dagegen müssen wir eine scharfe positive Bestrafung für die juristischen Beamten fordern, deren Verhältnis zur römischen Kirche schon nicht mehr bloß unbegreiflich, sondern im Gegenteil allzu durchsichtig erscheint! Die Beamten der Aachener Staatsanwaltschaft hatten nach dem Erscheinen der Mellageschen Schrift eine Untersuchung über die Mariaberger Mißstände angestellt und—nichts gefunden. Demnach ist der eine Mellage klüger als die Aachener Untersuchungsrichter und Staatsanwälte zusammen! Man gebe jetzt Mellage ein Monatsgehalt auch dieser Herren zum Ersatz für seine Unkosten. Und nun ist das stärkste Stück das, daß der Staatsanwalt nach dem blamierenden Befund der Zeugnisaufnahme die Frage, warum Mellage als Angeklagter dort sitze, damit beantwortete: man habe einmal sehen wollen, was an den Mellageschen Erzählungen Wahres sei, und darum habe man Mellage angeklagt. Demnach ist eine öffentliche Anklage unter Umständen eine Art von Vivisektion, in der die Bürger als Versuchstiere zur Einsammlung der den Staatsanwaltschaften nötigen Kenntnisse stille halten müssen!

Warum wurden die Alexianer nicht angeklagt, die doch die öffentlich Angeschuldigten waren? Weil sie Mönche und Papstknechte waren? Hat man in Aachen schon vergessen, daß der Buchtitel: Rheinische Richter und römische Priester! allein schon Bände spricht? Ja, solche Gedanken raunen wir Protestanten in der Rheinprovinz uns zu, und bei den Thümmelprozessen, bei dem Trierer Rockprozeß, bei den ersten Verhandlungen des Prozeß Stöck, bei dem Auftreten des Staatsanwalts in Aachen (der katholische Präsident der Strafkammer hat allerdings in rühmlicher Ausnahme höchst gerecht geleitet) sagen wir nur: da hat man's ja wieder gesehen.

„Derartiges werden wir infolge der Ernennungen der Regierung gerade in den letzten Jahren noch eine lange Weile tragen müssen. Aber es wäre schon viel, sagen wir noch einmal, wenn wir Protestanten für uns die Überzeugung gewännen: ein ausgesprochner Ultramontaner ist auch nicht fähig, ein höheres Amt in der Justizverwaltung zu bekleiden."

Einen interessanten Artikel über den amerikanischen Katholizismus enthält die englische Church Times. Dieselbe sagt darin u. a. folgendes:

„Die Solidarität der römischen Christenheit in den Vereinigten Staaten von Amerika ist stets in Gefahr, von zwei starken Mächten auseinandergerissen zu werden. Beide sind substantiell von derselben Art, wie die Schwierigkeit, mit der das Papsttum in Europa immer zu kämpfen hatte, nämlich national. Die erste Schwierigkeit ist die stolze und selbstbewußte Nationalität des Amerikaners, die sich ebenso stark bei denen zeigt, die die Oberhoheit des Papstes anerkennen, als bei denen, die sie leugnen. Die andere Schwierigkeit ist das Fortleben der offenbar unverwüstlichen Feindschaft der rivalisierenden europäischen Nationalitäten unter den europäischen Auswanderern in den Vereinigten Staaten. . . Die römisch-katholischen Polen, Ungarn, Deutschen, Italiener und Irländer, sonst weit von einander getrennt in Europa, finden sich mit einemmale in Amerika dicht bei einander als Glieder einer und derselben römischen Gemeinde oder Diözese. Solange sie noch in Europa waren, schienen sie erst römische Katholiken zu sein, dann erst Polen, Deutsche, Italiener u. s. w. Jetzt, da sie sich durch die Bande eines gemeinsamen Romanismus verbunden sehen, fangen sie an, das Hauptgewicht auf ihre Nationlität zu legen und betonen, daß sie Polen, Deutsche oder Italiener seien, in zweiter Linie erst römische Katholiken.

„Die Päpste haben in der europäischen Politik dem Nationalgefühl gegenüber immer zwei verschiedene Haltungen eingenommen. In einem unterworfenen Stamme oder einer Minorität in einem mächtigen Staate — z. B. bei den Polen in Preußen und Rußland, oder bei den Iren in Großbritannien — haben die Päpste eifrigst die nationalen Gefühle gepflegt. Romanismus und Nationalismus schienen in solchen Fällen, oberflächlich betrachtet, beinahe synonym zu sein. Das Nationalgefühl, die alten Traditionen und der Patriotismus in den Minoritäten fanden Unterstützung bei der Kurie und wurden abwechselnd als Bestechungsmittel und als Drohung gegenüber den rivalisierenden politischen Parteien benutzt. Die polnische Nationalität war Pius IX. im Grunde ebenso gleichgültig, wie heute Leo XIII. das Stammesbewußtein der Bewohner von Wales ist. Aber er zog die Polen in dem politischen Schachspiel Roms gegen den Zaren und den deutschen Kaiser.

„Jede politische Bewegung wird vom Vatikan emsig unterstützt als ein Mittel, die politische Wichtigkeit des Bischofs von Rom zu mehren. Der Papst figuriert in Berlin als Beschützer der polnischen Nationalität und verlangt

seinen Preis dafür, daß er seine Klienten ruhig hält. Wo die Päpste aber mit der Nationalität eines starken, freien, autokratischen Volks zu thun hatten — wie im mittelalterlichen England, oder im Zeitalter der Elisabeth, oder selbst im Frankreich Ludwigs XIV. —, haben sie sich stets als Feinde und Unterdrücker nationaler Tradition und des Nationalgefühls gezeigt. Solch einer Nationalität fanden sich sowohl Pius IX. als Leo XIII. plötzlich in den Vereinigten Staaten gegenüber. Der eingeborne Amerikaner, selbst als römischer Katholik, hat schon längst mit wachsender Deutlichkeit durchblicken lassen, daß Amerika eigentlich zu groß ist, um sich in Fragen der Religion, Politik und Moral von einer weit entfernten alten Stadt in Europa diktatorische Vorschriften machen zu lassen. Es haben sich augenscheinlich innerhalb der römisch-amerikanischen Christenheit eine ‚römische' und eine ‚amerikanische' Partei entwickelt, und es wird eine Probe für die Geschicklichkeit des schlauesten Nuntius aus Macchiavellis Heimatland sein, diese beiden Rivalen möglichst lange zusammenzuhalten. . . ."

Im weitern Verlauf des Artikels verweist der Verfasser auf einen Brief in der Politischen Korrespondenz, der von der Rivalität der amerikanisch-römischen Partei unter Führung des Monsignore Ireland, Erzbischof von St. Paul, und der römisch-amerikanischen unter Führung des Monsignore Dr. Corrigan, Erzbischof von New York, handelt, und fährt dann fort: „Wenn es wahr ist, daß Mons. Ireland in seinem Romanismus mehr ‚amerikanisch' ist als Mons. Corrigan und demnach bestrebt ist, die römischen Gemeinden mit einheimischen amerikanischen Priestern zu besetzen, so ist er freilich noch römisch. Aber wie in Bossuets Zeit in Frankreich, so wird jetzt auch in Amerika die Kurie zweifellos für den Römischeren gegen den weniger römischen entscheiden. Nach der Politischen Korrespondenz hat man die letzte päpstliche Encyklika an den römisch-amerikanischen Episkopat als einen Sieg der römischen Partei Dr. Corrigans über die amerikanische Irelands angesehen. Dieser scheint gedacht zu haben, er könne seine römisch-amerikanische Kirche ... nationalisieren, und trotzdem dem Papste als ihrem obersten Bischofe seine Ergebenheit bewahren. Sein großes Unternehmen war, jenem Blatte zufolge, die katholische Kirche in Amerika von der Unterwerfung unter die Propagandakongregation loszumachen und sie ausschließlich den einheimischen Kirchenbehörden zu unterstellen, mit andern Worten: die ihm unterstellte Kirchengemeinschaft zu deromanisieren und dafür zu amerikanisieren, soweit sich das mit der Aufrechterhaltung einer etwas losen Verbindung mit Rom verträgt.

„Die päpstliche Encyklika hatte bemerkt, es sei ‚tadelnswert, wenn Bischöfe sich in die Verwaltung und das Verhalten ihrer Kollegen einmischen.' Dieser Tadel zielte ausdrücklich auf die ‚Intriguen' des Erzbischofs Ireland außerhalb seiner eigenen Provinz. Am meisten hat er in New York Anstoß erregt, wo er in der Diözese seines römisch-amerikanischen Kollegen eifrig für sein eigenes amerikanisch-römisches Programm gewirkt haben soll. Der Papst hatte aber noch andere Gründe, auf Dr. Ireland böse zu sein. Vor nicht langer Zeit sandte der Vatikan seine Donnerkeile übers Meer gegen verschiedene ‚geheime Gesellschaften' in den Vereinigten Staaten. Erzbischof Ireland, der natürlich seine Amerikaner besser kennt, als der erhabenste der italienischen Bischöfe je in der Lage ist, sah, wie unpolitisch und thöricht das päpstliche Verbot war. Eine geheime Gesellschaft in Amerika ist ganz etwas anderes als ein Geheimbund italienischer Atheisten oder illuminati. Dr. Ireland konnte doch aber ‚dem allgemeinen Bischof' nicht sagen, daß er seine Herde nicht zu

leiten verstehe. Allein er verzögerte nicht nur die Veröffentlichung des päpstlichen Dekrets in seiner eigenen Diözese, sondern ging thatsächlich so weit, des Papstes Politik in der Verdammung derartiger Gesellschaften als ‚beschränkt' (limited) zu charakterisieren. Das ist dem Papste zu Ohren gekommen und wurde natürlich als unverzeihliche Unverschämtheit angesehen .... Wäre es dem Bischof von Rom eingefallen, seinen Erlaß gegen die geheimen Gesellschaften ex cathedra zu promulgieren, so würde der amerikanische Prälat wahrscheinlich als Häretiker dagestanden haben. Die Spaltungen innerhalb des amerikanischen Elements der römisch-amerikanischen Christenheit sind jedoch gering im Vergleich mit den eingewanderten europäischen Elementen. Das ist hauptsächlich der Fall unter den polnischen Priestern und Laien, von denen sich mehrere mit ihren Kirchen und Kirchengütern von der römischen Jurisdiktion zurückgezogen haben und eine ‚polnisch-katholische Kirche' gegründet haben. Die Bewegung wird entweder von der einheimischen römischen Presse ignoriert oder, wenn sie ihrer Beachtung aufgezwungen wird, lächerlich gemacht werden. Sie ist aber symptomatisch für die Lage der römischen Christenheit in den Vereinigten Staaten ...."

Es hat aber die „Church Times" doch etwas übersehen, nämlich, daß es der Kurie zunächst um das Divide et impera im eigenen Hause zu thun ist. Darum hat man Ireland zuerst gegen die Anklagen, die von der andern Seite kamen, in Schutz genommen, seine Anerkennung der Staatsschulen gutgeheißen, wodurch man zugleich, solange Satolli noch Mode war, dem amerikanischen Publikum den nötigen Sand in die Augen streute. Man ließ Ireland erst übermütig werden, um ihn nachher wieder demütigen zu können. Die Eifersucht der Parteien und der Priester gegen die Bischöfe ist von Satolli meisterlich ausgenutzt worden, um die verschiedenen harten Steine sich aneinander glatt reiben zu lassen, in der bestimmten Erwartung, daß der Reif des äußeren römischen Kirchentums trotz dieser Spannungen nicht springen werde. Denn wie könnte die Kurie auf eine Weltherrschaft rechnen, wenn sie nicht Herrin über ihre Gläubigen bleibt.

Zum erstenmal seit Einführung der Reformation hat Schweden einen römisch-katholischen Bischof erhalten. Der Vatikan hat auf den neu errichteten Posten Dr. Bitter, einen Hannoveraner, berufen, der bis vor kurzem seinen Sitz in Oldenburg hatte.

Die englische Gesellschaft zur Erforschung Palästinas hat einen Ferman erhalten, wodurch ihr auf drei Jahre die Erlaubnis erteilt ist, Ausgrabungen bei Jerusalem anzustellen. Sie hat die mittlere Stadtmauer bloßgelegt, die nur hundert Fuß Höhe hat und nicht, wie man sich gedacht hatte, dem Gipfel des Hügels folgte, sondern viel niedriger, in der Höhe von Siloah lief. Die Gesellschaft hat auch das Süd-Thor aufgefunden, das zu Jesu Zeiten das Thor der Essäer genannt wurde, weil viele dieser jüdischen Einsiedler damals in den Höhlen und Gräbern seiner Umgebung lebten. Endlich hat in den letzten Tagen des April Dr. Bliß, der diese Ausgrabungen leitet, die Schwelle des Quell- oder Brunnenthors (Nehemia 3, 15) entdeckt. Ein wenig nördlicher sieht man in der Mauer einen Turm, dessen äußere Seite gefallen ist, weil die Fundamente unvollkommen waren; man möchte glauben, daß dies der Turm von Siloah ist, der zu den Zeiten Jesu herabfiel und 18 Personen erschlug. (Luk. 13, 4.)

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $2.00.

23. Jahrg. St. Louis, Mo., September 1895. No. 9.

Über den Heilsweg der Bekehrung mit Streiflichtern auf das religiöse Leben der Gegenwart.

Vortrag von Alex. Nüesch, Pfarrer in Zollikon.

(Eingesandt von P. J. Schwarz.)

(Schluß.)

Es sei nun so oder so—jedenfalls kommt der Ruf Gottes zu seiner Zeit an einen jeden und wo sich der Mensch von der Kraft des Wortes Gottes herzurufen läßt, da wird er auch erweckt und erleuchtet und es wird in ihm eine tiefere Erkenntnis der Sünde bewirkt, wenn auch nur zunächst der gefährlichsten und ein sehnsüchtiges Verlangen nach Vergebung derselben. Die Erweckung eines Menschen aus seiner Gleichgültigkeit, aus seinem gedankenlosen in den Tag Hineinleben, aus Irrtum und Verblendung und Gewissensschlaf, die Erleuchtung über seinen eigentlichen Herzenszustand, über seine Selbstsucht und Selbstzufriedenheit, über seine Weltgenügsamkeit und Weltsattheit, das lebendige Ergriffenwerden von den ewigen Zentralfragen: „Woher? Wozu? Wohin? Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh'?" — das alles ist etwas unendlich Großes, eine Wirkung der Gnade und des Geistes Gottes. Und ich meine, wir dürften uns zur Erweckung der Gabe der Erweckung, die wohl auch uns gegeben ist, ein Wort Vilmars merken, das mutatis mutandis noch immer nicht ganz veraltet ist: „Da predigen sie," sagt er, „zu Viertelstunden von dem exegetischen Zusammenhange, in welchem die Texteswörte mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden stehen, und in welchem wieder ein Vers mit dem andern steht, und machen sich ein Gewissen daraus, wenn nicht alles so klar, so umständlich und logisch auseinandergesetzt ist, so klar, umständlich und logisch, daß die Seelen vor lauter Logik und Exegese den Zitterfrost bekommen. Und dann kommt das Thema und darauf die Division 1, 2, 3 und die Subdivision 1, 2, 3, a, b, c, α β γ, theoretisch, praktisch, paränetisch, alles richtig in argumentis et clausulis, alles herzlich gut gemeint, aber oft auch herzlich unwirksam und langweilig .... Betrachtet euch doch dafür eine Woche lang irgend eine arme Seele und wäre es eure eigene, und geht ihr nach nur auf einem einzigen ihrer vielen Wege, wie sie, nach Luthers Übersetzung von Jeremias 17, 9 (die freilich nicht richtig und dennoch richtig ist), sieben Tage lang

zwischen Trotz und Verzagtheit schwankt und hin und her gerissen wird, weil sie auf die Dinge in der Welt hofft, oder sich vor der Welt fürchtet, oder weil ihr das innere Auge gebunden ist, oder weil sie die Zucht des Gebetes nicht geübt hat und trunken geworden ist von ihrer eigenen Meinung. Geht doch einmal eine Woche lang einer Seele nach von den niedrigsten fleischlichen Gelüsten an bis hinauf zu den feinen Anwandlungen, wo die Fleischeslust in die Augenlust übergeht, durch alle diese, beinahe unzähligen Stufen und sucht auf einer jeden die Abkehr und Entfremdung von Gott, sucht auf einer jeden die Selbstsucht und die Lieblosigkeit, sucht auf einer jeden die Verzagtheit und den Trotz zugleich! Thut das und predigt Sonntags euere Betrachtungen vor der Gemeinde aus. Ihr werdet dann gewiß nicht gar lange predigen, schwerlich auch besonders logisch, aber gewiß nicht langweilig und vielleicht so ernst und warm, daß die Leute auch im dicken Winter für diesmal nicht frieren."*)

So notwendig und wichtig aber auch die Erweckung eines Menschen aus seinem Sünden- und Gewissensschlafe ist, so ist die Erweckung doch nicht, wie es häufig geschieht, mit der Bekehrung zu verwechseln. Sie ist ein Anfang derselben, sie rüttelt den Menschen auf, daß er zur Erkenntnis seiner Übertretungen und zwar zumeist und zuerst der auffallendsten und derer, die ihm schon recht lästig geworden sind, seiner „Wacken- und Klötzesünden," wie Luther sagen würde, kommt; daß er vorerst vielleicht mehr nur über die Folgen seiner Sünden, aus denen ihm und seiner Familie schon allerlei Unheil erwachsen, erschrickt, als über die Sünde selbst. Sie zündet ein neues Licht in der Seele an (illuminatio); berührt den Willen mit dem schmerzlichen Gefühl der Sünde und des Verderbens (contritio) und wirkt auch ein lebendiges Verlangen nach Erlösung und Schuldbefreiung. Der Mensch ist im erweckten Zustande innerlich angefaßt und ergriffen von Christo und fühlt es: „Du bist's, dich muß ich haben, die Ruhstatt ist in dir allein;" aber nun gilt es in eigener Selbstentscheidung auch Christum zu ergreifen als seinen Friedensfürsten und sich willig unter die Zucht und Leitung seines Geistes und seiner Gemeinschaft zu stellen und ihm nachzufolgen. Denn es ist nicht genug, daß man den Schatz im Acker hat aufblitzen sehen, man muß auch alles darangeben, den Acker und mit ihm den Schatz zu erwerben. „Es ist nicht genug, daß man bei dem Blitzstrahl, der über den Himmel herniederfuhr, mit Schrecken den Abgrund wahrnahm, daran man wandelte, man muß auch von dem gefährlichen Standort zurücktreten, so sehr auch allerlei Dornen einem dabei hinderlich sein mögen."

Es ist nicht genug, daß man weiß, daß bei dem Herrn ist die Gnade und viel Erlösung bei ihm, man muß ihn auch fürchten und seine Gnade durch treue Arbeit und in stetigem Kampf gegen das alte Ich sich aneignen; sonst hilft alles Rühmen der Gnade nichts, und alle frommen Anwandlungen und Rührungen und Anläufe zum Besseren

*) Vilmar, zur neuesten Kulturgeschichte Deutschlands, S. 19.

bringen nicht vorwärts. Es ist nicht genug, daß man die Hand, das Auge, die einen ärgern (Matth. 5, 29 und 30), verwünscht und verflucht, man muß auch mit allem Ernst und Gebet und Aufbietung aller Kraft thun nach der Weisung des Herrn: „Reiß es aus und wirf es von dir, haue sie ab und wirf sie von dir;" ein brandiges oder vergiftetes Glied an unserem Körper muß mit einem Ruck und Schnitt, und thäte es noch so wehe, amputiert werden, sonst ist der ganze Leib des Todes; so gibt es Sünden, wo nur der plötzliche Schnitt mit dem Messer, die absolute Entsagung und Enthaltung, Hilfe und Rettung schaffen kann. Es ist aber auch nicht genug, wenn man meint, dies Abtöten eines einzelnen Gliedes am sündlichen Organismus, beziehe sich dies nur auf die Sünden wider das 7. und 8. Gebot oder auf Trunksucht und Spielsucht, sei schon die völlige Bekehrung, man muß auch sehr auf der Hut sein, daß nicht sieben feine Dämonen einziehen, wenn ein grober aus dem Herzen ausgetrieben ist (Luk. 11, 24—26); man muß vor geistlicher Sicherheit fliehen, die die frühern Versuchungen tief unter und hinter sich wähnt, sonst gilt das Wort im traurigsten Sinne: „Leicht aufzuritzen ist das Reich der Geister, sie liegen schlummernd unter dünner Decke und leise horchend stürmen sie herauf." Und wahrhaftig, wenn man auch durch Gottes Gnade von den gröbsten Sünden frei geworden; wenn man auch kein Trunkenbold, kein Unzüchtiger und Ehebrecher ist, wenn man, wie man zu sagen pflegt, nicht mehr „beide Schuhe voll hat," so ist man doch erst nicht mehr, wenigstens äußerlich — innerlich hat freilich die Stellung zu Gott eine andere zu werden begonnen — als unzählige anständige Kinder der Welt doch auch sind! Da ist also der Ruhm noch nicht am Platze und es hebt nun erst die tiefste Arbeit gegen die feineren Verzweigungen der sündlichen Triebe und Neigungen an! Treffend sagt Pfarrer Karl Pestalozzi in seinem Referat über die Alkoholfrage: „Wie nötig hat es der Trinker, der nun aus seinem Laster herausgerissen ist, daß er durch eine sich stets mehr vertiefende Selbsterkenntnis und Gotteserkenntnis vor falscher Sicherheit und vor Hochmut bewahrt werde. Wie notwendig ist es, daß er immer wieder davor gewarnt werde, auf die Mäßigtrinkenden in falschem Eigendünkel herabzuschauen. Er muß zur treuen Erfüllung seiner nächstliegenden Pflichten als Berufsmann und Hausvater stets aufs neue angeleitet werden." So nur wächst und erstarkt sein inneres Leben. Kurz, es ist nicht genug, bloß erweckt und vom Licht der Gnade sich angeleuchtet zu fühlen, es gilt völlig zu erwachen und zu wandeln als ein Kind des Lichts.

Aus dem Gesagten geht deutlich hervor, daß die sog. Erweckungszeit in der Bekehrungsgeschichte des Menschen eine überaus kritische Zeit ist. Er kann dem Geist der Gnade widerstreben, indem er nicht in Selbstverleugnung sich in den Gehorsam der Wahrheit ergeben will, obgleich er wohl eine Stunde fröhlich sein wollte in ihrem Scheine (Joh. 5, 35); oder er kann diese Zeit, wo namentlich sein Gemütsleben tief bewegt worden ist, in eigenwilliger Weise festhalten wollen,

statt sie zum Durchgangszustand zur Wiedergeburt und Bekehrung werden zu lassen. Dann entsteht jenes ungesunde, süßliche Gefühlschristentum, jenes Rennen und Jagen und Schwärmen, da man die Gewißheit seines Gnadenstandes anstatt auf die Heilsoffenbarungen und Heilsthatsachen Gottes auf eigene Gefühle und Empfindungen von Friede und Freude und Seligkeit setzt. Die Folge davon ist dann die, daß man entweder in quälende Zweifel gerät oder gar an allem Glauben Schiffbruch leidet, wenn die gewünschten Gefühle ausbleiben oder aber, daß man, um den Schwankungen der Gefühle und den Zeiten der inneren Dürre zu entfliehen, zu allen möglichen seelischen Erregungsmitteln greift, die Gefühle künstlich zu erzeugen und so darauf aus sein muß, nach Athener Weise nur immer etwas Neues zu sehen und zu hören. Stark, aber nicht unwahr, sagt Pfr. J. Hauri hiervon: Es ist die Praxis des Morphinisten, der eine neue Injektion macht, wenn das erhöhte Lebensgefühl schwindet. Ich kann mir nicht versagen, über diese die Gefahren der Erweckungszeit an sich tragende Art der Frömmigkeit auch ein Wort vom sel. Prof. Beck anzuführen: „Es gibt eine gewisse geistliche Genußseligkeit, welche alles mit Fühlfäden an sich zieht, eben daher durch eine gewisse Innigkeit der Welt- und Gottesanschauung ergreifend ist für empfindsame Stunden, Perioden und Personen; die gelungenen Reden dieser Gattung geben ein gewisses Festgefühl. Allein Kampf und Arbeit im Schweiße des Angesichts, die natürliche Bestimmung, welcher kein Mensch ungestraft sich entziehen darf, fordern eine nahrreiche, substantielle Kost; die derben und herben Verhältnisse des wirklichen Lebens haben zu viel praktisches Schwergewicht und Massenstoff, als daß der Mensch mit Erregungen und Schwingungen seiner Seele darüber hinweggetragen werden könnte, oder auch nur es werden dürfte, da sie eine heilige, erziehende Bestimmung haben: da bedarf es Lehre und Strafe, Ermahnung, Stärkung und Aufrichtigkeit mit dem Gehalt und Nachdruck der unveränderlichen Wahrheit. Die wahre Lebenspforte ist eng, der Lebensweg (und Weg ist das Dauernde) ist schmal, und aus den Erstlingen des Geistes muß man nicht vor der Zeit Garben machen wollen. Die Schrift gibt nur Hoffnungsblicke in die Seligkeit, eingeflochten in den schmalen Weg, hält nur Arbeitern und Streitern Christi die Lebenskrone vor; und wenn die Gnade ihre Labungen in die Seele ausbreitet, so sind das Feststunden für Gottes Hausgenossen, die sich auch bei ihnen nicht an die Stelle der Werktage setzen dürfen. Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen — dies gilt auch im geistlichen Sinn; und was der Herr des Himmelreichs für diese Zeit zu genießen gibt, wird uns wohl als lautere Milch und lebendiges Wasser, als Brot und Wein angepriesen, aber nicht als Leckerbissen."*)

Ist ein Mensch wahrhaft erweckt und erleuchtet, so hält er dem Gericht des Geistes Gottes, der heilig ist, still und dadurch vertieft sich sein Bekehrungsprozeß durch immer gründlichere Erkenntnis der

*) Prof. Beck, Leitfaden der christlichen Glaubenslehre, Einleitung 22.

Sünde, durch rückhaltlose Anerkennung der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes und seiner eigenen Strafwürdigkeit und Schuld, seiner Schuld, die er als sein eigenstes unseliges Thun und Werk nicht mehr leugnen kann noch will; es kommt mit einem Wort zur wahren Buße, zur bitteren Reue und Traurigkeit, die ihren vollen, ergreifenden, ja erschütternden Ausdruck findet in dem Geständnis: „An dir, an dir allein habe ich gesündigt und gethan, was böse ist in deinen Augen. Du hast recht, wenn du richtest; wehe mir, wenn du mit mir handelst nach meinen Sünden und mir vergiltst nach meiner Missethat.“ Da hört auf alle Berufung auf das gute Gewissen, alle Vergleichung mit anderen, alle Entschuldigung, Beschönigung, Vertuschung und Verkleinerung, alles Leugnen, Verschweigen, Verstecken und Verdecken der Sünde — alle diese Ausflüchte fallen dahin und alle Wege der Selbstrechtfertigung sind abgeschnitten. Da bricht hervor das unumwundene, lauterste Geständnis der Schuld gegenüber Gott mit gänzlichem Verzichtleisten auf alle und jede Entschuldigung — jene „göttliche Traurigkeit, die zur Seligkeit wirkt eine Reue, die niemand bereut“ und diese göttliche Traurigkeit faßt in sich zugleich die Bereitwilligkeit, die zeitlichen Folgen der Sünde zu tragen, wenn das Herz nur durch Gottes Gnade (wie leuchtet nun dies vielgebrauchte, abgeschliffene Wort in einem neuen, kaum geahnten, wundersamen Glanz!) von der Schuld befreit werde, die nun in tiefster Wahrheit als „der Übel größtes“ empfunden worden ist. Aus der Tiefe ruft da der Mensch: „Nicht Straflosigkeit begehre ich zunächst, nicht Erlaß von den äußeren Folgen meiner Sünde — ich schuldige mich und beuge mich unter deine gewaltige Hand und will den heilsamen Kelch trinken — schlag' zu, du Hand der ew'gen Liebe, wenn ich nicht anders deine werden kann — aber laß mir dein Angesicht wieder leuchten; sei mir gnädig, o, Gott, nach deiner Güte, nach deiner großen Barmherzigkeit tilge aus meine Übertretungen.“

Das ist Buße und Sündenerkenntnis.

Wir hören so manchmal, laut und leise auf allerlei Weise, die Rede: „Habe ich denn nicht rechtschaffen gelebt und allezeit meine Schuldigkeit gethan?“ Da mußte ich mich freuen, als ich letzthin in Prof. Hiltys „Glück“ die mannhaften Worte las: „Es braucht eine sehr geringe Vorstellung von der Tugend oder ein sehr beschränktes Gehirn, um mit sich selbst stets zufrieden zu sein. Solche Leser, die wir nicht zu haben hoffen, mögen sich gütigst einmal die allereinfachsten Codices der Moral, die zehn Gebote, oder die Bergpredigt ansehen; wenn sie dann noch sagen können, wie jener reiche Jüngling: ‚Dies habe ich alles gehalten von Jugend auf,‘ nun, dann wird es ihnen gehen wie diesem, es wird eine Forderung an sie herantreten, der sie nicht ausweichen können und die sie gründlich zu schanden macht. . . Das gute Gewissen des allezeit Pflichtgetreuen soll dem Sprichworte nach ein sanftes Ruhekissen sein. Wir wünschen dem Glück, der es besitzt, kennen diesen Herrn aber bisher nicht. Es gibt nach unserer Mei-

nung keinen Menschen, der jemals auch nur einen einzigen Tag lang seine ganze Pflicht erfüllt hat. Darüber reden wir nicht ein Wort weiter. Wenn einer unserer Leser darauf sagt: Doch ich bin der Mann, so mag er es sein, seine nähere Bekanntschaft suchen wir aber nicht. Je mehr ein Mensch in der Pflichterfüllung fortschreitet, desto feiner wird der Sinn und die Unterscheidungsgabe dafür; ja, auch der Kreis der Pflichten selbst erweitert sich für ihn objektiv dermaßen, daß wir den Apostel Paulus ganz begreifen, wenn er von sich selbst, sicherlich ganz aufrichtig und ohne falsche Demut, als dem größten der Sünder spricht. . . Ein gutes Gewissen ist schon etwas wert (wir unterschätzen es nicht), aber eigentlich doch bloß negativ, im Sinne von Abwesenheit eines schlechten. Sobald es zu einem positiven Selbstbewußtsein wird, schadet es dem Menschen, der es besitzt, indem es ihn zur Selbstgerechtigkeit verleitet."

Zur Aufrichtigkeit der Buße zählen alle Glaubenslehren und Katechismen nicht nur die Erkenntnis, sondern auch das Bekenntnis der Sünde. Und dies ist notwendig nicht nur vor Gott, sondern in manchen Fällen auch vor den Menschen. Es ist so viel leichter vor Gott sich zu demütigen, sich anzuklagen, ein Sünder zu sein, als vor den Menschen! „So wir unsere Sünden bekennen," sagt Johannes, „so ist er treu und gerecht, daß er die Sünden vergibt." Der verlorene Sohn verspürte, daß er auch gegenüber dem Vater das Bekenntnis nicht zurückhalten dürfe, daß er auch diese Demütigung noch über sich nehmen müsse, damit er innerlich frei werde und seine Seele genese: „Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir!" Jakobus mahnt: „Bekenne einer dem andern seine Sünde." Es ist ein treu gemeinter Rat des Apostels, der aber leider so vielfach überhört und übergangen wird. Freilich, wir müssen auch hier vor unevangelischen Abwegen warnen. Wie sehr hat Prof. von Orelli recht, wenn er in der Erklärung zur angeführten Jakobusstelle sagt: „Das Bekenntnis der Sünden vor Menschen gehört in die Stille und nicht etwa in Versammlungen, wo Eitelkeit sich darin spiegelt und Neugierde sich daran weidet." Aufzufordern, vor die „Bußbank" zu treten und seine Sünden vor ungeweihten Ohren öffentlich zu bekennen — involviert eine Profanierung des Heiligsten, eine Mechanisierung des Individuellsten, eine Verwirrung der Gewissen! Wohl ist es wahr, daß schon dieser oder jener Knecht irgend einer Leidenschaft durch das Anhören des Bekenntnisses eines anderen, der die nämlichen Fesseln getragen hatte, den Mut bekam, auch seinerseits ein neues Leben mit Gottes Hilfe zu beginnen, aber auch dann: Weg mit dem „Zeugnisablegen" vieler vor großen Versammlungen; es geschehe in der Stille vor Gleichgesinnten! Das öffentliche Bekennen seiner Sünden ist eine sehr gefährliche Sache; es wird dabei, wie Funcke bemerkt hat, zur größeren Ehre Gottes sehr viel gelogen! Einer will's noch interessanter machen als der andere, einer noch aus größeren Sündentiefen herausgerettet sein als der Vorredner; fast ohne daß man es merkt, erzählt man allerlei, was man

von andern hörte oder las, als eigenes Erlebnis. O, das Menschenherz ist ein heimtückisch Ding, wer mag es ergründen? Selbst mit dem, was es am tiefsten beugen und demütigen sollte, kann es noch Eitelkeit treiben! Das Aufhängen und Aushängen der schmutzigen Wäsche gehört ins Kämmerlein!

Und dennoch halten wir es für einen der größten Schäden, daß der Rat des Apostels in unserer evangelischen Kirche so wenig befolgt wird. Aber wie? Wäre also die Beichte erforderlich zur Vergebung der Sünden? Wenn darunter verstanden wird, daß die Vergebung gebunden sei an ein menschliches Mittleramt, so daß Christi Gnade nicht allgenügend wäre oder der Sünder nicht unmittelbar bei Christo selbst Vergebung finden könnte, sondern sie bei irgend einem Menschen erbetteln müßte, so antworten wir mit Prof. v. Orelli: Nein, in Christo allein haben wir die Erlösung von unsern Sünden. Und er waltet fort und fort seines ewigen Hohepriestertums und macht sein teuer erworbenes Recht geltend, uns vor Gott zu vertreten. Wer zu ihm geht, wird nicht abgewiesen, wäre er noch so schuldbeladen; und wer bei ihm Vergebung gefunden hat, der braucht keines Menschen Mitwirkung zu seinem Frieden. „Gott verstößt in Christo nicht, dies ist unsre Zuversicht.“

Aber es gibt Fälle, wo wir den Zugang zu Gottes Gnade nicht anders finden und des vollen Friedens nicht anders teilhaftig werden und werden können, als durch ein bußfertiges Bekenntnis auch vor den Menschen, als dadurch, daß wir es über uns gewinnen, uns einem erfahrenen Christen anzuvertrauen, der uns brüderliche Handreichung thut und uns sagen kann, wo es noch fehlt. Dies Bekennen ist nicht ein äußerliches Müssen, nicht ein gesetzlicher katholischer Zwang, sondern ein inneres unabweisbares Bedürfnis. — Das wissen unsere Kinder ganz wohl, wenn sie uns bekennen, was niemand weiß. Gar oft wird es dem Bußfertigen ein wirkliches Bedürfnis sein, irgend eine bestimmte Aktualsünde, die ihm keine Ruhe läßt, vor einem zuverlässigen Freund, einem lebendigen Christen, einem treuen Seelsorger — es braucht nicht immer der Pastor loci zu sein, aber warum wenden sich die Gemeindeglieder nicht viel mehr und viel eher auch an diesen, der doch vor allem zur Fürbitte für sie berufen ist — zu offenbaren; er muß den Bann brechen, der auf ihm liegt, er muß der Last los sein, die ihn drückt; er muß einen haben, der ihn versteht, dem er sich und seinen Herzenszustand völlig aufschließen, der ihn bei der Hand nehmen und vor den Gnadenthron Gottes hinführen, der mit ihm und für ihn beten, der ihm raten und auch Aufschluß geben kann auf die Frage: „Was fehlet mir noch?“ Und der wirklich Bußfertige läßt sich raten, mahnen und zurechthelfen und hat ganz gewiß ein offenes Herz für die Weisheit von oben, die sich sagen läßt und nimmt mit Sanftmut das Wort an, das seine Seele selig machen kann. Durch solche bußfertige Aussprache und demütige, glaubens- und erbarmungsreiche Zusprache entsteht wirkliche Gemeinschaft des Geistes. „Da kann zumal das Amt, das

die Versöhnung predigt, erst seine volle Kraft entfalten und persönlich bezeugen: dir ist diese Sünde vergeben.“ Ohne alle Frage aber ist es Pflicht in allen jenen Fällen zu bekennen, wo es gilt und wo es möglich ist, ein begangenes Unrecht wieder „gut“ zu machen, die verletzte Ehre, den angetasteten guten Ruf und Namen eines Mitmenschen wiederherzustellen, einen zugefügten materiellen Schaden dem Beschädigten, oder wenn's nicht mehr angeht, seiner Witwe, seinen Kindern, den Armen, wieder zu ersetzen und zu gute kommen zu lassen (Zachäus). Wo es sich um solches und ähnliches handelt, da weicht der Stachel nicht aus dem Herzen, bis man alle falschen Ausflüchte: „Es ist zu spät, es ist verjährt, es ist ja längst vergessen und verschmerzt“ hinter sich geworfen hat.

Es gehört zu den stärksten Jugendeindrücken, die ich empfing, als ich eines Abends, aus der Schule kommend, hörte, ein sterbenskranker Nachbar von gutem Namen und Leumund habe heute am hellen lichten Tage einem Bürger meines Wohnortes ein Fuder Stroh vors Haus führen lassen zum Ersatz für etliche Strohgarben, die er vor vielen Jahren, da die beiden eine gemeinschaftliche Scheune miteinander besaßen, von dem „Walmen“ des andern entwendet und auf seinen Anteil hinüber gelegt habe. „Eine Bagatellsache!“ — ja, aber vor der Macht des Gewissens dennoch eine unaufhörliche Anklage, die dem Manne keine Ruhe ließ, bis er sterbend sagen konnte: „Das unrechte Gut ist nun fort und die Last, die mich innerlich so lange gedrückt und geplagt hat, von meiner Seele genommen.“

Gewinnt es ein Mensch, von oben und innen getrieben, über sich, seine Schuld zu bekennen, so hat er die mutigste und demütigste That zugleich gethan; sein Wille löst sich mit seiner letzten Wurzel von der heimlichen und verheimlichten Liebe zur Sünde. Wenn die Wurzeln eines Baumes bloßgelegt und den Sonnenstrahlen ausgesetzt werden, so sterben sie von selbst ab (Fröhlich). So stirbt die Sünde ab durchs Bekennen, — falls anders die Pfahlwurzel derselben nicht geschont, sondern sie vor allem ans Licht gezogen wird. Also, die Pfahlwurzel heraus, so wird das Gewissen erleichtert! Wir haben es unlängst wieder aus den Zeitungen vernommen: Der krystallreine Gletscher hat keine Ruhe, als bis er das Kleidungsstück eines auf ihm verunglückten Reisenden, das in seine Spalten gefallen, nach einer Arbeit von 20 Jahren wieder herausgedrängt hat. Das Auge hat nicht Ruhe, als bis ein Stäubchen, das eingeflogen, wieder herausgewaschen ist. Der Finger hat nicht Ruhe, als bis er den verborgenen Splitter herausgeeitert hat. So kommt auch das aufgewachte Gewissen nicht zur Ruhe, als bis es alles, was drückt und quält, was bindet und bannt, herausgegeben, bekannt und bloßgelegt hat. Es darf aber — das sei Ängstlichen gegenüber ausgesprochen — nicht vergessen werden, daß es sich bei diesem Sündenbekenntnis vor Menschen in erster Linie um oben bezeichnete Fälle handelt, wo irgend eine bestimmte Aktualsünde vorliegt, wo man also wirklich etwas zu be-

kennen hat*); für alle wesentlich und unerläßlich bleibt das Bekenntnis vor Gott. „Da ich es verschweigen wollte, verschmachteten meine Gebeine durch mein tägliches Wehklagen; denn Tag und Nacht lag deine Hand schwer auf mir; meine Kräfte vertrockneten wie in der Sommerdürre. Da bekannte ich dir meine Sünde und verbarg meine Missethat nicht. Da sprach ich: Ich will dem Herrn meine Übertretung bekennen; da vergabest du mir die Schuld meiner Sünde.“ Ps. 32, 2—5. Für alle wesentlich und unerläßlich ist, daß wir aufrichtig sind vor Gott und alle Schleier und Hüllen hinsinken lassen über der Frage unserer wahren Herzensbeschaffenheit vor ihm; daß wir sie aufgeben, jene Armseligkeit, welche mit ihrer eigenen fadenscheinigen Tugend genug zu haben glaubt und die im Bewußtsein ihrer Vortrefflichkeit thöricht und oberflächlich sich brüstet: „Das alles habe ich gehalten von Jugend an, was fehlet mir noch;“ daß wir fahren lassen jene Selbstgerechtigkeit, die der Tod alles geistlichen Lebens ist, weil sie die Seele der Frömmigkeit, die Demut, in uns erstickt und unterbindet; daß wir von jeder eingebildeten Höhe, auf der wir uns breit und behaglich gesonnt, in jene Tiefe hinabsteigen, wo wir nicht dem Kirchengebet und nicht dem Katechismus es äußerlich nur nachsprechen, sondern der innersten Überzeugung unserer Herzen es entnehmen, daß wir bei aller Tugend, Rechtschaffenheit, Pflichterfüllung und Frömmigkeit vor den Menschen doch vor Gott nichts anders sind als arme Menschen, die vor seiner heiligen Majestät sich demütigen als solche, „die leider viel gesündigt haben mit Sinnen und Gedanken, Worten und Werken, wie er, der ewige Gott, wohl weiß.“

Wo aber bei einem Menschen die Buße bis zu dem eben dargestellten Punkte fortgeschritten ist, daß er so bereut, erkennt, bekennt vor Gott und Menschen und damit einerseits eine tiefe Einsicht in seine Hilfsbedürftigkeit und anderseits eine tiefe Sehnsucht nach Hilfe und Trost erweckt und die absolute Notwendigkeit einer Vergebung der Sünden erkannt worden ist, so wird er zum G l a u b e n hingetrieben oder vielmehr jenes alles ist schon ein Werk des Glaubens, den Gottes Geist und Gnade in ihm gewirkt hat. Thut Buße, d. h. ändert eueren Sinn und glaubet an das Evangelium, Mark. 1, 15. Nur da vollzieht sich wirklich eine große, tiefe Sinnesänderung, wo zur Predigt der Buße die des Evangeliums, der Gnade, hinzukommt. Einfach, aber unübertrefflich eindringlich spricht dies die Augsburgische Konfession Art. XII aus: „Nun ist wahre rechte Buße eigentlich nichts anderes, denn Reue und Leid oder Schrecken haben über die Sünde und doch daneben glauben an das Evangelium, daß die Sünde vergeben und durch Christum Gnade erworben sei, welcher Glaube wiederum das Herz tröstet und zufrieden macht.“

---

*) „In welchen andern Fällen ein Bekenntnis vor Menschen nötig ist und in welchen andern Fällen es genügt, dem Herrn im Himmel seine Missethat zu bekennen, darüber läßt sich kein System aufstellen. Der Geist Gottes wird die Aufrichtigen auch in diesem Stücke sicher leiten.“ Funcke.

Über diesen tiefen innern Zusammenhang von Buße und Glauben, wodurch der Prozeß der Bekehrung zu seinem Ziele geführt wird, noch einige herrliche Worte von Luther: „Das ist die rechte Buße, daß erstlich das Herz vor Gott von wegen seiner Sünden erschrickt und von Herzen begehrt, derselben los zu werden und anfähet, davon abzulassen; da wird endlich ein ander Leben müssen folgen. Denn unmöglich ist es, wenn die Reue recht im Herzen ist und dir Leid ist, daß du bisher wider Gott gesündigt hast, daß du dich in solche Sünde wieder willig geben solltest. Solche Reue aber kann ihm der Mensch nicht selber machen; es ist des h. Geistes Werk, welches er in uns anrichtet durch das Wort Gottes, welches die Sünde aufdeckt und daneben auch die Strafen der Sünde anzeiget. Das ist eine solche Strafe, die sich nicht läßt verachten, sondern dringt und treibt das Herz dermaßen, daß es nicht weiß wo aus und vor Ängsten schier nicht mehr Odem haben kann. Hier sollen wir die Buße auch anheben, nicht sicher sein, sondern jeder in seinem Stande fleißig sehen auf sein Thun und Lassen; und wo wir wider Gottes Wort gelebt, daß wir ja bald davon ablassen und Gott unsere Missethat bekennen. Solches ist das Erste, wenn wir wollen anfangen, rechte Buße zu thun. Aber damit ist die Buße nicht vollendet; denn darum werden dir deine Sünden nicht vergeben, daß du dir sie lässest Leid sein: sondern das gehöret noch dazu, daß du glaubest und zu dem Herrn Christo laufest und Vergebung der Sünden bei ihm suchest; ja, daß du das Herz und das Vertrauen auf ihn habest, daß dir um seinetwillen deine Sünden vergeben werden, ohne allen deinen Verdienst, allein aus Gnaden. Das ist das andere Hauptstück, wodurch wir Vergebung der Sünden erlangen." „Der Glaube ist die Hand, die der Mensch gegen Gott ausstreckt. Eine Fülle von Gaben wird in diese Hand gelegt, aber die fürnehmste darunter, ohne welche sonst keine uns frommt, ist die Sündenvergebung und Gottes Kindschaft, die wir durch Christum erlangen." „Wie mit dem Worte Gottes, so vereinigt der Glaube auch mit Christo, aus welcher Ehe folget, daß Christus und die Seele Ein Leib wird. So werden beider Güter, Fall und Unfall, gemein. Was Christus hat, das ist eigen der gläubigen Seele, was die Seele hat, wird eigen Christi. So hat Christus alle Güter und Seligkeit, die werden der Seele eigen, so hat die Seele alle Sünden und Untugenden auf ihr: die werden Christi eigen. So müssen die Sünden in ihm verschlungen und ertränket werden, weil seine Gerechtigkeit allen Sünden zu stark ist. Also ist der Glaube das Haupt und ganze Wesen der Frömmigkeit."

Ja wohl, Luther hat recht: Nicht darum werden uns die Sünden vergeben, weil „wir sie uns lassen leid sein," weil wir sie verurteilen und uns zu bessern versprechen — wir erwerben uns die Vergebung nicht, wir „erbüßen" sie uns nicht, wir „verdienen" sie uns nicht; ja auch wir „erglauben" sie uns nicht. Der Grund der Vergebung liegt schließlich nicht in unserer Buße und nicht in unserem Glauben, wodurch sie allerdings unser Eigentum wird, sondern in Gottes freier

Gnade. Auf den Geber müssen wir schauen und nicht auf uns, wenn wir des Glaubens froh werden wollen.*) Buße und Glauben nehmen wohl die frei angebotene Gnade als eine fertige Gabe in Empfang wie ein Kind die Gabe der Eltern; sie sind wohl die Bedingungen, unter denen die Gnade uns zu teil wird, aber sie erzeugen die Gnade nicht. Oder wie Luther tiefsinnig sagt: „Das Reich Gottes wird nicht bereitet, nämlich durch Menschenwerk, sondern es ist bereitet; die Kinder des Reiches aber werden bereitet und bereiten nicht das Reich, d. i. das Reich erwirbt die Kinder und nicht die Kinder das Reich."

Nicht ihr habet mich erwählet, sondern ich habe euch erwählet. Joh. 15, 16. Nur die Gnade ist es und sonst nichts, was Gott bestimmt, uns die Gnade zuzusprechen. Sie ist es, die uns vergibt um Jesu Christi willen. In ihm, dem Geliebten, sind wir Gott angenehm gemacht; in ihm, dem Gerechten, sind wir gerecht; in ihm, in seiner Sünderliebe, in seinem Heilandserbarmen, in seinem Todesopfer haben und dürfen wir schauen die festeste Bürgschaft der Gnade Gottes, wie sehr unsere Sünde uns auch anficht und unser Gewissen uns auch verklagt vor ihm. In Christo schaut uns des Vaters Auge, in ihm umfaßt uns des Vaters Liebe. („Ja, liebes Gewissen, du sollst und darfst glauben, daß dein Gott, der Vater im Himmel, eben dasselbe freundliche Herz gegen dich hat, so der Sohn hat," Luther); in ihm sind wir des Vaters Kinder, nicht um deswillen, was wir von Natur sind oder selbst gethan haben, sondern allein um seinetwillen und dessentwillen, was er für uns gethan hat; in ihm bietet uns Gott die Hand der Versöhnung dar. Der Glaube aber ist die Hand des Sünders, die sich in die dargebotene Retterhand des Erlösers legt, und ein jeder, der einschlägt, der empfängt im Glauben für die Vergangenheit Vergebung, für die Gegenwart Frieden mit Gott, für die Zukunft getroste Zuversicht der ewigen Seligkeit, indem wir um Christi willen uns als gerecht und Gott wohlgefällig ansehen dürfen, da Gott uns in Christi Gemeinschaft schaut. Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum. Durch welchen wir auch den Zutritt erlangt haben durch den Glauben zu dieser Gnade, in der wir feststehen, und rühmen uns der Hoffnung auf die Herrlichkeit Gottes (Röm. 5, 1 und 2). „Christus ist unser Friede" (Eph. 2, 14) und durch ihn sind wir gerecht vor Gott — darauf fußen und dies festhalten mit aller Zuversicht, mit allem Mut, aller Demut, mit aller Freudigkeit des Glaubens, was dazu auch das wandelbare Gefühl und das ängstliche Gewissen sage, das allein verschafft die rechte Heilsgewißheit, sonst gerät man beständig ins Schwanken, wie dies thatsächlich bei allen irrigen Heilslehren der Fall ist, da man meint, das tiefe, schmerzliche Gefühl der Reue und das hohe, selige Gefühl der Begnadigung sei es, was die Gewißheit der Gerechtigkeit vor Gott bewirke. Dann müht man sich ab, diese Gefühle wieder künstlich zu erregen und zu reizen, und darunter leidet die Wahrheit

*) Vergl. Fröhlich, S. 7.

und die Gesundheit des Glaubens. Da kommt man wohl dazu, mehr und mehr sein Vertrauen auf die Stärke und Lebhaftigkeit des Gefühls zu setzen und wenn dann das Gefühl zuzeiten erkaltet und erblaßt — denn Gefühle wechseln und schwanken wie die Meereswoge —, ist auch alsobald die Sicherheit des Glaubens gefährdet. „Christus ist unser Friede“ — damit wird das Gemüt aufgerichtet und getröstet; es „freut sich im Herrn allezeit,“ auch wenn es in täglicher Buße steht und in täglicher Demütigung immer tiefere Einblicke thut in die Verzweigungen der eigenen Sünde und Unvollkommenheit; „es freut sich im Herrn allzeit,“ denn seine Tröstungen erquicken die Seele und bergen sie unter dem Schirm seiner Gerechtigkeit und erhöhen sie auf einem Felsen, auch wenn sie die „fortwährenden seligen“ Gefühle, die andere von ihrem Gnadenstande prätendieren, nicht stetig in sich empfinden kann und die Forderung derselben als eine gefährliche Täuschung, als eine psychologische Unmöglichkeit und als eine unbiblische Anschauung bezeichnen muß. Ohne Heiligung kein bleibender Friede! „Es freut sich im Herrn allezeit;“ und diese „hohe geistliche Freude“ behält es im Glauben fest, auch wenn es die Empfindung derselben das eine Mal nicht hat wie das andere Mal. „Es ist ja wahr, daß Sünde natürlich mit sich bringt Traurigkeit und Zagen des Gewissens und wir nicht mögen allezeit ohne Sünde sein; so sollen wir doch die Freude lassen regieren und Christum größer lassen sein denn unsere Sünde,“ 1 Joh. 2, 1 ff. und 3, 20 (Luther). Diese Freude im Herrn und mit dem Herrn — „sie tröstet uns bis in den Himmel hinein“ und bricht, wie die Sonne aus dunkeln Wetterwolken, aus allen Bangigkeiten des Herzens, aus allen Anklagen des Gewissens, durch alle Versuchungen der Sünde und alle Leiden der Zeit siegreich hindurch und nimmt den letzteren den Straf- und Zuchtcharakter, den sie zuvor an sich trugen, und wandelt sie um in „Kreuz,“ in lauter Erziehungsmittel und Friedensgedanken und Wege der göttlichen Liebe.

Wir haben versucht, die einzelnen Stufen der göttlichen Heilsordnung, die zur Bekehrung führen und die sich in der Erfahrung jedes lebendigen Christen wiederholen, in ihrer innerlichen Verbindung darzulegen, die zeitliche Aufeinanderfolge derselben kann eine sehr verschiedene sein. Was bei Paulus in etlichen Tagen geschah — wir glauben aber, daß auch seine „plötzliche“ Bekehrung schon lange vorher und vielfach vom Tode des Stephanus an (Apostelgesch. 7, 58) psychologisch vorbereitet war, was sich aus dem Zurufe ergibt: „Es wird dir schwer werden, wider den Stachel zu löcken“ —, das kann auch in etlichen Jahren sich vollziehen, und wenn beim Schächer am Kreuz Berufung, Erweckung, Erleuchtung, Buße und Glauben im Verlaufe weniger Stunden sich zusammendrängten, so verläuft bei anderen derselbe Bekehrungsprozeß in langen Zeiträumen und geht so vor sich, daß sie Tag und Stunde nicht anzugeben wissen. „Und sollte der Moment des Übergangs einmal ganz genau ins Bewußtsein treten, wird der, welcher ihn erlebt, schwerlich daran denken, nach der Uhr zu

sehen."*) Um alles Leben schwebt überhaupt ein Geheimnis und wie kein Kind seiner Geburt sich bewußt ist, so waltet auch über dem Eintritt der Wiedergeburt bei Unzähligen ein tiefes heiliges Geheimnis. Dann aber, wie das Kind zum Bewußtsein kommt, daß es lebt und wirkt, so hat auch der aus dem Geiste Geborene das Bewußtsein, daß die Keime und Anfänge eines neuen Lebens bei ihm sich regen und treiben, daß das „gute Werk" bei ihm angefangen ist und er nun so ganz anders beten, denken, danken, reden, handeln, lieben und leiden, streiten und arbeiten muß und kann als vorher und daß es nun gilt, immer entschlossener in persönlicher bewußter Aneignung des Heiles der apostolischen Ermahnung nachzukommen, den alten Menschen abzulegen und den neuen Menschen anzuziehen. (Eph. 4, 22.) Und darum, wenn ein Mensch in Wahrheit sagen kann: „Ich jage nach der Heiligung und mich verlangt danach, von aller und jeder Sünde frei und ganz und gar in Christi Geist und Bild verklärt zu werden" — dann getrost, und kann er auch keine „Bekehrungsgeschichte" erzählen, eine Geschichte hat er doch. Der Herr hat dennoch sein gutes Werk in ihm angefangen und er wird es in ihm auch vollenden bis auf seinen großen Tag. Aber freilich, wenn es, gottlob, auch Thatsache ist, daß aus dem Schoße der christlichen Kirche und der christlichen Familie Männer und Frauen hervorgehen, die von zarter Kindheit an unter dem Einfluß einer gesunden Pädagogik und unter den Gnadenzügen von oben so allmählich und unmerklich in ein neues Wesen hineinwachsen, bei denen es nicht zu einem Bruch mit einer groben Erscheinungsform der Sünde kommen mußte und denen der Geist Gottes auch die feineren und nicht minder gefährlichen Gestaltungen derselben aufdeckte, sie bereuen und fliehen lehrte — das alles freudig und dankbar zugegeben, das ist doch gewiß, wie Großes wir auch einer glücklichen Jugend und Erziehung zuschreiben: „Geburt und Wiedergeburt rücken nie zur Einheit des Momentes zusammen" (Dorner). Es kommt auch für die, die sich eines eigentlichen Abfalls von Gott nicht entsinnen können, früher oder später eine Zeit, wo die Bedeutung der Sünde ihnen erst recht aufgeht und wo die persönliche Hingabe an Christum und sein Heil ihnen einzig Ruhe und Frieden bringt und wo sie wissen können und wissen müssen, wer ihr „Leben" ist, ob Christus oder die Welt. Die „Sinnesänderung" der Bekehrung in Buße und Glauben wird keinem erspart und wenn es auch die ernste und heilige Aufgabe des Hauses, der Kirche und der Seelsorge ist, mit Gottes Gnade zu verhüten, daß einer erst die äußersten Wege des „verlorenen Sohnes" betritt, erst eine Zeit ausschließlicher Herrschaft der Sünde und der Gottentfremdung durchläuft, die dann von der Zeit genau abgegrenzt wäre, wo die Gnade zur Herrschaft kommt — so muß doch auch der „ältere Bruder," soll er nicht schließlich in Wahrheit der „verlorene Sohn" sein und soll nicht an ihm des Herrn Wort in Erfüllung gehen: Matth. 21, 31, „heimkehren,"

*) Vergl. Emil Wacker, Wiedergeburt und Bekehrung nach der h. Schrift; Gütersloh, Seite 39.

wie sehr er sich auch zuhause zu sein dünkt und keiner Buße zu bedürfen meint. Keinem kann es erspart werden, in die Macht der eigenen Sünde, in die Verdorbenheit des eigenen Herzens, in den Zwiespalt zwischen dem Gesetz in seinen Gliedern und dem Gesetz in seinem Gemüte (Röm. 7), mit Schmerz immer tiefer hinabzuschauen, um mit Bewußtsein und Willen jener abzusterben und in Christo für diese Gnade und Heiligung in lebendigem Glauben zu ergreifen. Auf kirchlicher Seite hat man es wohl unzähligemal daran fehlen lassen, den Ernst dieser Sache zu betonen, zu bezeugen: „Wenn jemand nicht geboren wird aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes eingehen; was vom Fleische geboren ist, das ist Fleisch, was aus dem Geiste geboren ist, das ist Geist," Ev. Joh. 3, 5 u. 6; man war befriedigt, wenn die Leute eine gewisse Legalität des Wandels beobachteten und eine gewisse kirchliche Frömmigkeit an den Tag legten — was Wunder, wenn man dann von anderer Seite in das entgegengesetzte Extrem verfiel, zu behaupten: Keine Bekehrung sei echt, wenn sie nicht vollzogen werde unter einem für alle gleicherweise erforderlichen „Bußkampf," „wo der Mensch unter Angst und Schrecken und Zerknirschung sich gleichsam in den Abgrund des Verderbens versenkt fühle und dann endlich durch die Gnade zu dem seligen Frieden des Glaubens erhoben werde." Daran ist so viel wahr, daß es für keinen ohne schweres Leid, ohne bittere Reue mit schneidenden Selbstanklagen abgeht und daß es gewiß Bekehrungen gibt, die unter großen Seelenkämpfen und Erschütterungen geschehen und nicht anders geschehen können. Und wir müssen gestehen, daß es uns immer mit Bangen und Mißtrauen zugleich erfüllt, wenn Leute, die gestern noch, wie sie sagen, in allen Abgrundstiefen der Sünde lebten, heute schon von lauter Frieden und Seligkeit reden und über ihre Vergangenheit so leicht und unerschüttert hinwegkommen. Wahrlich, die kennen Gottes Heiligkeit, die kennen die Stürme, die sie im Gewissen erst noch hervorrufen wird, noch nicht! Dem Apostel Paulus wenigstens wollte die Wunde in seinem Gewissen so leicht nicht verharschen und zeitlebens muß er darüber sich demütigen, daß er zuvor war ein Lästerer und Verfolger der Gemeinde des Herrn!

Das Unrichtige und Verkehrte aber an jener Behauptung ist dies, daß man Gott und seine mannigfaltigen Gedanken meistern und diese für alle ohne Ausnahme in eine Regel, ein System, eine uniforme Methodik zwängen will, so daß man für alle dieselbe Art und Weise der Buße und ihrer inneren Vorgänge verlangt und von der Stärke des Bußkampfes die Gewißheit der Bekehrung abhängen läßt. Dadurch schiebt man Menschen-Regel und -Gesetz an Stelle von Gottes Ordnung und macht das Geistesleben zur Maschine. Jene Ansicht verkennt durchaus die Bedeutung der christlichen Erziehung und Lebensführung und vor allem die Verschiedenheit der menschlichen Individualitäten. Die Höhe oder Tiefe des Schmerzes hängt ab vom Temperament, von der Lebendigkeit des Gefühlslebens, das individuell verschieden ist, und

vor allem auch von der Art der Sünden, die sich ein Mensch hat zu schulden kommen lassen, und von denen er sich nun löst. Der Stachel des Sündenbewußtseins ist nicht in allen gleich geschärft und kann es nicht sein. Die Sünderin, welche Jesum salbt (Luk. 7), empfindet gewiß den Stachel auf eine andere Weise als Maria von Bethanien, obgleich sie beide getrieben werden, das Gefühl ihrer Dankbarkeit gegen den Herrn in derselben Handlung zu bezeugen.*)

Damit kommen wir zum Anfang zurück. Zahlreicher, als wir nur zu ahnen vermögen, sind die Wege Gottes, auf denen er sich dem Menschen naht und sie von allen Irrwegen herumzuholen weiß. Er schlägt nicht alles und alle über einen Leisten. Es wird noch in der Ewigkeit zu den Seligkeiten der Erlösten gehören, hineinschauen zu dürfen in die Tiefen der Weisheit und in den unerforschlichen Reichtum der Mannigfaltigkeit der Wege Gottes, wie er die einen auf diesen, die andern auf jenen Wegen gesucht, gefunden, berufen, erweckt, erleuchtet, durch Buße und Glauben gerettet, beseligt und zum Frieden gebracht hat. Staunen wird sie alle ergreifen, wenn dann „ein jeder seine Harfe bringt und sein besondres Loblied singt.“ Bis dahin aber halten wir uns zum Trost, aber auch zu ernster Mahnung an ein Dreifaches: Einmal an das Gleichnis des Herrn: „Das Reich Gottes ist so, wie wenn ein Mensch den Samen in die Erde wirft und er schläft und er stehet auf Nacht und Tag und der Same wächst und gehet auf, ohne daß er es weiß. Denn die Erde trägt von selbst Frucht; zum ersten das Gras, hernach die Ähre, dann den vollen Weizen in der Ähre. Wann nun die Frucht sich darbietet, schickt er alsobald die Sichel hin; denn die Ernte ist vorhanden“ (Mark. 4, 26—29), und sodann an Johannis des Täufers Zeugnis: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen“ (Ev. Joh. 3, 30), sowie an ein tiefes Wort des alten Blumhardt: „Der Mensch muß zweimal bekehrt werden, einmal vom natürlichen zum geistlichen Menschen und sodann vom geistlichen zum heilig natürlichen Menschen,“ und endlich an ein Gebet, das der selige Baron von Kottwitz als hochbetagter Greis in sein Tagebuch geschrieben hat: „Herr, hilf mir in Gnaden, daß ich mich endlich gründlich zu dir bekehre.“

*) Vgl. Martensen, christliche Glaubenslehre, S. 365.

Die Überflutung Sibiriens durch die Juden erregt die öffentliche Aufmerksamkeit in Rußland. In den Gouv. Jenissei, Irkutsk und dem transbaikalischen Gebiete wächst die Zahl der Juden mit jedem Jahr unverhältnismäßig schnell. Während es noch vor relativ kurzer Zeit zu den Ausnahmen gehörte, daß einem deportierten Juden seine Familie nach Sibirien folgte, ist seit Beginn der Bauarbeiten der Sibirischen Bahn das Gegenteil der Fall, und der deportierte Jude wird gegenwärtig nicht nur von Weib und Kind begleitet, sondern zieht auch in der Regel einen großen Teil seiner entfernten Anverwandten nach sich. Alle Maßnahmen zur Beschränkung der Einwanderung haben sich als fruchtlos erwiesen und mehr als 20,000 Juden sind jetzt bereits zu beiden Seiten der neuen Eisenbahnlinie ansässig geworden.

Einiges über Kirchenzucht.

Von P. F. Weber.

I.

Es sind zwei Richtungen, die sich gegenwärtig immer mehr geltend machen im kirchlichen Leben; auf der einen Seite ist es übergeistiges, falschgeistiges Wesen, da über dem Verlangen nach Geist dem Worte Gottes die Ehre nicht mehr gegeben wird, die ihm gebührt, und auf der anderen Seite ist's ein starker Zug nach Gesetzlichkeit, da man, mehr als recht ist, an den Buchstaben sich hängt und in neuen Gesetzen und Verordnungen Heil und Rettung sucht für die Schäden des geistlichen Lebens in der Kirche und in den Gemeinden. Diese letztere Richtung ist es namentlich, die hin und wieder hervortritt mit der Forderung: wir sollten eben bessere Kirchenzucht haben, dann stünde es anders in unseren Gemeinden, es wäre ein anderes Leben da in der Kirche im ganzen. Oft genug wird diese Klage ausgesprochen, ohne daß man bei sich selbst recht klar ist über das „Wie." Die Frage aber: wie soll man Kirchenzucht üben? setzt die andere voraus: Gibt uns die heilige Schrift überhaupt Anhaltspunkte für kirchliche Zucht?

Das Amt, das uns Predigern des Evangeliums aufgetragen ist, ist nach der vom Apostel St. Paulus gegebenen Definition (2 Kor. 3, 6) das Amt des Neuen Testaments, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes. Und bei richtiger Beantwortung der Frage: wie soll man Kirchenzucht üben? muß das obenan gestellt werden. Uns ist befohlen das Amt, das die Gerechtigkeit predigt, das den Geist gibt, das neues Leben schafft. Es ist uns aufgetragen, allen Menschen die Gnade Gottes, geoffenbart in Christo Jesu, anzubieten; allen Sündern kund zu thun: in Jesu Namen sind die Sünden vergeben, in ihm könnt und sollt ihr vor Gott gerecht und selig werden, so ihr nur Buße thut und glaubet an diesen Herrn Jesum Christum. Das Amt des Buchstabens, des Gesetzes, ist nun zu Ende, es ist aufgehoben, seitdem Gott seinen eingebornen Sohn um unserer Sünden willen in den Tod gegeben und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt hat.

Aber auch das Grund- und Lebens-Prinzip einer evang. Gemeinde ist nur die Gnade Gottes in Christo Jesu. Nicht mehr durchs Gesetz braucht sie ihre Gerechtigkeit sich zu erringen, sie hat solche in Christo aus Gnaden; ihr ganzes Verhältnis zu Gott ist nicht durch das Recht, sondern durch die Gnade bestimmt. Das Gesetz ist freilich damit nicht aufgehoben, auch diejenigen, welche in Christo sind, sind gebunden an den Willen Gottes, wie er im Gesetz geoffenbart ist; aber wie der Herr selbst in Leben und Lehre gezeigt, ist es nun nicht mehr ein von außen her an den Menschen herantretendes Gesetz, sondern es ist in das Innere der Gesinnung verlegt, es ist nun für den Christen die Forderung seines eigenen, von Gottes Geist erneuerten Wesens. Unter des heiligen Geistes Leitung lernt eine Seele immer besser das aus eigenem Antrieb zu wollen, was Gott will. Und eben das, daß ein Christ, ge-

trieben durch den Geist, von innen heraus frei sich entscheidet für das Gute und Wahre, das ist die Grundlage der christlichen Freiheit vom Gesetz. Denn kraft Erleuchtung des heiligen Geistes ist der zur Freiheit in Christo Hindurchgedrungene selbst imstande, den Willen Gottes zu prüfen (Römer 12, 2; Philip. 1, 9 u. 10). Die bindende Macht aber, den eigenen Willen mit dem Willen Gottes in Eines zu verbinden, das ist die Liebe (Römer 13, 10; Galater 5, 14; Matthäus 22, 37—40). Wo immer nun dieses Ziel erstrebt wird, und welcher Christ thut es nicht, da fällt auch die Notwendigkeit dahin, das Leben des einzelnen durch eine Menge Vorschriften und Gesetze zu regeln.

Frei von allem gesetzlichen Beigeschmack sind auch die Stellen des Neuen Testaments, die als Grundlage aller kirchlichen Zucht angesehen werden müssen (Matthäus 16, 18 u. 19; 18, 15—20; und Joh. 20, 22 u. 23). Wir gehen aus von Matth. 18, 15—20. Die Sünde, um die es sich hier handelt, ist nicht die Verfehlung des Bruders gegen den Bruder, denn dafür fordert ja der Herr selbst hernach (Vers 22) unbegrenztes Vergeben, ein Vergeben ohne Ende; vielmehr ist es das Ärgernis des Bruders in Wort oder That, durch das der Herr offenkundig betrübt worden ist, und das darum an sich schon jeden anderen Bruder, der davon hört, oder der gar Zeuge dessen war, auffordert, um der Ehre des Herrn willen den Bruder zur Rede zu stellen und ihm sein Unrecht vorzuhalten. Wie das geschehen soll, ist über allen Zweifel klar ausgedrückt. Es ist ein dreifacher Instanzenzug, den der Herr anordnet. Erste Instanz (V. 15): unter vier Augen eine brüderliche Ermahnung. Ist diese Ermahnung erfolglos, so kommt die zweite Instanz (Vers 16): Hinzuziehung von Zeugen mit der doppelten Bestimmung: einmal, daß sie die Ermahnung selbst bekräftigen, auf den Sünder einzuwirken suchen, dann aber auch, daß sie selbst sehen, was die Ermahnung nützt. Denn möglicherweise müssen sie, wenn eine dritte Instanz nötig, Zeugnis darüber ablegen vor der Gemeinde. Dritte Instanz: Der Gemeinde wird die Sache unterbreitet. Nicht in pharisäischem Richtergeist, auch nicht in der Weichherzigkeit eines Eli, sondern in tragender, erbarmender, gerechtrichtender Liebe soll in allen drei Instanzen der Sünder behandelt und seine Umkehr und Besserung gesucht werden.

Ist nun aber auch der letzte Akt ohne Erfolg, in dem Sinne, daß der Sünder sein Ärgernis nicht einsieht und sich nicht schuldig gibt, auch keine Reue und Buße zeigt, dann folgt die Strafe (Vers 17): Halte ihn als einen Heiden und Zöllner, das ist: Ausschluß aus der Gemeinde, resp. der Betreffende hat sich selbst ausgeschlossen. Ausschluß aber aus der Gemeinde ist identisch mit dem in Vers 18 Gesagten. Denn damit, daß einer, der bisher als ein Bruder betrachtet wurde, nun nicht mehr als ein solcher anerkannt wird, indem man ihn ausschließt aus der Gemeinde, wird das Binden vollzogen. Wird aber ein reuiger Sünder wieder in die Gemeinde aufgenommen und er als

Bruder wieder anerkannt, dann ist das Lösen vollbracht. Was aber wird gebunden und was wird gelöst? Es kann unmöglich die Sache so liegen, daß Ausschluß aus der Gemeinde an sich schon das Binden ist, und Wiederaufnahme in die Gemeinde das Lösen. Das eigentliche Objekt des Bindens und Lösens ist in Ev. Johan. 20, 23 genannt. Wie das aber geschieht, zeigen die Worte des Herrn (Ev. Matth. 16, 19). Was hier dem Petrus zugesagt wird, lautet allgemein: wird eine Seele von den Banden der Sünde, in denen sie gefangen liegt, befreit, durch das Wort von der Vergebung der Sünden in Jesu Namen, und umgekehrt, wenn man eine Seele nicht nur nicht lösen kann, weil sie nach Vergebung kein Verlangen hat, sondern sie sogar um ihrer selbst willen der Macht Satans preisgeben muß — dann gilt das im Himmel vor Gott selbst. Also nicht bloß um die Zugehörigkeit zur Gemeinde handelt es sich in der dritten Instanz, sondern um Gewährung oder Verweigerung des Eintritts in das Himmelreich, resp. des schon gehabten Anteils in demselben. Und es ist ja eine Erfahrungsthatsache, jedes Beharren in Sünde zieht eine Stockung, einen Stillstand und mit dem Stillstand einen Rückgang des inneren, von Gott gewirkten neuen Lebens nach sich. Ist ein Bruder hartnäckig und unbußfertig, dann wird nach jeder Ermahnung sein Herz nur um so verstockter und die Finsternis in ihm nur um so größer, und wenn nicht Gottes liebende Gnade ihm noch das harte Herz erweicht, dann wird es immer gehen, wie es bei Saul heißt (1 Samuel 14, 16): Der Geist aber des Herrn wich von ihm und ein böser Geist vom Herrn machte ihn sehr unruhig. Was aber zum Amt des Bindens und Lösens die unbedingt notwendige Voraussetzung ist, sagt uns der Herr in Ev. Joh. 20, 22: Nehmet hin den heiligen Geist. Nicht äußere Formen und Gesetze üben eine solch bindende und lösende Macht aus, sondern allein die Gebete derer, die des Herrn sind, nach der Verheißung Ev. Matth. 18, 19. Es ist die Salbung des Geistes, der innere Lebenszusammenhang mit dem himmlischen Vater in einem regen, tiefinnigen Gebetsleben, was die Befähigung gibt zu diesem Amte.

Diese Grundzüge kirchlicher Zucht, nach Anleitung des Herrn, finden wir auch in den Briefen der Apostel wieder. Die einfache brüderliche Ermahnung und Zurechtweisung melden uns Stellen wie Galater 6, 1; 1 Thessal. 5, 14; 2 Thessal. 3, 14 u. 15; 2 Tim. 2, 24—26. Auf den Ausschluß aus der Gemeinde werden wir hingewiesen in Stellen wie Titus 3, 10; 1 Tim. 1, 20; 2 Thessal. 3, 6; Römer 16, 17; auch Apostelgeschichte 5, 1—11 gehört hieher, insofern als die Macht des Bindens so intensiv sich kund that, daß der Tod die unmittelbare Folge davon ist. Ganz besonders aber sehen wir in 1 Kor. 5, wie es der Apostel St. Paulus selbst gehalten hat mit dem Ausschluß eines Gliedes. Seine Handlungsweise deckt sich ganz mit dem vom Herrn angeordneten dritten Instanzenzug. Auch über die Frage: wer solche Zucht zu üben hat, bekommen wir hier Aufschluß. Wie der Herr, der Gemeinde als solcher, diese höchste Machtbefugnis zuerteilt, so sieht es

auch St. Paulus nicht als apostol. Amtsprärogative an, sondern als die Pflicht der Gemeinde. Aber auch eine ganze Gemeinde kann sich unfähig erweisen, Zucht zu üben, wie es die korinthische ja thatsächlich war, und dann ist es die Pflicht derer, die sich innerlich dazu berufen fühlen. Immer aber ist als letztes und eigentliches Ziel dabei im Auge zu behalten des Sünders Reue und Besserung — auf daß der Geist selig werde am Tage Jesu Christi. Ist Besserung erfolgt, dann ist auch die Wiederaufnahme, das Lösen und Freimachen am Platze (siehe 2 Kor. 2, 6—8).

II.

Uns genau haltend an die in der Schrift uns gegebene Anweisung für kirchliche Zucht, werden wir auch Klarheit bekommen über das „Wie" ihrer Ausführung in der Gegenwart. Freilich nur zu nahe liegt die Gefahr, daß man im Eifer für die Besserung des Herrn Gemeinde stehen bleibt beim Gesetz, ohne zu achten auf die freie Gnade in Christo Jesu. Und wer weiß es nicht aus eigener Erfahrung, je mehr man in diesem zwar gutgemeinten Eifer seine Aufmerksamkeit richtet auf die Schäden der Gemeinde und den Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte, desto mehr entbrennt man in heiligem Zorn. Man verlangt fast mit Ungestüm äußere Gesetze und Gewaltmaßregeln, man kommt als ein Prediger der Buße nur, mit dem Stecken des Gesetzes in der Hand, um so eine Besserung herbeizuführen. Dabei übersieht man den eigentlichen Inhalt des Evangeliums, die freie Gnade Gottes in Christo Jesu, oft ganz und gar, und das meistens deshalb, weil man selbst noch nicht zur freien Gnade hindurchgedrungen ist. Man will den Bau der Gemeinde nicht auf Jesum allein, sondern auch auf menschliche Regeln und Gesetze gründen, oft noch vielmehr: Menschenfündlein müssen dem gebrechlichen Bau Halt und Stütze sein, daß er nicht haltlos in sich zusammenfällt. So wie der Herr selbst die Ausübung einer Zucht sich denkt nach Matth. 18, springt sofort in die Augen: Kirchenzucht so gefaßt, gehört in das Gebiet der Seelsorge. Und wo immer das außer Betracht gelassen wird, das beweist die Kirchengeschichte, da kommen wunderliche Blüten kirchlicher Zucht zu Tage, mindestens aber kommt man alsbald in ein gesetzliches Fahrwasser.

Eine synodale Verordnung über Kirchenzucht müßte eben darum ein Rückschritt genannt werden. So wie die Sachen liegen, ist Kirchenzucht, wie ein falscher gesetzlicher Eifer sie verlangt, weder möglich, noch wünschenswert. Wie so grundverschieden sind die Gemeinden untereinander, jede hat ihre ganz eigentümlichen Verhältnisse, ihre besonderen Vorzüge und Nachteile, zu schweigen von der Verschiedenheit des Wachstums an innerem Leben. Und die Ausübung der Seelsorge ist so sehr personeller Natur, daß nirgends Vorschriften und Gesetze so wenig gut angebracht sind, wie eben hier. Auf diesem Gebiet gilt mehr wie sonstwo: si duo idem faciunt, non est idem. Es richtet sich

der Erfolg der Seelsorge allezeit nach dem Maß des Geistes, das einer empfangen hat vom Herrn.*)

Als eine der Hauptforderungen für kirchliche Zucht wird die Ausschließung vom heiligen Abendmahl dargestellt und das Recht der Pre-

*) Ein Beispiel von solcher in der Kraft des Geistes und durch die Macht des Wortes geübter Kirchenzucht wird aus dem Leben von L. Hofacker berichtet. Knapp erzählt dort von Hofacker, wie er als Pfarrer von Rielingshausen im Jahre 1826 den ersten Hochzeitstanz abschnitt und die Trauungsfeste in eine heitere christliche Feier verwandelte:

„Bald nach seinem Aufzug in jenem Dorfe meldete sich ein verlobtes Paar bei ihm zur Trauung an. Er sprach freundlich mit ihnen und fragte sie zuletzt, ob sie ihre Hochzeit in gebührender Eingezogenheit und Stille zu feiern gedächten und daher den so vieles Ärgernis gebenden Tanz unterlassen wollten? — Da zeigte sich die Verknechtung der Kinder der Welt untereinander. Die Brautleute erwiderten: sie würden für ihren Teil gerne davon abstehen, schoben die Sache jedoch auf ihre beiderseitigen Eltern, von deren Entschluß sie hierin abhängig seien. Hofacker bat die Eltern sofort zu sich und stellte ihnen die Pflicht eines guten christlichen Beispiels vor, welches sie nebst ihren Kindern der Gemeinde zu geben hätten. Allein die Eltern schoben's nun ihrenteils auf die ledige Jugend, die einen Tanz fordere, auf den Wirt, der sonst keinen gehörigen Erlös bekomme, und auf die Musikanten, welche bereits bestellt seien. Hierauf erbot sich Hofacker nicht allein, ihnen die Stolgebühr von seiner Seite zu erlassen, sondern auch die Musikanten zu bezahlen, dem Brautpaar eine schön gebundene Bibel zu verehren, und mit dem Wirte das gehörige Abkommen zu treffen, wofern sie den Tanz rückstellig machen und der Gemeinde den drohenden Unfug ersparen wollten — allein umsonst. Die Eltern beharrten auf ihrer Weigerung trotz der herzlichsten Bitten und Warnungen, und verschmähten, weil keine Kraft zur Überwindung der Welt in ihnen war, alle Anerbietungen ihres Pfarrers, dessen innere Macht sie freilich noch nicht kannten und vor welchem sie nach dem Zivilgesetz unantastbar zu sein dachten. Nun aber erklärte ihnen Hofacker mit ruhigem Ernste: ‚Gut! Hiermit habe ich euch gesagt, was euch zu sagen war, und ihr thut dennoch was ihr wollt; gehet nun hin und sehet zu, denn ich werde thun, was ich muß!‘ — Am folgenden Tage war alles im Wirtshaus nach der althergebrachten Sitte bestellt. Zuvor sollte die Hochzeitspredigt gehalten werden; von da aus sollte es mit Musik stracks auf den Tanzboden gehen. Hofacker betrat die Kanzel, sehr ruhig und gefaßt und begann seine Predigt. Nach einer Einleitung über die Heiligkeit und Wichtigkeit des Ehestandes, der in einem so nahen Bezug zu Christo stehe, und über die Verderbnis, welche durch den Abfall von Gott auch in diesen Stand eingedrungen sei, nahm er zum Thema den erschütternden Satz: 1) Was es heiße, seinen Ehestand im Namen des Heilandes, 2) im Namen des Teufels beginnen, führen und endigen. — Im Verlauf seiner Rede wandte er sich direkt an die Verlobten und an die beiderseitigen Brauteltern etwa mit folgenden Worten: „Daß ihr nun von der Kirche sofort auf den Tanzboden gehen, und eine große Anzahl anderer Gemeindeglieder in euren Leichtsinn hineinziehen wollt, das könnt ihr offenbar nicht im Namen Jesu thun, welcher nicht von der Welt war; ihr werdet auch selbst nicht behaupten, daß dieses im Namen und zur Verherrlichung eures Erlösers geschehe, weil euch euer eigenes Gewissen sagt, daß es sich hier um nichts, was ihn betrifft oder was ihm wohlgefällt, sondern um bloße Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Wesen handelt, also um den Geist der Welt, die im argen liegt, und womit man nicht dem Heiland, sondern dem Fürsten dieser Welt, nämlich dem Teufel, einen Gefallen thut. — Kommet ihr darum in die Kirche des Herrn? Habe ich euch in dieser Absicht das Wort Gottes zur Wiedergeburt und zur Selbstverleugnung zu predigen, daß ihr sogleich auf eurem Tanzboden es mit Füßen tretet und euch gebärdet wie jene verlorenen Leute zu Jeremias Zeit, welche sprachen: ‚Nach dem Worte des Herrn, das du zu uns gesagt hast, wollen wir nicht thun!‘ Nein, wahrlich dazu wird euch das Wort Jesu nicht gepredigt, sondern ich erhebe hier als sein Zeuge feierlich meine Hand wider euch und bezeuge euch, daß ihr an allem Unfug und Ärgernis, an allen offenen und heimlichen Verführungen, die in eurem weltlichen Sündengewühl geschehen, ja, an furchtbaren Jammer, der die Verführten für dieses alles in der Ewigkeit treffen wird, schuldig seid. . . . . .“

Die Wirkung war nicht bloß für den Augenblick, sondern nachhaltig. „Schon unter der Predigt“ — so geht der Bericht weiter — „entfernte sich einer der Brautväter und bestellte die Musikanten ab, daß sie nicht wie gewöhnlich vor die Kirchthür kommen sollten — bald hernach ging der Schultheiß des Ortes selbst hinaus, um aus eigenem Gewissensdrang gegen das Erscheinen der Musik Einsprache zu thun, — und als nun die große Versammlung aus dem Hause Gottes ging, stob der große Brautzug in stiller Gewissenserschütterung auseinander, weil die meisten nach einer solchen gewaltigen Predigt nicht mehr ins Wirtshaus gehen mochten.“

„Von jener Zeit an wurde in Rielingshausen, solange Hofacker sein Amt daselbst verwaltete, bei keiner einzigen Hochzeit mehr getanzt, sondern die vermählten Brautpaare feierten freiwillig, aus innerer, besserer Überzeugung, ihren Ehrentag in christlicher Ordnung und Stille, und wenn vielleicht ein einzelner mit dieser Reformation der öffentlichen Sitte nicht einverstanden war, so wagte er es wenigstens nicht zu sagen, weil er sich von der besseren Gesinnung der Mehrzahl weit überstimmt fühlte, und die bei der ledigen Jugend früher üblichen Gassenhauer und ähnlichen Wust durch liebliche geistliche Lieder, die nachts allgemein von jung und alt vor den Häusern gesungen wurden, verdrängt fand.“

Allerdings wollte Hofacker ein derartiges Verfahren nicht als unverbrüchliches Gesetz hinstellen; denn nicht jeder ist ein Hofacker und nicht in jeder Gemeinde ist die gleiche Empfänglichkeit für Gottes Wort vorhanden. Hofacker selbst schreibt in dieser Hinsicht: „Wir sehen unsere Gemeinden falsch an; sie sind meistens keine christlichen Gemeinden, sondern Pflanzstätten des Christentums. In der besseren Gemeinde kann allerdings der Pfarrer, wenn sonst keine Obrigkeit da wäre, das Tanzen durch das Wort Gottes verbieten und dies auf die Gewissen legen, weil die Gewissen durch das Wort Gottes gebunden, und die Leute wenigstens darauf zusammengekommen sind, daß sie dem Herrn gehorsam sein wollen. Das aber ist in andern Gemeinden nicht der Fall.“

diger hierzu ganz besonders betont. Es ist auch wahr, oft wird dabei mit frecher Stirn und unbußfertigem Sinne das Heiligste im Heiligtum entweiht. Aber so berechtigt an sich diese Forderung ist, oder doch wenigstens erscheint, sie führt doch auf ein gar gefährliches Gebiet. Ja, wenn eine solche Zurückweisung mit notwendiger Konsequenz immer Reue und Besserung erzeugte! Es wird aber die Erfahrung lehren, das Gegenteil ist der Fall, und wie so gar leicht mischt sich auf Seite des Richtenden fleischlicher Eifer mit ein. Herzenskündiger ist eben nur einer, und die Gabe, die Geister zu prüfen, ist eine Gnade, die nicht jedem zuteil wird. Es ist in etlichen Gemeinden die lobenswerte Sitte, daß der nach dem Abendmahl Verlangende sich zuvor bei seinem Seelsorger persönlich anzumelden hat. Da ist nun die rechte Gelegenheit gegeben, so recht eigentlich seelsorgerisch mit dem einzelnen zu verkehren und, wenn es sein muß, in Liebe den freundlichen Rat zu geben, vom Tische des Herrn ferne zu bleiben, oder doch noch wenigstens damit zu warten. Ein solch freundlich gegebener Rat bringt eine Seele eher zur Selbsterkenntnis, denn ein gesetzliches Abweisen und schroffes Drängen zum Fernebleiben. Wäre freilich diese so nachahmenswerte Sitte allgemeine Regel in jeder Gemeinde, so wäre viel gewonnen. Aber es wird mit ihrer Einführung eben gehen, wie mit dem in der Agende verlangten Knieen beim Sündenbekenntnis im Beichtgottesdienst. Hätte man, wenn nicht lauter, so doch zum größten Teil wenigstens, erweckte, lebendige Glieder in der Gemeinde, dann verstände sich die Sache von selbst; so aber wird es dem einzelnen Prediger überlassen werden müssen, ob er imstande ist, oder ob er es für ratsam hält, solches in der ihm anvertrauten Gemeinde einzuführen. Für jeden Fall aber kann man im Beichtgottesdienst der Abendmahlsgemeinde ins Angesicht sehen, also daß man hernach nicht bloß die Kommunionsgemeinde im ganzen, sondern auch einzelne besonders im Gebet vor Gott kann bringen und sie ihm an sein Vaterherz legen und seiner Huld und Gnade befehlen. Das gibt reichen Trost und tiefen Frieden, und wer es übt, weiß nichts zu klagen über den Mangel an kirchlicher Zucht.

Ein wenig anders liegt die Sache beim Ausschluß aus der Gemeinde. Hat nach der Anweisung des Herrn alle Ermahnung nichts ausgerichtet, ist der Sünder auch vor versammelter Gemeinde hartnäckig und unbußfertig geblieben, so ist der Ausschluß auf Befehl Jesu Christi, als des beleidigten Herrn und Hauptes der Gemeinde, zu vollziehen. Natürlich kommen hier nur schwere Ärgernisse und grobe Sünden in Betracht, wie sie Galater 5, 19—21 aufgezählt sind. Soll es aber beim Ausschluß aus der Gemeinde nicht bloß um die Vollziehung einer äußeren Form sich handeln, sondern um das eigentliche Wesen des Binde- und Löse-Schlüssels, um Gewährung oder Verweigerung des schon gehabten Anteils am Himmelreich, dann bleibt es eine offene Frage: wer hat diese Macht vom Herrn empfangen? An das kirchlich geordnete Predigtamt ist sie keineswegs gebunden, noch weniger an die

Person als Inhaber dieses Amtes! Oder hat die Gemeinde diese Macht? Schwerlich, denn bei der Mehrzahl der Gemeinden würde wohl das rechte Maß des Geistes zur Ausübung dieses Rechtes fehlen.

Ist das aber auch mannigfach so in einer Gemeinde, fühlen wir diesen so großen Mangel, ist so oft und viel der Tod im Topf, wo man Leben erwarten sollte, ist keine Fähigkeit da, geistliche Dinge auch geistlich zu richten, — den Stab über sie brechen dürfen wir nicht; zu verdammen haben wir auch da kein Recht. Ohne Zweifel, oft wird hier in brennendem Eifer weit, weit hinausgegangen über die Schranke, die durch Sünderliebe gezogen ist! Während umgekehrt manche Gemeinde und manches Gemeindeglied mit mehr Geduld und Nachsicht des Seelsorgers Schwächen trägt!

Was eine kirchliche Zucht im Sinne Jesu Christi allein möglich macht, das ist Leben aus Gott, als ihre Voraussetzung. Auf der Wiedergeburt allein baut sich das Reich Gottes auf. Wo sie vorhanden ist, da lösen alle kirchliche Fragen sich mit geringer Mühe, ja fast von selbst. Zugleich aber auch ist es das Ziel aller Predigt des Evangeliums, Leben aus Gott zu erzeugen, zu fördern und zu erhalten. Und so finden wir, daß die Verwirklichung evangelischer Kirchenzucht, vor allem aber die Voraussetzung, die jene möglich macht, zum größten Teil in den Händen derer liegt, die das Amt des Wortes haben. Wird so vielfach geklagt über den Mangel an Kirchenzucht, resp. über die Unmöglichkeit ihrer Ausführung, da wäre es einmal von allgemeinem Nutzen und Interesse, den Ursachen nachzuspüren, woher das kommt. Einige Fragen mögen uns hier erlaubt sein: Wird Gott an den Seelen anderer die Arbeit eines Menschen segnen, bei dem selbst das Werk der Gnade noch nicht begonnen hat? Wer kann andere zur Buße rufen, wenn er selbst noch nicht Buße gethan? Kann man Zucht üben an anderen Seelen, die Gott einem anvertraut zur Pflege, kann man sie fördern in ihrem Wachstum am inwendigen Menschen, wenn man selbst sein Seelenheil vernachlässigt und nicht acht hat auf sich selbst und nicht Zucht übt an sich selbst? Vom Achthaben auf sich selbst, hängt eben doch fast immer der Erfolg der Arbeit ab. Wie traurig, wenn ein Prediger unter der Kanzel verdirbt und zerstört durch Achtlosigkeit und Taktlosigkeit, was er auf derselben aufgebaut. Das sind Mißstände, die am ersten zu beseitigen wären. Und welche Einrichtung wäre dazu geeigneter, denn eben die da und dort schon in unserer Synode in Kraft getretene Visitation! Sie ist dazu berufen, vor allem auf den geistlichen Stand selbst das Augenmerk zu richten. Da dürfte es sich empfehlen, daß man junge, im Amte unerfahrene Brüder einer spezielleren Aufsicht unterstellt. Rat und Ermahnung kann man als solcher immer gebrauchen, und der Jünger von der rechten Art ist eben so froh und dankbar dafür, wie er sich freut über ein etwaiges Lob ohne Selbstüberhebung. Nur wer auf sich selbst acht hat, der wird auch imstande sein, acht zu haben auf die ganze Herde. Von des Visitators Tüchtigkeit aber wird es abhängen, ob die Visitation eine bloß

formelle und eben damit allermindestens eine unnütze Einrichtung sein und bleiben soll, oder ob durch sie bindende und lösende Mächte sich kund thun. Aber das ist der größte beklagenswerte Mangel, daß derartige Männer eben verhältnismäßig selten sind.

Durch alle Schwierigkeiten hindurch aber wird Sünderliebe uns den rechten Weg weisen. Liebe, die es nicht lassen kann, Seelen zu retten, wird überall dem einzelnen nahe kommen können. Wenn nur erst die Fittige des Geistes Gottes unseren Geist berührt und wir erst selbst den Lebenshauch des Ewigen verspürt haben an unseren Seelen, so wird es uns an Mitteln und Wegen nicht fehlen. Wahre Lebensgemeinschaft mit Gott und ein geheiligtes Gebetsleben werden uns tüchtig machen für das Amt des Bindens und Lösens, und anderes denn das ist nicht nötig. Die Kräfte der oberen Welt liegen uns ja so nahe, und dem Glauben sind sie verheißen.

Kirchliche Rundschau.

Mit dem Herannahen der Generalkonferenz der Bischöflichen Methodisten-Kirche (1896) erscheint auch wieder das Verlangen nach Aufhebung der auf fünf Jahre beschränkten Dienstzeit der Prediger. Die Generalkonferenz von 1892 hatte diese Grenze von drei auf fünf Jahre erweitert; aber dennoch sehen sich diejenigen, welche behaupteten, daß damit die Frage nach der Länge der Dienstzeit auf Jahrzehnte hinaus erledigt sei, getäuscht. Es ist auch ganz natürlich. Sind Gemeinde und Pastor fünf Jahre lang gut miteinander gestanden, so wird gerade so wenig oder noch weniger Geneigtheit zu einer Trennung vorhanden sein, als wenn diese Zeit bloß drei Jahre betragen hätte.

Im Durchschnitt der Dienstzeit würde allerdings die Beseitigung der Grenze schwerlich viel ändern, da die durchschnittliche Dienstzeit der Pastoren an einer Gemeinde in andern Denominationen, welche eine solche Beschränkung nicht kennen, auch etwa fünf Jahre beträgt, in manchen Denominationen sogar etwas weniger.

Die Farbenfrage in der Kirche, d. h. die Frage nach der Hautfarbe, taucht in den englischen Denominationen immer wieder auf. Es wird sogar bis ins Jahr 1847 zurückgegriffen, wo z. B. von den Presbyterianern beschlossen wurde, unabhängige Negerkirchen zu organisieren, die sich zu einer besonderen Denomination vereinigen sollten. Derselbe Plan wurde im Jahre 1869 von neuem gutgeheißen, aber nicht ausgeführt, und so haben sich die Negergemeinden als Teile der Presbyterianerkirche erhalten und nehmen Anteil an den synodalen Versammlungen. Es wird nun dieser Zustand von der einen Seite als ein gefährlicher erklärt, da jede politische oder kirchliche Partei, welche der Gemeinschaft der Rassen das Wort rede, ihre Glieder verlieren würde. — Auf der andern Seite wird auf den Widerspruch hingewiesen, der darin bestehe, daß man unter der schwarzen Bevölkerung Afrikas missioniere, um sie in die christliche Kirche zu bringen, während man die Schwarzen im eigenen Lande aus derselben hinausweise.

Auch in der Methodistenkirche ist diese Frage wieder zur Sprache gekommen. Den Anlaß dazu hat die Versammlung der Epworth Liga in Chattanooga gegeben, wo die Farbenlinie stillschweigend anerkannt wurde, „weil irgend ein Protest dagegen, außer wenn er von den Gliedern der südlichen

Methodistenkirche ausgegangen wäre, zu einer Trennung der Versammlung geführt hätte." Der Vorwurf, welcher den südlichen Methodisten dafür gemacht wird, daß sie es versäumt hätten, eine Anerkennung der Gleichheit aller Christen herbeizuführen, wird von denselben in der Form zurückgegeben, daß behauptet wird, man hätte sich den Verhältnissen im Süden in der Absicht gefügt, um, wo möglich, der Bischöflichen Methodistenkirche den Weg zu bahnen, sich unter der weißen Bevölkerung des Südens auszubreiten.

In einer neulich veröffentlichten statistischen Zusammenstellung werden die Anhänger der Hauptreligionen der Erde folgendermaßen gezählt: 500 Millionen Christen, nämlich: Protestanten 200 Millionen, römische Katholiken 195 Millionen, griechische Katholiken 105 Millionen. Mohammedaner werden 180 Millionen und Juden 8 Millionen gerechnet. Die übrige Bevölkerung der Erde wird auf 812 Millionen Heiden gerechnet. Die Summe der nichtchristlichen Völker wäre demnach 1000 Millionen.

Die Zahlen sollen auf den neusten und zuverlässigsten Angaben beruhen. Wenn sie richtig sind, so ist die von verschiedenen Statistikern vorausgesagte Überflügelung des römischen Katholizismus durch den Protestantismus etwa fünf bis zehn Jahre früher eingetreten, als man erwartet hatte.

Das Überwiegen der Zahl nach ist freilich das äußerlichste und, wo es nicht von einer entsprechenden Kraft getragen ist, hat es nur den Wert der trägen Masse. Das wird man vom Protestantismus bis jetzt aber noch nicht sagen können. Ebenso aber sind auch die römischen Katholiken in den protestantischen Ländern nichts weniger als eine bloße, träge Masse; ihre Rührigkeit ist oft eine größere als die der Protestanten. Immerhin aber ist, so viele politische Vorteile die unter einer Führung stehenden römischen Katholiken gegenüber den zerstreuten und zersplitterten Protestanten erlangen, doch die Möglichkeit in sehr weitem Felde, daß es Rom wieder gelingen werde, eine derartige politische, moralische und intellektuelle Herrschaft zu erlangen wie im Mittelalter.

„Die Verhandlungen zwischen dem Baseler Missionskomitee und den Vertretern der württembergischen Gemeinschaften, durch die der „Fall Kinzler" gütlich beigelegt werden sollte, haben zu keinem Ergebnis geführt, obgleich Missionsinspektor Oehler von Basel in Gemeinschaft mit Kinzler persönlich in Stuttgart erschienen war. Ein Bestreben, mit Basel kurzerhand zu brechen, trat wohl von keiner Seite hervor. Dagegen wurde den Baseler Abgesandten mit einer für diese sehr überraschenden Deutlichkeit zu erkennen gegeben, daß Kinzler nicht nur keinen Beruf gehabt habe, mit seiner vielbesprochenen Schrift hervorzutreten, sondern daß namentlich sein theologischer Standpunkt in den Kreisen des württembergischen Pietismus nicht den geringsten Beifall finde. Von irgendwelchem Friedensschluß konnte darum keine Rede sein. Man wird vielmehr der Wahrheit näher kommen, wenn man annimmt, die Verhandlungen, die ganz im geheimen, vor einem kleinen Kreis besonders Geladener geführt wurden, haben den Riß nicht geheilt, sondern eher noch vertieft. Dabei war es auffallenderweise nicht Institutslehrer Dieterich und sein Anhang, welche die schärfste Sprache führten. An die Spitze der Gegnerschaft traten vielmehr die Häupter der Michael Hahnschen Gemeinschaft, die eine ausführliche Denkschrift, in der sie sich gegen die Kinzlersche Bibelkritik verwahren, überreichten und zugleich die Erklärung abgaben, zwischen ihnen und Basel hänge ein schwarzer Trauerschleier, der zuerst hinweggeschafft werden müsse, wenn das alte Vertrauen wieder zurückkehren solle: Bei der straffen Organisation, welche die Hahnsche Gemeinschaft besitzt, ist ihre Stellungnahme sehr

bedeutungsvoll. Man darf darum gespannt sein, wie der Fall sich weiter entwickelt, und zwar nicht bloß um der Baseler Missionsgesellschaft willen, die aus dem ganzen Handel nicht ohne Schädigung hervorgehen dürfte, sondern auch im Blick auf das innerkirchliche Leben, das durch den „Fall Kinzler“ vielleicht tiefer gestört wird als durch den „Fall Schrempf.“ Denn hat dieser die eigentlich kirchlichen Kreise immer bloß als etwas Fremdartiges bewegt, das keine verwandte Saite in ihrer Mitte anschlug, so handelt es sich dort um eine Saat des Mißtrauens, die giftig emporwuchert und schließlich dahin ausreifen könnte, daß der ganze Stand der theologisch gebildeten Geistlichkeit in den Augen der frommen Laienwelt als verdächtig, ja als geächtet erscheint.“
(A. E. L. Kztg.)

Die Breslauer Lutheraner sind neuerdings mit dem Verlangen nach Aufhebung der Generalkonzession vom Jahre 1845 hervorgetreten und fordern, daß sie staatlicherseits als die lutherische Kirche Preußens anerkannt werden. Der preußische Landtag hat die betr. Petition der Regierung überwiesen, damit sie mit dem Kirchenkollegium in Breslau in Unterhandlungen trete. Die Petition verlangt dieselben Rechte für die Breslauer Freikirche, wie sie die Landeskirche hat, dagegen ist es nach den Berichten nicht klar zu erkennen, ob sie auch im juristischen Sinn als die lutherische Kirche in Preußen anerkannt werden will. Die Vertreter der Regierung erklärten, bei den betr. Verhandlungen des Abgeordnetenhauses, daß es die eigene Schuld der sog. Altlutheraner sei, wenn sie sich von der Landeskirche getrennt hätten, indem das lutherische Bekenntnis durch Einführung der Union weder geändert noch beseitigt worden sei. Wenn in der Petition hervorgehoben werde, daß es dem Oberkirchenkollegium in Breslau gar nicht auf einzelne Beschwerdepunkte, sondern auf die prinzipielle Rechtsfrage ankomme, so müsse die Staatsregierung auch ihrerseits ihren prinzipiellen Standpunkt festhalten. Das sei um so mehr berechtigt, als einerseits die Regierung sich nicht der Behauptung der Petenten anschließen könne, daß die Gemeinden innerhalb der Landeskirche ihr Bekenntnis aufgegeben hätten, andererseits aber die Altlutheraner sich selber wieder in zwei einander befehdende Parteien gespalten haben (Breslauer und Immanuelsynode), von denen jede beanspruche die lutherische Kirche zu sein.

Auch in Breklum ist der Plan einer theologischen Privatfakultät — wenn man es so nennen kann — aufgetaucht. Die Sache wäre dort um so leichter, als die Gebäude des 1893 geschlossenen Martineums dafür verwendbar wären. Es fehlt eigentlich nichts als die Dozenten und die staatliche Anerkennung. Diese letztere hätte darin zu bestehen, daß die bei einer solchen Fakultät gehörten Vorlesungen ebenso als Studienzeit angerechnet würden, als wenn sie auf einer staatlichen Universität gehört worden wären. Das Kultusministerium hat die Eingabe ablehnend beantwortet. Es ist in mancher Hinsicht schade, daß das Kultusministerium diesen Versuch nirgends gestattet; ebenso wie es auffallend ist, daß man gerade in Breklum ihn auch machen will. Dort hat man ja erfahren, wie schwierig es ist, auch nur ein Privatgymnasium ohne staatliche Unterstützung und Anerkennung zu erhalten. Nachdem man elf Jahre lang auf dieselbe gewartet und in dieser Erwartung etwa 150,000 Mark geopfert hatte, mußte man die Anstalt wieder eingehen lassen. Ob man eine theologische Privatfakultät, die schwerlich mit geringeren Kosten leistungsfähig gehalten werden könnte als das Gymnasium, auf die Länge erhalten könnte, nachdem die erste Begeisterung dafür verflogen ist, wäre unter diesen Umständen doch eine vorher zu überlegende Frage.

Die dänische Kirche ist in gewissem Sinne noch ganz lutherisch, aber deswegen bildet sie keineswegs auch geistig eine geschlossene Einheit, noch ist sie dadurch vor den Angriffen der römischen Kirche sicher. In Kopenhagen residiert schon seit zwei Jahren ein katholischer Bischof. Neben der Rührigkeit des Geistlichen wird besonders die freundliche Haltung der freidenkerischen Presse als Gründe dieses Fortschritts genannt. Daneben ist die Unwissenheit der Menge über die Ziele des Katholizismus und die ungeschickte Apologetik protestantischer Geistlichen ein wichtiges Moment. Alljährlich hält der Pariser Dominikanerpater Lange seine Fastenpredigten, die sich der größten Teilnahme erfreuen. Großes Aufsehen erregte der Übertritt des lutherischen Geistlichen grundtvigianistischer Richtung, Jensen, dem die Idee Grundtvigs, daß das apostolische Symbol aus Jesu Mund stamme, also die Grundtvigianer schon auf dem Boden der Tradition stünden, den Übertritt zu der Kirche der Tradition erleichterte.

Es sind in Dänemark drei Richtungen innerhalb der Landeskirche, die einander gegenüberstehen: Die „Hochkirchlichen," die „Grundtvigianer" und Anhänger der „Inneren Mission." Der gegenwärtige (an Ostern geweihte) Bischof Rördam von Seeland, ein gemäßigter Grundtvigianer, ist schon seit langen Jahren Präsident der „Bethesda Konferenz," welche zwischen diesen drei Richtungen ein freundliches Verhältnis herbeizuführen sucht. Auf der diesjährigen Versammlung der Konferenz wurden die drei Themata behandelt: 1. Die Konfirmation. 2. Die Diakonissensache. 3. Die Kirche und die soziale Frage. — Was den ersten Punkt betrifft, so gingen die Meinungen darüber auseinander, ob bei der Konfirmation ein Gelübde oder ein Bekenntnis gefordert werden solle. Auch verschiedene Reformvorschläge, die Konfirmation betreffend, wurden vorgebracht, aber ohne daß einer derselben allgemeine Zustimmung gefunden hätte. Dagegen scheint keiner der Anwesenden den Gedanken geltend gemacht zu haben, daß jedes christliche Bekenntnis der Natur der Sache nach ein Gelübde einschließt und ein Gelübde im christlichen Sinn nur die Gestalt ist, in welcher der Glaube im Willen des Christen sich ausprägt.

An den Verhandlungen über den dritten Punkt beteiligten sich auch zwei Führer der dänischen Sozialdemokraten. Von dem einen derselben wird ganz bestimmt berichtet, daß er ein entschiedener Christ sei, während der andere dem Christentum freundlich gegenüberstehen soll.

Die päpstliche Encyklika an das englische Volk findet natürlich bei den Ritualisten Entgegenkommen, wenn man sich gleich noch etwas vorsichtig äußert. Den Umstand, daß der Papst die Fragen, welche bei einer wirklichen Vereinigung mit Rom notwendig erledigt werden müßten, übergangen hat, deutet man natürlich im Sinn eines päpstlichen Entgegenkommens aus, während man in Rom sicher anders denkt und sich durch keinerlei Versprechungen binden will. So etwas schreibt man natürlicherweise auf ritualistischer Seite dem Papste nicht zu. Selbst aber wenn man wüßte, daß es so ist, so würden doch viele, denen die Vereinigung mit Rom über alles geht, eine solche reservatio mentalis ganz in Ordnung finden. (Vgl. Th. Ztsch. 1894, Seite 120.) Es wird deshalb auch als die entsprechende Antwort auf die päpstliche Encyklika folgende Maßregel empfohlen: „Auf die Aufforderung unserer Bischöfe hin sollte ganz England sich Tag für Tag und Sonntag für Sonntag zu dem Gebete vereinigen, daß er, der seiner Kirche den Frieden versprochen hat, ihr den Frieden und die Einigkeit verleihen möge, die ihm gefällig ist."

Praktische Maßregeln wollen die Ritualisten noch nicht ergreifen, denn sie wissen gut genug, daß dieses nur wieder den Übertritt einer Anzahl Ungeduldiger nach Rom und damit eine Schwächung der Ritualisten in der englischen Kirche zur Folge haben würde. Es warnt deshalb Athelstan Riley, ein Führer der streng-orthodoxen Richtung, vor Übereilung. „Die Leute — meint er — die jetzt die Gelegenheit benützen, um die ernsten Fragen der Lehre und Disziplin zu erörtern, die uns leider trennen, spielen uns bewußterweise in die Hände jener geheimen Feinde des Friedens, die sich zuerst bemühten, den Papst von seinem Vorhaben, an uns zu schreiben, abzubringen, und nun seinen Rat zu nichte zu machen versuchen. Laßt uns solchen Leuten klar machen, daß, so sehr wir uns auch nach völliger Einheit sehnen, ihre Verwirklichung nicht auf der Linie praktischer Tagespolitik liegt ....."

Es ist hiernach für jeden Einsichtigen klar, was man will: nämlich, um die Idee der allgemeinen Einheit in einem um so glänzenderen Lichte erscheinen zu lassen, sucht man alle die Fragen nach den Formen dieser Vereinigung, die einen Schatten auf den Schimmer der schönen Idee werfen können, vorläufig fernzuhalten. Aber einmal müssen sie doch angefaßt werden und dann mag die Enttäuschung um so größer sein.

Unter den Ritualisten treten so starke Neigungen zu Rom hervor, daß für einzelne Parochien der Übertritt zur päpstlichen Kirche nur noch eine Frage der Zeit scheint. Und zwar sind es nicht bloß einfache Geistliche, sondern auch Kirchenmänner, welche diese Bestrebungen fördern. Der Erzbischof von York, Dr. Maclagan, ernennt für seine Kirchenprovinz ziemlich ausschließlich Vertreter des Ritualismus. Einer dieser neu Ernannten, der Pfarrer für die S. Silas-Parochie in Hull, Rev. Baker, hat gleich nach seinem Antritt in seiner Gemeinde römische Marienverehrung eingeführt. Nach englischer Sitte ließ er an den Plätzen der Kirche Andachtsbücher auslegen, darunter auch ein katholisches Gebetbuch, in welchem den doch noch protestantischen Kirchgängern folgendes Gebet empfohlen wird: „Gegrüßt seist du Maria, du Holdselige, der Herr ist mit dir. Du bist gebenedeiet unter den Weibern. Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder jetzt und in der Stunde unseres Todes." An einer anderen Stelle heißt es: „Ich bekenne vor dem allmächtigen Gotte, der gebenedeiten Maria und allen Heiligen, daß ich gesündigt habe.... Darum flehe ich, daß die gebenedeite Maria und alle Heiligen zu Gott dem Herrn für mich bitten mögen." Es folgen dann Anweisungen für die Beichte, in denen es u. a. heißt: „Knie in der Kirche nieder, warte bis der Priester fertig und bereit ist, dann gehe zu ihm und sprich: Segne mich, Vater, denn ich habe gesündigt. Dann beichte ihm deine Sünden und danach sprich: Darum bitte ich die allerheiligste Maria, die Mutter Gottes, und Euch, mein Vater, daß ihr für mich betet zu Gott dem Herrn." Es folgen dann noch besondere Vorschriften für Marienandachten und Mariengebete; ferner wird gefordert, daß unmittelbar vor Beginn des Gottesdienstes die Kirchgänger vor einem in der Staatskirche sonst verbotenen Kruzifix oder Bilde Christi niederknieen und still für sich sprechen sollen: „Im Namen des Vaters rc."

Auf dem „Internationalen Katholikenkongreß" in Lissabon, welcher in den letzten Tagen des Juni stattfand, wurden Reden gehalten über den „Bankerott der Wissenschaft;" über die „Notwendigkeit der religiösen Orden;" über: „Das römische Papsttum ist der mächtigste Hebel des Fortschritts." Einige Kraftstellen lauteten wie folgt: „Die Päpste sind immer tugendhaft und demütig gewesen." „Ein einziges römisches Kloster hat mehr für die Zivilisation gethan, als die Universitäten von Cambridge und Oxford zusammen-

genommen." „Das päpstliche Rom war die zivilisierteste Stadt der Welt, da gab es keine Prostitution, keine Bettelei, keine Selbstmorde und keine Trunkenheit." Auf welcher Stufe der Kultur muß man sich doch in Portugal befinden!

Der Ruhm, den das Dissentertum und die Freikirchen gerne für sich in Anspruch nehmen, als ob in ihre Kreise weder der Zeitgeist eindringen noch Verweltlichung unter ihnen einreißen könne, läßt sich nicht immer und nicht überall behaupten. Wenigstens werden in England laute Klagen über Verweltlichung der Dissentergemeinden geführt. Sword and Trowel, das frühere Organ von Spurgeon, schreibt über diesen Punkt: Die Verweltlichung der Kirche ist „tiefgewurzelt." „Viele unserer Kirchen sind von dem leidenschaftlichen Verlangen nach weltlichem Amusement bis auf die Knochen durchseucht." Ein Geistlicher berichtet, er habe von einer Gemeinde einen Ruf erhalten. Unter dem elastischen Namen „Soziale Vereinigungen für Freunde" pflegte der Kirchenvorstand Karnevalnächte, Bälle, Liederabende mit komischen Gesängen und Trinkliedern bis spät in die Morgenstunde hinein abzuhalten, ab und zu sogar im Maskenanzuge. Man hielt Konzerte ab, in denen die jungen Leute im Negerkostüm auftraten und als Spezialartisten die letzten Neuigkeiten der Saison boten. Es werden noch andere und schlimmere Ausschreitungen gemeldet, aus denen hervorgeht, daß die Stellung eines treuen und gewissenhaften Pastors unter Weltkindern dieser Art, selbst wenn sie Baptisten sind, keine beneidenswerte sein kann. In derselben Richtung bewegen sich die Klagen, die auf der Julikonferenz der englischen Wesleyaner laut wurden. Dort steht das Missionswerk vor einer sehr bedenklichen Zukunft. Das Defizit ist seit sieben Jahren stetig gewachsen und hat in diesem Jahre eine noch nie dagewesene Höhe erreicht. Man sucht an allen Ecken und Enden nach Gründen dieser beklagenswerten Thatsache, vielleicht aber trifft der Sekretär, Dr. Jenkins, den Nagel auf den Kopf, der bei der erregten Debatte bemerkte, „niemals sei von den Gemeinden so sehr wie jetzt Geld in unverantwortlichen Mengen für persönliche Annehmlichkeiten und weltliche Vergnügungen verschwendet worden und zwar nicht bloß außerhalb, sondern vor allem innerhalb der wesleyanischen Kirche."

Über das allgemeine Verhältnis der Protestanten und Katholiken Frankreichs zu einander berichtet die M. Allg. Ztg. im Zusammenhange einer Schilderung des französischen Antisemitismus: „Was bezüglich der Juden zutrifft, paßt auch auf einen Teil der Protestanten und paßt vor allem seit mehreren Dezennien auf die nach Frankreich übergesiedelten und noch immer übersiedelnden Elsaß-Lothringer. Was zunächst die Protestanten anlangt, so sind diese vielfach gleich den Juden im Laufe der Zeit aus der deutschen Schweiz, dem deutschen Elsaß und aus Deutschland selbst zugewandert. Wohl zählt Frankreich selbst, namentlich Südfrankreich, von alter Zeit her einige Hunderttausend eingeborener Protestanten, Nachkommen der grauenhaft verfolgten, aber nicht ganz ausgerotteten und vertriebenen Hugenotten; dem starken protestantischen Zuzug aus der Fremde ist es jedoch zuzuschreiben, daß der Masse des Volkes der Protestantismus an sich als ein fremdes, namentlich deutsches Produkt gilt. Auch die Protestanten haben sich nun durch ihre größere, mindestens vielseitigere geistige Kultur, durch bedeutendere Energie, Strebsamkeit und Arbeitsamkeit eine Stellung im Lande, namentlich im Handel, in der Industrie und vielfach auch in den Wissenschaften erworben, die über das Durchschnittsmaß der katholischen Franzosen weit hinausgeht. Hier nur ein Beispiel. Die vielgenannte, vielgerühmte, aber auch vielgehaßte Pariser Haute-

Banque, und damit der Pariser Geldmarkt, sind, soweit sie nicht in den Händen der Juden sich befinden, nahezu ganz und gar in den Händen von Protestanten, und zwar derart, daß man sagen kann, Herren der Pariser Haute-Banque sind zu vier Zehnteln die Juden, zu fünf Zehnteln die Protestanten und nur zu einem Zehntel die Katholiken. Noch günstiger für die Protestanten stehen die Dinge bei der Großindustrie und der Großreederei. Dort tritt das jüdische Element mehr zurück, ohne daß das katholische deshalb an Terrain gewänne. Und wie in der Finanz, so geht es in der Verwaltung und im Richterstande zu; auch da finden wir das protestantische Element in einer zu der Gesamtzahl ganz unverhältnismäßigen Proportion vor. In der Armee ist das weniger der Fall; die Katholiken sind offenbar ebenso gute Soldaten wie die Protestanten. Und auch in der Pariser Gesellschaft treten die reichen und aristokratischen Protestanten weit bescheidener und weniger herausfordernd auf, als die jüdischen Börsenbarone mit und ohne Baronie. Trotzdem erklärt sich aus dem vorstehend Gesagten das vielfache Nebeneinanderherlaufen, ja Ineinandereingreifen der Antisemiten- und Antiprotestantenbewegung; beide Bewegungen sind, um das nochmals hervorzuheben, nationale, auch im nationalkatholischen Sinne."

Was die kirchlichen Verhältnisse der französischen Protestanten im besondern betrifft, so gibt die Chronik d. chr. Welt darüber folgende Übersicht:

Auf der allgemeinen Pastoralkonferenz, die im April in Paris getagt hat, ist wiederum über die Vereinigung der protestantischen Kirchen verhandelt worden, die sich dem Katholizismus gegenüber immer mehr als dringend notwendig erweist. Nachdem 1872 der Versuch, die reformierte und die lutherische Kirche zu verschmelzen, an dem Widerstande der Pariser Lutheraner (die meist aus dem Elsaß stammen, während die genuin-französischen Lutheraner von Montbéliard der Union nicht abgeneigt waren) gescheitert war, hat man seither mehrfach von einer Koföderation aller protestantischen Kirchen (mit Einschluß der freien Gemeinden, der Methodisten und Baptisten) gesprochen. Im Jahre 1890 ist eine Kommission mit dem Studium der Frage beauftragt worden. Jetzt ist die Sache wieder um einen Schritt weiter gerückt, und die Pastoralkonferenz hat sich für die Versammlung eines protestantischen Kongresses ausgesprochen, der sich alle drei oder vier Jahre versammeln würde. Doch soll der Vorschlag erst nochmals genau erwogen und erst das nächste Jahr zur Abstimmung und Ausführung vorgelegt werden.

Ein neues Gesangbuch ist von der offiziösen reformierten Synode herausgegeben worden. Seit zehn Jahren ist dies neue Gesangbuch in Arbeit und es bedeutet einen beträchtlichen Fortschritt. Es enthält auf 726 Seiten 300 Gesänge und wird so als das reichhaltigste und zugleich billigste aller bisherigen Gesangbücher bald die ältern verdrängen.

Die Angriffe auf den Protestantismus in Frankreich mehren sich. Die Pariser Presse, d. h. ein Teil davon, und nicht der geachtetste, aber leider der gelesenste, hört nicht auf, die Protestanten als schlechte Franzosen, Freunde des Auslands, als eine proselytenmachende und Nepotismus treibende Sekte zu verdächtigen. An der Spitze stehen die Lanterne, der Peuple française, besonders aber die nur von Verleumdung lebende antisemitische Libre Parole, die alles mit Kot bewirft. Auch der vornehme Figaro und andre monarchistische Blätter nehmen gelegentlich an dem Feldzuge teil. Besonders vorgeworfen wird dem Protestantismus, daß die englischen Missionare die Bevölkerung von Madagaskar gegen Frankreich aufgewiegelt hätten. Auch der erste protestantische Pfarrer, der nach Tonking geschickt worden ist, hat dort mit großem

Widerstande der Bevölkerung zu kämpfen gehabt. Man stellte ihn als Freund Englands, als geheimen Proselytenmacher und politisch gefährliche Persönlichkeit hin, sodaß er sich in öffentlicher Versammlung rechtfertigen mußte. Die Behörden machten erst Miene, dem Geschrei nachzugeben, haben sich jedoch schließlich auf Seite des angegriffenen Pfarrers gestellt und ihn zum besoldeten Geistlichen der Militärhospitäler ernannt.

Auch in Algerien wird der Protestantismus unaufhörlich angefochten. Zwar die religiös sehr indifferente Bevölkerung ist hier toleranter als irgendwo anders; auch die Beamten und Offiziere stellen sich meist außerordentlich freundlich zu den evangelischen Pfarrern. Allein die Presse hetzt unaufhörlich. Die Société Coligny, deren Zweck es ist, die Ansiedlung protestantischer Kolonisten in Gruppen zu fördern und so die protestantischen Auswanderer Frankreichs statt nach Amerika, nach Algerien zu lenken, wird der Proselytenmacherei beschuldigt und ist in der Abgeordnetenkammer hart angefochten, von der Regierung jedoch nicht nur verteidigt, sondern wegen der dem Lande geleisteten Dienste gelobt worden. — Besonders angegriffen werden jedoch die unter den Berbern und Kabylen thätigen englischen Methodisten.

In den französischen Kolonien ist ausländischen Missionaren alle Thätigkeit untersagt; nicht so in Algerien, das admininistrativ zu Frankreich zählt und keine Kolonie mehr ist. Hier ist die Missionsthätigkeit auch Ausländern unter gewissen Bedingungen und strenger Kontrolle gestattet. Der klerikale Chauvinismus sieht darin eine Gefahr für Algerien. Nun hat man bei einer neulich in der Provinz Algier verhafteten arabischen Räuberbande Patronen englischer Fabrikation gefunden; das gibt dem Übelwollen der Gegner des Protestantismus erwünschten Anlaß, die englischen Missionare der politischen Propaganda zu verdächtigen. Der Generalrat der Provinz Constantine hat denn auch folgende Resolution gefaßt: „... Überzeugt, daß die Sicherheit Algeriens durch die Arbeit der englischen Methodisten bedroht ist, fordert der Generalrat die öffentliche Gewalt auf, rasche und radikale Maßregeln zu ergreifen, um dem politischen Treiben ein Ende zu machen, das dazu dienen muß, unsern Einfluß und unsre legitime Herrschaft über die Eingebornen zu beeinträchtigen.“

Ebenso hat auf Antrieb einiger Fanatiker der Generalrat der Provinz Oran die Regierung aufgefordert, den landeskirchlichen Pfarrer von Mascara abzusetzen, da er ein Engländer sei. Diese Anschuldigungen sind lächerlich für den, der weiß, wie wenig Engländer gerade in Algerien sich aufhalten (abgesehen von den Winterkurgästen der Stadt Algier), und wie fest die französische Herrschaft gegründet und außer jeder Gefahr steht. Es scheint denn auch, daß die Regierung in Paris klarer sieht als die Generalräte. Bis jetzt hat sie überall große Umsicht und Weisheit gezeigt.

Belgien ist nicht bloß ein beinahe gänzlich katholisches, sondern seit längeren Jahren ein Land, in dem die Ultramontanen die Herrschaft haben. Trotzdem aber breitet sich der Protestantismus dort auch aus und die Übertritte zur evangelischen Konfession betragen jährlich etwa 600. Die Synode der Union der evangelisch-protestantischen Kirchen Belgiens hat dieses Jahr in Brüssel getagt. Die Union ist die ältere der beiden Gemeinschaften, welche den Protestantismus in Belgien vertreten. Neben ihr besteht noch die belgische Freikirche, die in vollständiger Unabhängigkeit vom belgischen Staat durch freiwillige Gaben und durch besondere Kollekt:n im In- und Auslande die Kosten ihres Unterhalts aufbringt. Während die belgische Freikirche sich hauptsächlich mit der eingeborenen Bevölkerung befaßt und das Evangelium unter Wallonen

und Flamländern verkündet, stützen sich die Kirchen der Union auch, und zwar recht beträchtlich, auf die eingewanderte Bevölkerung. So sind unter den 16 Gemeinden der Union vier rein deutsche Gemeinden, nämlich zwei in Antwerpen, eine in Brüssel, eine in Seraing. Deutscher Gottesdienst wird nebenbei auch in Lüttich und Verviers gehalten. Die Gemeinden der Union genießen staatliche Anerkennung und Unterstützung, unterliegen dafür auch einer staatlichen Kontrolle, die sich aber nur auf die materiellen Interessen erstreckt bei ausdrücklicher Anerkennung einer vollständigen Unabhängigkeit in Bezug auf Dogma und Moral. Einzige gemeinsame Grundlage des Glaubens ist für die Gemeinden der Union die heilige Schrift. Das Verhältnis der Gemeinden zueinander ist derart, daß statutenmäßig keine einzige Herrschaft oder Vorrang zu beanspruchen hat. Überall gleichmäßig geordnet ist die Verfassung der Gemeinden (Verwaltungsrat für die äußeren, Presbyterium für die geistlichen Angelegenheiten, Diakonat für die Armenpflege) und die Ernennung ihrer Geistlichen. In allen Stücken, die nicht durch die Statuten oder Verordnungen der Union festgelegt sind, besitzt jede Kirche Freiheit. — Die Union tritt alljährlich einmal in die Sichtbarkeit und Öffentlichkeit. Es geschieht das im Monat Juni, wo die Synode tagt. Auf der diesjährigen Synode wurden zwei wissenschaftliche Arbeiten über John Knox und über den Buddhismus vorgetragen und besprochen. Den breitesten Raum nahmen die Verhandlungen über innere Angelegenheiten in Anspruch, unter diesen besonders die wichtigen und schwierigen Fragen, welche sich aus der Evangelisationsarbeit der Union ergeben. Es besteht nämlich innerhalb der Kirchen der Union und im Zusammenhang mit diesen ein Evangelisationskomitee, das die zerstreuten Evangelischen da, wo keine staatlich anerkannte Gemeinde ist, zu sammeln und dadurch dem Evangelium zu erhalten sucht.

Der Ultramontanismus hat nur noch eine Stufe vor sich, die er ersteigen kann, nämlich, daß er dem Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes noch das von seiner Gottheit hinzufügt. Der neue Patriarch von Venedig, der erst nach langen Verhandlungen zwischen der italienischen Regierung und dem Vatikan ernannt worden ist, scheint nach seiner Antrittsrede schon auf diesem Wege zu sein. Er sagte u. a.: „Der Papst ist nicht nur der Stellvertreter Jesu Christi. Er ist Jesus Christus selber unter dem Schleier des Fleisches, der durch ein der Menschheit angehöriges Wesen sein Amt unter den Menschen fortsetzt. Spricht der Papst, — Jesus Christus ist es, der spricht. Lehrt der Papst, — es ist Jesus Christus, der lehrt. Teilt der heilige Vater Gnaden aus oder spricht er den Fluch aus, — Jesus Christus selbst spendet die Gnaden und spricht den Fluch. Daraus folgt also, daß nicht zu prüfen ist, wenn der Papst spricht, sondern einfach zu gehorchen; daß die Grenzen seiner Gebote nicht zu beschränken sind, um sie den Zwecken des Individuums anzupassen, dessen Gehorsam verlangt wird; daß kein Widerspruch gegen den erklärten Willen des Papstes gestattet ist oder ihm ein anderer Sinn unterlegt werden darf; daß keine Rechte irgend welcher Art gegen die Rechte des Papstes zu lehren und zu befehlen, geltend gemacht werden dürfen. Seine Entscheidungen sind nicht zu kritisieren, sondern zu befolgen. Durch göttliche Bestimmung müssen alle Menschen, wie hochstehend auch die Persönlichkeit sei, ob sie eine Krone trage oder mit dem Purpur bekleidet oder in heilige Gewänder gehüllt sei, alle müssen ihm unterthan sein, dem alle Dinge übergeben sind." Nachdem der Patriarch hierauf dem Volke für den ihm bereiteten Empfang gedankt hatte, erhob er seine Stimme und erklärte laut und bestimmt, daß er die Pflichten seines Amtes zu erfüllen gedenke, ohne irgend etwas von seinen Rechten auf-

zugeben oder sie unter irgend welchem Vorwand beeinträchtigen zu lassen; daß er mit fester Hand das ihm anvertraute Banner aufrecht halten werde und fest entschlossen sei, unter allen Umständen den Willen und die Befehle des Papstes auszuführen. „Die kräftigen Irrtümer," von welchen die Bibel redet, die der römischen Lehre und Kirche und der päpstlichen Unfehlbarkeit zu Grunde liegen, treten handgreiflich aus dieser Rede des neuen Patriarchen in Venedig hervor. Sollte er die ausgesprochenen Ansichten zur Richtschnur seines Handelns machen, so werden Konflikte mit der Regierung unausbleiblich sein. Eine starke Strömung für Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes tritt hier in Venedig und an anderen Orten hervor, welche berechtigten Widerspruch seitens der Regierung findet.

Am heiligen Grabe in Jerusalem kam es auch in diesem Jahre wieder zu einem Skandal. In die Grabeskirche teilen sich bekanntlich mehrere christliche Religionsgesellschaften mit Ausnahme der evangelischen. Alle Ostern wird das „heilige Feuer" angezündet, von welchem die Griechisch-Orthodoxen ihren aus Rußland zu Tausenden anwesenden Gläubigen gegenüber behaupten, daß es direkt vom Himmel herabkomme. Die bei diesem Anlaß in der Grabeskirche anwesende Menge steht dicht gedrängt stundenlang und ruft um Erscheinung des heiligen Feuers. Plötzlich leckt eine Flamme aus einer Öffnung des heiligen Grabes oder vielmehr aus dem über dem Grabe errichteten Bau hervor, und der Jubel des Haufens kennt keine Grenzen mehr. Jeder will der Erste sein, um sein Wachslicht an dem heiligen Feuer anzuzünden, denn diesem Glücklichen ist das Himmelreich gewiß. Fast alljährlich kommen bei diesem Anlaß Unglücksfälle vor, die Menschen erdrücken sich fast, und wer zu Falle kommt, kann sich unmöglich wieder aufrichten. Ehe nun das heilige Feuer angezündet wird oder „vom Himmel herabkommt," muß die Entsiegelung des heiligen Grabes stattfinden. Es war bisher üblich, daß diese Zeremonie vom griechisch-orthodoxen Patriarchen in Begleitung zweier armenischer Diakone ausgeführt wurde. Diesmal wollten die zum Streit stets aufgelegten Griechen die Begleitung der Armenier nicht dulden, und nach längeren Verhandlungen wurde versucht, den beiden funktionierenden armenischen Priestern den Weg zum heiligen Grabe zu verlegen. Diese aber hielten auf ihr Recht und erzwangen sich ihren Platz hinter dem griechischen Patriarchen. Plötzlich griffen die umstehenden griechischen Popen an, packten die armenischen Priester und zerrten sie an ihren langen Bärten zu Boden. Sofort griffen aber auch die anwesenden armenischen Priester handfest ein und es entwickelte sich vor dem heiligen Grabe eine große Kampfszene. Der Gouverneur hatte schon vorher mehr türkisches Militär in die Kirche verlegt, als dies sonst üblich ist. Man hörte ein Hornsignal, das Militär pflanzte die Bajonette auf. Da ertönte vom Gouverneur selbst der Befehl: „Bajonette ab!" wodurch jedenfalls viel Blutvergießen vermieden wurde, und der Angriff des Militärs erfolgte mit gewendetem Gewehr. Hageldicht fielen die Hiebe nach allen Seiten. Es gab viele Verletzte, und zwei armenische Priester wurden bewußtlos vom Platze getragen. Mit einigen Geistlichen, die durchaus nicht nachgeben wollten, wußten sich die Soldaten nicht anders zu helfen, als daß sie dieselben um den Leib faßten und sie über die Köpfe der anderen Personen hinweg hinausschleuderten. Auch der griechisch-orthodoxe Patriarch kam bei dem furchtbaren Tumult zu Boden. Plötzlich, als die Verwirrung und Aufregung aufs höchste gestiegen war und die Möglichkeit einer blutigen Lösung immer näher rückte, ertönte der Ruf: Das Feuer ist da. Der Streit ist vorbei, aller Streben geht jetzt nur dahin, mit den brennenden Kerzen das Freie zu erreichen.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $2.00.

23. Jahrg. St. Louis, Mo., Oktober 1895. No. 10.

Kindertaufe, Wiedergeburt und Bekehrung in ihrem Verhältnis zu einander.

Referat von P. H. Bender.

Über das Verhältnis der Kindertaufe, Wiedergeburt und Bekehrung zu einander gibt es viele und verschiedene Ansichten und Meinungen unter denen, die sich Christen nennen, und zwar deshalb, weil man einerseits, an die hergebrachten Kirchenlehren sich wendend, entweder zu viel oder zu wenig aus der Kindertaufe macht; andererseits weil man verschiedene Stellen aus der heiligen Schrift herausgriff, auf die man diejenige Meinung, die man vielleicht eben gerade vertreten w o l l t e, gründete und alle anderen auf die heilige Taufe bezüglichen Stellen beiseite schob oder sie den ersteren anzupassen suchte. Weil nun verschiedene Ansichten und Meinungen sich als allein richtig und schriftgemäß geltend zu machen suchten, so entstanden die allbekannten Spaltungen in der Kirche; und bis auf den heutigen Tag ist der gegenseitige konfessionelle Kampf noch nicht beendet und kann auch nicht beendet werden, wenn man nicht ohne Rücksicht auf die kirchlichen Sonderlehren ganz und voll in das Wort und den Geist der heiligen Schrift einzudringen versucht.

Bevor wir nun von der heutigestags üblichen Kindertaufe reden möchten, wollen wir zum besseren Verständnis derselben zurückgehen bis zur Einsetzung der christlichen Taufe durch Christus. Als der Herr Jesus sein Erlösungswerk vollbracht und im Begriff war, gen Himmel zu fahren und seinen Geist zu senden, da sprach er zu seinen Jüngern (Matth. 28, 19 u. 20 und Mark. 16, 16): „Gehet hin und machet mir zu Jüngern (Lehrschüler) alle Nationen, sie taufend in den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; sie lehrend, halten (bewahren), was ich euch befohlen (aufgetragen) habe. Wer glaubt und getauft wird, der wird gerettet werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammet werden."

Die erste Aufgabe der Jünger war also, dem Befehl ihres Herrn gemäß das „zu Jünger machen," und dieses Jünger Christi werden setzte voraus die allgemeinen Kenntnisse der Grundelemente des Christentums und ein gewisses Verlangen nach Rettung und innerem Frie-

den. Sobald diese Voraussetzung—und wenn auch noch in unvollkommenem Anfang — vorhanden war, konnte die Taufe stattfinden. Sie verpflichtete alsdann zum regelmäßigen Eintritt in die Schule und Erziehung des Herrn und zum Bleiben und Wachsen in ihm. Diese Ordnung finden wir auch in Mark. 16,16: Predigt, Glaube, Taufe, Rettung. Die Taufe steht also am Anfang und nicht am Schluß des Jüngerstandes. Sie setzt den aufrichtigen Wunsch voraus, für immer des Herrn Schüler zu werden, jedoch die genaue Einführung in den Glaubensgehorsam gegenüber der gesamten Offenbarung Gottes folgte erst nach.

Diese Lehre finden wir genau bestätigt durch die praktische Ausführung des Taufbefehls, mit welcher die Apostel gleich am Pfingstfest begannen, indem Petrus nach der Ausgießung des heiligen Geistes das Heil in Christo klar und kräftig verkündigte und alsdann aufforderte zur Buße und Taufe, welche auch nach V. 41 an denen, die das Wort mit Freuden annahmen und glaubten, vollzogen wurde. Und daß es alsdann auch an der noch weiteren, tieferen Einführung in die christliche Lehre und des christlichen Lebens nicht fehlte, zeigt Vers 42 (Sie blieben in der Apostel Lehre). Auch in Samaria (Apg. 8, 12 ff.), wo Philippus taufte; bei der Taufe des Kämmerers (Apg. 8, 26 ff.), des Paulus (Apg. 9, 17 ff.), des Kornelius (Apg. 10, 44 ff.), der Lydia (Apg. 16, 13 ff.), bei der Taufe der Korinther (Apg. 18, 8 ff.) sehen wir aus den betreffenden Stellen, daß der Taufe stets die Predigt, die Buße und der Glaube an den Tod und die Auferstehung Christi vorausging, daß nur Gläubiggewordene getauft wurden, und zwar empfingen sie nach Apg. 2, 38 die Taufe als Mittel der Sündenvergebung und Geistesempfahung. Zwar lesen wir Apg. 8, 15, daß die Gläubigen zu Samaria getauft wurden, ohne den heiligen Geist zu empfangen, und Apg. 10, 47 u. 48 heißt es, daß bei Kornelius der Geistesempfang der Wassertaufe vorausging. Hieraus ist zu ersehen, daß Wasser und Geist zeitlich getrennt sein können. Dies auffallende, scheinbare Abweichen von der bis dahin stattfindenden Regel war eben ein Zeugnis und Zeichen für die eigentliche rechte Ordnung, und Gottes Weisheit schickte es so, damit nicht etwa die Christen aus Mißverständnis dem Wasser zu viel beilegten, oder gar aus der äußerlichen Taufe so etwas machten wie die Juden aus ihrer Beschneidung.

Doch daß sich im allgemeinen der Geistesempfang mit der Taufe muß verknüpft haben, geht aus verschiedenen Stellen aus den Briefen hervor. So z. B. sagt Paulus Gal. 3, 27: „So viel euer getauft sind auf Christum, die haben Christum angezogen;" und Röm. 6, 3 u. 4: „Wisset ihr nicht, daß alle, die wir in Christum Jesum getauft sind, die sind in seinen Tod getauft? Wir sind also mit ihm begraben worden durch die Taufe in den Tod, damit, wie Christus durch die Herrlichkeit des Vaters von den Toten auferweckt worden ist, auch wir also in einem neuen Leben wandeln." Und Titus 3, 5 u. 6 sagt er: „Er hat uns nach seiner Barmherzigkeit selig gemacht durch das Bad der Wie-

dergeburt und Erneuerung des heiligen Geistes, welchen er reichlich über uns ausgegossen hat durch Jesum Christum, unsern Heiland." Bei denen also, die bei ihrer Taufe Christum im lebendigen Glauben ergriffen haben, war dieselbe ein Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des heiligen Geistes; denn indem jene Gläubigen getauft wurden in den Namen des dreeinigen Gottes, wurden sie in Christum verpflanzt und er in sie. Sie empfingen, wie die Rebe vom Weinstock, Lebenssaf und Lebenskraftt durch Christum, d. h. sie wurden teilhaftig der Kraft des Todes und der Kraft der Auferstehung Jesu Christi, daß sie dem alten Menschen nach absterben und auferstehen konnten zu einem neuen Leben. Die Wiedergeburt und Bekehrung fiel bei jenen Gläubigen mit dem Taufakt zusammen, indem bei ihrer Taufe eine ganz neue Schöpfung stattfand und ein neues geistliches Personenleben entstand; oder es kam wenigstens durch ihre Taufe bei ihnen zu einem Durchbruch und zur Entscheidung mit ihrem Christentum und Glaubensleben, weil der Taufbund solches forderte.

Zu solch gläubig Getauften nun sagten die Apostel alsdann nicht mehr: Ihr müßt von neuem geboren werden; sondern sie redeten von der Wiedergeburt als einer geschehenen Sache: (Jak. 1, 18: Er hat uns geboren etc.; 1 Petr. 1, 23: Als die da wiedergeboren sind etc.; 2 Kor. 5, 17: Ist jemand in Christo etc.) Auch sagten sie zu solchen nicht mehr: Bekehret euch! sondern: Ihr seid bekehrt etc. (1 Petr. 1, 25); denn ihr Gläubiggewordensein, ihr Übertritt vom Juden- und Heidentum zur Gemeinde Christi war die Bekehrung (Apg. 11, 21; 26, 18; 1 Thess. 1, 9).

Wie damals aber, so kann auch heute noch die Taufe, Wiedergeburt und Bekehrung zusammenfallen bei Erwachsenen, bei welchen obige Voraussetzungen und Bedingungen vorhanden sind.

Wenn wir nun gesehen haben, wie bei erwachsenen Gläubigen Taufe, Wiedergeburt und Bekehrung zusammenfallen können, so frägt es sich nun, wie es sich damit bei der Kindertaufe verhält. Aus bisher Gesagtem geht bereits hervor, daß bei unmündigen Kindern Taufe, Wiedergeburt und Bekehrung nicht in der Weise wie bei gläubig gewordenen Erwachsenen zusammen-, sondern zeitlich auseinanderfallen, weil bei *ihnen* das persönliche Bewußtsein und deshalb die Voraussetzungen und Bedingungen zur wirklichen, „*persönlichen*" Wiedergeburt und Bekehrung nicht vorhanden sind.

Indem wir nun im weiteren darlegen wollen, in welchem Verhältnis Kindertaufe, Wiedergeburt und Bekehrung zu einander stehen, wollen wir uns zunächst darüber klar werden, *welches das Verhältnis von Kindertaufe und Wiedergeburt* ist, indem wir 1) sehen wollen: Was göttlicherseits bei der Kindertaufe geschieht oder geschenkt wird und 2): Was menschlicherseits zu geschehen hat oder hinzukommen muß, wenn es zur wirklichen persönlichen Wiedergeburt kommen soll.

Was der dreieinige Gott durch das Sakrament der heiligen Taufe

einem Erwachsenen schenkt, das schenkt er durch seine freie Gnade auch einem Kinde. Er gibt einem Kinde nicht nur etwas von der Taufe, sondern die Taufe, und zwar nach Titus 3, 5 u. 6 als das Bad, d. h. als das Mittel der Wiedergeburt. Es wird dem Kinde bei seiner Taufe das neue Leben von dem dreieinigen Gott dargereicht. Oder: Es wird von seiten Gottes der Grund und Anfang gelegt zur Wiedergeburt. Dieses ist aber nicht die persönliche, vollendete Wiedergeburt, weil ein persönliches Bewußtsein beim Kinde nicht vorhanden, sondern es ist nur der Anfang der Wiedergeburt, der also nicht persönlich bewußt, wohl aber wesentlich dem Keime nach stattfindet. Wie aber in einem Kinde das ganze Leben und Wesen vorhanden, so ist auch von seiten Gottes alles geschenkt, was nötig ist, zur persönlichen Wiedergeburt und zum vollen, bewußten Glaubensleben zu gelangen. Indem das Kind getauft wird in den Namen des dreieinigen Gottes, wird es ihm geweiht zu seinem Eigentum. Es wird versetzt in die Gemeinschaft Gottes und der christlichen Kirche, in das Gebiet der Gnade, welches durch das Blut Jesu Christi vom Fluch befreit ist und wo der Geist Gottes seine Herrschaft hat. Die Kindertaufe kann somit auch das grundlegende Mittel zur Jüngerschaft Jesu Christi genannt werden. Die Kinder werden durch die Taufe gleichsam eingeschrieben in das Register der Lehrschüler Jesu und werden dadurch zu angehenden Jüngern gemacht. Sie werden versetzt in die Geschlechtslinie des zweiten Adams, haben Anteil an der Erlösung, sind berufen zu seiner ewigen Herrlichkeit und Seligkeit und stehen unter den Segensströmen des dreieinigen Gottes.

Welch eine Herablassung der unaussprechlichen Liebe und welch ein Empfangen der unermeßlichen Gnade Gottes findet statt bei der Erteilung und dem Empfang dieses heiligen Sakraments! Welch einen Trost und welch eine Freude gewährt doch dies heilige Sakrament allen Gläubigen, indem sie in den Anfechtungen dieses Lebens auf dasselbe zurückblicken dürfen als auf das Siegel, wodurch sie von Gott erwählt worden sind zu seinem Volk und Eigentum und berufen zu seiner ewigen Herrlichkeit.

Trost und Freude gewährt der Rückblick auf die heilige Taufe; aber freilich nicht, wenn man dieselbe ihrem Wert nach unterschätzt, oder sie gar zu einem Ruhekissen macht, indem man leichtfertg sündigt und denkt: Gott hat mich ja in der Taufe angenommen zu seinem Eigentum, ich muß selig werden, denn ich bin ja getauft. Wäre das der Fall, so könnte man nichts Besseres thun, als alles zu taufen und taufen zu lassen. Dann könnten wir den Missionaren in der Heidenwelt einfach sagen: Taufet nur, wen ihr könnt, denn die Taufe macht die Heiden schon selig.

In diesem Irrtum befinden sich leider viele, trotzdem es in der Schrift ausdrücklich heißt (Mark. 16, 16), daß die Taufe nicht allein, sondern Taufe und Glaube selig mache. Es ist deshalb zu verwerfen, wie es die katholische Kirche macht, besonders in China. Falsch ist es

auch, wenn man reformierter sein will als Calvin und die Kindertaufe als ein bloßes Zeichen und Pfand hinstellt, wobei die Wiedergeburt nur vorgebildet und für die Zukunft verheißen, nicht aber wirklich begründet wird. Aber auch das ist verkehrt, wenn man lutherischer sein will als Luther und sagt: Die Taufe ist die persönliche, wirkliche völlige Wiedergeburt, die Kinder werden dadurch sofort völlig in neue Menschen verwandelt. Dieses widerspricht nicht nur der Schriftlehre, sondern auch der Erfahrung. Wären die Kinder in der Taufe wirklich völlig wiedergeboren und hätten somit Geistestaufe empfangen; wären sie wirklich und thatsächlich mit Christo dem alten Menschen abgestorben und auferstanden zu einem neuen Leben, so müßte man doch auch erwarten können, daß die Wirkungen des heiligen Geistes (als: Abscheu und Trauer über die Sünde, herzliches Vertrauen auf Christi Versöhnungstod, herzliche Liebe zu Gott und kindliches, aber tiefes Verständnis für Christi Wort, inniges Gebetsleben, Eifer in der Bekehrung anderer) sich bei ihnen allen, sobald sie in der christlichen Lehre unterwiesen werden, zeigen würden. Allein, weil das in der Regel nicht der Fall ist, so beruft man sich darauf, daß man sagt: Sie sind eben aus der Taufgnade gefallen und haben die neue Natur wieder verloren. Aber da müßten doch die Kinder von diesem tiefen zweiten Sündenfall jedenfalls ein Bewußtsein haben? Und würde da die Kindertaufe nicht meist ihren Zweck verfehlen, und zwar ohne Wissen der getauften Kinder, die sich eines solchen Abfalls nicht bewußt sind? Wäre ein solch getauftes Kind nicht schuldiger vor Gott und könnte schwerer Gnade erlangen als ein ungetauftes, welches solche Gotteskindschaft und den Besitz einer neuen Natur noch nicht vergeudet hat! (Vgl. Hebr. 6, 4 u. 6; 10, 28 u. 29.) Wie können diejenigen, welche die Taufwiedergeburt der Kinder lehren, dennoch sagen, predigen und darauf dringen, daß die Menschen alle in Buße und Glauben an Christum erweckt, bekehrt und wiedergeboren werden müssen und sogar an die von ihnen selbst Getauften das ernste, Mark und Bein erschütternde Wort richten: Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen (Joh. 3, 3), wenn sie doch bei ihrer Taufe bereits völlig wiedergeboren worden sind! Könnte ein solch Getaufter nicht antworten: Ich bin bereits wiedergeboren worden bei meiner Taufe und brauche es nicht noch einmal zu werden?

Doch nicht nur die heilige Schrift lehrt es (Titus 3, 5 u. 6), sondern auch die Erfahrung bestätigt es, daß mit der Kindertaufe die Wiedergeburt keineswegs abgeschlossen, sondern nur von seiten Gottes begründet, d. i. als keimende Möglichkeit gesetzt ist, und daß es erst mit der Zeit zu einem Abschluß der wirklichen und persönlichen Wiedergeburt kommt, die dann ihre Vollendung erreicht, wenn für den Getauften sein Pfingsten kommt, wenn der heilige Geist das neue Bewußtsein in ihm gegründet hat und die Taufgnade in ihm verklärt. Oder wo ist ein lebendiger Geisteschrist, der nicht in der R e g e l erst in späteren (in den mündigen) Jahren auf dem Wege des göttlichen Wortes

und der selbständigen Glaubensbildung der Wiedergeburt ganz teilhaftig geworden ist? Und gehört zu denen nicht auch Dr. M. Luther! Wo sind hingegen die Früchte des Geistes (Gal. 5, 22) bei vielen bloß Getauften? Ja, wo sind sogar immer die Früchte bei den Getauften derer, die nur Erwachsene taufen und die Kindertaufe verwerfen, weil sie meinen, die Kinder seien dazu nicht reif und fähig und es sei wider die heilige Schrift?

Raum und Zeit gestatten nicht, diesen Irrtum eingehend zu beleuchten, wir wollen uns deshalb nur kurz fassen: Den Kindern die heilige Taufe abzusprechen, widerspricht nicht nur dem Geist und Sinn der heiligen Schrift, sondern auch der Praxis der christlichen Kirche von alters her. Schon die Worte des christlichen Taufbefehls: „Machet zu Jünger alle Völker, indem ihr sie taufet," erlauben nicht nur die Kindertaufe, sondern machen sie zur christlichen Pflicht. Was die Erwachsenen durch Buße, d. h. durch Sinnesänderung erst werden müssen, das sind die Kinder schon, solange sie durch das Weltärgernis noch nicht verdorben sind. Mark. 10, 13—16 spricht ihnen der Herr sein Himmelreich zu, weil sie ihrer kindlichen Unschuld und Anlage nach mit demselben in Verbindung stehen. Ja gerade sie stellt der Herr Matth. 18, 3 als Muster für die zum Himmelreich berufenen Erwachsenen hin. Wenn ihnen also der Herr das Höhere, das Himmelreich, zuspricht, ist es alsdann nicht ein Unrecht, ihnen das Geringere, die Taufe, zu verwehren!

Oder wollen jene Gegner der Kindertaufe mit ihrer Kindersegnung die Kindertaufe ersetzen, indem sie glauben, während sie ihnen die Hände auflegen, so sei es der Herr selbst, der seine Hände auflegt und segnet und sie dadurch seinem Gnadenbund einverleibt? Dann allerdings hätten sie ein neuerfundenes, eigenmächtig eingesetztes Sakrament, das ähnlich wäre der katholischen Priesterweihe — nämlich eine Kinderweihe.

Und was das Historische der Kindertaufe betrifft, so erscheint sie schon bei Irenäus (Schüler Polykarps, geb. 202) als bestehende Sitte. Origenes (geb. 185) und andere erklären sie als ein apostolisches Herkommen. Im ganzen christlichen Altertum findet sich dagegen kein Widerspruch außer von den Irrlehrern, die die Taufe überhaupt verwarfen. Selbst Tertullian (geb. II. Jahrh., gest. 220) widerstreitet nicht der Kindertaufe, sondern hält nur einen Aufschub derselben für nützlicher. Und auch während der kurzen Zeit, wo solch ein Taufaufschub vorhanden war, bestand jedoch die Sitte der Taufe kranker Kinder unbestritten fort. Kürz: Wenn also auch die heilige Schrift keinen direkten schriftlichen Auftrag dazu gibt, so geht doch aus dem Geist und Sinn der heil. Schrift deutlich hervor, daß es recht und pflichtgemäß ist, die Kinder christlicher Eltern zu taufen. Ferner: Wenn die Kindertaufe auch wirklich keine apostolische Sitte gewesen wäre, so ist sie doch schon in den ersten Generationen der Christen zur Sitte geworden.

Nachdem wir nun gesehen, was von seiten Gottes bei der Kindertaufe geschenkt wird und geschieht, was die Taufe ist und verleiht, so wollen wir nun zweitens sehen, was menschlicherseits zu geschehen hat oder zur Taufe hinzukommen muß, daß der Anfang der Wiedergeburt zu seinem Abschluß, d. h. daß es zu einer wirklichen, völligen, persönlichen Wiedergeburt kommt.

Was menschlicherseits zur Taufe hinzukommen muß, ist einerseits die Erziehung in der Zucht und Vermahnung zum Herrn von seiten derer, denen das Kind zur Pflege übergeben ist, andererseits der persönliche, selbständige Glaube des Kindes.

Würden die Kinder nach ihrer Taufe keinem andern Einfluß ausgesetzt als dem Einfluß des Geistes und der Gnade Gottes und einer echt christlichen Erziehung in Haus, Schule und Gemeinde, so würden und müßten sie sich nach und nach heranentwickeln zum Empfang des Geistes der Wiedergeburt, zur Geistestaufe, die, sobald der persönliche Glaube vorhanden wäre, stattfinden würde. Aber statt dessen sind die Kinder eben auch einem entgegengesetzten Einfluß ausgesetzt; denn: „Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch," sagt Christus. Mit der Geburt tritt das Kind in die sündige, versuchungsvolle Welt ein, die im argen liegt und über die das göttliche Verdammungsurteil ausgesprochen ist; ja die Kinder selbst bringen die alte, sündige Adamsnatur mit sich auf die Welt. Die Sünde sucht sie in Besitz zu nehmen und das, was Gott dem Kinde in seiner Taufe geschenkt hat, zu vernichten. Es befindet sich also in dem Kinde neben dem Zug und der Kraft des Geistes auch der Zug des Fleisches zur Sünde. Erwacht nun die Seele des Kindes zur Selbstbestimmung, so liegt es an ihr, für welchen dieser beiden in ihr wirkenden Züge sie sich nach und nach entscheidet. Entscheidet sie sich für den Zug des Geistes, von welchem sie zwar nicht bewältigt, aber doch sanft gelockt wird, und gewinnt derselbe die Oberhand gegenüber dem Zug des Fleisches, so entwickelt sich allmählich, und zwar je nach Energie der Treue des Kindes gegen die Taufgnade, der göttliche Keim der Wiedergeburt, und das geistliche Wesen wird geboren.

Dieses Werk des heiligen Geistes in den Kindern zu fördern, ist die Aufgabe und Arbeit der christlichen Erziehung. Und welch eine wichtige und heilige Aufgabe ist damit christlichen Eltern, Lehrern und Seelsorgern gestellt! Als Stellvertreter Gottes und Christi sollen sie das Werk seiner Hände ihm zuweisen. Ein Kind christlicher Eltern soll wachsen als ein unter der Bundesgnade des christlichen Hauses stehendes Christenkind. In frühester Jugend sollen sie es dem Herrn Jesu zuführen; es an seine Taufe, wo sie es ihm übergeben als sein Kind und Eigentum, erinnern; ihm die Liebe Jesu, womit er es an- und aufgenommen, vor Augen malen. In ihm durch einen gottseligen Wandel, durch ein Leben im Wort und Gebet und durch allerlei christliche Tugenden das Verlangen zu erwecken suchen, sich ebenfalls diesem Heiland mit Leib und Seele zu übergeben, und es ermuntern, Christum,

als seinem Heiland, zu vertrauen und im Glauben an ihn Gnade, Himmelshoffnung und Sterbensfreudigkeit zu haben.

Solche Christenkinder nun, die eine solche Erziehung genießen und von frühe an dem Zug des Vaters im Himmel folgen, früh von Herzen zu Jesu beten und ihn lieben, sich trotz mancher Strauchlungen nicht in vorsätzlichen Sünden absichtlich von ihm lossagen, wachsen meistens, wie in die bewußte Elternliebe, so in die bewußte Gnade und Liebe Christi allmählich hinein, und es ist bei ihnen auch nicht notwendig, eine zeitlich bestimmte und zur bestimmten Zeit im Bewußtsein vor sich gehende Wiedergeburt zu erwarten. Aber auch solche haben noch nötig, daß ihnen gepredigt wird und sie gelehrt werden: Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch, und was vom Geist geboren ist, das ist Geist; daß also nur durch die Wiedergeburt aus Wasser und „Geist" durch den Glauben an Jesum Christum der Mensch ins Himmelreich kommt. Dadurch werden sie zur Selbstprüfung und zur persönlichen, freien Willensentscheidung, zur völligen Lebenshingabe an Christum und zum persönlichen, bewußten Leben in Christo gebracht; sie werden bewahrt, daß sie nicht in einem schwächlichen Naturchristentum hängen bleiben.

Solch frühzeitige Entwicklung zur neuen Kreatur kommt wegen des großen Mangels an solch treuer Erziehung, wegen des tiefen Verfalls der Kirche, wegen des so vielfach abhanden gekommenen echten Familien- und Gemeindelebens, wegen des verbreiteten Unglaubens und des Erkaltens der Liebe leider nur in seltenen Fällen vor. Daß es aber solche Fälle gab und noch heutigestags gibt, bestätigt die Geschichte und Erfahrung [Spener, Zinzendorf, dessen Töchterlein Theodora]. Jedoch es sollte bei einem jeden Kinde dazukommen wenigstens bei seiner Konfirmation, wo zu der Wassertaufe die Geistestaufe hinzukommen sollte. Die Konfirmation sollte das Pfingstfest sein für die getauften und im christlichen Glauben unterwiesenen Kinder, an welchem dieselben mit Glauben im Herzen und Bekenntnis im Munde als selbständige Jünger Christi sich entscheiden sollten für ihren Herrn. Doch leider kann die Konfirmation, die ohnedies nach herrschender Sitte bei den meisten zu früh und vor den Jahren der Reife geschieht, wegen der so häufigen mangelhaften Erziehung und dem ärgerniserregenden Vorbild und Umgang in den wenigsten Fällen das werden, was sie werden sollte, und es ist deshalb leider nur zu oft bei manchen trotz eines guten und treuen Unterrichts eine äußere, kraftlose Handlung und gibt höchstens wiederum vielleicht nur einen vorbereitenden Anfang, der seine Vollendung erst später findet, wenn der Getaufte und Konfirmierte, durch die Predigt des Wortes Gottes erweckt, sich endlich rechtschaffen bekehrt und die Gnade, die ihm längst bereitet und nahe gebracht war, bußfertig und gläubig ergreift.

Ja die Erfahrung bestätigt es sogar, daß bei vielen Kindern der Zug des Fleisches die Oberhand gewinnt, wodurch alsdann der Zug des Geistes immer mehr zurückgedrängt oder zuletzt verdrängt wird,

und statt daß sich der göttliche Keim zur Wiedergeburt entfaltet, verkümmert er und hauptsächlich deshalb, weil nebst der bösen und verderblichen Umgebung, deren manche Kinder ausgesetzt, manche Eltern sogar der Wirkung des Geistes Gottes in ihren Kindern entgegenstehen: durch ihr schlechtes Vorbild, durch unbedachtes, sündliches Reden, durch unchristliches Handeln und Wandeln, durch Lauheit und Trägheit in ihrem Christentum. Viele Kinder sehen und hören jahraus, jahrein nichts als ein Geizen und Schachern, ein Rennen und Jagen nach zeitlichen Gütern, nach Vergnügen und sündlichen Lustbarkeiten. In wie viele Kinderherzen wird der Unglaube eingepflanzt von Haus aus! Wie manche Eltern, die gewohnheitsmäßig ihre Kinder zur heiligen Taufe gebracht, scheuen Zeit, Geld und Mühe, um ihren Kindern christliche Schule und Unterricht in Gottes Wort zukommen zu lassen! Von wie vielen Eltern wird darum der Herr einst die durch ihre Schuld verlorenen Seelen der Kinder fordern!

Was Wunder aber, wenn unter solchen Umständen die Taufe ihren eigentlichen Wert verliert! Was Wunder, wenn auch die guten Eindrücke, die solch ein Kind vielleicht in der Schule und Sonntagschule u. s. w. erhält, meist wieder verwischt und Tausende und aber Tausende vom Strom des Verderbens dahingerissen werden, ihrem Gott, ihrer Kirche, dem Wort Gottes und Gebet den Rücken kehren, in böse Gesellschaften, auf Sünden- und Lasterwege geraten und sich also ins Elend und Verderben stürzen, wie der verlorene Sohn im Gleichnis!

Alle diejenigen aber, die also die in der heiligen Taufe empfangene Gnade vernachlässigt oder für nichts geachtet und verleugnet und den treuen Bundesgott verlassen haben und auf sündliche Abwege geraten sind, müssen, wenn sie selig werden wollen, sich nicht noch einmal taufen lassen, sondern sich bekehren, reuemütig umkehren, wie der verlorene Sohn im Gleichnis zum Vater, der seinen Bund mit seinen abtrünnig gewordenen Kindern noch nicht aufgehoben und vergessen hat, sondern noch daran festhält und in rettender Liebe, in Geduld und Langmut wartet auf ihre reuemütige Umkehr, daß er ihnen gnädig sei und ihre Sünden vergebe.

Hierauf kämen wir nun zu sprechen auf die Bekehrung oder Umkehr selbst.

Urheber der Bekehrung ist die Gnade Gottes, der heilige Geist, der dem Verirrten und Verlorenen nachgeht, um ihn zu retten und selig zu machen. Unter den Mitteln, deren sich der heilige Geist zur Rettung der Sünder bedient, steht obenan das Wort Gottes, die Predigt des Heils in Christo Jesu, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, wodurch der Geist Gottes die Sünder aufzurütteln und aufzuwecken und sie durch den Ruf der Gnade Gottes, Apg. 3, 19: „So thut nun Buße und bekehret euch, daß eure Sünden ausgetilgt werden," zur Umkehr von dem breiten Weg des Verderbens und zur gläubigen Hingabe an Christum zu bringen sucht.

Aber trotzdem dieser Ruf der Gnade Gottes zuweilen gewaltig und ernst an den Sünder herankommt, so kann derselbe kraft seines eigenen

Willens seine Bekehrung dennoch aufschieben (Luk. 13, 6—9, Feigenbaum) oder diese dargebotene Gnade, die ihm auch zugleich die Kraft zur Umkehr verleihen würde, von sich weisen und sein Herz gegen dieselbe verstocken (Matth. 23, 37, Jerusalem ꝛc.). Ferner kann es bei dem einen oder andern statt zu einer gründlichen Umkehr, bloß zu einer Erweckung, zu einer oberflächlichen, unbeständigen Gefühls- oder Verstandesbekehrung kommen, wo der Betreffende, weil er sich in einem schwärmerischen Thun und Treiben befindet, leider gar oft für einen Bekehrten gehalten wird und sich selbst für einen solchen hält, während es ihm aber an einer wahrhaft innerlichen Umkehr und Willensbekehrung noch fehlt, da eben nur der alte Adam in ihm fromm geworden, nicht aber der neue Mensch in ihm geboren ist.

Eine gründliche Bekehrung findet daher nur da statt, wo dem Ruf der Gnade Gottes zur Buße und Umkehr wirklich und wahrhaftig Folge geleistet wird, d. h. wo der Sünder zur rechten Besinnung kommt, seinen verlorenen Zustand, seine Sünde und Verschuldung gegen seinen Gott recht erkennt und bekennt: Ich bin ein Sünder und habe Zorn und Ungnade, die Hölle, verdient; wo er ausrufen lernt: Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen! sprechen lernt wie der verlorene Sohn im Gleichnis: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir, ich bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße (Luk. 15, 18 u. 19); wo es ihn schmerzt und ihm leid thut, daß er seinen Gott also betrübt und die ewige am Kreuz für die Sünder sich verblutende Liebe so schmählich mißachtet, verachtet und mit Füßen getreten hat, und also zerknirscht und zerschlagen reuemütig flieht unters Kreuz auf Golgatha und spricht: Was du, o Herr, erduldet, das ist ja meine Last, ich hab es verschuldet, was du getragen hast; schau her, hier steh ich Armer, der Zorn verdienet hat; gib mir, o mein Erbarmer, den Anblick deiner Gnad. — Wer also in wahrer Buße den breiten Weg des Verderbens verläßt und sich gläubig hinwendet zu dem Gekreuzigten, in welchem die Sünde gerichtet, und zu dem Auferstandenen, in dem neues Leben erschienen ist, bei dem ist die Bekehrung eine gründliche, und er darf erfahren, was Gott in seinem Worte verheißen: „Ich, ich tilge deine Sünden! Wenn deine Sünden gleich blutrot wären, so sollen sie doch schneeweiß werden, und wenn sie sind wie Rosinfarbe, so sollen sie doch wie Wolle werden."

Seine Sünden werden ihm von Gott aus Gnaden um Christi willen vergeben, das Verdienst und die Gerechtigkeit Christi werden ihm zugerechnet und er wird aufgenommen in die Kindschaft Gottes.

Daraus folgt, daß jeder wahrhaft Bekehrte auch ein bestimmtes Bewußtsein seiner Bekehrung erlangen muß.

Falsch jedoch ist es, wenn man gewisserseits nur das als eine wirkliche Bekehrung will gelten lassen, die auf eine bestimmte Art und Weise, wie z. B. durch harten Bußkampf, und zu einer bestimmten und bewußten Zeit und Stunde stattgefunden hat. Wie verschieden die

Menschen durch die Gnade Gottes bekehrt werden oder sich bekehren, sehen wir an Paulus, am Kerkermeister zu Philippi, an Luther und andern.

Die Hauptsache ist nicht, wie und wann die Bekehrung stattgefunden, sondern daß man wahrhaft bekehrt ist.

Wie aber nun ein wirklich Wiedergeborener auch ein Bekehrter ist, so ist ein wahrhaft Bekehrter auch ein Wiedergeborener, ein neuer Mensch. Aber weder der Wiedergeborene noch der Bekehrte ist gleich auch ein vollendeter und vollkommener Christ, sondern er steht mit seiner Wiedergeburt und Bekehrung erst im Anfang des neuen Lebens, das sich immer mehr entwickeln und den ganzen Menschen durchdringen muß. Jeder Wiedergeborene muß wachsen in der Gnade und Erkenntnis Jesu Christi und heranreifen zum völligen Mannesalter in Christo. Jeder Bekehrte, der den breiten Weg verlassen und den schmalen betreten hat, muß weiter wandeln auf dem schmalen Weg des Lebens, muß nachjagen der Heiligung, ohne welche niemand wird Gott schauen. Für jeden Wiedergeborenen und Bekehrten gilt's zu beharren bis ans Ende, denn nur wer treu ist bis in den Tod, wird die Krone des Lebens empfangen.

Über Sorgen und Nichtsorgen.

Von D. Fr. Düsterdieck, Oberkonsistorialrat in Hannover.

(Aus der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft.)

Vielleicht erscheint mein Thema insofern bedenklich, als es zwei Gegenstände ankündigt, und zwar solche, die im vollsten Gegensatze zu einander stehen; aber die Rede von dem Nichtsorgen mit der von dem Sorgen zu verbinden, ist das edle Recht evangelischer Wahrheit. Die heilige Freiheit des Nichtsorgens ist ein wesentliches Stück der geistlichen Güetr, welche den Reichtum der Kinder Gottes ausmachen; die gottselige Sorglosigkeit mit ihrem der Welt unbekannten Frieden gehört zu dem Siege über die Welt, den der Glaube gewonnen hat. Die Schilderung der Sorge ist die Beschreibung einer Krankheit. Auch die Heiden haben die Krankheit, die sie aus eigener bitterer Erfahrung kannten, oft genug beschrieben und hoffnungslos beklagt. Die griechischen und römischen Weltweisen und Dichter reden von der finsteren Sorge, die wie ein Gespenst sich an den Menschen klammert, seine Thatkraft lähmt, seinen Schlaf verscheucht, seine Freude vergällt. Jene heidnischen Weltweisen und Dichter reden klagend von der Macht und Wirkung der Krankheit, aber sie kennen weder ein sicheres Heilmittel, noch das wahre Wesen und den tiefsten Grund des Leidens. Was ein deutscher Dichter in Beziehung auf die antike Würdigung des Schmerzes überhaupt gesagt hat, das gilt insbesondere auch in Beziehung auf die schmerzliche Sorge. In seinem „Savonarola" („Sämtliche Werke." Stuttgart 1885, III, 280) sagt Lenau:

Die Künste der Hellenen kannten
Nicht den Erlöser und sein Licht,
Drum scherzten sie so gern und nannten
Des Schmerzes tiefsten Abgrund nicht.

Daß sie am Schmerz, den sie zu trösten
Nicht wußten, mild vorüberführt,
Erkenn ich als der Zauber größten,
Womit uns die Antike rührt.

Ja, „vorüberführt," an den Schmerzen und Sorgen des Menschenlebens vorüberführt — wenn das im wirklichen Leben nur möglich wäre! Das letzte Wort dieses Vorüberführens heißt: Patet exitus, der Ausweg steht offen, du kannst die unerträgliche Last dieses elenden Lebens von dir werfen, wie Aias, der im Wahnsinn seine Heldenehre verloren hat, sich in sein Schwert stürzt, wie Herakles, der Göttersohn, die ungeheueren Schmerzen seines von dem Giftgewande zerfressenen Leibes in den Flammen des Scheiterhaufens zur Ruhe bringt.

Die Weltweisheit der alten Griechen, welche die Gedanken des natürlichen Menschen am reinsten ausgesprochen haben, verweist den Menschen an seine eigene Kraft. Wenn nun den Leiden, Schmerzen und Sorgen des Lebens gegenüber die eigene Kraft sich als unzureichend erweist, so bleibt nichts übrig als die trost- und hoffnungslose Verzweiflung, sei es, daß sie in der Weise des Selbstbetrugs sich darstellt, da man den Versuch macht, die Wirklichkeit des Leides und die Pein der Sorge und der Furcht hinwegzuleugnen und nur die Wahrheit des Genusses anzuerkennen; sei es, daß jene Verzweiflung sich in dem trotzigen, murrenden Erleiden des Unabänderlichen kundgibt, oder das wertlos geachtete Leben mit eigener Hand zerstört.

An diese heidnische Ohnmacht, welche ohne Rat und Hilfe, ohne Trost und Hoffnung den Schmerzen und Sorgen des Lebens gegenübersteht, erinnere ich deshalb, um das ganze Gewicht des Urteils, welches der Herr über die gottlose Sorge gesprochen hat, fühlbar zu machen. Das Sorgen, hat er gesagt, ist heidnisch. „Ihr sollt nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? Nach solchem allen trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr das alles bedürfet" (Matth. 6, 31 fg.). Dies Wort des Herrn ist wie das warme Sonnenlicht, das die dunklen Wolken zerteilt und alles mit Frieden und Freude erfüllt. Wie einfach, als ob es sich von selbst verstände, und zugleich mit welcher siegesgewissen Hoheit und königlichen Großartigkeit spricht er das Wort, das allem unseren Sorgen ein Ende macht: „Euer himmlischer Vater weiß, daß ihr das alles bedürfet!" Da thut sich auf einmal eine ganz neue, den sorgenden Heiden völlig verschlossene Welt auf. Euer Vater im Himmel sorgt für euch, darum braucht ihr nicht zu sorgen; der die Vögel unter dem Himmel nährt und die Lilien auf dem Felde kleidet, der weiß, daß ihr, seine Kinder, das alles bedürfet, und wird es euch geben.

Aber die Rede des Herrn gibt uns nicht nur das heilige Kindesrecht des Nichtsorgens, sondern sie enthält auch als Begründung seines

Verbotes der Sorge einen überaus tiefsinnigen Unterricht über das wahre Wesen und die eigentümliche Quelle derselben. Diesen Fingerzeigen müssen wir jetzt weiter nachgehen, um dann auch die mancherlei Erscheinungen der Sorge richtig würdigen zu können.

„Niemand," sagt er, „kann zween Herren dienen. Entweder er wird einen hassen und den anderen lieben, oder wird einem anhangen und den anderen verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon." Und an dieses Grundgesetz knüpft der Herr sein Verbot der Sorge mit einem „darum." „Darum sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für eueren Leib, was ihr anziehen werdet." Dann folgt die den sorgenden Kleinglauben beschämende Hinweisung auf die Vögel unter dem Himmel und die Lilien des Feldes, für welche der himmlische Vater sorgt, und die trostreiche Zusage der Versorgung für uns, seine Kinder. Den Unterricht des Herrn über das Wesen und die Quelle der Sorge entnehmen wir aus jenem „darum." Darum dürfen wir nicht sorgen, weil wir damit dem Mammon dienen und dem wahren, lebendigen Gott, unserem himmlischen Vater, den Rücken kehren würden. Der Mammon ist der Götze aller Güter und Genüsse, Ehren und Freuden dieser Welt. Weil nun aber das Wesen dieser Welt vergeht (1 Kor. 7, 31), weil die Welt vergeht mit ihrer Lust (1 Joh. 2, 17), weil die Ehre der Welt eitel ist (Gal. 3, 26), weil Motten und Rost die Schätze der Erde fressen und die Diebe danach graben und stehlen (Matth. 6, 19), deshalb muß alles, was Mammonsdienst heißt, den bitteren Sold der Sorge eintragen. Die Unsicherheit der Güter, an die ein Mensch sein Herz hängt, bringt mit unausweichlicher Notwendigkeit die peinliche Sorge mit sich; wer solche Güter hat, der sorgt in steter Furcht, sie zu verlieren, und wer sie begehrt, der sorgt in kleinmütigem Zweifel, ob sein Harren und Jagen den ersehnten Erfolg haben werde. Die Sorge blickt in die Zukunft — „was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?" und je ängstlicher und kleinmütiger die Sorge ist, desto weiter pflegt sie über den morgenden Tag hinauszugreifen und in dem Dunkel der Zukunft sich zu verlieren. Diese Richtung auf das Zukünftige hat die Sorge mit der Hoffnung gemein; aber welch ein Gegensatz zwischen der heidnischen Sorge, welche aus dem peinlichen Bewußtsein von der Unsicherheit aller weltlichen Güter entsteht, und dem kindlichen Gottvertrauen, der freudigen, friedevollen Hoffnung derer, welche in Christo Jesu den Zugang zu dem Vater im Himmel gefunden haben! Wir können das Urteil des Herrn über das heidnische Wesen der Sorge mit einem Worte seines Apostels erläutern, welcher von den Heiden gesagt hat (Eph. 2, 12), daß sie keine Hoffnung haben, und daß sie ohne Gott sind in der Welt. Das innerste, tiefste Wesen der Sorge ist die gottlose Hoffnungslosigkeit. Die Sorge ist im Vorausblick auf das, was die Zukunft bringen mag, das gerade Gegenteil der Hoffnung, deshalb ist die Sorge immer eine Erweisung des Unglaubens, wie andererseits die Hoffnung aus

dem Glauben erblüht. Deshalb kann die Sorge, solange sie dies bleibt, niemals im Gebete sich aussprechen, nicht einmal in Bitte und Flehen, geschweige denn im Loben und Danken. Ein von der Sorge gebundenes Herz kann nicht einmal das schon vorhandene Gut mit freudigem Danke würdigen; der trübe Blick in die Zukunft mit ihrer quälenden Unsicherheit, mit ihren vielleicht drohenden Gefahren verdirbt, verbittert das Urteil über die freundlichen Umstände der Gegenwart und verfälscht sogar die Erinnerung an früher empfangenen Segen. Dann folgt gar leicht aus der peinlichen Sorge das heimliche Murren wider Gott und der Neid und der Haß wider die Menschen. Die Sorge ist ein Stück der weltlichen Traurigkeit, welche den Tod wirkt (2 Kor. 7, 10). Sie ist eine Krankheit des inwendigen, geistlichen Menschen, welche um so gefährlicher ist, weil sie von den reinsten, zartesten Anliegen des Menschenlebens ihren Anlaß nehmen kann, weil sie die an sich selbst vollberechtigten, pflichtmäßigen Regungen, Wünsche und Bestrebungen des Herzens irreleitet und verkehrt, weil sie den blendenden Schein gewissenhafter Vorsicht, treuen Schaffens und Wirkens und aufopfernder Liebe annehmen, ja mit allen diesen edlen Zügen in enger Verbindung stehen kann. Das Krankhafte, das Sündliche der in solcher Weise auftretenden Sorge zeigt sich alsdann darin, daß jene an sich reinen, guten und zarten Anliegen und Verhältnisse in den Dienst des Mammons gerissen werden, d. h. daß der eigene Wille, das eigene Begehren zum obersten Gesetze gemacht wird, daß der eigene Wunsch des Herzens für den Verlauf der Dinge maßgebend sein soll, daß das Verlangen eigener menschlicher Liebe sich an die Stelle der hohen Gedanken und Wege Gottes setzen möchte, nicht aber in unbedingter Unterordnung unter Gottes guten, gnädigen Rat und Willen, nicht in kindlichem Vertrauen zu dem Vater im Himmel alles das hinnehmen will, was der Vater sendet und ordnet. In dem Augenblick, da unser Glaube unsicher darüber wird, ob Gottes Gedanken mit uns Gedanken des Leides oder des Friedens (Jer. 29, 11), ob seine Wege, wenn auch wunderlich, doch selig seien, in dem Augenblick beginnt die Hingebung an den Dienst des Mammon und damit die Sünde und die Qual der Sorge.

Je schmerzlicher die Krankheit ist und je leichter wir nach unserer Schwachheit ihr verfallen, desto ernstlicher werden wir nach einem sicheren Schutz- und Heilmittel fragen. Ein Wort der Warnung will ich zunächst gegen ein manchmal angepriesenes Heilmittel sagen, welches den Schaden nicht beseitigt, sondern eine Zeit lang trügerisch verdecken kann, aber in Wahrheit das Leiden steigert. Man sagt: Schlage dir die Sorgen aus dem Sinn, suche Vergnügungen, Genüsse, Erheiterungen, Zerstreuung. Dies letzte, die Zerstreuung, gilt in der Welt als der Inbegriff aller anzuratenden Hilfsmittel und ist doch in Wahrheit nicht nur das nutzloseste, sondern das gefährlichste. Nicht Zerstreuung, sondern Sammlung bedarf das arme, von Sorgen zerrissene Gemüt; nicht vielerlei, sondern Eines ist ihm not; nicht neue, immer

buntere, unruhige Verwirrung kann das verwirrte Herz zum Frieden bringen, sondern nur ein fester, sicherer Halt und Trost. Die Sorge geht in die Zerstreuung mit, vergiftet den Genuß und die Erheiterung, daraus ein friedevolles Herz neue Kraft und frischen Mut schöpfen würde, und so bringt der arme Sorgenträger von dem vergeblichen Versuche, seine Last los zu werden, nur eine bittere Täuschung, ein zweifach gereiztes Schmerzgefühl und einen gesteigerten Mißmut aus der Zerstreuung zurück.

Nein, nach dem, was wir zu Anfang aus dem Munde des Herrn selbst gehört haben, kann uns die Antwort auf die Frage nach dem sicheren Heilmittel wider die sündhafte Sorge nicht zweifelhaft sein. Nicht bei Mammon, in dessen Dienste wir der Sorge verfallen, nicht in der Welt und ihren Gütern, deren Unsicherheit die Sorge mit sich bringt, können wir Schirm und Schutz wider dieselbe finden, sondern allein bei Gott, bei dem Vater im Himmel, welcher weiß, was wir bedürfen und für uns sorgt. So haben auch die Apostel die trostreiche Unterweisung des Herrn verstanden und den Gemeinden der Gläubigen bezeugt. „Alle euere Sorge werfet auf ihn," sagt Petrus (1 Petr. 3, 7); „denn er sorgt für euch." Und Paulus schreibt an die Philipper (4, 6): „Sorget nicht, sondern in allen Dingen lasset euere Bitte im Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden." Sage niemand: das sind hohe, schöne Worte, aber es ist nicht möglich, das so zu thun. Unmögliches wird uns von dem Herrn und seinen Aposteln nicht zugemutet, und sicherlich wird uns nicht ein Trost und ein Beistand gezeigt, den wir nicht gewinnen könnten. Allerdings ist die heilige Sorglosigkeit eine Kunst, die nur im Glauben gelernt werden kann und in Geduld geübt werden muß; aber zu lernen ist diese Kunst. Ich kann es mir nicht versagen, dazu ein sprechendes Beispiel, ein edles Vorbild anzuführen. Ich habe einmal an dem Krankenlager und Sterbebette eines erprobten Christen gestanden, und unser Gespräch kam auf die Sorgen, zu denen der Leidende wohl Anlaß hatte. Da sagte er: „Meine Sorgen werfe ich auf Gott; dann bin ich sie los." Das Wort ist mir unvergeßlich geblieben. Es ist wie eine Denkmünze, aus dem reinsten Golde evangelischer Wahrheit geprägt.

Wollen wir der Sorgen los und ledig werden, so müssen wir die heilige, selige Kunst, sie allesamt und allezeit auf Gott zu werfen, lernen. Wie ist dies nun anzustellen? Es handelt sich um eine überaus wichtige, für unser ganzes Erdenleben bedeutungsvolle, ja in ihrem Wesen und ihrer Wirkung bis in die Ewigkeit hineinreichende Angelegenheit. Ich muß deshalb, um deutlich zu zeigen, wie wir die Tüchtigkeit des heiligen Nichtsorgens erlangen können, etwas weiter ausholen und daran zunächst erinnern, welche Gründung und welche Zielrichtung unser ganzes Leben mit allen seinen Erfahrungen hat. Hierbei habe ich noch einmal den Gegensatz zwischen der antiken und der christlichen Weltanschauung vor Augen zu stellen.

Bei den alten Griechen gab es eine Sage, die wir aus erschütternden Dichterwerken kennen. Dem Könige Laïos, so berichtet die Sage,

und seiner Gemahlin Jokaste war der Göttersspruch zuteil geworden, daß ihr Sohn, Ödipus wurde er nachher genannt, den eigenen Vater erschlagen und die eigene Mutter zur Ehe nehmen solle. Ja, wenn von dem unerbittlichen Schicksale einem hilflosen Menschenkinde ein so grauenvolles Angebinde in die Wiege gelegt wird, so muß sich für das ganze Haus eine Schlangenbrut von Sorgen ergeben, welche ohne Unterlaß an den gequälten Herzen nagen. Und das Leben voll Sorgen findet ein Ende mit Schrecken. Als Ödipus, so geht die Sage weiter, seinen Vater ohne ihn zu kennen erschlagen hat und dann Jokaste erfährt, wen sie zu ihrem anderen Gemahl genommen hat, ermordet sie sich selbst, und Ödipus sticht in der Verzweiflung sich die Augen aus, irrt wie ein Bettler umher und findet endlich als ein Opfer für Athen und als ein Unterpfand der künftigen Größe des Staates, da er die furchtbaren Thaten und Schicksale seines Lebens gebüßt und gesühnt hat, im Haine der Eumeniden seine Todesruhe.

Wollen wir von unserem christlichen Standpunkte aus das Elend dieser heidnischen, Sorgen und Tod bringenden Weltanschauung völlig würdigen und der von der Gnade Gottes uns gewährten heiligen Sorgenfreiheit, unseres Sieges über Welt und Tod in Freude gewiß werden, so müssen wir uns an das schon einmal angeführte Urteil des Apostels Paulus über die Heiden erinnern: „ohne Hoffnung und ohne Gott in der Welt“ (Eph. 2, 12); aber wir wollen jetzt auch hinzunehmen, was der Apostel zur Begründung dieses Urteils voranstellt: „ohne Christus, Fremde und außer der Bürgerschaft Israels und Fremde von den Testamenten der Verheißung, daher ihr keine Hoffnung hattet und waret ohne Gott in der Welt.“ Es ist, als wenn ein dunkler Wolkenschleier, der von der Erde bis an den Himmel reicht, weggerissen wird und eine ganz neue Welt, ein völlig anderes Licht des Lebens uns aufgeht. Jetzt hören wir nicht mehr den grausamen Schicksalsspruch eines unabwendbaren Verhängnisses, sondern Verheißungen des gnadenreichen Gottes, der mit seinen Menschenkindern in die Gemeinschaft eines Bundes, in den Verkehr der Liebe tritt; jetzt handelt es sich nicht darum, daß der einem feindlichen Schicksale überlieferte Mensch mit seiner eigenen unzureichenden Kraft einen hoffnungslosen Kampf mit finsteren Gewalten bestehen und seine Schuld mit ungeheuerer Selbstpeinigung abbüßen soll, um endlich in der Stille des Grabes das Ziel der Versöhnung zu finden, sondern für uns handelt es sich jetzt um eine von der heilsamen Gnade Gottes von Ewigkeit her vorbedachte, nach heiligem Rate von alters her vorbereitete und in der Fülle der Zeit ins Werk gesetzte Ordnung des Heils, voll Wahrheit und Leben, voll Frieden, Trost und Freude, um eine Ordnung des Heils, in welcher uns ohne unser eigenes Werk und Verdienst frei und umsonst der ganze Reichtum göttlicher Liebe angeboten, ein Leben, das den Tod überwunden hat, eingepflanzt und das Erbe einer zukünftigen Herrlichkeit, der dieser Zeit Leiden nicht wert ist (Röm. 8, 18), beigelegt wird. Jetzt hat unser ganzes Leben mit allem, das es bringen

mag, einen völlig anderen Grund, eine ganz neue Richtung. Der Bund der Verheißung, in welchem wir nun mit Gott stehen, hat die Versiegelung: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen" (Jes. 54, 10). Dieser Bund mit dem ganzen Reichtum seiner Güter und Verheißungen gehört uns und unseren Kindern. Auch uns wird von oben her ein Angebinde in die Wiege gelegt, aber das ist nicht ein erbarmungsloser Schicksalsspruch, der unsere Herzen mit Angst erfüllen müßte, sondern es ist die göttliche Zusage alles Heils und alles Segens in Zeit und Ewigkeit. Unser Luther hat wohl gewußt, warum er von der Taufe so hoch gehalten und so ernstlich ermahnt hat, daß wir zu unserem Troste unserer Taufe gedenken und uns von den Schmerzen und Sorgen des Lebens in die Taufe flüchten sollten. Die Taufe, die wir empfangen haben, ist nicht ein bloßes Wort der Verheißung, dessen wir um unserer Vergeßlichkeit, um unseres Unglaubens, um unserer Untreue willen wieder verlustig gehen können, sondern sie ist eine wirklich einmal an uns geschehene, unwiderrufliche, immer gültige, immer wirksame That Gottes an uns; sie ist die wahrhaftige Einsetzung in die Teilnahme an den Testamenten der Verheißung, die wirkliche Verleihung des Bürgerrechts im Himmel, die göttliche Annahme in das Kindesverhältnis und die von der unwandelbaren Treue Gottes gewährleistete Anwartschaft auf das ewige Erbteil der Gotteskinder, als der Miterben Christi. Und Gottes guter, gnädiger Wille geht nun dahin, daß sein einmal mit uns geschlossener Bund in unserem ganzen Leben fest bleibe, daß die ganze Fülle der Gnaden, welche in dem Bunde für uns beschlossen liegt, immer völliger sich entfalte, und daß jede Fügung unseres Lebens dazu dienen solle, daß wir dem seligen Ziele der Ewigkeit näher kommen.

Die Testamente der Verheißung umfassen nicht allein das geistliche, sondern auch das leibliche Leben der Kinder Gottes. Dem Abraham hat Gott einen leiblichen Sohn verheißen, gegeben und erhalten. Er hat ihm einen Samen, zahlreich wie die Sterne des Himmels, verheißen und gegeben. Er hat dem Volke des Alten Bundes das Land, wo Milch und Honig fließt, verheißen und gegeben. Und die Frommen des Alten Bundes haben davon Zeugnis gegeben, wie ihr Gott für sie gesorgt hat und sie selbst der Sorgen los und ledig sein könnten. „Ich bin jung gewesen und alt geworden," sagt David (Ps. 37, 25), „und ich habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach Brot gehen." „Es ist umsonst," so lautet Salomos Psalm im höheren Chor (Ps. 127, 2), „daß ihr frühe aufstehet und hernach lange sitzet und esset euer Brot mit Sorgen; denn seinen Freunden gibt er es schlafend." Ja, schlafend! Mit besonderer Zuversicht wollen wir, die Erben der Bundesverheißung, an einen solchen Spruch uns halten, wenn die Versuchung zu gottwidriger Sorge an uns herankommt. Es ist umsonst, es ist vergeblich, es ist thöricht, sagt der goldene Spruch, daß ihr sorget und euer Brot mit Sorgen esset; denn

Gott sorget für euch, sein Aufsehen bewahrt eueren Odem, sein Segen macht reich ohne Mühe, seinen Freunden gibt er es schlafend. Er gibt auch den Schlaf selbst, den friedevollen, den Kinderschlaf, den unsere thörichten Sorgen von unserem Lager scheuchen, und stellt seine Engel und ihre goldenen Waffen um unser Bett. Ja, seinen Freunden gibt er es schlafend — das ist eines der bedeutungsvollsten, freundlichsten Worte der heiligen Schrift. Den Schlaf gibt Gott als einen sanften Schleier über die Mühen und Ängste des Tages, als ein Gegengift wider die Leib und Seele zernagende Sorge; den stillen Frieden des Schlafes gibt er als eine Quelle jugendlichen Mutes und frischer Kraft; Tausenden seiner Freunde, die um das tägliche Brot sorgen möchten, gibt er den Schlaf als hilfreichen Ersatz und als eine Macht der Versöhnung, die vor Verzagen, vor Murren und vor Worten und Werken des Neides und des Hasses bewahrt. Das Wort „Seinen Freunden gibt er es schlafend" ist eine ganz eigentümliche, köstliche Auslegung und Anwendung von der trostreichen Grundwahrheit der göttlichen Reichsordnung, die wir aus dem Munde des Herrn vernommen haben: Euer himmlischer Vater weiß, daß ihr das alles bedürfet, und er wird es euch geben.

Aber des Herrn verheißungsvolles Wort wider die kleinmütige Sorge gibt uns auch noch einen besonderen Trost und eine ganz eigentümliche Hilfe. „Euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr ihn bittet" (Matth. 6, 8). Hiermit wehrt er dem sorgenvollen, ungeduldigen, stürmischen, eigenwilligen Bitten, das in vielen Worten und Klagen sich aussprechen mag, aber er gibt uns damit auch die Vollmacht, das selige Bundesrecht, daß wir in Gebet und Fürbitte alle unsere Anliegen vor Gott bringen und alle unsere Sorgen auf Gott werfen können. Nichts ist wesentlicher in der Gemeinschaft Gottes und seiner Kinder, als daß sie zu ihm reden und er sie hört. Der Mammon, aus dessen Dienst die Sorge stammt, hört nicht und redet nicht, die Götzen sind alle taub und stumm. Aber der das Ohr gepflanzt hat, der hört uns und will gebeten sein, während er mit Sorgen und mit Grämen sich gar nichts nehmen läßt. In den Testamenten der Verheißung, welche die Urkunden unserer Gotteskindschaft sind, ist unsere Vollmacht, in aller Angst und Not den Vater anzurufen, versiegelt, und die Verheißung, daß er uns erhören wird, gegeben. Und das ist das Großartige der göttlichen Zusage, daß wir in allen Dingen getrost und mit aller Zuversicht, wie die lieben Kinder ihren Vater, bitten dürfen. Auch die Bitte um das tägliche Brot steht im Vaterunser, und unsere Kirche hat recht, wenn sie mit dem Liede Paul Gerhardts uns singen lehrt:

Er hört das Seufzen deiner Seelen
Und des Herzens stilles Klagen,
Und was du keinem darfst erzählen,
Magst du Gott gar kühnlich sagen,
Er ist nicht fern, steht in der Mitten,
Hört bald und gern der Armen Bitten,
Gib dich zufrieden.

In den Nöten und Schmerzen des Lebens ist es uns schon ein lieber Trost und eine milde Erleichterung, wenn wir gegen ein vertrautes Menschenherz uns aussprechen können; die bloße Aufrichtigkeit der Teilnahme, die wir finden, die Wärme des Mitgefühls, welches ein Freund uns entgegenbringt, ist uns eine Hilfe und nimmt oft den Stachel aus unserer Wunde, auch wenn die befreundete Menschenhand die Wunde selbst nicht heilen kann. Welch eine unschätzbare Gnade, welch ein Schirm und Schutz in aller Not ist uns aber darin gegeben, daß wir den Vater im Himmel anrufen können, der uns gesagt hat: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie desselbigen vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen" (Jes. 49, 15). Der allezeit offene Zugang zu unserem Gott, die siegesfrohe Zuversicht, daß er im Namen Jesu uns immer erhört, daß er, der das ewige Heil in seinem Sohne uns geschenkt hat, auch unser bescheiden Teil im irdischen Leben uns geben werde: das ist die rechte Wehr und Waffe wider die Sorge; denn es ist die Abkehr von der Furcht und der Lust der Welt, die Freiheit von dem trügerischen Mammonsdienste; es ist die Hingebung in die treuen Hände Gottes, der heilige Gehorsam seines heiligen Dienstes.

Die Kunst des Betens haben denn auch die Genossen der Bürgerschaft Israels, des alten wie des neuen, allezeit fleißig geübt, und von vielen Gotteskindern wissen wir, daß sie dieselben meisterlich verstanden haben. Ich will wenigstens ein leuchtendes Beispiel in Erinnerung bringen. Als zur Zeit des frommen Königs Hiskia ein ungeheueres Heer der assyrischen Weltmacht die Stadt Jerusalem bedrängte und die siegreichen Feinde dem schutzlosen Könige einen Brief voll hoffärtiger Drohungen sandten, da hatte Hiskia wahrlich Grund und Anlaß zu sorgen. Er gedachte aber des Testaments der Verheißung und wandte sich hoffnungsvoll zu seinem Gott. Er ging in den Tempel und breitete wie vor den Augen Gottes den Brief des Assyriers aus und betete um die Hilfe aus der Höhe. Und in derselben Nacht fuhr aus der Engel des Herrn und schlug im Lager von Assyrien 185,000 Mann (2 Kön. 19, 14. 35). So hat Hiskia im Vertrauen zu seinem Gott die Sorge überwunden; dagegen sehen wir in dem Könige Ahas ein Beispiel hoffnungsloser Angst, weil er die göttliche Hilfe nicht erbitten wollte! Es begab sich (Jes. 7, 1 fg.), daß die Könige von Syrien und von Israel wider Jerusalem heraufzogen, konnten sie aber nicht gewinnen. Dennoch bebte dem gottlosen Ahas das Herz, wie die Bäume im Walde beben vom Winde; und selbst als der Prophet Jesaja ihm ein außerordentliches Zeichen und Unterpfand der göttlichen Hilfe anbot, verweigerte der König den Gehorsam des Glaubens, wandte sich ab von seinem Gott und Herrn und mußte deshalb in trostloser Sorge untergehen.

Aus den Testamenten von Verheißung, aus dem Bunde der Gnade, zu welchem Gott, unser Heiland, uns angenommen hat, aus dem uns verliehenen Bundesrechte kommt uns die fröhliche Hoffnung zu Gott,

das getroste Anrufen des Vaters im Himmel und deshalb die Überwindung der Welt mit ihren Schmerzen und Sorgen. Mit einem wahrhaft evangelischen Worte hat der Prophet Jesaja den Reichtum dieses Heils bezeugt, indem er spricht (Jes. 33, 24), kein Einwohner der Gottesstadt werde sagen: „Ich bin schwach; denn das Volk, so darinnen ist, wird Vergebung der Sünden haben.“ Die zaghafte Schwachheit, die schmerzenreiche, ruhelose Krankheit der Sorge ist eine wesentliche Wirkung des Todes, welcher der Sünde Sold ist (Röm. 6, 26), eine Frucht des Verderbens, die von dem Säen auf das Fleisch aufgeht (Gal. 6, 8), ein bitterer Lohn des Mammonsdienstes, wie wir zu Anfang von dem Herrn selbst gehört haben. Deshalb liegt die Grundquelle der heiligen Kraft und des frohen Mutes, damit wir die Sorgen überwinden, in der Gottesgnade der Vergebung der Sünde, in dem Frieden der Versöhnung. „Nun wir sind gerecht geworden durch den Glauben,“ schreibt der Apostel (Röm. 5, 1 fg), „so haben wir Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesum Christ, durch welchen wir auch einen Zugang haben zu dieser Gnade, darinnen wir stehen, und rühmen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, die Gott geben soll. Nicht allein aber das, sondern wir rühmen uns auch der Trübsal, dieweil wir wissen, daß Trübsal Geduld bringt, Geduld aber bringt Erfahrung, Erfahrung aber bringt Hoffnung, Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden.“ Dies ist eine Stufenfolge des Heils, in welcher kein Raum für die Pein der Sorge gelassen ist; das ist vielmehr das Wunderbare in dieser Gnadenordnung, daß von der Trübsal aus, welche für ein ungläubiges, unversöhntes, friedeleeres Herz die Ursache der schmerzlichen Sorge ist, ein immer steigender Reichtum geistlicher Güter sich darstellt, welcher selbst in der durch geduldige Erfahrung immer neu bewährten und gekräftigten Hoffnung sich entfaltet, also zu dem geraden Gegenteil der Sorge hinführt, und den völligen Sieg über alles ängstigende Leid dieser Zeit so sicher und mächtig einschließt, daß auch die Trübsal ein Anlaß des Rühmens werden kann. Gewiß, wir haben täglich in dieser Hochschule geistlicher Tapferkeit zu lernen und uns zu üben, aber wir stehen doch darin, und alle jene geistlichen Güter der Gerechtigkeit und des Friedens, der Geduld und der Hoffnung sind für uns vorhanden. Wenn wir im Gehorsam des Glaubens unter jene Ordnung der Gnade uns beugen und auf jenem Wege des Heils in aller Treue laufen, so werden wir immer völliger die heilige Weisheit gewinnen, in welcher wir die Thorheit der sündlichen Sorge überwinden. Für die Kinder Gottes, welche in Christo Jesu die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, den Frieden der Versöhnung gefunden haben, hat die Welt mit aller ihrer Lust und ihrem Leid eine ganz andere Gestalt angenommen. Jedes Gut, dessen Besitz uns erfreut und dessen Verlust uns mit Schmerz erfüllen würde, ist für die Kinder Gottes aus dem Bannkreise der die Sorge bringenden Unsicherheit entrückt, weil wir jedes Gut, auch das irdische, als eine Gabe Gottes haben, über welcher seine Hand allezeit schirmend und segnend

waltet. Nichts kann uns widerfahren, das nicht von seinem guten, gnädigen Willen geordnet wäre, und wenn wir in der Liebe Gottes bleiben, so muß alles uns zum Besten dienen. Niemals darf die Erwartung eines kommenden Leides uns mit kleinmütiger Sorge erfüllen, weil alles Leid der Kinder Gottes das Wesen und die Gestalt des Kreuzes hat; das Kreuz aber ist niemals das Zeichen der Sorge, sondern es ist, auch auf unseren Gräbern, das Zeichen des getrösteten Schmerzes, der siegesgewissen Hoffnung und der unvergänglichen Freude. Die vertrauensvolle Hingabe an Gott und die Abkehr von allem Mammonsdienste und von aller Weltliebe gibt uns auch gerade mit der sorgenfreien Sicherheit den frischen Mut und die freudige Thatkraft, den beängstigenden Verhältnissen und gefahrdrohenden Umständen mit hellem Auge und mit tapferer Hand zu begegnen und es wäre unevangelisch, wenn ich hiervon schwiege. Unsere heilige Sorglosigkeit ist nicht eine bequeme Träumerei und ein dumpfes Sinkenlassen der Hände. Die gewissenhafte Sorgfalt der Umsicht und Vorsicht, um von den uns anvertrauten Gütern Gefahr und Schaden fern zu halten, ist nicht sündhaftes Sorgen, sondern pflichtmäßige Treue eines klugen Haushalters. Der fürsorgende Fleiß, die vorbedenkende Weisheit, die schirmende Liebe sind nicht Erweisungen friedloser Sorge, sondern Werke der Arbeit, die nicht vergeblich ist in dem Herrn, und die wir gerade deshalb in seinem Namen ausrichten, weil wir sie ihm und seiner Gnade befehlen.

Hiermit bin ich zum Schlusse gelangt. Mein letztes Wort soll, wie es für einen evangelischen Geistlichen natürlich ist, ein apostolischer Spruch sein, der ein zusammenfassendes Zeugnis heilsamer Wahrheit bringt und einen herzlichen Segenswunsch in sich schließt: „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade" (Hebr. 13, 9).

Kirchliche Rundschau.

Die Zeit der Campmeetings ist wieder vorüber, und es gibt sogar unter den Gliedern der Denominationen, zu deren kirchlichem Leben diese Versammlungen gehören, Leute, die es für keinen Schaden ansehen würden, wenn die modernen Campmeetings überhaupt zu Ende wären. Der "Christian Observer," ein Presbyterianerblatt, sagt in Bezug auf eine solche, bei Louisville abgehaltene Versammtung: „In früheren Zeiten, als das Land noch spärlich besiedelt und die Kirchen noch schwer erreichbar waren, konnten die Versammlungen viel Gutes wirken. Ganze Familien legten ihre Arbeit und Sorgen beiseite und zogen in andächtigem Sinne nach dem allgemeinem Versammlungsplatz, um zwei Wochen oder gar mehr täglich am Gottesdienste teilzunehmen. Es gibt Gegenden, wo derartige Versammlungen jetzt noch gehalten und dazu benutzt werden, das Evangelium denen zu bringen, die es nötig haben, oder danach verlangen. Aber das sogenannte "Campmeeting" der Gegenwart ist eine ganz andere Veranstaltung. Es liegt gewöhnlich an einer Eisenbahn, so daß es für Trinker und Spieler und weltlich gesinnte

Leute, welche den Tag des Herrn in Zerstreuung und Belustigung zuzubringen wünschen, leicht erreichbar ist. Solch eine Versammlung ist in unserer Nachbarschaft abgehalten worden. Wir haben die Anzeige einer Eisenbahn, welche ihre Annehmlichkeiten schildert: „Schattige Gänge, elegante Bootfahrten, beste Gelegenheit zum Fischen, ein Schäkerdorf, lorbeergekrönte Hügel, ein unübertreffliches Landschaftsbild, ein ausgezeichnetes Mittagessen u. s. w." Zugleich wird aber auch Dr. Talmage angezeigt als das große Zugstück für die Sonntagsexkursionisten. Samstags und Sonntags werde er da sein und jeden Tag „eine von seinen wundervollen Predigten halten." Damit das Publikum längs der Eisenbahnlinie imstande sein werde, „den glänzenden Kanzelredner und Theologen zu hören, beehre sich die Bahnverwaltung, ermäßigte Raten für Samstag und Sonntag anzuzeigen."

Es wird dann des weiteren das Jahrmarktstreiben bei jener Versammlung geschildert, in welchem namentlich ein ladies' barber-shop einen hervorstechenden Zug bildete. Bei Erwähnung des Gerüchtes, daß Talmage als seinen Anteil an dem Profit des Unternehmens hundert Dollars erhalten habe, wird gesagt, wenn erst einmal ein so weltbekannter Presbyterianer wie Talmage für Bezahlung sich bereit finden lasse, die Leute zur systematischen Entheiligung des Sonntags zu ermutigen und auszubilden, dann sei es höchste Zeit, energisch dagegen zu protestieren.

Eine bisher unbekannte altchristliche Schrift in koptischer Sprache, die für die Geschichte der ältesten Schriftstellerei von Bedeutung ist, ist von Dr. Karl Schmidt in Kairo in der Bibliothek des Klosters zu Achmim, der alten Panopolis—derselben Bibliothek, der auch das Evangelium des Petrus, die Apokalypse des Elias entstammen und die von Maspero im Anfang der achtziger Jahre entdeckt wurde — aufgefunden und von Prof. Harnack der Berliner Akademie der Wissenschaften vorgelegt worden. Obwohl das Manuskript nicht ganz erhalten ist, Anfang und Schluß fehlen, und die Sprache große Schwierigkeiten macht, da eine eingehende Behandlung dieses Dialekts noch aussteht und sich eine Menge von unbekannten Wörtern, findet, deren Bedeutung erst nach der Veröffentlichung der gesamten Überreste studiert werden kann, glaubt Dr. Schmidt ein sicheres Verständnis des Inhalts erlangt zu haben. Die Schrift enthält Gespräche Jesu mit seinen Jüngern. Es sind kurze, rasch aufeinander folgende Fragen, die ebenso kurz von Jesu beantwortet werden. In diesen Gesprächen wird zunächst die Auferstehungsgeschichte Christi ausführlich berichtet und zwar in einer Weise, aus der erhellt, daß der Verfasser aus den evangelischen Berichten seine Erzählung mosaikartig zusammengearbeitet und, ähnlich wie der Verfasser des Petrus-Evangeliums, alles weiter ausgesponnen hat. Hieran schließen sich dann lange Erörterungen zwischen Jesu und den Jüngern über die Fleischesauferstehung. Die Absicht der ganzen Schrift ist, an dem Beispiel der Jünger vor den Ungläubigen, insbesondere den Gnostikern, welche die Fleischesauferstehung des Herrn geleugnet haben, zu warnen. Darum stehen die Jünger sowohl bei der Kunde von der Auferstehung Jesu, als auch bei den Erörterungen über die Fleischesauferstehung anfangs scheinbar auf Seiten der Gegner, bis ihre völlige Überführung erfolgt und so der Beweis der Wahrheit um so eindrucksvoller wird. Die Schrift gibt sich somit als ein altes apokryphes Sendschreiben der Apostel an die Gemeinden und zugleich als ein Erzeugnis der Gemeindeorthodoxie in der Kirche zu erkennen. Sie ist für die Geschichte der ältesten kirchlichen Schriftstellerei deshalb von hoher Bedeutung, weil sie, wie auch die Apokalypse des Petrus,

zeigt, daß die Kirche nicht überall der Versuchung zu widerstehen vermocht hat, den Gnostikern in der diesen geläufigen Art der Schriftstellerei zu folgen, daß sie sich vielmehr im Kampfe mit den Gegnern dazu gedrängt sah, ebenfalls zu der Geheimüberlieferung ihre Zuflucht zu nehmen und diese nach Art jener zu bearbeiten. Was das Alter der Schrift betrifft, so ist eine sichere Bestimmung unmöglich, solange sie nicht mit einer der uns dem Titel nach überlieferten altchristlichen Schriften identifiziert ist, doch ist es nicht wohl denkbar, daß das Werk nach 160 n. Chr. verfaßt ist.

Auch der Primas der anglikanischen Kirche hat sich neulich in einer Diözesanversammlung über die Vereinigung der christlichen Kirchen ausgesprochen. Man kann die Rede des Erzbischofs als eine indirekte Antwort auf die an das englische Volk gerichtete Encyklika ansehen. Der Erzbischof hat dem Papste von seinem und der Ritualisten Standpunkt aus beizukommen, verstanden. Er macht ihn einerseits darauf aufmerksam, daß er sich an die anglikanische Kirche, und nicht an die Bewohner Englands, wenden müsse, wenn er eine Vereinigung mit der ersteren suche. Sodann fällt es ihm nicht ein, dem Papste und den Ritualisten in Bezug auf ihre Unionspläne zu widersprechen; gerade umgekehrt; er entwickelt eine so kühne, weitgreifende Unionsidee, daß die Ritualisten förmlich davor erschrecken müssen, weil ihre Unionspläne sich gegenüber den Ideen des Bischofs von Canterbury doch recht ärmlich, um nicht zu sagen bettelhaft, ausnehmen.

Derselbe macht nämlich geltend, daß die Einheitsbestrebungen, wenn sie überhaupt einen realen Hintergrund haben, auch alle Kirchen des Ostens mit hineinziehen müssen und nicht minder alle nicht episkopalen Reformationskirchen. Schließlich komme auch noch der Islam als eine allerdings stark häretische, christliche Sekte mit in Frage. Wenn auch die Stellung Roms ein außerordentlich wichtiger Teil sei, so dürfe man doch die Bewegung nicht auf diese Einzelfrage beschränken. Rom habe zwar einst das ganze westliche Christentum in seinem Schoße gehabt, aber es habe sich unfähig gezeigt, die Völker alle festzuhalten, und man glaube auch in England zu wissen warum. Nun spreche man so viel von Wiedervereinigung mit Rom. Dabei übersehe man aber vollständig, daß das Haupt jener Kirche (der Papst) nur zum englischen Volk gesprochen hat, als ob es eine englische Kirche überhaupt nicht gebe. Die Existenz der Kirche von England, ihre Geschichte und ihre Ansprüche ignoriere er vollständig. Und er biete die Wiedervereinigung an mit einer glänzenden Reihe von Methoden der Religionsübungen und Belohnungen dafür [römische Bußübungen, priesterliche Absolution und Ablaß], die sich mit englischem nicht nur, sondern überhaupt mit germanischem Christentum schlechterdings nicht vertragen. Völker, welche, die Bibel in die Hand bekommen hätten, könnten schlechterdings nie zugeben, daß solche Dinge irgend welche Anziehungskraft für sie besitzen. Man bezweifle zwar die freundliche und aufrichtige Gesinnung nicht, welche zu gemeinsamem Gebete auffordere. Aber gerade diese beiden Eigenschaften zeigten recht deutlich, wie unzulänglich die Auffassung von Einheit sei, die in jenem Aufruf liege. „Wir sollen"—sagt der Erzbischof—„die mit schweren Opfern erkaufte Wahrheit beiseite setzen, an der wir hängen, und die wir für die notwendige Grundlage der Einheit halten; denn wir müssen dabei bleiben, daß Festigkeit und Dauer nur auf gemeinsame Anerkennung der Wahrheit gegründet werden können."

Es ist leicht begreiflich, daß Ritualisten von dieser Rede des englischen Primas nicht erbaut worden sind. Sie werfen ihm vor, daß er eine so schöne

Gelegenheit, dem Papste im rechten Sinne zu antworten, versäumt habe. Einer derselben sagt: „Der Papst apelliert an unser Herz, der Erzbischof an unsern Kopf. Gegenwärtig brauchen wir aber das erstere am nötigsten."

Der Mann hat im gewissen Sinne Recht. Denn, wenn man sich dem Papste unterwerfen will, dann braucht man seinen Kopf nicht und kann ihn nicht brauchen, und wenn man sich ihm unterworfen hat, darf man ihn nicht mehr brauchen.

Von einem andern dagegen wird der allerdings sehr kluge Vorschlag gemacht, den Verzicht des römischen Bischofs auf seine Primatsansprüche zur allerersten Bedingung jeder Annäherung zu machen. — „Sollte sich die Notwendigkeit eines sichtbaren Oberhauptes der Kirche herausstellen, so steht die Entscheidung darüber, wer das sein soll, noch aus. Jedenfalls hat der Papst von Natur durchaus keinen Anspruch darauf. Der Patriarch von Jerusalem würde viel höhere Ansprüche erheben können."

Wenn die Anglikaner an dieser Bedingung festhalten, dann brauchen sie sich allerdings über die übrigen Bedingungen einer Vereinigung mit Rom niemals die Köpfe zu zerbrechen. Denn der Papst wird erst dann auf einen solchen Vorschlag eingehen, wenn er nicht mehr Papst ist und nicht einmal den Schatten einer Aussicht hat, es je wieder zu werden.

Die Unionsbestrebungen der Kurie im Orient haben eine eigentümliche Frucht gebracht, der man die jesuitische Wurzel auf den ersten Blick anmerkt. Der Papst hatte ja den orientalischen Ritus für alle an Rom sich anschließenden Orientalen ausdrücklich sanktioniert und die Einführung des lateinischen Ritus bei den orientalischen Anhängern Roms mit kirchlichen Strafen bedroht. (Vgl. Th. Ztschr. 1895, Seite 96.) Sofort fingen die Sendlinge der römischen Propaganda an, die Messe nach griechischem Ritus zu halten, um auf diese Weise leichter Eingang und Anhang bei den Griechen zu finden. In Smyrna trafen drei von Rom gesandte Priester griechischer Abstammung ein, gingen ganz in der Kleidung der griechischen Priester und hielten die Messe in griechischer Sprache und nach griechischem Ritus; natürlich mit einigen kleinen römischen Verbesserungen des griechischen Textes. Nur mit den ungemein zahlreichen Zeremonien der Griechen waren sie nicht ganz auf dem Laufenden, und um sich in diesem Stück völlig auszubilden, sollen sie sich in die für jeden nichtorthodoxen Kleriker geschlossenen Altarräume der griechischen Kirchen eingeschlichen haben. Der Erzbischof von Smyrna war aber — wenn auch nicht unfehlbar — doch mindestens ebenso klug, wie der Papst. Er ist demselben in einem Hirtenbrief entgegengetreten, der an Schneidigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Außerdem ist das Schriftstück noch dadurch bemerkenswert, daß es zugleich auch den Protestantismus in gleicher Weise verdammt wie den Romanismus. Es war allerdings für den Erzbischof, der augenscheinlich den Protestantismus für eine Abart der römischen Kirche ansieht (er sagt: „des von der abendländischen Kirche ausgegangenen Protestantismus"), so sehr bequem, den Protestantismus jedesmal mit dem Papsttum zusammen zu nennen und so zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Der Hirtenbrief hat nach der Chron. d. christl. Welt folgenden Wortlaut:

„Hirtenrundschreiben an die gottesfürchtige Gemeinde der heiligen und orthodoxen apostolischen Kirche in Smyrna. Fromme Priester, wertgeschätzte Älteste und Oberste, geehrte Vorsteher der heiligen Kirchen und ihr übrigen gesegneten Christen alle unsrer heiligen und apostolischen Kirche in Smyrna, von uns geliebte Kinder in dem Herrn, Gnade sei mit euch und Friede von Gott und dem allherrschenden

Herrn! Euch allen ist es sicherlich bekannt, daß der jetzige Papst des alten Roms und das Haupt der abendländischen Kirche, die bereits vor neun Jahrhunderten von der orthodoxen katholischen und apostolischen Kirche Christi wegen der maßlosen päpstlichen Forderungen und der in jene eingeführten häretischen Dogmen getrennt ist, — nicht von wahrem Erkenntniseifer, sondern offenbar von Ruhmsucht getrieben — im verflossenen Jahre Encyklien herausgegeben hat, worin er die ihn nicht anerkennenden Völker des Morgenlandes und des Abendlandes zur Einigung mit ihm und zur Anerkennung seiner als des alleinigen Stellvertreters Christi auf Erden und des Hauptes der Kirche überhaupt auffordert. Dies ist aber wider die evangelische Lehre, die apostolischen Überlieferungen, die Verordnungen der von Gott zusammengeführten ökumenischen wie der örtlichen Synoden und überhaupt wider die Lehre aller heiligen Väter der morgen- und der abendländischen Kirche der neun ersten Jahrhunderte, auf denen die wahre und orthodoxe, katholische und apostolische morgenländische Kirche gegründet ist. Diese weist alle die Neuerungen und häretischen Gedanken der päpstlichen Kirche in betreff des Ausganges des heiligen Geistes auch vom Sohne, in betreff der Besprengung, der ungesäuerten Brote, der unbefleckten Empfängnis der Gottgebärerin, des Fegfeuers, der obersten Herrschergewalt und Unfehlbarkeit der Päpste und dergleichen zurück.

Papst Leo XIII. schreitet nun, statt sich auf die Worte seiner Encyklien zu beschränken, auch zu gewissen Thaten vor, um die Einfältigen zu täuschen, zu ganz unglaublichen und noch nicht dagewesenen Thaten, die er als Unfehlbarer und Sündenloser zu vertreten und für recht und gesetzmäßig zu halten wagt. Es befindet sich nämlich seit einigen Tagen in Smyrna ein gewisser Geistlicher, ein Archimandrit, vom Papst aus Rom gesandt, des Griechischen mächtig, mit Namen Arsenios, dieselbe Kopfbedeckung und Kleidung tragend wie unsre Priester, und begleitet von einem andern gleichgesinnten Priester und einem Diakon, die ebenfalls griechisch sprechen, mit der Absicht, eine eigne Proselytengemeinde und -Kirche zu gründen, wo er die Liturgie des göttlichen Chrysostomus auf griechisch halten will, die, wie allen bekannt, in der päpstlichen Kirche nicht in Gebrauch ist, mit der Absicht ferner, auf solche Weise die einfältigern Glieder unsrer heiligen smyrnensischen orthodoxen Kirche zu Proselyten zu machen. Zur Vorbereitung nun auf diesen proselytischen Zweck hat er begonnen, in den abendländischen Kirchen hierselbst die Liturgie des Chrysostomus auf griechisch zu halten, dadurch viele Neugierige herbeilockend, und hier und dort hingehend verschiedene unserer heiligen Kirchen zu besuchen und mit den Priestern zu sprechen. Es ist aber bekannt geworden, daß bei den von jenen (den römischen Sendlingen) gehaltenen Liturgien des Chrysostomus weder die ungesäuerten Brote des Judentums noch die Hostien fehlen, noch der zum heiligen Glaubensbekenntnis gemachte Zusatz „und von dem Sohne," obwohl dieser Zusatz der ausdrücklichen Lehre unsers Heilandes, des Gottmenschen Christus, widerspricht, der da sagt: „Wenn aber der Tröster kommen wird, den ich euch senden werde vom Vater, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, derselbe wird zeugen von mir," und die zweite heilige ökumenische Synode im Jahre 381 in Konstantinopel, die das Symbol der orthodoxen katholischen Kirche Christi feststellte, und der auch Abgesandte des orthodoxen Bischofs von Rom beiwohnten, jeden mit dem Fluch belegt hat, der es wagen sollte, von diesem heiligen Bekenntnis etwas wegzunehmen oder hinzuzusetzen. Ganz unerklärlich und widersinnig ist es aber für jeden Orthodoxen, wie dieser

Archimandrit, der doch ein einfacher Priester ist, die Liturgien wie ein völliger Bischof hat abhalten können. Aber diese und ähnliche Dinge ordnet an und erlaubt ohne Bedenken das unfehlbare Gewissen des obersten Priesters des alten Rom, wenn nur der Zweck erreicht wird, denn der Zweck heiligt nach den bei jenen herrschenden Grundsätzen stets die Mittel.

So sind nun, um es kurz zu sagen, diese aus dem Abendland in das lichtbringende Morgenland mit dem profanen und unheiligen Zweck, die Orthodoxen zur Falschlehre herüberzuziehen, gekommnen Menschen geradezu Lügenpropheten und Lehrer der Gottlosigkeit, die die Augen gegen das helle Licht der Wahrheit verschließen und ebenso verfinstert sind an ihrem Verstande, wie die sogenannten Missionare des Protestantismus, die auswendig die Gestalt von Schafen tragen, inwendig aber reißende Wölfe sind, damit sie leicht die unschuldigen und einfältigen Seelen, die sich der Orthodoxie ihres Glaubens rühmen, rauben und zu der unverzeihlichen Häresie des Papismus und des Protestantismus verlocken. Um gegen derartige Lügenpropheten und Irrlehrer unsre Vorsicht zu wecken und alle vor ihren Täuschungen zu warnen, sagt der Herr in den Evangelien gottwürdig: „Hütet euch vor den Lügenpropheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe.“ (Matth. 7, 15.) Ebenso auch weckt der göttliche und in den Himmel gegangene Apostel Paulus die Vorsicht der Priester, da sie nicht minder Hirten der Kirche Gottes sind, und stärkt sie alle mit seinem Rat, indem er inspiriert in der Apostelgeschichte zu den Ältesten der Kirche in Ephesus sagt: „So habet nun acht auf euch selbst und auf die ganze Herde, unter die euch der heilige Geist gesetzt hat zu Bischöfen, zu weiden die Gemeinde Gottes, die er durch sein eignes Blut erworben hat. Denn das weiß ich, daß nach meinem Abschied werden unter euch kommen greuliche Wölfe, die die Herde nicht verschonen werden. Auch aus euch selbst werden aufstehen Männer, die da verkehrte Lehren reden, die Jünger an sich zu ziehen.“ (Apg. 20, 28—30.)

Wir wollen uns also hüten, Geliebte, alle, sowohl Hirten als Herden, Junge als Alte, Männer als Weiber, uns hüten in Glauben und Klugheit vor diesen Lügenpropheten des Papsttums und des Protestantismus, die im Geiste der Bosheit und der List zu uns kommen und unter dem Vorwande der Einigung der Kirchen die evangelische Wahrheit und die von den Vätern überlieferten Dogmen der orthodoxen, katholischen Kirche Christi zerstören und die treuen Kinder der orthodoxen Kirche unter die maßlose päpstliche Oberhoheit und Falschlehre oder unter den von aller apostolischen und väterlichen Überlieferung entblößten Protestantismus beugen wollen. Die evangelische Wahrheit, unbedingt nötig zum Heil des menschlichen Geschlechts durch den orthodoxen Glauben an Christum Jesum, kann nicht mannigfaltige Gestalten und Veränderungen annehmen je nach den verschiedenen Zeiten und Jahren und den menschlichen Aufstellungen, sondern ist eine einheitliche, immer und in allen Jahrhunderten ein und dieselbe, anvertraut der Kirche Gottes, die deswegen „eine Säule und eine Stütze der Wahrheit“ ist, wie der gottbegeisterte Apostel Paulus sagt, und ihre von Gott für immer vollendete und beschützte Wächterin, deren ewiges Haupt und Erzhirte Christus ist. Die seligmachende Wahrheit der evangelischen Glaubenslehren ist aber notwendig eine einheitliche und unveränderliche, weil, wie wiederum derselbe göttliche Apostel ausspricht, „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit ist“ (Ebr. 13, 8 u. 9). Daher ermahnt und spricht er auch: „Lasset euch nicht mit mancherlei und fremden Lehren umtreiben.“ Aber seit dem neunten Jahrhundert und weiterhin hat die abendländische Kirche und hernach auch der Protestan-

tismus auf verschiedne Weise die evangelische Wahrheit in vielen Stücken verkehrt und verändert, die von den Gottesherolden, den Aposteln, über die ganze bewohnte Erde hin der Kirche Gottes überliefert und von den gottbegeisterten Vätern, den von Gott versammelten ökumenischen Synoden und den siegreichen Märtyrern bekannt und mit ihrem Blute bekräftigt ist, die darum auch immer unverkehrt auf alle kommenden Geschlechter überliefert und bewahrt werden muß. Folglich kann die eine heilige allgemeine und apostolische Kirche Gottes, wie wir in dem heiligen Glaubensbekenntnis bekennen und verkünden, keine andre sein als die, die von Anfang an diese Wahrheit unversehrt und unverändert bewahrt, unentwegt und unverändert einherziehend und nachfolgend mit aller Genauigkeit der Lehre der göttlichen Väter der ersten neun Jahrhunderte. Aber außer der katholischen orthodoxen anatolischen Kirche bewahrt diese Genauigkeit keine andre Kirche, weder die päpstliche Kirche, wie das sehr deutlich aus der Geschichte der zehn folgenden Jahrhunderte erhellt, noch die mannigfachen Gemeinschaften des von der abendländischen Kirche ausgegangnen Protestantismus. Daher sind mit Recht diese beiden Kirchengemeinschaften des Papsttums und des Protestantismus von der katholischen orthodoxen anatolischen Kirche Christi geächtet.

Wenn im übrigen Papst Leo XIII. wirklich mit reinem Wollen und in guter Erkenntnis für die Einheit der Kirchen und die daraus entstehende Herrlichkeit eifert, dann soll er, anstatt zu vergeblichen und innerlich schlechten Mitteln, die viemehr zur Vergrößerung der Spaltungen als zur Verständigung dienen, in seinem Gewissen sich besinnen und soll, alle mannigfaltigen eingeführten dogmatischen Neuerungen und alle herrschsüchtigen und antievangelischen Gedanken von sich werfend, zurückkehren unter die Gewalt der Lehre der heiligen Synoden und der ersten neun Jahrhunderte der katholischen Kirche. Dann wird sofort die gewünschte Einigung der Kirchen eine vollendete Thatsache sein, und allgemeine Freude und großer Jubel wird sein im Himmel und auf Erden. Dieses eben erbittet auch die eine heilige katholische und apostolische Kirche, die im Morgenland durch die göttliche Gnade bewahrt ist und als eine Säule und Stütze der Wahrheit kräftig dasteht, unabläßig in ihren heiligen Gottesdiensten zu dem menschenliebenden Gott betend. Anders handelnd müht sich Papst Leo XIII. vergeblich ab, und vergeblich wird sich auch jeder seiner maßlosen Ansprüche erhebende Nachfolger abmühen. Aber unser allgütiger Gott und Herr Jesus Christus, der zur Errettung aller Menschen dasselbe Blut am Kreuze vergossen hat, möge geben, daß alle die, die außerhalb seiner wahrhaftigen und rettenden Kirche unter der Bosheit des Erzbösewichts leben, zur Erkenntnis der Wahrheit und der richtigen Glaubenslehren kommen und eine allgemeine Kirche in Christo Jesu, dem Erlöser unsrer Seelen werde! Seine Gnade und unendliches Erbarmen möge allezeit die ganze orthodoxe Gemeinde der Gläubigen vor jedem widrigen und trüben Begegnis bewahren und sie alle erleuchten zu jedem guten und heilsamen Werk! Amen."

Anläßlich der Ermordung christlicher Missionare in China hat sich in den englischen Zeitungen ein Disput erhoben über die Frage, ob die Missionsthätigkeit in manchen heidnischen Ländern nicht ein Mißgriff sei. Die Regierung sei gezwungen, Missionare in fremden Ländern zu beschützen, wo dieselben doch niemals eine nennenswerte Zahl von Bekehrten aufzuweisen hätten, während man ein viel besseres Werk thäte, wenn man den unchristlich gewordenen Teil der englischen Bevölkerung wieder für das Christentum gewinnen würde. Zudem sei es in Großbrittannien stellenweise nicht viel besse

als in China. Es wird da gesagt: „Es ist empörend, daß christliche Missionare in China ermordet werden. Das ist sicher ein Zeichen von Barbarei. Aber was geschieht in Irland? Einige Straßenprediger — ohne Zweifel Protestanten — wurden gestern in Sligo von einer römisch-katholischen Rotte angefallen. Sie wurden hin- und hergestoßen und es wäre ihnen schlimm ergangen, wenn sie nicht durch zweihundert speziell aufgebotene königliche Konstabler befreit worden wären. Es kann vielleicht gesagt werden, daß diese Sendboten in herausfordernder Weise gegen die in jener Gegend herrschenden religiösen Anschauungen aufgetreten sind. Dasselbe könnte aber auch gegen die Missionare in China geltend gemacht werden. Hoffentlich findet die Geschichte nicht den Weg in eine Pekinger Zeitung. Sonst möchten wir am Ende — mit Belegen aus Confucius — noch belehrt werden, daß Intoleranz nicht bloß eine Untugend des Ostens ist." In andern Blättern wird darauf aufmerksam gemacht, daß auf einen sonderlichen Erfolg der Missionsthätigkeit nicht zu hoffen sei, solange die christlichen Völker ihre Lehren nicht durch ein besseres Beispiel unterstützten. Man lehre die Bekehrten beten: „Führe uns nicht in Versuchung," aber die Volksgenossen der Missionare brächten ihnen das Gift (Opium), welches sich als der Ruin ihres Heimatlandes erweise, und trügen kein Bedenken, es mit hohem Profit zu verkaufen. Da sei es begreiflich, daß die Missionare so wenig ausrichteten.

Der Buddhismus als importierter religiöser Modeartikel hat zwar in Europa und Amerika genug Anhänger unter solchen Gebildeten, die wohl dem Christentum entfremdet sind, aber doch nicht ohne Religion sein möchten.

Etwas anders dagegen gestaltet sich die Sache, wenn christliche Missionare dem religiösen Einfluß des Hinduismus nicht widerstehen können. So hat z. B. ein früherer Missionar Cobban in einem Artikel der „Contemporary Review" es als seine Absicht bezeichnet, auf Wahrheiten hinzuweisen, die jenes Land (Indien) habe. Er wirft den Missionaren vor, daß sie infolge von Unwissenheit die großen Wahrheiten, welche im Hinduismus verborgen seien, entweder übersehen oder angegriffen hätten. Der Hinduismus enthalte auch „seligmachende" ("saving") Wahrheiten.

Diese Wahrheiten seien freilich in den Büchern und im Bewußtsein der Menschen vergraben. Die Schuld Indiens bestehe darin, daß es den erkannten Wahrheiten nicht gehorcht habe. Durch die Missionsthätigkeit sei diese Wahrheit wieder erweckt worden, und sie werde aus ihren Verstecken hervorkommen und die Irrtümer der Zeit vertreiben. Sie warte auf die Missionare, daß sie von ihnen anerkannt und gebraucht werde, um für Christus Zeugnis abzulegen, so daß Indien gerettet werden könne.

Ähnliche Gedanken sind in einem Vortrag, den ebenfalls ein Missionar, Dr. Miller, der an der Schule in Madras thätig ist, gehalten hat, ans Licht getreten. Er verlangt, daß das Christentum und daß Christus den Hindus dargeboten werde als der, welcher die Ideale der Menschheit, welche die verschiedenen Völker ausgebildet haben, vereinigt. Christus sei die Verkörperung eines Ideals, das alles, was im Hinduismus gut ist, in sich aufnehmen könne. Es scheint, als ob in dem übrigens von verschiedenen Seiten als schwer verständlich bezeichneten Vortrag der Gedanke stecke, auf hinduistischer Grundlage ein für Indien passendes und annehmbares Christentum auszugestalten, das natürlich lange nicht den Widerspruch finden würde, wie das Christentum, welches von den Missionaren den Indiern dargeboten wird. Es wird den in Indien missionierenden Kirchen zum Vorwurf gemacht, daß der größte Teil

ihrer Thätigkeit nicht direkt aus der Kraft des Lebens Jesu und seiner Gebote entspringe, sondern daß sie vielfach auf dem Boden des römischen und griechischen Ideals stünden und es ihr Ziel wäre, die Lebensformen des Hinduismus durch ihre eigenen zu verdrängen.

Es ist leicht begreiflich, daß diese Anschauungen Widerspruch fanden. Man fürchtet ganz natürlich, daß bei einer derartigen Verschmelzung der Ideale des Hinduismus mit dem christlichen Ideal, dieses letztere fast ganz absorbiert werden möchte, so wie in der römischen Kirche das Christentum allmählich ganz im Romanismus aufgegangen ist. Namentlich ist ein anderer langjähriger Arbeiter auf dem indischen Missionsfelde, Dr. Robson, im British Weekly gegen Dr. Miller aufgetreten. Der Inhalt dieser Entgegnung wird in der „Chron. d. chr. Welt“ in folgender Weise wiedergegeben:

„Die Frage, die Dr. Miller aufgeworfen hat, ist nichts Geringeres als die Frage, ob die Kirche die Missionsziele, die sie bisher in Indien verfolgt hat, aufgeben oder weiter verfolgen soll; ob das Ziel der Mission sein soll, die Hindus zum Verlassen ihrer Religion und zur Annahme des Christentums zu bewegen, oder sie dahin zu bringen, das Ideal Christi in ihrem eignen System anzunehmen. Es fragt sich aber, ob Miller die beiderseitigen Ideale richtig dargestellt hat. Er charakterisiert das hinduistische folgendermaßen:

‚....Da ist zuerst der Gedanke einer unwiderstehlichen Macht, die irgendwie im Weltall wohnt, eine Macht, ...der sich zu unterwerfen des Menschen einzige Weisheit ist. Ferner der Gedanke, daß Gott, daß das Göttliche nicht nur über allen, sondern in allem ist. Das ganze Sein der Welt und die in ihr wohnen, ist der Ausdruck der Gottheit. Endlich der Gedanke, daß alle Menschen, oder wenigstens alle Menschen innerhalb der hinduistischen Sphäre, unzertrennbar verkettet, für einander verantwortlich sind und unter keinen Umständen sich von einander trennen dürfen.‘

Robson bemerkt dazu: Das Gefühl einer unwiderstehlichen Macht ist auch außerhalb des Hinduismus zum Bewußtsein und Ausdruck gekommen. Das Unterscheidende liegt nur in der hinduistischen Erklärung der Art, wie diese Macht (Karma) wirkt. Nach dieser sind des Menschen Lebensstellung und Lebensführung in diesem Leben das notwendige Resultat dessen, was er in einer frühern „Geburt“ gethan hat; und sein jetziger Wandel bestimmt sein Sein und Thun in der nächsten Geburt. Der zweite Gedanke (die Gottesidee) ist etwas allgemein ausgedrückt. Miller definiert ihn an einer andern Stelle als die „Alldurchdringkraft“ (Omnipenetrativeness) Gottes. Das ist aber nicht hinduistische Lehre im allgemeinen, sondern die der hinduistischen Theisten, die vom Islam oder vom Christentum Anregungen empfangen haben und als Sektierer angesehen werden. Allgemeine Lehre des Hinduismus ist die Identität Gottes mit dem Universum; nicht daß die menschliche Seele von Gott durchdrungen ist, sondern daß sie Gott ist. Aber das ist auch kein besonderes Charakteristikum, nur daß es im Hinduismus die Basis der Religion bildet. Schließlich kommt doch die Alldurchdringkraft auf den Gedanken der Allgegenwart Gottes hinaus.

Als ich den dritten Punkt las, sagt Robson, mußte ich mir die Augen reiben, um zu sehen, ob ich auch recht gelesen hatte. Miller nennt ihn nachher „die Einheit, Solidarität der Menschen.“ Äußerlich dokumentiert sich nämlich diese Solidarität in der Zerspaltung der Gesellschaft in zahlreiche Kasten, die nebeneinander hinleben, mit weniger Sympathie und geringerer Möglichkeit der Gemeinschaft, als die feindlichsten Völker Europas. Nicht die Solidarität der Menschen, sondern ihre ewige Spaltung in Kasten ist hinduistische Lehre.

Wenn es heißt, daß diese Kasten untereinander verwandt sind, so gilt dasselbe von allen lebenden Wesen. Solidarität der Familie, der Kaste lehrt der Hinduismus allerdings, Solidarität der Menschen aber in keinem andern Sinn als die des Universums. In der Darstellung der hinduistischen Gedankenwelt scheint Miller nur die Gedanken betont zu haben, die sie mit andern gemeinsam hat, nicht die spezifisch hinduistischen. Somit hat er seine Leser nicht in den Stand gesetzt, die Möglichkeit einer Verschmelzung mit dem christlichen Ideal richtig zu beurteilen.

In seiner Darstellung des Christentums vermißt man vor allem eins: die Sündenvergebung. Sie ist nicht einmal erwähnt. Buße und Sündenvergebung sind allerdings der hinduistischen Weltanschauung durchaus entgegengesetzt. Miller gibt zu, daß der hinduistische Gedanke vom Göttlichen in allen Dingen das Gefühl der Sünde notwendig aufheben würde. In der hinduistischen Gedankenwelt ist einfach kein Platz für den Begriff Sünde; und wo das Gefühl davon wirklich vorhanden ist, da läßt die Idee vom Karma keinen Platz für die Sünden*vergebung*. Vielleicht setzt Miller voraus, daß mit der Annahme der christlichen Ideen, wie er sie dargestellt hat, das Gefühl der Sünde und das Verlangen nach Vergebung im Hindu erzeugt werden würde. Aber es ist ein fundamentaler Fehler in seiner Darstellung der christlichen Gedankenkreise, wenn er versäumt zu betonen, daß die Grundlage des Christentums die Sündenvergebung ist, und zwar durch Christus. Er sagt in seiner Charakterisierung des christlichen Ideals:

‚Nicht nur eine Nation, ein Stamm, sondern jeder einzelne Mensch steht unter Gottes Fürsorge. Jeder Mensch darf wissen, daß Gott ihn lieb hat. Jeder darf leben auf Erden inmitten irdischer Sünden und Sorgen mit dem Bewußtsein, das er aus eigner Erfahrung schöpft, daß ein liebendes, allumfassendes Wesen die Führung seines Lebens nimmt und es unbegreiflich hohen Zielen dienstbar macht.... Daß dies jedem Menschen gesagt werden sollte, daß er gestärkt und geleitet werde im persönlichen Verkehr mit Gott, daß er zur Arbeit gebracht werden sollte — nicht zur Meditation, sondern zu wirklicher Arbeit — im Dienste der Menschheit, in dem Bewußtsein, daß er in Gottes Wegen und zu Gottes Zielen wirkt: das war Christi Ideal des menschlichen Lebens.‘

Das ist gewiß geeignet, auf ein hinduistisches Publikum Eindruck zu machen. Aber wie kann ein Mensch dies Ideal erreichen? Miller sagt: Mit dem neuen Ideal kam auch eine neue Kraft. Es geschah, wie Christus vorhergesagt hatte. Als er die Welt verließ, kam jene neue treibende Kraft, der „Tröster."

Das ist wieder sehr geeignet für hinduistische Hörer. Aber Jesus Christus hat es zu einer wesentlichen Bedingung gemacht, daß sein Name bekannt werde vor den Menschen. Matth. 10, 32 f. 28, 19. Davon sagt Miller nichts. Wenn das christliche Ideal vollständig dargestellt wird, so zeigt sich, daß der einzige Weg, auf dem wir hoffen können, die Hindus dorthin zu bringen, der ist, daß wir sie auf das Bekenntnis zu Jesu hinführen, daß sie sich taufen lassen auf seinen Namen — jene Methode, die Dr. Miller für den Ausläufer eines römischen oder griechischen Ideals hält.

Was er über die vereinigten Ideale der einzelnen historischen Nationen sagt, bedarf ebenfalls einer Korrektur. Christus hat alle ihre Ideale vereinigt, aber nur dadurch, daß jene Völker auf ihre Ideale verzichteten und ihn bekannten. So ist es auch mit dem Hindu. Nur wenn er auf seinen Hinduismus um Christi willen verzichtet, wird Christus das, was in ihm gut ist, nehmen und zu dem geistigen Reichtum der Welt thun. Diese feste kompromißlose

Haltung ist gerade dem Hinduismus gegenüber notwendig. Keine andere Weltanschauung hat wie er diese feine Fähigkeit, andere Weltanschauungen zu absorbieren oder zu paralysieren. So hat er es mit dem Buddhismus und Islam gemacht, so mit den früheren Versuchen der syrischen und römischen Kirche. Soll es der protestantischen Mission ebenso ergehen? Sobald die christlichen Missionen sich damit zufrieden geben, Christi Ideal einen Platz im Hinduismus zu verschaffen, so haben sie dem Hinduismus gerade gegeben, was er haben wollte. Die Hoffnung, Indien für Christus zu gewinnen, ist dann dahin. Indien soll nicht Christi Ideal, sondern Christum selber annehmen."

Von der vielgepriesenen römischen Einigkeit hat man bei Gelegenheit des französischen Gesetzes über die Klöster wenig gesehen, denn während ein Teil der Bischöfe sich mit Energie gegen den Staat und sein Gesetz aussprach, rieten andere, wie Bischof Fuzet von Beauvais, zum Gehorsam. Dafür wurde er von den andern Bischöfen öffentlich scharf getadelt; der Papst aber bezw. seine Vertreter enthielten sich des Urteils und sagten weder Ja noch Nein. Vollständig einmütig bewiesen sich hingegen alle episkopalen Blätter in ihrer Beurteilung des Feldzugs nach Madagaskar, den sie sämtlich als einen Kreuzzug zu Gunsten des katholischen Glaubens darstellen. So sagte der Erzbischof von Auch: „Unsere Religion, d. h. der Katholizismus, hat aus dem Krieg einen Grundsatz des Rechtes und der Zivilisation in der Welt gemacht. Ohne Zweifel, unser Gott ist der Gott der Heerscharen, aber der Heere, welche für die Gerechtigkeit kämpfen; die anderen hört er nicht auf zu verfluchen." Das Geheimnis des Sieges ist der Gehorsam gegen den Papst, der höchste Ausdruck der Weisheit hienieden. Der Bischof von Belley nennt Gott auch den Gott der Heerscharen in demselben Sinne wie der Erzbischof von Auch. Er wünscht, daß „auf Madagaskar bald ein dauerhafter und fruchtbringender Friede herrsche, damit Frankreich das im Schatten seiner Fahne schon vor 200 Jahren durch die Söhne des heil. Vincenz von Paula begonnene Werk der Zivilisation vollenden möge." Natürlich soll der Katholizismus triumphieren. Der Bischof von Périgueux führt auch den Ausdruck Gott der Heerscharen, wie wenn die himmlischen Heerscharen sich zusammensetzten aus Dragonern, Kürassieren, Artilleristen mit Mitrailleusen und Fußvolk mit Lebel-Flinten. Über das Irreführende dieser Reden ist wohl kein Wort zu verlieren, denn der madagassische Krieg ist ein rein politischer, aber durch solche Reden können die etwa siegreichen französischen Truppen gar wohl ermutigt werden, auch gegen die evangelischen Missionen, die sich auf Madagaskar befinden, gewalthätig vorzugehen. Jedenfalls sind diese Reden ein neuer Beleg zu dem bekannten Satz: „Frankreich nach außen hin bedeutet den Katholizismus."

Der Rückgang des Peterspfennings ist ein so stetiger, daß er dem Papste Besorgnis macht. Es wurde im Vatikan eine Kommission eingesetzt, die den Ursachen dieser Verminderung nachforschen sollte. Die Kommission hat gefunden, daß die „Gläubigen" zu viel durch anderweitige Sammlungen für verschiedenartige kirchliche Zwecke in Anspruch genommen werden. Zur Abhilfe empfiehlt sie Verordnungen gegen diese Ablenkung der katholischen Geldquellen vom römischen Sammelbecken. In der Umgebung des Papstes soll man in der That über die mögliche „Disziplinierung" dieser sich häufenden anderweiten Sammlungen beraten haben, indes schließlich zu der Erkenntnis gekommen sein, daß solche Maßregelungen böses Blut machen würden. Man begnügte sich dann mit dem Beschlusse, den Bischöfen eine sorgsame Aufmerksamkeit

darauf zu empfehlen, daß die betreffenden Sammlungen auch wirklich für den jeweilig angegebenen Zweck verwendet würden. Ein Rundschreiben an die Bischöfe mit der Aufforderung zur Wachhaltung des Sammeleifers für den Peterspfennig bei den „Gläubigen" war schon früher beschlossen worden.

Die unwürdige Art der römischen Gottesdienste in Spanien hat den Erzbischof von Valencia veranlaßt, einen Hirtenbrief an den Klerus zu richten. Er klagt darin, daß seit einiger Zeit unheilige Anschauungen und Gepflogenheiten in der Ausübung des Kultus zur Geltung kommen, daß unter anderem viele Prediger auf der Kanzel Deklamationskünste aufführen, „über Politik, Litteratur und dergleichen reden, nicht aber einfach das Wort Gottes verkünden wollen, sondern vielmehr nur das Wort Gottes als Mittel betrachten, um sich als Schönredner zu erweisen und lobpreisen zu lassen." Der Erzbischof dringt darauf, daß sobald als möglich wieder wahrhaft christliche Grundsätze an die Stelle dieser Mißbräuche treten. Ein anderer Tadel gegen die spanische Geistlichkeit bezieht sich auf die operettenmäßige Kirchenmusik. „Diese Kirchenmusik," schreibt ein Korrespondent der Köln. Volkszeitung, „welche mit dem Geist der Andacht und des Gebetes in grellstem Widerspruch steht, zieht allerdings eine große Anzahl von eleganten, frivolen Leuten zum Gottesdienste an, kann aber unmöglich eine gottgefällige Einrichtung sein." Über das tiefe Niveau des spanischen Volksgeschmacks in kirchlichen Dingen berichtet derselbe Gewährsmann: „Nachstehendes klingt unglaublich, ich kann Ihnen aber auf mein Ehrenwort versichern, daß ich nur die lautere Wahrheit berichte. In manchen Dorfkirchen hierzulande besteht anstatt einer Orgel, welche die arme Gemeinde nicht bestreiten kann, eine Drehorgel, und zur Erbauung der Gläubigen werden während des Gottesdienstes Weisen wie: ‚Du bist verrückt, mein Kind,' und ähnliche gespielt."

Eine neue Art von Propaganda wird von römisch-katholischer Seite betrieben, indem man nach dem Vorbilde unsittlicher Verlagsfirmen den Schülern von Gymnasien und Seminarien geheime Sendungen zugehen läßt. In unserem Falle handelt es sich um die geheime Zusendung eines Verzeichnisses der „katholischen Flugschriften zur Lehr und Wehr," das ein anonymer Absender aus Erfurt in verschlossenem Couvert an protestantische Lehranstalten verschickt. Ein solches, enthaltend den Titel von 92 Nummern mit der Angabe, daß jedes Heftchen für zehn Pfennige durch jede Buchhandlung zu beziehen ist, wurde nach Zwickau an jeden Primus der oberen und mittleren Klassen des dortigen protestantischen Gymnasiums gesandt. Eine gleiche Sendung mit drei Exemplaren in einem Couvert erhielt der Primus des Lehrerseminars in Grimma. Durch Bleistift ist in letzterem Falle besonders aufmerksam gemacht auf No. 1 „Luther und die Ehe" und No. 4 „Die Segnungen der Reformation;" auf der Vorderseite wird außerdem mit Bleistiftnotiz die 15. Auflage der „protestantischen Geschichtslügen" empfohlen. Man darf vermuten, daß auch andere protestantische Anstalten mit diesen Sendungen bedacht worden sind. Der Verlag dieser berüchtigten Flugschriften ist bekanntlich im Besitz der „Germania" in Berlin.

Der Groß-Rabbiner Frankreichs hat den ihm unterstellten Rabbinern den Plan einer Übersetzung der jüdischen Bibel mitgeteilt und sie aufgefordert an derselben mitzuwirken. „Es ist in religiöser und sittlicher Hinsicht von der größten Wichtigkeit, daß wir unseren Gläubigen eine französische Bibel in die Hand geben, welche durch ihren niedrigen Preis auch den Ärmsten zugänglich, dabei aber in klarer, einfacher, schöner Sprache abgefaßt sei. Eine solche Bibel kann nur das gemeinsame Werk der Rabbiner sein."

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $2.00.

23. Jahrg. St. Louis, Mo., November 1895. No. 11.

Wer sind die Verfasser des Briefes Jakobi und des Briefes Judä?

Von P. L. Haas.

Über die Personen des Jakobus und des Judas, die Verfasser der ihren Namen tragenden Briefe des Neuen Testaments, herrscht leider viel Verwirrung in der Tradition und den Schriften der Theologen.

Frühe schon hat die christliche Kirche sich von der vorgefaßten Meinung bestimmen lassen, Maria, die Mutter Jesu, müsse durchaus Jungfrau geblieben sein, ihre Ehe mit Joseph also eine Scheinehe, aus welcher keine Kinder als Frucht sich ergaben. Dieses Vorurteil wurde so stark und so vorherrschend, daß noch bis auf diesen Tag selbst evangelische Theologen, die doch von der katholischen dogmatischen Verirrung in Bezug auf die Maria frei sein sollten, sich trotzdem davon so stark beeinflussen lassen, daß sie lieber den klaren Sinn der betreffenden Bibelstellen verwirren und verkehren, um eine ihrer Meinung günstige, andere Deutung herauszubringen.

In Bezug auf Jakobus und Judas handelt es sich also um die Frage: Sind sie leibliche Brüder des Herrn Jesu, Söhne der Maria und des Joseph, oder sind sie—wie man oft annimmt—Vettern Jesu, Söhne der Maria oder Salome (je nachdem), der Schwester der Maria und des Alphäus oder Kleophas?

Die letztere Annahme, welche sie als Söhne des Alphäus betrachtet, stellt die beiden dann in die Zahl der 12 Apostel und beruft sich dafür auf Luk. 6, 15 u. 16. Wer nun aber nur diese Stelle unbefangen betrachtet, muß finden, daß ein G e w a l t s t r e i c h dazu gehört, um Jakobus, den Sohn des Alphäus, zu einem Bruder des Judas Jakobi zu machen.

Der Evangelist zählt nämlich V. 14 die zwei Apostelpaare auf, welche uns nach Matth. 10, 2 als Brüder bekannt sind. In V. 15 nennt er „Jakobus des Alphäus“—die Ergänzung k a n n nur S o h n sein. Dann folgt nicht der vorausgesetzte Bruder des Jakobus, wie doch zu erwarten wäre nach V. 14, sondern es wird genannt Simon der Eiferer. Jetzt erst folgt Judas Jakobi, und hier wird durch einen Gewaltstreich dekretiert: Diese Ergänzung ist nicht: Sohn, wie in V.

15, sondern Bruder, nämlich des vorhin genannten Jakobus! Natürlich: Judas nennt sich ja in seinem Brief Bruder des Jakobus, also müssen es diese zwei sein nach der in der Tradition befangenen Auslegung, daß die Brüder des Herrn keine Brüder sein dürfen, sondern nur Vettern!

Wer nun aber, unbefangen durch jenes thörichte Vorurteil, an die betreffenden Schriftstellen geht und sie vergleicht, der wird bald finden, wie gezwungen und unnatürlich und zugleich sprachwidrig die Auslegung ist, welche die Brüder des Herrn zu Vettern und diese Vettern zu Aposteln macht.

Es kommen hierbei folgende Stellen in Betracht: Matth. 12, 46; 13, 55; Mark. 3, 31; 6,3; Luk. 8, 19; Joh. 2, 12; 7, 3—10. Ferner Apg. 1, 14; 1 Kor. 9, 5; Gal. 1, 19; 2, 9 u. 12. Nach diesen Stellen werden die „Brüder" des Herrn überall enge mit Maria, der Mutter Jesu, zusammen genannt; in Matth. 13, 55 werden uns auch noch die Namen genannt: Jakobus, Joses, Simon und Judas; auch von Schwestern ist V. 56 die Rede. Sie als Vettern zu bezeichnen, streitet wider den griechischen Sprachgebrauch, wo „Bruder" nie „Vetter" bedeutet.

Nach Joh. 7, 5 glaubten die Brüder des Herrn bei seinen Lebzeiten nicht an ihn. Wie trefflich stimmt das zu Ps. 69, 9! Wie seltsam wäre dieser Bericht, wenn die Brüder zu den 12 Aposteln gehörten! Die künstelnden Versuche, diesen Unglauben als einen relativen und momentanen zu deuten, wie er auch bei den Aposteln vorgekommen sei, scheitern an der klaren Thatsache, daß Jesus über sein Nichtsgelten im eigenen Hause klagt (Mark. 6, 4). Man bemerke das καὶ ἐν τῇ οἰκίᾳ αὐτοῦ das hier entscheidet!

Die Brüder Jesu werden auch, Apg. 1, 13 und 1 Kor. 9, 5, ausdrücklich von den Aposteln unterschieden. Ganz unerklärlich wäre, warum diese Brüder so konsequent mit der Maria zusammen genannt werden, wenn sie doch nicht ihre Söhne wären. Ganz unbegründet ist die Annahme, sie als Söhne Josephs aus einer früheren Ehe zu betrachten, so daß Maria einen Witwer als Mann gehabt hätte. Ebenso künstlich und unbeweisbar ist die Dichtung, sie als leibliche Söhne des Alphäus und der Schwester der Maria und als Adoptivsöhne des Joseph zu betrachten. Ist ja doch Joseph auch nicht mehr da zur Zeit des Lehramts Jesu, während die Schwester seiner Mutter Maria noch lebte. Warum also streitet man gegen den klaren Wortsinn und sucht mit künstlich gemachten Erklärungen die Beweiskraft der Schrift zu schwächen, bloß um die thörichte Meinung aufrecht zu halten, Maria müsse Jungfrau geblieben sein?

Wie viel einfacher ist dagegen die andere Erklärung, wie leicht und natürlich fügen sich alle bezüglichen Stellen ein, wenn man bei dem klaren Wortsinn bleibt: Die Brüder des Herrn sind leibliche Söhne der Maria und des Joseph. „Die Art, wie die Brüder zweimal sich herausnehmen, mit Jesus zu reden, und zu handeln, zeigt durchaus

ein enges, häusliches Verhältnis von der Jugend her und wird nur durch die demütige und sanfte Unterordnung Jesu, welche sie vom Bruder so lange gewohnt waren, erklärlich. Wenn sie, (Mark. 3) ihn unterbrechend herausrufen lassen und seinem Eifer einschreitend gebieten wollen, so tritt das jedem Unbefangenen als brüderlich dreistes Thun entgegen. Wenn sie (Joh. 7) ihn sogar ein wenig spöttisch auffordern, sich der Welt zu zeigen, so hören wir ganz deutlich ungläubige Brüder gleichsam in ihrem Rechte sich äußern.

„Wer sich nun guten Willens in die ganze Vorstellung eines Familienlebens unter nachgeborenen Geschwistern für Jesum vertieft, wird bald finden, wie sehr dadurch erst sein Eintreten in allgemein menschliche Pflichten und Rechte, Aufgaben und Übungen vervollständigt wird, vollends, wenn man auch dazu nimmt die Leiden, welche für ihn sonderlich im Verhältnisse zu mißkennenden, an seine höhere Würde ungläubigen Brüdern entstehen mußten. Zur Mutter nach dem Fleische scheinen, um die Einverleibung in die Menschheit zu vollenden, wirklich auch Brüder (und Schwestern) nach dem Fleisch zu gehören, und was die vorbildliche Weissagung Ps. 69, 9 andeutet, gewinnt jetzt erst eine überraschende Wahrheit. Der Unbefangene wird am Ende nicht bloß fragen, w a r u m Jesus denn dem Bruderverhältnis e n t z o g e n sein sollte, sondern vielmehr die stärksten Gründe für dessen Wirklichkeit angeben. Hier hat H e r d e r trefflich hingewiesen auf die durch nichts zu ersetzende Schule zu menschlichen Empfindungen der Liebe, Teilnahme, Geduld, selbst auf das Bedeutsame der Fügung, wonach er auch durch seine Brüder geprüft, um ihretwillen verkannt wurde, also daß „gleichsam eine Lücke“ in seinem Leben entsteht, wenn man das wegdenkt.

„Von anderer Seite her wird für die Ehe Marias mit Joseph ebenfalls höchst wahrscheinlich, wir möchten sagen notwendig, daß sie keine scheinbare, mithin auch ungesegnete blieb. — Die heil. Schrift redet (Matth. 1, 25) so deutlich davon, daß nur vorgefaßte Meinung den Buchstaben umzudeuten vermag. Wie wohl das „erstgeboren“ allerdings an sich nicht nachgeborene voraussetzt, so bleibt es doch merkwürdig, daß es für Elisabeth (Luk. 1, 57) nicht auch dabei steht. Vollends, wenn derselbe Evangelist (Matth., der zuerst den Erstgeborenen nennt) nachher schlichtweg von Brüdern bei dieser Mutter berichtet, so müssen wir ihn doch wohl nach seiner eigenen Erklärung verstehen. Lesen wir aber zugleich: er erkannte sie nicht, b i s sie ihren erstgeborenen Sohn gebar, so wird nur unstatthafte Künstelei daraus wegbringen, d a ß er sie hernach erkannte, der Segen der Fruchtbarkeit für diese geheiligte Gemeinschaft ist also wiederum zu folgern.“ (Stier.)

Kurz, wir haben die stärksten Gründe in der heil. Schrift für die Annahme: Die Brüder und Schwestern Jesu sind leibliche Geschwister, Kinder der Maria und des Josephs. Sie glaubten nicht an die höhere Würde ihres ältesten Bruders vor seiner Kreuzigung.

Nach seiner Auferstehung aber ist der Herr auch dem Bruder Jakobus besonders erschienen (1 Kor. 15, 7), und das wird bei ihm den

entscheidenden Ausschlag zum Glauben an den Herrn Jesum gegeben haben. Er und seine Brüder hielten sich nun nach der Himmelfahrt Jesu zu den 12 Aposteln (Apg. 1, 13 u. 14).

Jakobus gewann dann im Laufe der Zeit in der Muttergemeinde zu Jerusalem ein hervorragendes Ansehen und bekam den Beinamen der Gerechte. Er erscheint, wenn die Stellen Apg. 15 und Gal. 2, 12 verglichen werden, als der reinste Typus jenes ursprünglichen Judenchristentums, welches den Kern des neutestamentlichen Glaubens zwar unverkürzt und unverfälscht bewahrte, aber noch ganz in jüdischer Schale. Dieser Jakobus hat nicht bloß in christlichen Kreisen hohes Ansehen genossen, sondern auch in außerchristlichen. Berichtet doch Josephus, daß der sadducäische Hohepriester Ananus die Zeit benutzt habe, als der Prokurator Festus gestorben und sein Nachfolger Albinus noch nicht angekommen war (a. 62 p. Chr.), um den Bruder Jesu, des sogenannten Christus, Jakobus, samt einigen anderen als Gesetzesübertreter vors Synedrium zu stellen und steinigen zu lassen, was auch die eifrigsten und gesetzestreuesten Bürger entrüstet habe.

Auf diesen Jakobus, den Bruder Jesu, Sohn der Maria und des Joseph, ist der Brief Jakobi zurückzuführen. Der ganze Charakter des Briefes stimmt trefflich mit dem geschichtlichen Charakter des Jesusbruders. Der Verfasser kennt das Christentum vor allem als neues Leben (Jak. 1, 18) und weiß die sittlichen Folgerungen desselben herrlich zu ziehen; als Lehre faßt er es noch in die alttestamentlichen Denkformen „Gesetz und Verheißung," aber als Gesetz ist es ihm das verinnerlichte Gesetz der Freiheit und Liebe (Kap. 1, 25; 2, 8). Sein Ursprung fällt in die Zeit vor dem Epoche machenden Wirken des Apostels Paulus, es kann daher dem Briefe keine antipaulinische Tendenz untergeschoben werden.

Von dem anderen Bruder Judas, Sohn der Maria und Josephs, stammt ferner der kleine Brief Judä. Daß der Verfasser demütig sich nicht „Bruder des Herrn" nennt, hat er mit dem Verfasser des Jakobus Briefes gemein; daß er sich statt dessen als den „Bruder des Jakobus" bezeichnet, erklärt sich aus dem weitreichenden Ansehen, das der Name des Jakobus auch bei auswärtigen Judenchristen genoß.

Der Judas Jakobi aber, welcher nach Luk. 6, 16 u. Apg. 1, 13 zu den Aposteln gehörte und der Joh. 14, 22 ausdrücklich von Judas Ischariot unterschieden wird, scheint identisch zu sein mit dem Apostel Lebbäus oder Thaddäus bei Matth. und Markus (Lebbäus von leb=Herz, und Thaddäus von thad=Brust, schein ein Beiname zu sein =Herzenskind oder Busenkind.) Sein Vater Jakobus ist uns ganz unbekannt; und auch der Apostel Judas, sowie der Apostel Jakobus Alphäi teilt mit den meisten anderen Aposteln das Los, spurlos in der Geschichte zu verschwinden. Möchte endlich die grundlose Hypothese verschwinden (auch in unseren Blättern), welche die Verfasser des Briefes Jakobi und Judä als Apostel des Herrn und als Vettern Jesu betrachtet! Möchte statt dessen die unbefangene, natürliche

Schriftauslegung endlich rückhaltlos anerkannt werden: Die Brüder des Herrn sind leibliche Söhne der Maria und des Joseph, sie sind zu Jesu Lebzeiten ihm ungläubig fern gestanden und erst nach seiner Auferstehung zum Glauben an Jesum und zu Anerkennung und Ansehen in der judenchristlichen Gemeinde gekommen. Von diesen Brüdern Jesu, Jakobus und Judas, sind die betreffenden Briefe verfaßt.

Wir verweisen schließlich auf folgende Schriften: Riehms Handwörterbuch, unter den Namen Jakobus und Judas; Stier, Brief Judä, Einleitung; Lange, Bibelwerk, Brief Judä, § 2. An letzterem Ort tritt der Verfasser, F. von Müller, der von Lange selbst im Jakobi-Brief vorgetragenen, gegenteiligen Ansicht gegenüber. Mit welchem Recht Lange und andere gegenüber dem Beweismaterial der Schrift selbst es als „eine alte ebionistisch apokryphische Sage von den Brüdern des Herrn" bezeichnen kann, ist nicht einzusehen. Die ganze künstliche Exegese Langes (im Jakobi-Brief), um die gerügte falsche Hypothese zu stützen, erscheint als so unwahrscheinlich und, wie oben gezeigt wurde, gewaltthätig und sprachwidrig, daß man nicht begreifen kann, wie jemand dieser Hypothese noch Beifall zollen mag.

Unio mystica.

(Joh. 14, 23.)

Referat von P. A. Zernecke.

Unio mystica ist vielen, nicht bloß den Laien, auch Pastoren eine terra incognita. Und doch ist unio mystica von großer Bedeutung für das innere geistliche Leben des Christen. In mancher Beziehung ist der Gegensatz von mystisch—nüchtern. Es gibt eine Nüchternheit, die viele Jahre in der evangelischen Kirche geherrscht hat. Diese in die Kirche eingeführt zu haben, ist das nicht beneidenswerte Verdienst und Werk des nun, gottlob, zum großen Teile pensionierten Rationalismus. Derselbe machte mit der heiligen Schrift tabula rasa—was der Verstand nicht begreifen konnte, fand vor ihm keine Gnade. Wenige nur fühlten sich von den kalten und schalen Resultaten des alles nivellierenden Rationalismus befriedigt. Demselben gelang es um so leichter, Eingang in die Kirche zu finden, als zwei Jahrhunderte vorher das Christentum eitel Gedächtnissache geworden war, ohne einen Einfluß auf Herz und Gemüt auszuüben.

August Hermann Francke gebührt das Verdienst, in den Herzen der noch nicht völlig geistig Erstorbenen die Sehnsucht nach einer besseren Speise zu wecken.

Bekanntlich besteht die geistige Thätigkeit des Menschen in Erkenntnis-, Willens- und Gefühlsvermögen. Sobald eine derselben einseitig erscheint, ist das religiöse Leben getrübt. Alle Lehrdifferenzen, die in der Kirche sich regen, sind Zeugnisse von jener Einseitigkeit. Eine einseitige, krankhafte Gestalt der Religion erscheint in der Mystik — das einseitige Hervortreten der religiösen Erkenntnis führt entweder zum abstrakten Orthodoxismus oder zu einem ästhetischen Phantasiespiel mit

religiösen Dingen (Hegel); die einseitige Willensrichtung führt zum Moralismus wie bei Kant und Fichte. Die Scholastik bestritt zwar nicht die Lehren der heiligen Schrift — aber sie suchte sie nur in Form der Wissenschaft in ihrer Richtigkeit darzustellen, ohne ihren heiligenden Einfluß auf des Menschen Herz nachzuweisen.

Das wahre religiöse Leben des Menschen umfaßt alle diese verschiedenen Geistesthätigkeiten — und es gibt kein wahres religiöses Leben, ohne daß auch das Gefühl zu seiner rechten Geltung kommt. Dies nachzuweisen gehen wir nun über zur näheren Erklärung der unio mystica. Nicht unitas, sondern unio. Die vollkommene Einheit der verschiedenen Geistesthätigkeiten war nur in einem vorhanden—in Christo, wahrer Mensch und wahrer Gott. Alle außer ihm können es nur zu einer unio bringen, weil die verschiedenen Geistesthätigkeiten des Menschen nicht mehr in ihrer ursprünglichen Reinheit vorhanden sind.

Das Wort unio mystica wurde zuerst durch Dionysius Areopagita in die christliche Dogmatik aufgenommen. Er behandelte dasselbe ausführlich in der Schrift: Theologia mystica. Mystiker in gutem Sinne war Joh. Tauler, gest. 1361. Er entsagte nach längerem inneren Kampfe der scholastischen Richtung und wandte sich der frommen Mystik zu, die er in seinen Predigten als wohlbegründet in der heiligen Schrift nachwies. Ausführlicher behandelt Thomas a Kempis die unio mystica in seinem weltberühmten Buche von der Nachfolge Christi. Er gehörte zu der Gemeinde der Brüder des gemeinsamen Lebens. Diese Schrift ist fast in alle Sprachen Europas übersetzt.

Um den Wert und das Wesen der unio mystica zu erkennen, wollen wir dieselbe zunächst in der heiligen Schrift nachweisen. Die ersten Menschen lebten vor dem Sündenfalle mit Gott in einer seligen unio—Gott redete mit ihnen — sie mit ihm. Wie sollen wir uns dieses Reden vorstellen? Gott redete mit ihnen—und sie verstanden seine Rede. Durch den Sündenfall wurde diese Gemeinschaft zwar nicht ganz aufgehoben — aber doch getrübt. Sie wieder herzustellen, lag nicht in des Menschen Macht. In Christo tritt uns die völlig gewordene Einheit Gottes mit dem Menschen wieder vor Augen. Gott war in Christo leibhaftig. Diese innige Gemeinschaft mit Gott, ob sie auch nicht vollkommen ist und oft im Menschen getrübt wird, wird uns in der Lehre von der unio mystica zum näheren Verständnis gebracht. Das klarste Zeugnis von dieser Gemeinschaft finden wir in dem hohenpriesterlichen Gebete (Joh. 17). Er konnte von sich rühmen: wer mich siehet, der siehet den Vater. Die Apostel des Herrn lebten in dieser Gemeinschaft, kraft deren sie rühmen können: Ich lebe, doch nun nicht ich lebe, sondern Christus lebet in mir. Und: Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, welcher ist Christus. Daß aber diese Gemeinschaft oft getrübt wurde, bezeugt der Apostel Paulus Röm. 7, 15—25.

Die Bekenntnisschriften der ev. Kirche haben den locus-unio mystica nicht, nur in der formula concordiae beiläufig und nicht mit den Worten

unio mystica Erwähnung gethan. F. concordiae S. 590 (W. Hase—1837) Schlußworte: Quod spiritus sanctus praesens sit atque in nobis habitet (daß der heilige Geist gegenwärtig sei und in uns wohne). Mystisch ist das Wirken Gottes in und an den Herzen der Menschen. Mystisch ist der Vorgang im Abendmahle — Christus ist, obwohl unsichtbar, gegenwärtig und erneuert in den Gläubigen seine Gemeinschaft mit ihnen.

Zum Schlusse wollen wir uns auf die Frage: Worin besteht das Wesen dieser unio mystica? Antwort geben. Unio mystica ist, was die hl. Schrift mit den Worten bezeichnet: Das verborgene Leben, das Leben in Gott. Selbstverständlich wird dieses verborgene Leben in den Herzen der Menschen ein verschiedenes sein. Einige weilen noch im Vorhofe, andere bereits im Tempel, noch andere im Allerheiligsten.

Wie gelangen wir zu dieser unio mystica und wodurch wird sie uns erhalten und gestärkt? Wir gelangen zu ihr durch das andächtige Lesen und Hören des göttlichen Wortes. Besonders aber wird diese unio in uns genährt und gestärkt durch tägliches Beten. Die Gewißheit aber, daß wir in derselben leben, gibt uns der heilige Geist—er bezeuget uns, daß wir Gottes Kinder nicht bloß heißen, sondern es auch in Wahrheit sind.

Hat auch das Wort Mystik zu allen Zeiten einen schlechten Beigeschmack gehabt, blieb auch vielen das Wesen dieser unio verborgen, weil sie die Wirkungen derselben nicht an sich erfahren hatten — so ist und bleibt es doch wahrer Christen Pflicht, nach dieser seligen unio zu streben — und den Demütigen läßt es der Herr gelingen.

Unser Glaube an die Kraft des göttlichen Wortes in seiner Bedeutung für unsere Amtsführung.

Von Dr. th. J. S. Büttner, Pastor zu Hannover.

(Nach der Zeitschrift für Kirchl Wissenschaft.)

Unbedingtes Vertrauen zu seiner Waffe ist des Kriegsmannes verborgene, unüberwindliche Kraft. Ihr „gutes Schwert" war vorzeiten der deutschen Ritter gewisser Sieg. Unbedingtes Vertrauen zu dem Werkzeug, mit welchem wir des Herrn Reich zu bauen und in die Welt hinauszutragen gedenken, kann allein unserem Gange Sicherheit, unserem Kampfe Siegesgewißheit geben. Rom, das eben jetzt zu ungeahnter Herrlichkeit erstarkte, hat die sinnenfällige auf die Massen und mehr auf die Psyche als auf den Geist wirkende, als Staat im Staate, ja als Sonne über den Sternen glänzende Hierarchie mit dem Souverän, dem Papste, an der Spitze; es hat seine dem natürlichen Menschen imponierenden und des Eindrucks selten verfehlenden Satzungen und Ordnungen, welche in der Ohrenbeichte ihren Gipfelpunkt finden. Die Sekten verstehen sich auf die Kunst, das Gefühl des Volks durch enthusiastische Mittel zu ihrem Verbündeten zu machen und in chiliastischer Art ein Traumbild antizipierter Zukunftskirche und Seligkeit zu entwerfen.

Unsere Kirche dagegen hat bei ihrer von Gott ihr zugewiesenen Knechtsgestalt, sowie bei der ihr durch die Sünde mitgegebenen traurigen Zerrissenheit einerseits, bei ihrer gottgewollten Nüchternheit aber andererseits keine andere Waffe als das göttliche Wort. Es leuchtet daher ein, daß wir unbrauchbare, verzagte oder schon vor der Schlacht geschlagene Kriegsleute sein würden, wenn wir in unsere einzige Waffe, das Schwert des Geistes, das Evangelium des Friedens, nicht unbedingtes Vertrauen setzen wollten.

Es wird daher von Wichtigkeit sein, daß wir uns einmal ernstlich auf „unseren Glauben an die Wirkung des göttlichen Wortes in seiner Bedeutung für unsere Amtsführung" besinnen.

I.

Es flößt uns von vornherein große Zuversicht ein, daß die heilige Schrift das allerhöchste Vertrauen zu der Macht und Energie ihres Wortes hat. Sie beginnt mit einer übrigens in der ganzen Welt ungeahnten Wahrheit, daß das All durch ein freilich der Kreatur unhörbar geredetes Schöpferwort (Hebr. 11, 3) hervorgerufen sei. Sie weiß ferner, daß die Schöpfung durch das jedem einzelnen Erzeugnis göttlicher Macht auf die Weltreise mitgegebene Lebenswort ihre Art bewahrt und weiter zeugend und samentragend fortbesteht. Sie bekennt, daß der Mensch durch jenes, keinem menschlichen Ohr vernehmbare Erhalterwort Gottes, welches spricht: du sollst leben und nicht sterben, sein Dasein fristet und behält (Matth. 4, 4).

Aber schon die Ökonomie des Alten Bundes stellt neben dieses unhörbare, kräftige Gotteswort, welches allem Ding, das ist und wird, sein Wesen gibt und erhält, das vom Menschen im Namen Gottes zum Menschen hin gesprochene hörbare Gotteswort und nimmt für dasselbe eine tief eingreifende, entscheidende, ebenso verborgene Macht, als greifbare Kraftwirkung in Anspruch. Dem Wesen des A. T. entsprechend, ist es vorwiegend die zerschlagende, erdrückende, richtende, das Sünden- und Buß-Bewußtsein weckende Macht des Wortes, welche in den Vordergrund gestellt wird. Das Wort vom rauchenden, donnerumrauschten Sinai ist wie ein Feuer und wie ein Hammer, der Felsen zerschlägt. Das Wort Nathans an David, Elias an Ephraim, Jesaias an Ahas, Jeremias an Juda: es zerbricht allen Stolz und niedrigt alle hohen Augen, es stellt mit übermenschlicher Allgewalt und unerbittlicher Wahrheit die unerkannte Sünde in das Licht vor Gottes Angesicht.

Doch fehlt der Ökonomie des Alten Bundes durchaus nicht das Selbstvertrauen in sein Wort, daß durch dasselbe Gnadenwerke im Menschen vollbracht werden. Der ganze Psalter, als der Reflex durch das Wort im Menschengemüt entzündeter geistlicher Freude, göttlichen Friedens, seliger Gottesgemeinschaft ist der thatsächliche Beweis, wie großes das alttestamentliche Schrifttum seinem Worte zutraut. Die ganze Prophetie, die, allein mit der Rede Gottes ausgerüstet, es unternimmt, die kranken Zustände Israels wiederzugebären und durch die Verheißung zukünftigen Heiles das Hoffen des Volks zu einer nie den

Dienst versagenden Spannkraft religiös-sittlicher Erneuerung zu machen: die ganze Prophetie ist das lebendige Zeugnis, daß das Wort, das aus des Herrn Munde geht, nicht leer zurückkommt, sondern thut, was ihm aufgetragen ist. Und die Zeit, wo die Prophetie aufhört, die Zeit, wo man das Schrifttum sammelt, wo man die anvertrauten Worte (Röm. 3, 2) mit peinlichster Sorgfalt verwahrt: ist sie denn nicht der wenn auch wehmütig angehauchte, heimwehkranke, doch überzeugende Ausdruck des Bewußtseins, daß im Worte die Kraft der Theokratie verborgen liegt?

Es ist selbstverständlich, daß auf der Stufe neutestamentlicher Offenbarung das Selbstvertrauen aller Wahrheitszeugen ein viel klarer bewußtes und energischeres ist. Denn im Alten Bunde war es die Rede von zukünftigen Gütern, eine mosaikartige, wenn auch planmäßige Zusammenfügung der sowohl der Zeit als auch der Art nach sehr verschiedenen Bestandteile prophetischer Verkündigungen. Im N. T. ist es das Selbstzeugnis dessen, welcher Inhalt und Ziel aller Weissagung war; es ist die vollkommene und daher abschließende Offenbarung aller göttlichen Gnadengedanken und Heilsthaten (Hebr. 1, 1).

Es ist daher dem Herrn selber ein Axiom seiner Heilandswirksamkeit, daß sein Wort, wenn es anders bei den Menschen die notwendigen Korrelatbedingungen vorfindet, imstande ist, die geweissagte Palingenesie zu einem in Gott befriedigten, weil Gott gefälligen Leben zu schaffen. Schon in seinen ersten Reden tritt das klar hervor. Er weiß es, daß er der von Gott Gesalbte ist, der den Gebundenen mit seinem Freiheitsworte eime Erledigung und den betrübten Herzen mit seinem Gnadenworte eine Tröstung bringen kann (Luk. 4, 18). Er weiß es, daß sein Wort die Wahrheit ist, daß es Glauben schafft, sofern die Hörer aus der Wahrheit sind, daß es alle, die da glauben, selig, und die das Wort in sich fortwirken lassen, zu neuen Menschen macht (Joh. 3). Er weiß es, daß seine Worte Geist und Leben sind, und seine Jünger bestätigen es, daß es Worte des ewigen Lebens sind (Joh. 6). Ja, selbst das Volk hat den Eindruck, daß der Herr rede als einer, der die Macht hat (Matth. 7, 29). Weshalb Jesus in sein Wort das Vertrauen setzt, durch dasselbe das Reich Gottes auf Erden anzurichten, Individuen und Völker aus der Gewalt des Satans zu Gott zu bekehren, spricht er zu wiederholtenmalen aus: er redet nur, was der Vater ihm gegeben hat. Es ist Gottes Wort, das er bringt.

Daher sieht er auch mit so ungetrübter Gewißheit in die Zukunft der Kirche hinaus. Er hat seiner Gemeinde nichts als das Wort und das durch das Wort kräftige Sakrament gegeben. Damit ausgerüstet, sollen seine Boten in die Welt ausgehen, mit diesem Zepter sollen sie ihm den Erdkreis zu Füßen legen. „Prediget das Evangelium," das ist Gebot und Verheißung, das ist die Magna Charta seines Reichs. Wie er auf das Wort des A. T. zurückblickend mit voller Zuversicht sagte, daß man die Schriften der Väter mit dem Glauben lesen solle, man

habe darin das ewige Leben (Joh. 5, 39), so sendet er seine Gläubigen hinaus und pflanzt ihnen die Zuversicht ein, daß sie es nicht sind, die da reden, sondern des Vaters Geist. Und er vertraut, wenn er nur stets Zeugen seiner Gnade hat, so werden sie das Himmelreich anrichten und ausbreiten bis an die Enden der Erde (Apg. 1, 8). Er weiß es, der Paraklet wird von dem nehmen, was des Sohnes ist, und den Jüngern geben, wie der Sohn es von dem genommen hat, was des Vaters ist.

Solches Vertrauen Jesu in sein Selbstzeugnis hat sich den Aposteln und der apostolischen Schrift in wunderbarer, wenn auch psychologisch verständlicher Weise mitgeteilt. Mit der Plerophorie des Glaubens, darum mit einer unüberwindlichen Parrhesie des Geistes treten die Männer aus Galiläa vor Israel, der Mann von Tarsen vor die Heiden dahin. Als „Worte des Lebens" bringen sie ihr apostolisches Zeugnis. Daß Gott durch dieselben dem Volke „Buße und den Glauben" geben wolle, wissen sie. Daß in keinem anderen Heil sei, als im Zeugnis von Jesu, bekennen sie. Trotz aller Mißerfolge werden sie nicht zweifelhaft an dem endlichen Siege der Wahrheit und darum auch nicht in der treuen Ausrichtung ihres Predigtberufes. Der Heidenapostel glaubt so fest an die dynamische und energische Art seiner Verkündigung, daß er den hochgebildeten Griechen gegenüber es nicht für nötig hält, der Thorheit des Evangeliums das Kleid griechischer Bildung anzuziehen (1 Kor. 2), daß er angesichts der Welthauptstadt keinen Augenblick zweifelt, es werde das Evangelium von Christo ihn dort nicht allein nicht schamrot stehen lassen, sondern auch seine überirdische Kraft zur Seelen Seligkeit erweisen (Röm. 1, 16). Er weiß außerdem, daß seine Predigt allemal etwas wirken muß, entweder zum Leben oder zum Tode, entweder begnadigend oder richtend. Darum ist sein ganzes Streben, auch nach seinem Abschiede die Predigt fortzupflanzen. Seine Rede zu Milet (Apg. 20) und seine Pastoralbriefe bezeugen das. Und wie sehr dieser Gedanke, es komme alles auf die Predigt des geisteskräftigen Wortes an, sich seinem Schülerkreis mitgeteilt hat, liegt in dem Gange der Apostelgeschichte wie in ihrem Schlußworte klar zu Tage, wo es heißt: „Paulus predigte das Reich Gottes und lehrete von dem Herrn Jesu mit aller Freudigkeit unverboten," ein Zeugnis, an der Grenze des apostolischen Zeitalters geredet, welches sowohl rückwärts- als vorwärtsblickend, zeigt, was der Kirche Grundkraft für alle Zeiten ist.

Daraus verstehen wir auch, weshalb das Wort evangelischer Verkündigung in Schrift verfaßt und das Verfaßte von der nachapostolischen Kirche so treu und gewissenhaft gesichtet und bewahrt ist. Es war die Absicht, daß alle, die es lesen, „gewissenhaft Grund erfahren der Lehren" (Luk. 1, 4), daß sie „glauben, Jesus sei der Christ, der Sohn Gottes" (Joh. 20, 31), daß sie nach dem Scheiden der Apostel das von denselben gebrachte Wort „im Gedächtnis" haben (2 Petr. 1, 15) und einen „Kanon" (Phil. 3, 16) und „Typus" (Röm. 6, 17) ge-

sunder Lehre besitzen. In dem allen prägt sich immer klarer und entschiedener jene wunderbare Zuversicht zu dem Worte aus, der es gewiß ist, daß wenn es nur gepredigt wird, man um dessen Legitimation vor der Welt nicht besorgt zu sein braucht, sondern daß seine Beweisung von Geist und Kraft übernommen wird.

In die geheiligten Fußstapfen solcher Zuversicht ist keine Kirche mit so großer Energie und Nüchternheit eingetreten wie die unserige. Luther war der jedem menschlich rechnenden Geiste aufs höchste imponierenden Macht Roms gegenüber nach göttlicher Regierung darauf beschränkt, nur auf das Wort trotzen, nur zum Worte seine Zuflucht nehmen zu können. Die Pole seines Lebens drücken sich in seinen beiden Reformationsliedern aus: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort" und „Das Wort sie sollen lassen stahn." Zeigt das eine, wie man ohne das Wort waffenlos ist, so offenbart das andere, wie man durch das Wort unüberwindlich ist.

Das hat das Bekenntnis der ev. Kirche sich in vollem Maße angeeignet und zu einem klar bewußten Ausdruck gebracht. Denn es betont mit ganzem Ernst das „leibliche Wort" und bezeugt, daß „Gott, um den Glauben zu erlangen, das Predigtamt eingesetzt und Evangelium und Sakramente gegeben habe, dadurch er als durch Mittel den heil. Geist gibt, welcher den Glauben, wo und wann er will, in denen, so das Evangelium hören, wirket" (Augustana Art. V). Der Große Katechismus sagt beim dritten Gebot: „Wiederum hat das Wort die Kraft, wo man es mit Ernst betrachtet, hört und handelt, daß es nimmer ohne Frucht abgehet, sondern allezeit neuen Verstand, Lust und Andacht erwecket, rein Herz und Gedanken macht; denn es sind nicht faule und tote, sondern schäftige und lebendige Worte." Die Schmalkaldischen Artikel nehmen den Faden solcher Überzeugung auf und spinnen ihn namentlich nach der negativen Seite hin weiter; denn dort heißt es (VIII, 3): „daß Gott niemand seinen Geist und Gnade gibt ohne durch oder mit dem vorhergehenden äußerlichen Wort, damit wir uns bewahren vor den Enthusiasten, das ist Geistern, so sich rühmen, ohne und vor dem Wort den Geist zu haben; die zwischen dem Geist und Buchstaben scharfe Richter sein wollen und wissen nicht, was sie sagen und setzen."

Für Luther war die Annahme einer sog. parastatischen, also neben dem Worte herlaufenden, zu demselben ohne Vermittelung hinzutretenden Wirksamkeit des heil. Geistes ein Greuel. Und gerade in seiner Auslegung des pneumatischen Evangeliums und wieder in den pneumatischsten Teilen desselben Kap. 14—17 betont er es am schärfsten: „daß der heil. Geist bei der Christenheit sei und mache sie heilig, nämlich durch das Wort und Sakrament, dadurch er inwendig wirket den Glauben und Erkenntnis Christi. Das sind die Werkzeug und Mittel, durch welche er die Christenheit heiligt und reinigt ohn Unterlaß, davon sie auch vor Gott heilig heißt." „Ja, solch Wort macht durch den heil. Geist, der dadurch wirket, neu Herz und Gedanken in mir" (Erl. Ausg.

49, 219 fg.). Wie innig Melanchthon darin mit Luther übereinstimmt und von Anfang an voll großer Klarheit war, bezeugt seine erste Ausgabe des Römerbriefes (zu Kap. 1, 16), wo er sagt: Das Evangelium ist eine herrliche Lehre, denn durch dasselbe schenkt Gott Frieden und den Geist des Heils. Das Evangelium oder die Verheißung ist das Mittel, wodurch Gott den Gläubigen das Heil schenkt, daß man erkennen kann, daß Gott durch die Verkündigung seiner Verheißungen wirkt.

Wir können es den späteren lutherischen Kirchenlehrern nur von Herzen Dank wissen, daß sie sowohl Schwenkfeld als Rathmann gegenüber auf dieser festen Position verharrt sind und den Glauben unserer Kirche in präzise Formen gefaßt haben. Vor allem ist es ein wesentliches Stück und für die uns hier beschäftigende Frage von großer Bedeutung, daß man die Notwendigkeit des übernatürlichen göttlichen concursus abwies, daß man dem Worte Gottes eine latente, inhärierende und bei jeglicher Anwendung in Aktion tretende göttliche Kraft zuschrieb. Und mag uns denn auch die etwas steif scholastische Art der alten Dogmatiker nicht eben innerlich sympathisch sein, anerkennen wollen und müssen wir doch, daß sie recht und nur die Konsequenz der bisherigen kirchlichen Entwickelung gezogen haben, wenn sie die Wirksamkeit des Wortes betonten und sie beschrieben als Kraft oder thätige Macht, die übernatürlich und wahrhaft göttlich ist, um übernatürliche Wirkungen hervorzubringen, nämlich den Sinn der Menschen zu ändern, umzugestalten und zu erneuern.

II.

Es fragt sich nun, ob diese Überzeugung der Kirche unser Glaube an die Wirkung des göttlichen Wortes ist und geworden ist. Daß diese Frage aufgeworfen wird, mag Uneingeweihten fremd klingen. Denn es scheint, als müsse es Axiom und Prämisse alles unseres theologischen Denkens und Handelns sein, daß wir wissen, das Wort, mit dem wir umgehen, hat göttliche Kraft. In der That aber darf eine pastoraltheologische Studie an dieser ernsten Gewissensfrage nicht vorübergehen, um so weniger, als sich bei Behandlung solcher Frage alsbald zeigen wird, wie schwer Theologen es auf diesem Punkte haben.

Der Glaube an die Wirkung des göttlichen Wortes ist, wie wir das im voraus sagen müssen, gleich unserem ganzen Christenglauben nicht das Resultat wissenschaftlichen Denkens und Folgerns, sondern er ist Gottes Werk und Gottes Gabe. Er ist wie aller Glaube anfangs mehr Autoritätsglaube und entwickelt sich erst allmählich zu einem Erfahrungsglauben. Er vertraut zu Anfang seiner Ausgestaltung der Kraft des Wortes, weil dieses selbst den Anspruch darauf erhebt. Geht er einen normalen Gang, so spricht er hernach mit immer vollerer Gewißheit nach Analogie der Sychariten: ich habe selbst gesehen, geglaubt, erkannt und erprobt, welche göttliche Kraft im Evangelium liegt. In dieser Beziehung unterscheidet sich das Leben der Theologen von dem des Laien scheinbar gar nicht, oder vielleicht nur insofern, als der mit

dem Worte berufsmäßig umgehende und in demselben täglich arbeitende Theolog einen besonders leichten Weg zum Glauben an das Wort Kraft zu haben scheint. Ferner Stehende pflegen das auch ohne weiteres Bedenken anzunehmen.

Unter Theologen selbst wird kein Zweifel darüber bestehen, daß unser Glaube an die Wirkung des Wortes, eben damit er in praxi ein nach allen Seiten gewappneter und wohl begründeter sei, durch ganz eigentümliche Anfechtungen hindurch sich aus einem unreflektierten durch allerlei Reflexionen und Antithesen hindurch zu einem nun abermals unreflektierten und zu einer gewisseren Synthese hindurch entwickeln muß.

Ich brauche nur an die Einleitungswissenschaft, an die kritischen Fragen nach Echtheit, Kanonicität, Integrität, nach Homologumenen und Antilegomenen, nach Redaktion und Sammlung der einzelnen Schriften und des ganzen Schrifttums, an die wissenschaftlichen Urteile über das Alte Testament, an die Menge der Lesarten, an die vermeintlichen oder wirklichen Einschiebsel und Anhängsel übrigens wohl bezeugter biblischer Schriften zu erinnern. Ich brauche nur Namen wie die der Baurschen und der Wellhausenschen Schule zu nennen, so leuchtet es uns entgegen, durch welche Fülle von Widersprüchen und Zweifeln ein Theolog sich hindurcharbeiten, mit was für Fragen er sich abfinden muß, ehe er des Glaubens froh werden und zu dem Gebete des 119. Psalmes einstimmen kann: Herr, laß deinen Knecht dein Gebot wahrhaftiglich für dein Wort halten, daß ich dich fürchte.

Zu der kritischen kommt die Inspirationsfrage. Es war ja gerechtfertigt, daß man der ungeschichtlichen reformiert-orthodoxen Inspirationslehre sich abwandte. Es liegt ja in dem geschichtlichen Zuge unserer Zeit begründet, daß man in allem von der empirischen Erscheinung zu dem transscendenten Sein zurückschließt. Wie in der Christologie jetzt nicht mehr von der Thesis der ewigen Gottheit ausgegangen wird, sondern von der geschichtlichen Erscheinung Jesu und dessen ganzem Lebensbilde zurückgegangen wird auf seine Präexistenz; wie es bei der Erkenntnis seiner Person von dem ersten Eindruck, alles ist menschlich, hinaufgeht zu dem Resultat: dennoch auch alles göttlich, ebenso ist es auch bei der Bibliologie. Man faßt in der biblischen Theologie und Exegese jeden Verfasser als ein Individuum, studiert das Eigentümliche desselben, findet in allem, was er schreibt, seine ihm besonders eignenden Charakterzüge und sucht, so vom Individuellen und Menschlichen ausgehend, erst allmählich zu dem Gesamtüberblick heiliger Schriftwahrheit zu gelangen. Ob die moderne Wissenschaft hier sich nicht breiter macht als nötig, ob sie namentlich dem werdenden Theologen nicht ungerechtfertigte Schwierigkeiten in den Weg legt und manchem für immer einen absoluten Skepticismus anerzieht; ob auf diesem Gebiete nicht neben wissenschaftlicher Forschung etwas mehr heilige Scheu vor dem, der im feurigen Busche wohnt, zu wünschen wäre, damit haben wir es hier nicht zu thun. Die Thatsache aber steht

fest: gerade dem Theologen unserer Zeit erwachsen aus seinem Studium besondere und eigentümliche Hindernisse des Glaubens an die Wirkung des Wortes.

Denn das wird kein Eingeweihter leugnen, daß die kritischen wie die Inspirationsfragen an unserem Glauben in bedenklicher Weise rütteln, und seine Wurzeln annagen. Es wird nicht bestritten werden können, daß von dem Gedanken, daß an einem Buche heiliger Schrift dies und das menschlich, fehlsam, eingeschoben ꝛc. sein kann, in der Konsequenz des Denkens nur ein Schritt bis zu dem Gefühl, ja zu der Überzeugung ist, es wohne diesem Worte daher nicht die Vollkraft inne.

Inzwischen kommen zu den beregten Schwierigkeiten auch noch die dogmatischen und praktisch-theologischen in Betracht der Anwendung und Verarbeitung des biblischen Stoffes in Lehre und Leben. Ich will nur andeuten, wie schwer und wie unmöglich es sein muß, einem Gottesworte und vielleicht folgeweise dem ganzen Gottesworte Einwirkung auf die Gemüter zuzutrauen, wenn man es nicht mit seinem dogmatischen System reimen, wenn man Teile des Wortes als exotische Pflanzen ausmerzen muß. Und noch mehr: welche wirklich tiefgehende Zweifel an der übernatürlichen, göttlichen, strafenden, überzeugenden, verändernden Kraft des Wortes müssen sich dem im Amte stehenden Geistlichen aufdrängen, wenn er vielleicht Jahre lang an toter Gemeinde arbeitet, ohne Leben zu sehen.

Was sollen wir denn diesen eigentümlichen, gerade uns Theologen entgegentretenden Anfechtungen gegenüber thun, um durch das alles hindurch zu einem gewissen Vertrauen zu unserem Instrument zu gelangen? Den Feind ignorieren, geht nicht. Dazu rückt er uns, ja auch unserem Christenvolke zu nahe auf den Leib. Also muß der Feind innerlich durch treues Studium überwunden werden. Wir müssen uns so mit allen den Zweifelsfragen abfinden, daß ein klares, festes „dennoch“ der Schluß ist.

Aber mit dem wissenschaftlichen Arbeiten ist es hier doch nicht allein gethan. Es wird gerade im Blick auf unser Thema sein Bewenden bei dem alten Grundgesetz behalten, daß drei Dinge den Theologen machen: oratio, meditatio, tentatio. Wenn wir die heilige Schrift orando lesen und nicht bloß wissenschaftlich, auch nicht bloß mit dem Begehr, Stoff für unsere Amtsreden darin zu finden; wenn wir das Gotteswort sich in uns zum Gebete gestalten lassen, so werden wir erfahren, daß eine unmittelbare göttliche Zuversicht zu dem gütigen Wort und den darin pulsierenden Kräften der zukünftigen Welt in uns erwacht, eine Erfahrung, welche uns den Erwerb einträgt, daß unser Gemüt durch Vermittelung des Wortes mit den metaphysischen und ewigen Gütern und Erkenntnissen sich zusammenschließt und somit das Siegel in sich trägt: Gottes Wort ist Gottes Kraft.

Zu der oratio muß die meditatio kommen. Es will mir scheinen, wir lesen zu viel und zu vielerlei, und verstopfen damit den still fließenden Bach der Meditation. Wir leben zu viel nach außen hinaus und

von außen herein und verstören die Kontemplation, welche einst die Kirchenväter, Mystiker und Reformatoren so innerlich gewiß machte und stählte. Wir bringen es bei der meist nur flüchtigen Meditation nicht zur richtigen Vereinigung der aus der Schrift und dem Erfahrungsleben oft wunderbar aufeinander zustrebenden Gedankenreihen. Darum fällt das großartige Gesamtbild seligmachender Wahrheit in lauter einzelne Stücke auseinander. Wir finden Wahrheiten, die aber miteinander streiten und sich gegenseitig die Existenzberechtigung absprechen, aber nicht die Wahrheit; wir treten mit dogmatischen Lehrsätzen oder ethischen Vorurteilen ins Leben, aber nicht mit der Waffenrüstung Gottes.

Aber selbst wenn wir mehr meditando lebten und wirkten, würde ohne tentatio keine eigentliche Zuversicht zu der Wirkung des Wortes in uns zur Reife kommen. Wir selbst müssen an unserer Seele den Versuch gewagt, gemacht und zum Ende hinausgeführt haben, ob das Gesetz uns durch seine Richterkraft zerschlagen, ob das Evangelium uns die Gnade zusprechen, das Herz stillen, das Gewissen trösten und damit eine Kraft zum Heiligungsleben und zur Kreuzesgeduld darreichen kann. Wir müssen außer diesen in uns selbst gesammelten Proben noch lernen, aus der Seelsorge für die Seelsorge die Erfahrungen einzuheimsen, welche wir an den Seelen machen. Ob man derartige Erscheinungen tagebuchartig festlegt, oder ob man sie im treuen Gedächtnis bewahrt und sie mit dem, was die Geschichte der Asketik berichtet, zusammenfügt, das wird dem individuellen Zuge jedes einzelnen überlassen bleiben. Aber das steht fest: nur wenn wir unser Instrument in allerlei Lagen eigener und fremder Not als tüchtig erkannt und erprobt haben, nur dann haben wir den Mut, nur dann auch die Treue, dasselbe in alle Kämpfe mitzunehmen und ihm den Sieg zuzutrauen.

III.

Sehen wir denn zu, welche Bedeutung unser Glaube an die Wirkung des Wortes für unsere Amtsführung hat.

Ist Gottes Wort von uns als wirkungskräftig im Glauben erkannt und erfahren, so können wir auch nur dieses Wort bringen und kein anderes. Weil Paulus es weiß, daß das lautere Evangelium eine Weisheit bei den Vollkommenen und Gottes Kraft ist; weil er weiß, daß ein wenig Sauerteig irriger Lehre den ganzen Teig versäuert, darum bringt er selbst nur, was er durch Offenbarung Gottes empfangen hat, darum ist er ein heftiger Eiferer wider falsche Lehre, welche er mit dem Anathema belegt; darum weist er seine Amtsnachfolger in den Pastoralbriefen so ernst und dringend an, festzuhalten an der gesunden Lehre, wie sie vom Apostel in die Gemeinden eingepflanzt ist. Weil Luther an seinem eigenen Leben es innegeworden war, in was für Labyrinthe der Angst einerseits und des fleischlichen Stolzes andererseits der Zusatz menschlicher Weisheit ein nach Gott fragendes Gemüt führen und stürzen kann, darum wollte er kein anderes als nur das reine Gotteswort haben.

Was folgt daraus für uns? Wir brauchen keine Zeloten der Rechtgläubigkeit zu sein. Wir brauchen auch nicht ohne weiteres jeden Versuch, die alte Wahrheit in einer neuen, aus der Zeit herausgewachsenen und für die Zeit angepaßten Form darzustellen, mit Feuer und Schwert zu verfolgen. Wir brauchen nicht zu verlangen, daß die ganze Lehre für alle Zeiten in eine und dieselbe Form wie in Erz gegossen sei. Aber wo uns ein fremdartiges Element der Materie des Glaubens nahe tritt, sich einschmeichelnd an unseren Geist wendet, als ein besonders interessantes Fündlein empfiehlt, als Schoßkind großartiger Wissenschaft uns imponiert, da werden wir wachen, Kritik üben, ausscheiden, was dem Typus gesunder Wahrheit nicht entspricht. Denn unser Glaube an die Wirkungskraft des Wortes Gottes sagt uns, daß nur das Wort, nur das reine Wort „Gottes Kraft" ist, daß jede Zuthat vermöge der ihr innewohnenden Verzauberungskraft (Gal. 3, 1) immer bald ganz allein Anspruch auf Beachtung macht und die zentrale Wahrheit in die Peripherie weist, daß aber diese Zuthat wohl einmal vorübergehendes Interesse der athenischen Neugierde, niemals aber Akte göttlicher wiedergebärender Einwirkung im Menschenherzen hervorbringen kann. Es ist eine einfache logische Konsequenz: wer dem Worte Gottes göttliche Kräfte zutraut, kann nur Gottes Wort bringen rein und lauter. Wer sich von anderer, auch noch so wissenschaftlich begründeter Weisheit so weit imponieren läßt, daß er sie dem Evangelium beimischt, hat damit schon seinen Unglauben gegen die Wirksamkeit des Wortes dokumentiert.

Aber so bedeutsam reine Lehre ist, so wahr das Wort der Väter sein mag, die Lehre ist der Himmel, das Leben die Erde, wir wissen doch, daß Rechtgläubigkeit es allein nicht thut. Sie kann, wenn der innere Brand der Liebe fehlt, zu einem Ruhekissen träger Geister werden. Aber eben wo im Herzen des Pfarrers die Gewißheit im Vordergrunde steht: das Wort Gottes thut Wunder der Gnade, da wird diese Überzeugung ihm keine Ruhe lassen, sie wird der uns Adamskindern angeborenen Trägheit einen Stoß geben und uns unter allen Beamten der Erde am wenigsten kontrollierten und zu kontrollierenden Dienern der Kirche einen Stachel in die Seele bohren, daß wir das Wort Gottes treiben, es sei zu rechter Zeit oder zur Unzeit.

Wer unter uns kennte nicht jene Stunden der Anklagen im Kämmerlein, wo uns an den Resultaten einer seelsorgerlichen Arbeit unsere Unterlassungssünden klar werden. Sei es nun Arbeit an einzelnen, sei es das Werk an einer Gemeinde, es kommen ja die Tage der Prüfung (1 Petr. 2, 12), wo man an der Frucht merkt, was gesäet ist. Und wenn wir da anstatt der eitelen und bitteren Klagen über den Tod der Gemeinden und Widrigkeit der Verhältnisse recht zu uns selber kommen, dann tritt uns meist ein Hauptmangel unserer Amtsführung entgegen: wir haben dem Worte nicht geglaubt, darum haben wir es weder fleißig und häufig, noch mit der rechten Erfindungskraft des in Liebe thätigen Glaubens gepredigt und bezeugt. Wir selbst waren

geistlich energielos; da schwand der Glaube an die Energie des Wortes; darum unterließen wir das Zeugnis von Christo.

Glaubten wir an die Wirkung des Wortes, welches alles allein thut, wir würden es treiben, ob wir Früchte sehen oder nicht; wir würden zum Lesen des Wortes, zum Lesen der hl. Schrift mehr reizen und Anweisung geben. Daß wir so wenig Bibelleser in den Gemeinden haben, kommt wesentlich von unserem Unglauben an die Kraft des gelesenen Wortes. Glaubten wir, so könnten wir nicht immer wieder aus oft sehr wenig triftigen Gründen eine Gelegenheit nach der anderen vorübergehen lassen, den Leuten die Buße zu Gott und den Glauben an unseren Herrn Jesum zu bezeugen. Warum ermahnt Paulus in Ephesus jedermann bei Nacht und Tag mit Thränen? Nicht auf sein eigen Wort, sondern auf den Segen des Evangeliums baut er.

Ist der Glaube überhaupt ein „lebendig, schäftig Ding,“ so ist unser, der Pastoren Glaube und Zuversicht, daß kein Gotteswort leer zurückkommt, die heilige Unruhe, die uns nicht feiern läßt, sondern uns zu unermüdlichem Säen und Ackern forttreibt. Es wird bei solchem Glauben niemals zu jener so oft beobachteten kranken Resignation der Pastoren kommen, daß sie nur noch pflichtmäßig und daher handwerksmäßig arbeiten. Es wird unser Glaube uns nicht vor der Zeit bequem und im Alter nicht zu alt werden lassen, sondern uns jugendfrisch erhalten, daß wir mit der richtigen Amtsbegeisterung den Weinberg Gottes bestellen.

Unser Glaube an die Wirksamkeit des Wortes bringt aber auch eine große Einfalt und sozusagen Keuschheit der Amtsführung mit sich. Wir leben in einer Zeit der Experimente auf allen Gebieten des wissenschaftlichen und sozialen Lebens. Die Gefahr liegt nahe, daß wir im Mißglauben gegen die altbewährten Werkzeuge göttlicher Gnade auch auf dem Gebiete des geistlichen Lebens Experimente machen oder „viele Künste suchen.“ Das kann bei der Predigt geschehen, wenn wir auf deren Schulmäßigkeit, auf deren Form und oratorische Schönheit ein allzu großes Gewicht legen, oder indem wir allerlei interessante Impromptus und Aperçus anbringen, Geschichten in echauffierter Weise einflechten und mit einem Worte danach haschen, interessant zu predigen. St. Paulus hat das längst verurteilt, wenn er keine Reden menschlicher Weisheit als elende Krücken zu Hilfe nehmen will, um dadurch gleichsam dem ewigen majestätischen Gottesworte erst auf die Füße zu helfen. Unser Glaube an des Wortes Kraft wird uns bewahren vor Kunststücken gesuchter Popularität, ebenso wie vor den gefährlichen Luftsprüngen der den Gebildeten sich empfehlenden Geistreichigkeit. Vielmehr wird ein seiner Sache gewisser Mann sich sagen: es kommt auf zweierlei an, auf das Schwert, daß es gut ist, und auf meine Treue, daß ich es richtig schwinge (1 Tim. 1, 8). Das Schwert ist gut. Es ist das Schwert des Herrn. Nun kommt es darauf hinaus, daß ich es einfältig, wahr, klar und tief erfasse und lasse es gehen und schlagen, daß es Funken sprüht. Wer ein Haus baut und Stützen daransetzt, der

traut nicht, daß die Mauern halten. Wer das geistliche Amt führt und dabei allerlei nicht in der Sache und in der Wahrheit liegende, noch durch dieselbe gebotene Mittelchen gebraucht, der traut nicht, daß das Evangelium den Sieg auf seiner Seite hat.

Vergessen wir inzwischen eines nicht! Unserer Amtsführung Geheimnis und Kraft liegt nicht in diesem und jenem, was wir thun oder lassen, sondern in der Art, wie Gottes Wort und unsere Person zu einer Einheit zusammengeschlossen sind. Die Biographien großer Gottesmänner und Theologen zeigen uns das am klarsten. Fragen wir uns, woher es kommt, daß solche Kraftwirkung von ihnen ausgeht. Ihre Predigten haben nichts Oratorisches, ihre Gedanken nichts Glänzendes, ihre Wissenschaft ist keine berühmte; Katechismuswahrheit ist es, was sie treiben. Und doch, welche Lebensströme! Woher das? „Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen." Das ist die Antwort und Lösung der Frage. Die ganze Persönlichkeit ist eine vom Glauben an die Gnade und deren Kraft erfüllte; sie ist getragen von der Freude, ein Gotteskind zu sein, von der Zuversicht, ein Glied des Reiches zu sein, dem der Triumph sicher ist, von der Gewißheit, im Heere dessen zu stehen, dem alle Feinde zum Schemel seiner Füße gelegt werden sollen. Die Persönlichkeit hat die Salbung von dem, der heilig ist und uns alles lehrt. Es ist eine erfüllte, ihrer Sache gewisse Persönlichkeit; soweit es auf dieser Erde möglich ist, ist sie das personifizierte Wort und daher eine predigende Persönlichkeit. Solche Menschen Gottes müssen wir werden, wenn das Amt durch uns sein Recht bekommen soll. Und wir werden es, wenn der Glaube an die Wirkung des göttlichen Wortes uns nicht bloß erwünscht erscheint oder verstandesmäßig erarbeitet, sondern unseres ganzen Lebens Grundlage und tragende Kraft ist.

Kirchliche Rundschau.

Die Sprachenfrage in der Zentralsynode der reformierten Kirche hat zu Verhandlungen Anlaß gegeben, die allem Anschein nach aus dem Umstande hervorgegangen sind, daß die deutschen Gemeinden, namentlich die Jugend derselben, als das Missionsfeld der englischen Missionsgemeinden derselben Kirche angesehen und ausgenützt wird, und daß die deutschen Gemeinden und Pastoren sich einen derartigen Eingriff in ihr Arbeitsfeld und in ihren Bestand nicht stillschweigend gefallen lassen wollen. Die Ref. Kztg. berichtet darüber folgendes:

„„In der Sitzung am Donnerstag-Nachmittag lenkte Pastor J. Bachmann die Aufmerksamkeit der Synode auf einen Artikel, der in der August-Nummer des „Missionary Guardian" und andern englischen Blättern erschienen war unter dem Titel "German English Work.". Es wurde angegeben, daß der betreffende Artikel den Thatsachen widerspreche, eine charakterschädigende Reflektion auf die deutschen Prediger in großen Städten und eine indirekte Schädigung und Geringschätzung der theol. Anstalt der deutschen Synoden — das Missionshaus — enthalte. Der Artikel wurde vorgelesen und die Sy-

node ersucht, Stellung zu der Sache zu nehmen. Die Angelegenheit wurde einem besonderen Ausschuß überwiesen, zu welchem der Präsident die Pastoren B. S. Stern, C. Baum, C. Schmidt und die Ältesten H. Krierim und Geo. Neher ernannte. Dieser Ausschuß unterbreitete am Samstag-Nachmittag folgenden Bericht:

„Ihrem Ausschuß wurde der Auftrag erteilt, Ehrw. Synode Vorschläge zu unterbreiten bezüglich eines gewissen Artikels, der in der August-Nummer des „Missionary Guardian" unter der Überschrift "German English Work" erschienen ist. Wir empfehlen Ehrw. Synode, dem „Missionary Guardian" und solchen kirchlichen Blättern, in denen besagter Artikel erschienen ist, folgendes in englischer Sprache mitzuteilen:

Unsere Aufmerksamkeit wurde auf einen Artikel in der August-Nummer des „Missionary Guardian," betitelt "German English Work," gelenkt, der auch in andern Blättern unsrer Kirche erschienen ist. In diesem Artikel werden die deutschen Prediger unsrer Kirche, die in den großen Städten unter der deutschen Bevölkerung arbeiten, in falschem Licht dargestellt, die, weil sie unwillig oder unfähig sind, die englische Sprache in ihre Gottesdienste einzuführen, gleichgültig und unbekümmert ihre jungen Leute sich an englische nichtreformierte Gemeinden verlieren lassen. Es wird ferner in diesem Artikel insinuiert, daß die deutschen Prediger in großen Städten aus unlautern und selbstsüchtigen Beweggründen der Gründung von englischen Missionen feindselig gesinnt sind und Schwierigkeiten in den Weg legen, daß die jungen Leute in ihren Gemeinden von einer englischen reformierten Gemeinde nichts wissen, noch wissen wollen — und ähnliche Angaben.

Wir möchten hiermit ernstlich gegen die unwahren Anschuldigungen protestieren, die in diesem Artikel und ähnlichen seiner Art erhoben sind. Wir warnen unsere Brüder im englischen Teil unserer geliebten Kirche, solchen Angaben, die eine Saat des Mißtrauens zwischen dem deutschen und englischen Teil der Kirche auszustreuen geeignet sind, Glauben zu schenken. Wir versichern sie, daß wir der Einführung der englischen Sprache in unseren Gottesdiensten nicht feindselig gesinnt sind, sondern dieselbe überall befürworten, wo sie dazu dient, die jungen Leute in treuer Verbindung mit der Gemeinde und der Kirche zu erhalten. Ebenso versichern wir, daß wir der Gründung englischer Missionen in unsern großen Städten gerne Vorschub leisten und wir befürworten sie überall, wo die englischredenden Missionare nicht in den Irrtum verfallen, die Jugend der deutschen Gemeinden als ihr hauptsächlichstes Missionsgebiet zu betrachten. Mögen unsre Brüder im englischen Teil der Kirche gewiß sein, daß wir ihre und unsere Arbeit als *eine* betrachten und daß wir kein größeres Verlangen haben, als in brüderlicher Liebe und Eintracht mit ihnen am Aufbau des Reiches Gottes und unsrer geliebten reformierten Kirche zu arbeiten, wie immer dies am erfolgreichsten geschehen könne, sei es in deutscher oder in englischer Sprache."

Pastor J. H. Stepler unterbreitete folgendes Substitut, welches Annahme fand:

„Da besagter Artikel nebst andern ähnlichen Inhalts geeignet ist, die Arbeit in manchen unsrer Gemeinden zu stören und zu schädigen, so sei beschlossen, unsere Stellung darüber und dagegen zu definieren, wie folgt:

1. Die Zentral-Synode ist nicht gegen den rechtmäßigen Gebrauch der englischen Sprache in unsern Gemeinden.

2. Wir sehen es aber als einen unberechtigten Eingriff in unsere Gemeindeangelegenheiten an, wenn von Außerhalbstehenden die Einführung der englischen Sprache forciert wird.

3. Wenn gesagt wird, daß die deutschen Prediger sorglos sind oder sein können betreffs ihrer jungen Leute, so weisen wir solche Beschuldigung entschieden zurück.

4. Ebenso weisen wir die Beschuldigung zurück, wenn gesagt wird, daß unsre deutschen Prediger die Schuld tragen, wenn englische Missionen nicht gedeihen.

5. Endlich ersuchen wir den um unsere Kirche so vielfach verdienten Herrn Dr. Rütenick in seinem neuen Eifer für die Einführung der englischen Sprache sich zu mäßigen, da die einzelnen Prediger mit ihren Gemeinden allein berechtigt sind zu urteileilen, welche Sprache sie gebrauchen sollen.

J. Bachmannn, ständ. Schreiber der Zentral-Synode.""

Die Kosten einer General-Assembly (General-Konferenz) der Presbyterianer-Kirche sind etwa wie folgt: Reisekosten der Delegaten $28,019: Bewirtung $8,227; Sekretärs Gehalt und Auslagen $3,413; Das Drucken und Versenden der Verhandlungen $6,109; Unkosten der speziellen Komiteen $4,363. (Das Komitee über theologische Seminar kostet $1,179 und das Komitee über systematisches Geben $1,000.) Schreibpapier u. dgl. $833; andere Unkosten $1,030. Im ganzen $51,994, $10,000 mehr als in 1890 und $12,000 mehr als in 1885. Um diese Auslagen zu decken, wird jedes Mitglied der Kirche mit 7 Cts. besteuert.

Die diesjährige Sitzung der Chicago deutschen Methodisten-Konferenz fand in Milwaukee statt. Die Hamiltonsche Vorlage (bezüglich der Zulassung der Frauen zur General-Konferenz) erlitt eine empfindliche Niederlage. Folgender Antrag wurde mit 72 gegen 0 Stimmen ohne Debatte angenommen: Beschlossen: Da wir diese Proposition als unbiblisch und unkostitutionell betrachten, so legen wir hiermit unseren Protest dagegen ein, und lehnen es ab, darüber abzustimmen.

Der Fall „Hammerstein" hat in der letzten Zeit die kirchliche Presse ebenso lebhaft beschäftigt wie seinerzeit die Anträge „Hammerstein," welche von dem Hauptredakteur der Kreuzzeitung im preußischen Abgeordnetenhause zur Erlangung „größerer Freiheit und Selbständigkeit der Kirche" eingebracht wurden. Die „Kirchliche Monatsschrift" sagt von ihm: „Einer der hervorragendsten Führer der Christlich-Konservativen wurde als Verschwender und Epikuräer, als untreuer Haushalter, schließlich gar als Betrüger offenbar. Er bezog von seiner Zeitung ein fast doppelt so hohes Gehalt als ein preußischer Staatsminister vom Fiskus, borgte dazu noch Hunderttausende, und hinterläßt jetzt gleichwohl eine Schuldenlast von 800,000 Mark — eine Folge üppigen Lebens. Heute ist er auf der Flucht, und der Staatsanwalt verfolgt ihn steckbrieflich wegen mehrfacher Urkunden- (Wechsel-) Fälschung." Was dann noch weiter gesagt wird, daß Hammerstein ein unermüdlicher Kämpfer für die Freiheit und Selbständigkeit der Kirche gewesen sei, ist ja richtig; aber das ist auch richtig, daß er der Sache, für welche er kämpfte, viel mehr Schaden als Nutzen gebracht hat, und daß die evangelische Kirche Preußens viel besser gefahren wäre, wenn niemals ein solcher Mann wie Hammerstein für sie eingetreten wäre, oder besser gesagt sich den Anschein gegeben hätte, daß er für sie eintrete.

Auch Stöcker ist durch den Fall Hammerstein geschädigt worden. Er hat im Jahre 1888 einen Brief an den damaligen Hauptredakteur der Kreuzzeitung geschrieben, der infolge dieser Vorgänge an die Öffentlichkeit gelangt ist. — Es mag richtig sein, daß der Brief nicht so schlimm gemeint war, als er aussieht, ebenso daß er, wie Stöcker sagt, „auch harmlose Naturen, die von

politischen Dingen nichts verstehen, in eine gewisse Unsicherheit des Urteils gebracht" hat; aber er zeigt, daß für Stöcker die Politik eben auch Politik war und wird manche weniger harmlose Naturen zu der Ansicht bringen, daß in Stöckers Kirchenpolitik das politische Moment ebenfalls hereinspielt, und daß er möglicherweise Ziele verfolgt, die er auch noch nicht nennen will.

Die Parteikämpfe innerhalb der preußischen Landeskirche werden zwar nicht sobald aufhören, aber es scheint doch eine zeitweilige Abkühlung zu kommen. Die Forderungen der rechtsstehenden Parteien konnten ja nicht alle erfüllt werden, aber der Kultusminister hat wenigstens gethan, was er konnte, um dieselben zufrieden zu stellen. Es sind einige theologische Fakultäten durch Männer dieser Parteien verstärkt worden. In Bonn ist infolge dieser Verstärkung die Zahl der Dozenten in der theologischen Fakultät auf zwölf gestiegen, während die Zahl der theologischen Studenten zwischen achtzig und neunzig sein soll.

Allerdings hat auch der vielgenannte Meinhold seine Berufung nach Bonn dem Bestreben zu verdanken, die Fakultät im Sinne des lutherischen Konfessionalismus zu verstärken.

Die Evang. Kztg. gesteht das ohne Rückhalt ein, wenn sie sagt: „Haben wir doch z. B. auch mit dem Licentiaten Meinhold, dem wir unsererseits die Wege mitgeebnet haben, eine so üble Erfahrung gemacht." — Meinhold hat eben „umgelernt." Man hat deshalb Männer, die schon in reiferen Jahren stehen, berufen. Bei diesen ist die Wahrscheinlichkeit des „Umlernens" bedeutend geringer als bei jüngeren Kräften; aber unmöglich ist das „Umlernen" auch bei ihnen nicht, wie sich das bei Franz Delitsch gezeigt hat, der noch im Greisenalter seine Ansichten über Entstehung und Zusammensetzung des Pentateuch ganz bedeutend umgebildet hat.

Der Kongreß für Innere Mission hat dieses Jahr vom 23.—27. September in Posen getagt. Unter den dort gehaltenen Vorträgen sind hauptsächlich zwei, auf die wir näher eingehen wollen und können, da sie wohl ein weitergehendes Interesse beanspruchen dürfen.

Sie behandeln die Themata: „Der Christ im öffentlichen Leben" und „Das christliche Gemeinschaftswesen innerhalb der evangelischen Kirchengemeinde."

Dem ersten Vortrag, der von Dr. Sohm aus Leipzig gehalten wurde, lagen folgende Thesen zu Grunde: 1. Das öffentliche Leben besteht, heute mehr als je, in dem Kampf der Klassen um die gesellschaftliche Macht. 2. Die gesellschaftlichen Klassen werden als solche lediglich von der Selbstsucht beherrscht. Jede Klasse erstrebt die Alleinherrschaft über die andern. 3. Im Kampf der gesellschaftlichen Klassen ist das Christentum zum Kampfmittel entwürdigt worden. Man hat das Christentum für eine bestimmte Art der Gesellschafts- und Herrschaftsordnung in Anspruch genommen. Daher die in weiten Kreisen eingetretene Entartung des Christentums zu einem Deckmantel der Selbstsucht und zugleich der Haß der nach Änderung ihrer Lage strebenden Massen gegen das Christentum. 4. Der Christ nimmt im öffentlichen Leben am Klassenkampfe Anteil. Er soll Anteil nehmen, wie an allem Irdischen, denn er weiß: der Christ soll das Salz der Erde sein. 5. Seine Aufgabe ist, aus dem Klassenkampfe, dessen Dasein mit dem Wesen der Rechtsordnung gesetzt ist, das Gift der Ungerechtigkeit und des Bruderhasses zu entfernen. 6. Die Fragen des öffentlichen Lebens, unter denen heute die „soziale Frage" hervortritt, sind Fragen der Gerechtigkeit (der Machtverteilung), d. h. sie

sind Fragen von dieser Welt. Sie werden durch das Christentum nicht gelöst. Es gibt keine christliche soziale Ordnung. Ja, der Christ ist nach seinem Glauben von allen diesen Dingen frei. Aber nach der Liebe ist er allen diesen Dingen unterthan. 7. In diesem Sinne ist der Christ im Verhältnis zu den gesellschaftlichen Klassen als solcher ein Diener der Gerechtigkeit, der wahren Gerechtigkeit, die auch dem werdenden Rechte zur Geltung hilft, — die das Eigne, ihm Gebührende behauptet, als die notwendige Grundlage der eignen Freiheit, aber zugleich den neu gebildeten, aufsteigenden Klassen Luft und Freiheit schafft zur Entfaltung christlichen Persönlichkeitslebens. In demselben Sinne ist der Christ im Verhältnis zu den einzelnen ein Diener der Liebe, der das Eigne, ja die eigne Persönlichkeit darangibt, um der geistlichen und leiblichen Not der Brüder durch Ausbreitung des notüberwindenden Evangeliums und durch irdische Mittel zu steuern. 8. Als Diener der Gerechtigkeit wirkt der Christ unmittelbar, als Diener der Liebe (Innere Mission) nur mittelbar auf das öffentliche Leben ein. Dennoch ist beides gleich wichtig für das öffentliche Leben. Die Entwicklung der Klassen ruht auf der christlich-sittlichen Entwicklung des einzelnen. 9. Nicht zu jeglicher Thätigkeit, die dem Christen in Bezug auf das öffentliche Leben zusteht, ist jeglicher Christ berufen. Der einzelne Christ prüfe sich selbst, zu welchem Amte Gott ihn bestellt hat. Er empfängt das Amt von Gott durch die ihm zugeteilte Gabe. In diesem Amte diene er Gott auch in Bezug auf das öffentliche Leben mit ganzer Kraft. Dilettantismus aber ist Amtsüberschreitung und kein Gottesdienst. 10. Es gilt das Gesetz der Arbeitsteilung je nach der Verschiedenheit der Gaben, und andrerseits das Gesetz der Arbeitsgemeinschaft unter allen, deren Leben aus Christi Leben stammt. Für das Thätigwerden des Christen im öffentlichen Leben verschwindet der Gegensatz der dogmatischen Parteien. Der Christ lebt und handelt in allem seinem praktischen Christentum nicht als einzelner, sondern als Glied einer mächtigen Genossenschaft: der Kirche, — nicht der äußerlich organisierten (deren Bedeutung nach andrer Richtung liegt), sondern der wahren, von Gott regierten und charismatisch verfaßten, einen, weltumspannenden, an kein von Menschen formuliertes Bekenntnis gebundnen Kirche, der wahren Christenheit, deren Haupt Christus ist, der Herr. Diese Genossenschaft ist unsichtbar, aber täglich kraftvoll wirksam. Der Christ erfüllt seinen Christenberuf und ist zugleich des Sieges sicher, indem er sich dieser Gemeinschaft dienend einordnet, denn — ihrer ist das Reich.

Zur Ergänzung dieser Thesen und zu ihrem bessern Verständnis noch folgendes: Die Signatur unsrer Zeit sei die der „Masse,“ die auf die öffentliche Bühne getreten sei. — Die Frage nach dem Verhältnis der Christen zum öffentlichen Leben sei eine Rechtsfrage; denn die Welt des öffentlichen Lebens sei die Welt des Staats, des Rechts, ja auch des Unrechts. Alles Recht sei aber nur menschlich geschichtlicher Entwicklung und darum unvollkommen und zum großen Teil unrecht; denn das lebendige Recht ruhe auf Thatsachen der Vergangenheit. Auf dem gewohnheitsmäßigen Recht von gestern basiere das Recht von heute, eine Thatsache, an der sich nun einmal nichts ändern lasse, sowenig sie außer acht gelassen werden darf. Indem nun das werdende Recht, das mit uns geboren wurde, mit dem geltenden Recht kämpfe, sei das öffentliche Recht ein Gebiet des Kämpfens um die Vernichtung des geltenden Rechtes. Der einzelne sei in diesem großen Kampfe ohnmächtig, da aller Recht in der Klassenherrschaft bestehe und alle Rechtsordnungen in der Herrschaft der einen Klasse über die andre beruhen. Alle gesellschaftlichen Klassen seien

egoistisch und gingen darauf aus, die andern zu beherrschen. Daß diese Herrschaft ihre Härten verliere und verlieren müsse, dafür habe das Königtum zu sorgen, das über den Parteien stehen müsse.

Eine Frage sei es nun, ob nur das Königtum oder auch das Christentum solche objektive Stellung einzunehmen habe. Der Kern des letztern sei die frohe Botschaft von der Sündenvergebung durch Christus. Wenn man weiter Heilandssprüche wie „Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mamon;" „gehe hin, verkaufe, was du hast und gib es den Armen," in Betracht ziehe, könne man sich schwer vor der Wahrnehmung verschließen, daß das Christentum Entsagung fordre. Damit stimme auch die uns gegebne Verheißung, daß wir durch Christus ein neues Herz empfangen werden, womit uns die Freiheit von der Welt geschenkt werden solle. Darum: die Dinge des öffentlichen Lebens gingen den Christen gar nichts an, da er ja trotzdem seines Glaubens leben könne.

Aber das Christentum befreie den Menschen doch nur deshalb von der Welt, damit er in der Welt Gott diene. Auf die empfangne Gnade Gottes antworte der Christ durch den vernünftigen Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit. So werde aus dem Glauben die Liebe geboren und dadurch der Christ das Salz der Welt. Die Christen sollen sich nicht aus der Welt zurückziehen, die Gemeinde Christi soll Weltherrscherin, Welterneuerin sein.

Aus dem Elende heraus, von dem die Welt voll sei, sei die Innere Mission herausgeboren mit der Tendenz, das seligmachende, erlösende Wort zu geben, das teuerste Besitztum der Kirche. Man sei darüber einig, daß die Innere Missionen dem einzelnen dienen solle, man gehe aber auseinander, sobald man die Frage zu beantworten habe, ob die Innere Mission berufen sei, unmittelbar dem öffentlichen Leben zu dienen. Hier müsse man rundweg mit „Nein" antworten, denn die Innere Mission ist nicht berufen, die soziale Frage zu lösen. Man müsse bedenken, daß die Fragen des sozialen Lebens Fragen der Gerechtigkeit, aber nicht der Liebe seien. Im öffentlichen Leben handle es sich um Klassen, denen wir gar keine Liebe erweisen können, weil sie keine wollen. Was sie wollen, ist nicht Liebe, sondern Recht, und zwar das Recht, das mit ihnen geboren ist, mit dem sie den Stärkern herunterholen wollen. Das Christentum soll dem Menschen nur das Ohr für die Antworten der Gerechtigkeit öffnen. Während das Christentum es mit den Dingen jener Welt zu thun habe, habe sich das Recht mit den Dingen dieser Welt zu befassen. So wenig es eine christliche Naturwissenschaft geben könne, so wenig ein christliches Recht. Einmal habe die Welt den Versuch gesehen, ein christliches Recht hervorzubringen. Aber eine der besten Thaten Luthers sei es gewesen, dieses Recht zu verbrennen. In derselben Linie wie das christliche Recht stehe der christliche Staat. Wie es um diesen stehe, könne man durch den Hinweis auf die Christianisierung der Sachsen unter Karl dem Großen deutlich machen: sie wurden mit der Schärfe des Schwertes getauft. Unglücklich sei auch der Versuch der konservativen Partei, die christliche Staatsidee zu verwirklichen, abgelaufen. Das Urteil der Weltgeschichte sei hier schon gesprochen. Was die Väter sündigten, mußten die Kinder büßen. Die Folge des christlichen Staates der vierziger und fünfziger Jahre sei die Sozialdemokratie, der Haß gegen die Kirche, gegen die Pastoren. Darum weg mit dem christlichen Staat. Der Staat ist ja weltlich-natürlich und das Recht ebenso. Christus gehöre zu keiner Partei, denn dazu sei er viel zu groß. Weil die soziale Frage auch eine Rechtsfrage sei, so habe das Christentum direkt nichts mitzureden.

Aber insofern könne die Kirche doch mithelfen, als sie dem werdenden Rechte zu seinem Rechte zu verhelfen habe. Es seien die christlich-sozialen Herren zu begrüßen, die in den Abgrund springen. Aber man könne nicht mit ihnen gehen. Die Innere Mission treffe den Kern der sozialen Frage, aber dazu sei die Innere Mission nicht fähig, die soziale Frage zu lösen. Wenn auch die Innere Mission ihr Werk vollbracht habe, dann bleibe noch immer die natürliche Rechtsordnung; und um diese handle es sich hier allein.

Die Männer der Innern Mission sollen bleiben, wie sie seien. Sie sollen sein Diener der Liebe den einzelnen, Diener der Gerechtigkeit den Klassen gegenüber.

Es ist nicht verwunderlich, daß gegen manche der Thesen sich Widerspruch erhob. Namentlich These 1—6 wurde als zu scharf bezeichnet. — Pfr. Naumann sucht die Aufgaben der Innern Mission und der sozialen Frage von einander abzugrenzen, ohne den christlichen Sozialismus aufzugeben. Er that dies, indem er etwa folgendes ausführte: Weil nicht alle dem materialistischen Sozialismus sich anschließen können, so müsse man eine Strömung daneben setzen. Was nun das neue Christusbild anbetreffe, so könnte doch kaum bestritten werden, daß in frühern Zeiten die Zentralwahrheit des Christentums von der Rechtfertigung durch den Glauben allein betont wurde, während man den peripherischen christlichen Gedanken keine Rechnung trug. Wir müßten jedenfalls in unsern Tagen nicht bloß Paulus, sondern auch die Evangelien verkündigen. Redner erklärt seine Beistimmung zu den Ausführungen des Referenten über das werdende Recht. Er erinnert daran, wie die Innere Mission die Ansprüche durch Almosen und Barmherzigkeit erhöhe. Erst arbeite die Liebe, und die Liebe wecke den Gerechtigkeitssinn, wie wir dies an der Waisenpflege, Blinden- und Armenfürsorge sehen könnten. So wenig Bodelschwingh auch von den juristischen Herren etwas hören wolle, in Wirklichkeit habe seine Thätigkeit auf die Gesetzgebung Einfluß ausgeübt. So erstrebe die Innere Mission eine Regeneration von Staat, Kirche und Gesellschaft. Auch die soziale Bewegung komme nicht ohne Liebe aus, sie sei vielfach hervorgegangen aus dem Mitgefühl mit Arbeitslosen. Man könne die Grenzen zwischen Innerer Mission und dem christlichen Sozialismus vielleicht so am besten bestimmen, daß man sage: Indem sich die erstere auf die besitzenden Klassen stütze und von ihnen Mittel empfinge, habe sie zu ihrem Objekt den fünften Stand, während das Objekt des christlichen Sozialismus der vierte Stand sei.

Über das christliche Gemeinschaftswesen referierte Pfr. Kühn aus Siegen. Sein Vortrag faßte sich in folgenden Thesen zusammen: „1. Die bisherige Geschichte des evangelischen Gemeindelebens legt den Gedanken nahe, daß die Bildung eines christlichen Gemeinschaftswesens das richtige Mittel sei zur Durchdringung der Volksgemeinde mit den Kräften des Evangeliums. 2. Das christliche Gemeinschafswesen entspricht einem unabweisbaren Bedürfnis der erweckten und gläubigen Gemeindeglieder und ist für sie als christliches Bildungsmittel von größtem Werte. 3. Das christliche Gemeinschaftswesen darf nicht als aufhebender Ersatz des öffentlichen Gemeindelebens gelten, vermag aber demselben die kräftigsten Anregungen zuzuführen und brauchbare Hilfskräfte für alle Stücke der christlichen Aufgabe zu stellen. 4. Für Begründung solcher Gemeinschaften erwarte man die rechte Stunde, befleißige sich einer durchweg freilassenden Behandlung, lasse sich aber die Pflege friedlicher Beziehungen zwischen dem innern und äußern Kreis der Gemeinde treulich angelegen sein.“

Der Gedankengang war etwa folgender: Drei Jahre sind es her, da stand im Vordergrund der kirchlichen Erörterungen die Frage: Wie schaffen wir lebendige Gemeinden? Man war einig, daß es wahrhaft lebendige Gemeinden weder gebe noch geben könne. Indes dürfen wir doch die für lebendig gelten lassen, die ernstlich bemüht sind, Christen zu sein und in sich ein reiches Gemeinschaftsleben tragen. Auf die Frage: „Wie bekommen wir solche Gemeinden?" antworten viele: durch Organisation und Schaffung von Seelsorgerbezirken, Hausväterverbänden u. s. w. Aber in vielen Gemeinden besitzt man gar nicht die Leute, um diese und ähnliche Einrichtungen ins Leben zu rufen.

Deshalb wird man dazu gedrängt, die Gewissen in den toten Gemeinden zu wecken durch — eine neue Evangelisation, eine Gabe, die nicht bloß dem Pfarrer zur Verfügung steht, sondern auch ernsten Laien, an denen es wohl in keiner Gemeinde ganz fehlt. Die Hauptaufgabe besteht darin, solchen Privatpersonen die geistige Hegemonie zu verschaffen.

Dieser Gemeinschaftsgedanke hat alle hervorragenden Männer unserer evangelischen Kirche beschäftigt, vor allem Luther in der „Deutschen Messe und Ordnung des Gottesdienstes," wo er unter anderem davon redet, daß „die, so mit Ernst Christen wollen sein, und das Evangelium mit Hand und Mund bekennen, müßten mit Namen sich einzeichnen, und etwa in einem Hause allein sich versammeln zum Gebet, zu lesen, zu taufen, das Sakrament zu empfahen ...... Aber ich kann und mag noch nicht solche Gemeine oder Versammlungen ordnen oder anrichten. Denn ich habe noch nicht Leute und Personen dazu; so sehe ich auch nicht viel, die dazu dringen."

Ähnlich war Spener dann bestrebt, durch seine collegia pietatis „genauere christliche Freundschaften zu gegenseitiger Förderung" zu stiften als einen Sauerteig für die Gemeinden.

Was somit bei Luther noch als Ideal erscheint, ist bei Spener zur Wirklichkeit geworden, wenn auch nur in begrenztem Maße. Daß der Gemeinschaftsgedanke aus der Enge in die Weite gelangte, ist das Verdienst des württembergischen Prälaten Johann Albrecht Bengel. Er ist der geistige Urheber des Edikts vom Jahre 1743, durch das die Privatversammlungen ausdrücklich gesetzlich gestattet wurden. Er wie kein anderer hat denn auch diese Gemeinschaften gegen etwaige Vexationen in Schutz genommen. Obgleich in den folgenden Zeiten die Gemeinschaften eine heiße Feuerprobe zu bestehen hatten, haben sie sich doch bis auf den heutigen Tag erhalten, so in Württemberg, am Niederrhein, im Ravensbergischen und im Siegerlande. In manchem dieser Gebiete ist der Gemeinschaftsgedanke zu einer wirklichen Macht geworden, wie man dies im Siegerlande sehen kann, wo die Gemeinschaften vierzig eigne Häuser für ihre Privatversammlungen besitzen.

Man hat nun behauptet, wenn öffentliche und Hausandachten sich ergänzen, so sei es genug. Was darüber hinausgehe, sei vom Übel. Aber von denen, die so denken, wird das Gebiet der freien Geselligkeit verkannt. Wenn man dieses nicht dem Fürsten dieser Welt als seine unbeschränkte Domäne überlassen wolle, so muß das Christentum sich auch hier anpflanzen.

Kübel sagt: Ein Mensch, der sich bekehrt, hat das Bedürfnis der christlichen Gemeinschaft mit den Gleichgesinnten. Wie in der menschlichen Seele ein Trieb zur Geselligkeit liegt, so hat auch die neue Natur einen gleichen Trieb. Und Karl Immanuel Nitzsch findet, daß die Privatversammlungen einem oft tief empfundenen Bedürfnis abhelfen und ein Ausfluß der Bruderliebe sind. Leider hat Dr. Rade mit seiner Behauptung recht, daß diese Bruderliebe ein halb vergessenes Stück Christentum sei. Ja, diese Bruderliebe ist

sogar verdächtig geworden, indem man sie mit dem Namen Schwärmerei und Sektiererei belegt. Vielmehr soll man da, wo man sich zusammenthut und dem Lebenstriebe folgt, erkennen, daß das Gemeindeleben einen Fortschritt machen will, anstatt es zu verhindern, daß die Gemeinden lebendig werden. Man muß den gläubigen Gliedern der Gemeinde Macht und Recht verleihen, sich zu verbinden; denn ohne christliche Gemeinschaft gibt es keine volle, christliche Durchbildung. Wie uns die Briefe des Apostels Paulus zeigen, ist die brüderliche Gemeinschaft kein Luxusartikel, sondern eine dem innersten Drange des Menschen entsprechende Notwendigkeit. Während in den höheren Gesellschaftskreisen, denen Lektüre und manches andere hier Ersatz bieten, dieses Bedürfnis sich weniger geltend macht, regt es sich um so kräftiger unter denen, denen jene Hilfsmittel nicht zur Verfügung stehen. Es ist auch nicht zu leugnen, daß sich gerade in diesen Gemeinschaften die urchristlichen Erscheinungen erneuern.

Der Hauptanstoß an dem christlichen Gemeinschaftswesen geht von der Befürchtung aus, es könnte sich leicht eine Entfremdung von den öffentlichen Gemeindegottesdiensten einstellen. Wo dieser Fall eintritt, liegt die Schuld manchmal an den Behörden, die in der Behandlung der Gemeinschaften nicht immer weise verfahren. Aber auch das bleibt wahr, daß die Gefahr der sektiererischen Ausartvng zur That würde, besonders dann, wenn man die Gemeinschaften sich selbst überläßt. Die Gemeinschaftsleute müssen von selbst darauf halten, daß sie nicht eine ecclesiola extra ecclesiam, sondern eine ecclesiola in ecclesia sind, und daß sie nicht in der Liebe zu den Gemeindegottesdiensten zurückbleiben.

Gelingt es, die Gemeinschaften vor solcher Verirrung zu bewahren, dann fehlt es auch nicht an reichem Erfolg. Schon ihre bloße Existenz redet. Ferner steht der Trieb zur Vereinigung in lebendiger Wechselwirkung zu andern Äußerungen regen kirchlichen Lebens, wie der Inneren und Äußeren Mission u. s. w. Wenn wir nur erst in den Gemeinden gesunde Gemeinschaften haben, sind wir auf dem besten Wege, lebendige Gemeinden zu erhalten.

So wünschenswert nun dieses Gemeinschaftsleben ist, so darf man es doch nicht erzwingen wollen, vielmehr muß man warten, bis die Dinge reif sind. Zeigt sich ein Trieb nach dieser Richtung, kommt es zu einem greifbaren Ergebnis, so ist die Leitung der Gemeinschaften den Laien selbst zu überlassen, wenn es auch natürlich selbstverständlich ist, daß die Pfarrer danach streben, sich einen gewissen Einfluß zu sichern.

Findet man dagegen Gemeinschaftswesen schon vor, dann muß man es respektieren, auch in dem Falle, daß es nicht mustergiltig ist.

Bis jetzt ist der Westen und Südwesten Deutschlands das Versuchsfeld gewesen, wo man viel Lehrgeld hat bezahlen müssen. Man hat es noch nicht gelernt, das Gemeinschaftswesen an die rechte Stelle zu setzen. Überdies machen die Gemeinschaften dem Pfarrer oft viel Pein. Da möge der Osten glücklicher als der Westen sein!"

Die sich anschließende Debatte brachte keine wesentlich abweichenden Ansichten zu Tage und wir können deshalb darüber weggehen.

Die 48ste Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung in Hannover begann am 10. September, nachmittags, mit einer öffentlichen Begrüßung der Abgeordneten und Gäste in der Aula des Lyceums. Zunächst nahm der Oberpräsident Dr. v. Bennigsen das Wort, um als oberster Verwaltungsbeamter der Provinz die Erschienenen zu bewillkommen. Er

betonte dabei, daß sich der Umfang der Thätigkeit und die Bedeutung des Gustav Adolf-Vereins seit seiner Tagung in den Mauern Hannovers vor dreißig Jahren so sehr entwickelt habe, wie kaum gehofft und erwartet worden. Dem hiesigen Gustav Adolf-Verein, der jetzt gewissermaßen sein fünfzigjähriges Jubiläum begehe, sei hier die lebendigste Teilnahme entgegengebracht; verwunderlich würde es ja auch sein, wenn in einer evangelischen Stadt wie Hannover ein Verein keine Unterstützung fände, der den zerstreuten evangelischen Gemeinden seine Hilfe bringe. Auch die Provinz Hannover habe, abgesehen von einigen Landstrichen, eine überwiegend evangelische Bevölkerung, weshalb der Verein, der die Gemeinden in der Diaspora unterstützt, auf ein lebhaftes Interesse rechnen dürfe. Gottlob lebten wir mit der katholischen Bevölkerung hier in Frieden. Der Gustav Adolf-Verein habe sich zu keiner Zeit die Aufgabe gestellt, die katholische Lehre zu bekämpfen oder Einrichtungen der katholischen Kirche anzugreifen; die Berechtigung und der Wert des Gustav Adolf-Vereins habe darin bestanden, daß die evangelischen Lutheraner, Reformierte und Unionisten sich zu gemeinsamer Thätigkeit zusammengeschlossen und sich die Aufgabe gestellt hätten, den evangelischen Glaubensbrüdern, die in der Zerstreuung lebten, thatkräftige Hilfe zu bringen. Der Verein habe seit der Zeit seines über fünfzigjährigen Bestehens eine unerhofft segensreiche Thätigkeit entfaltet. Uns werde das nicht so leicht wie den Katholiken mit ihrer Zentralisation, die der evangelischen Kirche fehle; da sei es ein historisches Verdienst des Gustav Adolf-Vereins gewesen, dafür einzutreten und uns die fehlende Zentralisation mit seiner Thätigkeit zu ersetzen. Seiner Freude Ausdruck gebend, daß der Verein in Hannover jetzt wieder seine Hauptversammlung abhalte, schloß der Redner mit dem Wunsche, daß die Beratungen dazu dienen möchten, der evangelischen Kirche eine heilsame Förderung zu bringen und eine erweiterte Teilnahme für die wohlthätigen Zwecke und segensreiche Thätigkeit des Gustav-Adolf-Vereins. Außerdem wurde die Versammlung von dem Stadtdirektor, sowie von den Vertretern der kirchlichen Behörden der Stadt und Umgegend begrüßt. Der Vorsitzende des Zentralvorstandes Dr. Fricke aus Leipzig brachte seinen Gegengruß dar und berührte dabei das Wachstum des Vereins und seine Thätigkeit. Als der Verein hier 1861 tagte, seien es 611 Gemeinden gewesen, heute seien es 1734, die sich bittend an den Verein wandten. Damals seien 872,000 Mark zur Verteilung gelangt, diesmal belaufe sich die Summe auf 1,201,000 Mark; seit dem dreiundsechzigjährigen Bestehen des Vereins habe er 30,000,000 Mark für Kirchen, Schulen u. s. w. gespendet. Redner sprach seine Freude darüber aus, daß das Nationalfest hier und in der Provinz Hannover so erquickend, so herzlich und patriotisch gefeiert sei; er verurteilte das Gebahren der vaterlandslosen Burschen, die durch ihre Schmähungen das deutsche Gefühl verletzten, verwies auf den Appell des Kaisers und betonte unter lebhafter Zustimmung und rauschendem Beifall der Versammlung, daß man Protest einlegen müsse gegen solche Gesinnungslosigkeit. Redner schloß mit der Mahnung zur Eintracht; Eintracht gebe Macht. — Die erste Hauptversammlung wurde am 11. September in der Ägidienkirche abgehalten. Prof. Dr. Fricke wies in seiner Eröffnungsrede darauf hin, daß die Versammlung an der Stätte stattfinde, wo der Gründer des Hannoverschen Gustav Adolf-Vereins, Pastor Flügge, gewirkt; zugleich sprach er seinen Dank über den herzlichen Empfang der Festteilnehmer hier in Hannover aus. Im weitern betonte Redner, daß er den Katholizismus für einen großen Anachronismus halte; der protestantische Geist beherrsche die Welt. Im vorigen und

in diesem Jahrhundert habe der römische Katholizismus 128 Prozent, der griechische 150 Prozent und der Protestantismus 334 Prozent zugenommen. Der Katholizismus sei nicht, wie von der Seite behauptet werde, eine Stütze des Throns und des Altars, sondern, wie die Geschichte beweise, seien die katholischen und romanischen Länder ein Herd der Revolution. Die Schulung zur Revolution und zum Anarchismus liege auf katholischer Seite; das Gegengewicht bilde der Protestantismus. In den protestantischen Ländern (Deutschland, England und Vereinigten Staaten) sei alles in Ordnung, während in allen romanischen Staaten Revolution sei. Zu keiner Zeit sei katholischerseits so viel Propaganda gemacht, wie in der Gegenwart.—Dann erstattete Schulrat Dr. Hempel aus Leipzig den Jahresbericht, dem wir folgendes entnehmen: „Das verflossene Jahr steht unter dem Zeichen Gustav Adolfs, des Heldenkönigs, nach dem der Gustav Adolf-Verein sich genannt hat. Am 9. Dezember 1894 feierte die evangelische Christenheit den dreihundertjährigen Gedenktag seiner Geburt. Wohl überall, wo Evangelische wohnen, ist an diesem Tage Gott gepriesen worden, daß er in dem Helden aus Nordland in bedrängter Zeit der protestantischen Kirche einen Retter sandte. Von allen Seiten sind dem Zentralvorstand Berichte zugegangen über die Feiern, die zu Ehren des Tages veranstaltet wurden, wie über die ganze Erde hin der großen Thaten gedacht worden ist, die Gott durch dieses auserwählte Rüstzeug vollbracht hat. Selbst aus dem fernen Süd-Amerika wurde uns ein Bericht der deutschen Post in San Leopoldo und Lomba Grande über Gottesdienst und Festversammlung zugesandt. Verschiedene deutsche Kirchenbehörden ordneten eine besondere Feier in Kirche und Schule an; in Baden ließ der Großherzog auf eigne Kosten an sämtliche Konfirmanden dieses Winters in den größern Städten das Lebensbild Gustav Adolfs von Thoma, in den übrigen Orten das von Fischer verteilen. Der Geistlichkeit des Landes schenkte er die 1880 geprägte Gustav Adolf-Denkmünze. Der Zentralvorstand hat einen von dem Bildhauer C. Seffner in Leipzig modellierten Ehrenschild anfertigen lassen, der am Grabmale Gustav Adolfs in der Riddarholmskirche in Stockholm niedergelegt worden ist. Geheimer Kirchenrat Prof. Dr. Fricke und Geheimer Rat Prof. Dr. Wach reisten als Abgesandte des Zentralvereins nach Stockholm, wo sie aufs herzlichste aufgenommen wurden und einer großartigen Gastfreundschaft sich erfreuten. Von dem König Oskar wurden sie mit den Vertretern des Evangelischen Bundes in besondrer Audienz empfangen. Viele treue Arbeiter und Arbeiterinnen stehen im Dienste des Gustav Adolf-Vereins, viel wird in seinem Interesse jahraus, jahrein gethan. Aber es bleibt doch dabei, daß an manchen Orten immer noch mehr geschehen könnte. Unsre Zeit ist in vieler Beziehung eine sehr ernste, ernst ist auch die Lage unsrer evangelischen Kirche. Es ist hier nicht der Ort, über die innern Bewegungen und die mit denselben verbundenen Gefahren zu reden. Aber Rom dringt geschlossen vor und feiert seine Triumphe. Man muß die Berichte aus den Diasporagemeinden lesen, um davon ein deutliches Bild zu bekommen. Die kleinen Außenwerke sind in erster Linie dem Ansturm ausgesetzt. Und eine andre schwarze Wolke steht am Himmel und droht Verderben. Aus den Kreisen der zerstreuten Gemeinden mehren sich die Klagen über die Einflüsse der Sozialdemokratie, z. B. aus dem Rheinland, aus Schlesien, sogar aus ländlichen Gemeinden in Westpreußen. Endlich wird auch wiederholt geklagt, daß die Sekten da sich einnisten, wo die evangelische Kirche nicht genug thut, um ihre Glieder in ihrer Gemeinschaft zu erhalten.

„Ein Blick auf den äußern Bestand des Vereins läßt wiederum einen Fortschritt erkennen. Neue Zweigvereine sind entstanden u. a. in Nordleda (Hauptverein Hannover), in Gehrde bei Bersenbrück (Hauptverein Osnabrück); auch neue Frauenvereine sind gebildet worden. Die Zahl der Zweigvereine beträgt 1832, Frauenvereine bestehen jetzt 526.

„Die Einnahmen im verflossenen Geschäftsjahre bieten ein hocherfreuliches Bild. Die Verwendungen der Vereine im Rechnungsjahre 1893/94 betrugen, soweit sie entweder durch die Kasse des Zentralvorstandes gegangen sind oder diese davon Kenntnis erhalten hat, 1,162,567 Mark. Dazu kommen aus Ungarn 1093 Mark, aus Italien (Venedig und Genua) 250 Mark, vom Niederländischen Gustav Adolf-Verein 28,308 Mark, aus Rumänien 235 Mark, aus Schweden 8213 Mark, aus der Schweiz 400 Mark, das macht zusammen 1,201-, 068 Mark. Rechnet man hinzu, was vom Zentralvorstand als Gaben verschiedener Geber, aus Legaten und Stiftungen nicht kapitalisiert, sondern verteilt worden ist, nämlich 47,949 Mark, so erhöht sich die Gesamtsumme der Verwendungen auf 1,249,017 Mark.

„Es sind im letzten Jahre 98,471 Mark 30 Pf. mehr als im Vorjahre verwendet worden. Die Gesamtsumme des Vermögens der Vereine und des Zentralvorstandes beläuft sich auf 3,553,936 Mark 63 Pf.

„Weiter folgen die Berichte der einzelnen Hauptvereine, und im letzten Abschnitt wendet sich Berichterstatter zu einer Betrachtung der Diaspora. Nachdem er die Not der überall in der Zerstreuung lebenden Evangelischen geschildert, schloß er mit folgenden Worten: ‚Mannigfache Bilder der Not sind an unserm innern Auge vorübergegangen; sie legen zuletzt doch Zeugnis davon ab, daß der Gustav Adolf-Verein eine Notwendigkeit ist, und daß seine Arbeit sich noch nicht abschließt. Mannigfache Klagen sind an unser Ohr geklungen, aber aus ihnen heraus hören wir doch immer wieder den einen Ruf: Kommt herüber und helft uns! Ach, daß wir alle, daß jeder evangelische Christ ihn hörte! Kehren wir heim mit der ernsten Mahnung zu ferner treuer Arbeit, mit der Mahnung, wie sie vor einigen Jahren Professor Scholz in Berlin in einer Festpredigt einer Gustav Adolf-Versammlung im engern Kreise zurief: Dich, deutsche Jugend, rufe ich auf, euch deutsche Männer und deutsche Frauen. Ihr könnt nicht wollen, daß das heilige Feuer, das fleißige Gustav Adolf-Hände auf Gottes Herd entzündet haben, zum Aschenhäuflein zusammenbrenne. Ihr könnt nicht wollen, daß die heiligen Bande, die zwischen den Brüdern in der Nähe und denen in der Ferne je und je geknüpft sind, durch eure Schuld sich lockern sollten. Ihr könnt nicht wollen, daß der Ölkrug, aus dem wir manche Witwe von Zarpath segneten, zu einem Thränenkrüglein werde. Ihr könnt nicht wollen, daß der Gustav Adolf-Verein mit seinen dreiundsechzig Jahren als Greis aufs Altenteil gesetzt werde, sondern daß vielmehr an ihm in Erfüllung gehe: Dein Alter wird sein wie deine Jugend, oder nach dem Wort des 103. Psalms: Und du wieder jung wirst wie ein Adler — halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme.‘“

Die zweite Hauptversammlung wurde mit der Besprechung des Jahresberichtes begonnen. Darauf folgte der Bericht über die Festgaben, die teils aus Geld, zum größten Teil aber aus kirchlichen Geräten bestanden. — Auf Antrag wurde die Berichterstattung abgebrochen und in die Verhandlungen über die Verteilung der großen Liebesgabe eingetreten mit der Bekanntgabe der von den einzelnen Hauptvereinen u. s. w. dazu gespendeten Gaben in der Höhe von 18,668 Mark für die bevorzugte Gemeinde und je 6046 für die beiden andern Gemeinden. In sehr eingehender Weise berichtete alsdann

Hofprediger Dr. Rogge aus Potsdam über die drei hilfsbedürftigen Gemeinden, die für die Verteilung der großen Liebesgabe in Frage kommen, und zwar über 1. Lutschmin-Schanzendorf in der Provinz Posen (718 Seelen in achtzehn Ortschaften), für die 2 Bethäuser, 1 Pfarrhaus und bessere Schulräume nötig sind; 2. Neustadt in Baden (269 Seelen), wo die Erwerbung eines Pfarrhauses dringend ist; 3. Saarburg in Lothringen (1400 Seelen, aber nur ein Kirchlein mit 150 Sitzen). Bei der Abstimmung wurden für Saarburg 137 Stimmen, für Lutschmin 27 Stimmen und für Neustadt 6 Stimmen abgegeben. Pfarrer Dr. Gerbert aus Saarburg dankte in warmen Worten für die seiner Gemeinde gewordene wirksame Hilfe. Die übrige Zeit wurde von Berichten über die Diaspora in Anspruch genommen. — Mit herzlichen Dankesworten an die gastliche Stadt und ihre Behörden, sowie an das Lokalkomitee, die Geistlichen u. s. w. und danach gesprochenem Gebet schloß der Vorsitzende die Hauptversammlung.

Die Zahl der auswärtigen Teilnehmer wird auf vierhundert geschätzt. Die höheren Schulen blieben an den beiden Festtagen auf Verfügung des Provinzialschulkollegs geschlossen, um der Lehrerschaft die Teilnahme an den Verhandlungen zu ermöglichen. Den Lehrern der Volksschulen war es gestattet, sich bei eventueller Beteiligung dispensieren zu lassen; ein allgemeiner Ausfall des Unterrichts fand hier nicht statt.

Dieses Jahr ist es der deutschen Katholikenversammlung doch gelungen, in München zu tagen. Dafür ist das Königshaus als echt katholisch gefeiert worden. Bayern wurde ohne weiteres als „ein katholischer Staat“ bezeichnet, während man Preußen immer nur als paritätisch anerkennen will.

Das fünfundzwanzigjährige Jubiläum der päpstlichen Unfehlbarkeit wurde natürlich samt dem Gewitter, das sich bei der Verkündigung derselben über Rom entlud, gebührend verherrlicht; ebenso wurde die ebenfalls vor 25 Jahren geschehene Eroberung Roms durch die Italiener nicht vergessen. Sie war freilich für den Katholikentag kein Anlaß eines Jubiläums. Es wurde von dem betreffenden Redner gesagt: Durch die Bresche bei der Porta Pia sei der Abschaum von ganz Italien eingezogen. Die heilige Atmosphäre Roms sei verschwunden und der Papst sei immer noch Gefangener in seinem Palaste. Eine Wiederherstellung des Kirchenstaates wurde in Aussicht gestellt, aber in einem ganz andern Lichte wie sonst. „Wollen wir darum,“ sagte der Redner, „kriegerische Verwickelungen heraufbeschwören, wollen wir einem gewaltsamen Umsturze der heutigen Verhältnisse das Wort reden, in der Hoffnung, daß auf den Trümmern des heutigen Italiens der alte Kirchenstaat sich wieder erhebe? Nichts liegt uns ferner als dies!“ — Auch der Papst wolle niemals den Krieg — er hätte davon nichts zu hoffen. — Das wird merkwürdigerweise offen ausgesprochen, wenn gesagt wird: „Was wäre auch von einer gewaltsamen Restauration zu erhoffen? Sie würde schwerlich einen längeren Bestand gewinnen, als die, die auf die französische Intervention vom Jahre 1849 gestützt war. Sie würde keine innerliche Überwindung der Revolution mit sich bringen; aber nur von einer solchen, von einer innerlichen Gesundung der italienischen Verhältnisse, von einer freiwilligen Rückkehr des italienischen Volkes zum Papste erwarten wir das Heil . . . .“

Nun, wenn das ohne reservatio mentalis die Absicht der Versammlung und der Inhalt der päpstlichen Politik ist, dann wird sie sich noch lange vollauf mit — Warten beschäftigen können.

Interessant ist übrigens das Urteil, welches ein Berichterstatter des französischen „Journal des Debats“ über den Katholikentag gibt. Er sagt: „Der

Kongreß ist zu Ende. Wenn ich den Eindruck, den er mir gemacht hat, mit einem einzigen Worte wiedergeben müßte, so würde ich das Wort „mittelmäßig“ wählen. Alles in dieser Versammlung erschien mir mittelmäßig: der Präsident, die Redner, die Bestrebungen. Nicht ein Funke von Enthusiasmus, neben Mangel an Talent; nur viele Worte arm an Sinn, die ein wohlwollendes Auditorium mit trockenen Bravos oder Lachsalven begleitete. Diese Versammlung frommer Katholiken in einer Bierbrauerei, wo fünfzig robuste Kellnerinnen ihre Bierkrüge schwangen, hat ihrer Mitte eine gewisse Schwere gegeben und einen Untergrund, der zum Verzweifeln materiell ist. Wenn man an die Katholiken Deutschlands denkt, so kann man nicht umhin, sie sich als eine Vereinigung vorzustellen, die eher von einem gemeinschaftlichen Glauben als von Interessen beseelt ist; die gegenwärtige Versammlung hat mir diese Vorstellung nicht bestätigt. Ich hatte vor meinen Augen einige Tausend braver Leute, Geistliche und Laien, die unendlich mehr mit ihren kleinen politischen Geschäften und ihren Kirchturmsstreitigkeiten als mit den höchsten Fragen der Wahrheit und des Glaubens beschäftigt schienen. Ich kann mich übrigens täuschen, aber ich muß den Eindruck aussprechen, den die völlige Abwesenheit jedes Enthusiasmus meinem Geiste aufgeprägt hat.“

Die Zukunft des Mohammedanismus. Man hört oft von Gläubigen eine Sorge über die wachsende Macht des Mohammedanismus äußern. In Afrika ist das Vordringen und die Ausbreitung desselben unverkennbar. Dr. Schreiber, der Inspektor der Rheinischen Missionsgesellschaft, befürchtet den äußeren Sieg des Halbmondes über das Kreuz aber nicht. Er weist in einem Artikel nach, daß von den 175 Millionen Mohammedanern (über die Zahl gehen die Meinungen auseinander, andere schätzen sie auf 180—200 Millionen) 100 Millionen bereits unter christlicher Herrschaft stehen und daß die anderen 75 es in späterer oder kürzerer Zeit auch sein werden. Die Abnahme der politischen Macht und Bedeutung des Mohammedanismus ist eine Thatsache, und der Verlust der weltlichen Macht wird auch sicher für diese Religion eine Abschwächung ihrer geistigen Macht nach sich ziehen. Unleugbar ist die thätige Propaganda, welche den Anhängern Mohammeds eigen ist. Und bei den Negern und Hindus erzielt sie auch gewisse Erfolge. Aber seine gewonnenen Glieder sind darum doch nicht unerreichbar für das Christentum. Die englischen Missionsgesellschaften zählen zu ihrer Gemeinde 1 Million früherer Mohammedaner, die Rheinische Mission deren 2000, und die 12,000 Christen der Insel Java sind fast alle aus dem Mohammedanismus hervorgegangen.

Auf dem Religionskongreß in Chicago behauptete ein Pastor in Indien, der früher Mohammedaner gewesen war, daß die gebildeten Mohammedaner nicht so schwer zugänglich für das Christentum seien, als meist angenommen werde. Er führte mit Namen und Titeln 117 angesehene mohammedanische Männer an, die allein aus dem mittleren und nördlichen Indien Christen geworden sind. Von dieser Zahl sind jetzt 17 Prediger des Evangeliums.

Die Jubiläumsfeier des hl. Antonius von Padua samt dem damit verbundenen internationalen Katholikenkongreß ließ in Lissabon den bei den Römischen so sehr gesuchten Glanz vermissen. Die Beteiligung der Ausländer war eine sehr schwache; der Kongreß zählte nicht mehr als fünf ausländische Mitglieder, und von den ausländischen Parlamentariern, deren Erscheinen angekündigt war, hatte sich kein einziger eingefunden. Der Kongreß hat während seiner fünftägigen Dauer ein ziemlich stilles Dasein geführt. In der Bevöl-

kerung fand er sowie die arrangierten Festlichkeiten sehr schwache Teilnahme, ja von einigen Seiten sogar lebhaften Widerspruch. Die Republikaner hielten, während der Kongreß tagte, ein „antijesuitisches Meeting“ ab, und eine größere Anzahl von „Freidenkern“ unternahm eine Wallfahrt zum Grabe der Frau Sara da Mattos, welche angeblich vor vier Jahren von einer Klosterfrau vergiftet worden sein soll. In der oppositionellen, zumal in der republikanischen und anarchistischen Presse wurden die Festlichkeiten mit Schmähungen überhäuft; die Früchte blieben denn auch nicht aus, indem die öffentlichen Aufzüge in den Straßen durch eine aufgehetzte Menge erhebliche Störungen erlitten. Ein Fackelzug wurde durch das wilde Gebahren eines Haufens von Leuten, welche unter Gejohle die Lampions und sonstigen Beleuchtungsgegenstände auslöschten und zerstörten, vollständig vereitelt. Ein zweiter Fackelzug machte durch die äußerst geringe Zahl der Teilnehmer und zumal durch deren höchst fragwürdiges Aussehen einen so kläglichen Eindruck, daß er gewiß besser unterblieben wäre. Die peinlichsten Szenen ereigneten sich gelegentlich der großen Antoniusprozession. Eine Gruppe von Leuten stieß antikirchliche und republikanische Rufe aus und verteilte Schriften ähnlichen Inhaltes, darunter eine Nummer des in Lissabon erscheinenden anarchistischen Blattes „Propaganda.“ Als die Polizeiorgane zur Verhaftung der ärgsten Schreier schritten, entstand im Publikum eine arge Panik, bei welcher viele Personen Verletzungen, darunter auch manche schwere, erlitten. Eigentümlicherweise war die Munizipalgarde, die doch zu helfendem und beruhigendem Eingreifen berufen gewesen wäre, eifriger als alle anderen auf die Flucht aus dem Gedränge bedacht. Die Prozession konnte nach einer halben Stunde, mit zerrissenen Fahnen und sonstigen beschädigten Emblemen, fortgesetzt werden. — So feiert man im katholischen Portugal katholische Feste!

Die Simonie oder der Schacher mit geistlichen Stellen wird in England ohne Scheu betrieben. In der „Church Patronage Gazette“ findet man eine Menge Ankündigungen betreffend Vertauschung oder auch Verkauf von Pfarrstellen. Die gesellschaftlichen Annehmlichkeiten werden dabei besonders hervorgehoben. Je weniger Seelen die Pfarre hat, desto begehrenswerter scheint sie zu sein. Pfründen werden schon angeboten, „wenn voraussichtlich die Stelle bald frei werden wird.“ Der Kaufpreis wechselt von 1000 Pfd. bis 10,000 Pfd. Sterling. Ein schöner Garten bei dem Pfarrhause hat auch sein Verlockendes. Nach den theologischen Ansichten des Käufers wird fast niemals gefragt. Aber er soll gewonnen werden durch „gute Forellenbäche,“ „Jagdhunde für Parforcejagden in der Nähe,“ „allerbeste Gesellschaft.“ Als Probe diene folgende Ankündigung: „Rektorstelle. Reineinkommen 290 Pfd. Sterling von Zehnten und Schollengeldern. Sehr hübsches und behagliches Pfarrhaus mit drei Empfangs-, sieben Schlafzimmern und sonstigen Räumlichkeiten, gutem Stall, vortrefflichem Obst- und Blumengarten, Kirche in guter Ordnung und dicht beim Hause, Seelenzahl etwa 250. Höchst gesunde Lage, zwei englische Meilen von einer Marktstadt und Eisenbahnstation und etwa zwei englische Meilen von London. Gute Gesellschaft in der Umgegend. Diözese Norwich. Preis 2100 Pfd. Sterling.“

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (mit Beiblatt) $2.00.

23. Jahrg. St. Louis, Mo., Dezember 1895. No. 12.

Die erste Auferstehung.

Referat von P. J. Rüesch.

Nicht die Auferstehung im allgemeinen, sondern speziell die erste Auferstehung soll der Gegenstand der nachfolgenden Erörterungen sein. Diese Aufgabe richtig, allgemein verständlich und einfach zu lösen, ist mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden; denn erstlich haben wir es mit dem prophetischen Wort zu thun, das bekanntlich einen weiten Spielraum läßt, dem gegenüber es gilt, in den gehörigen Schranken zu bleiben. Auf der andern Seite müssen aber die diesbezüglichen Stellen der heil. Schrift ins rechte Licht gesetzt werden, damit sie zu ihrem vollen Rechte gelangen können und zwar unbekümmert darum, ob wir von den hergebrachten Meinungen abweichen und scheinbar Neues verkündigen; denn das sind wir dem Worte Gottes und uns selbst schuldig, daß wir nicht an und für sich klare Worte durch geistige Deutungen verdunkeln, sondern dieselben vielmehr auf den Leuchter stellen, damit sie zu ihrer vollen Geltung kommen. — Bevor wir auf unser eigentliches Thema näher eingehen, wollen wir versuchen, die Schwierigkeiten so viel als möglich zu heben, damit wir einen freien Grund zu unseren Ausführungen bekommen.

Wir fragen darum: „Ist es nicht bald an der Zeit, daß wir uns mehr mit dem prophetischen Worte beschäftigen, damit wir doch wenigstens einen einigermaßen klaren Blick in den Heilsplan bekommen?" Denn das ist doch über alle Zweifel erhaben, daß nur der einen klaren Blick in den ganzen Heilsplan Gottes bekommt, der sich mit dem prophetischen Worte beschäftigt, weil es allein uns Aufschluß gibt über die Entwicklung und einstige Vollendung des Reiches Gottes. Manche würden obige Frage mit einem „Nein" beantworten, und warum? Weil sie jegliche Betrachtung von zukünftigen Dingen für spekulativ erklären und sich dabei stützen auf das Wort Jesu: „Es gebühret euch nicht, zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat" (Apg. 1, 7). „Es sei," so sagen sie, „sündliche Neugierde, wenn man den Schleier lüften wolle, welchen der Herr selbst über die Zukunft gezogen habe." —

Dem gegenüber antworten wir: Wohl ist es wahr, es gebühret uns nicht, zu wissen Zeit oder Stunde, und alle diejenigen, die Zeit

oder Stunde herausfinden wollten, sind zu Schanden geworden, so z. B. Bengel, ja manche sind dabei auf Ab- und Irrwege geraten, und es hat ihr Forschen zu bedenklichen Schwärmereien geführt. Aber wenn uns auch nicht gebühret, Zeit oder Stunde seiner Wiederkunft zu wissen, so ist damit nicht gesagt, daß wir das Forschen im prophetischen Worte unterlassen sollen; nein, es ist vielmehr unsere heiligste Pflicht, dem prophetischen Worte unsere ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden, denn erstlich ist es uns zur Forschung gegeben, sonst hätte uns der Herr dasselbe vorenthalten. Das Wort Joh. 5, 39: „Suchet in der Schrift, sie ist's, die von mir zeuget," gilt auch hier. Alles, was der Herr für notwendig gefunden hat in seinem Worte zu reden, hat auch einen besonderen Wert und Zweck und zwar für uns. Kein vernünftiger Mensch würde glauben können, daß der Herr einen großen Teil seines Wortes uns nur gegeben habe, um seine Weisheit zu proklamieren; oder damit wir unsere Unwissenheit bewundern können; es wäre aber in der That so, wenn wir das prophetische Wort nicht zum ernstlichen Studium machen dürften. Zum andern sind wir verpflichtet, in dem prophetischen Worte zu forschen, weil der Herr uns selbst auffordert, auf die Zeichen der Zeit zu achten. Matth. 24, 32 u. 33 sagt er: „An dem Feigenbaum lernet ein Gleichnis. Wenn sein Zweig jetzt saftig wird und Blätter gewinnt, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. Also auch, wenn ihr dies alles sehet, so wisset, daß es nahe vor der Thüre ist." Die Pharisäer und Sadducäer wurden von dem Herrn (Matth. 16, 3) ernstlich getadelt, weil sie die Zeichen der Zeit nicht beurteilen konnten. Ist es aber möglich, die Zeichen der Zeit zu beurteilen ohne fleißiges Forschen im prophetischen Worte?

Der schlagendste Beweis aber, daß es unsere heiligste Pflicht ist, im prophetischen Worte zu forschen, sind die Juden. Warum haben sie den Heiland verworfen? Weil sie ihn nicht erkannten; denn wo sie ihn erkannt hätten, hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt. Warum aber erkannten sie ihn nicht? Weil sie sich zu wenig befaßten mit dem prophetischen Worte. Es ging den damaligen Schriftgelehrten, wie es vielen Schriftgelehrten in unseren Tagen geht, sie lebten sich selbst und der toten Form und dachten wohl: „Ach, wenn es nur immer so bliebe." Sie waren Juden, aber keine Israeliten, die auf das Reich Gottes warteten, ihre Hoffnungen waren erstorben oder wenigstens auf die niedrigste Stufe herabgesunken. Sie waren weit entfernt von den Hoffnungen eines Abraham, eines David und der Propheten, und darum haben sie den Herrn nicht erkannt, sondern ihn verworfen.

In ähnlicher Lage befindet sich eine große Anzahl von Christen unter Anführung genannter Schriftgelehrten. Die Hoffnungen der Apostel, der ersten Christen, der Gläubigen im apostolischen Zeitalter sind bei ihnen nicht mehr vorhanden. Darum erkennen sie auch die Zeichen der Zeit nicht; darum wird auch der Tag des Herrn über sie kommen wie ein Dieb in der Nacht (1 Thess. 5, 2). Wenn es nicht überaus wichtig

wäre zu forschen im prophetischen Worte, so hätte der Herr nicht die Gleichgültigkeit im Bezug auf sein Kommen in Matth. 24, 48 getadelt, so hätte er nicht die ernstliche Mahnung gegeben: „Darum wachet, denn ihr wisset nicht, zu welcher Stunde euer Herr kommen wird" (Matth. 24, 42). Daß aber das Wachen darin bestehe, daß man achte auf das prophetische Wort, als auf ein Licht, das da scheinet in einen dunkeln Ort, bis der Morgenstern aufgehe in unseren Herzen, sagt Petrus in seinem 2. Brief, Kap. 1, 19. In der Offb. Johannis wird gleich am Anfang behauptet: „Selig ist, der da lieset, und die da hören die Worte der Weissagung und behalten, was darin geschrieben ist, denn die Zeit ist nahe" (Offb. 1, 3), und ebenso am Ende: „Siehe, ich komme bald; selig ist, wer da hält die Weissagung in diesem Buche." — Aus dem Gesagten geht klar hervor, daß, wenn wir auch keine Rechnungen anstellen sollen im Bezug auf Tag oder Stunde, wir doch dem prophetischen Worte und den Zeichen der Zeit unsere volle Aufmerksamkeit zuwenden sollen. Wahrscheinlich sind Tag und Stunde deswegen so unbestimmt gelassen, damit der Christ allezeit in Bereitschaft stehe, seinen Herrn zu empfangen.

Haben wir nun eine Grundlage zu unseren Ausführungen gelegt, so wird das erste sein, daß wir fragen: *Was lehrt die heilige Schrift über die erste Auferstehung und der damit verbundenen Zukunft des Herrn?*

Daß der Herr wiederkommen wird, ist unumstößlich für den, der noch nicht den ganzen christlichen Glauben über Bord geworfen hat; denn nicht allein jene zwei Engel, die auf des Ölbergs Höhen den zum Himmel aufschauenden Jüngern erschienen, haben das verkündigt, sondern der Herr selbst, sowie auch seine Apostel reden sehr oft von seiner Wiederkunft. Leider werden alle die Worte, die von der Zukunft des Herrn handeln, von vielen zusammengeworfen, und es wird kurzweg behauptet: Ja, der Herr kommt wieder — zum jüngsten Gericht. Da sich aber bis dahin noch gar vieles ereignen und erfüllen muß, namentlich Matth. 24, 14, wo es heißt: „Und es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über sie," so wird dieses Kommen so weit als möglich hinausgeschoben, ganz im Widerspruch zu den Mahnungen der Schrift, die uns bezeuget, der Herr könne jeden Tag kommen, ja, er komme plötzlich, wie ein Dieb in der Nacht. Gibt es aber nun ein Kommen des Herrn zum jüngsten Gericht, dann sind nicht nur eine Anzahl von messianischen Weissagungen unklar, sondern viele Reden des Herrn und seiner Apostel werden dadurch einfach unverständlich. Ich erinnere nur an das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden (Luk. 19) und besonders an das von den zehn schlafenden Jungfrauen (Matth. 25). Das Kommen zur Hochzeit ist doch gewiß etwas anderes als das Kommen zum Gericht. Das apostolische Zeitalter hat das genügend erkannt, und darum waren jene Christen in beständiger Erwartung des Kommens des Herrn. Petrus sagt: „Der Tag des Herrn ist nahe." Johannes

schreibt: „Kindlein, es ist die letzte Stunde.“ Paulus wünscht überkleidet, statt entkleidet zu werden. Der große Kirchenhistoriker Hase nennt darum diese Hoffnung den großen Glaubensartikel des apostolischen Zeitalters. Mit der Verweltlichung der Kirche ging nach und nach diese Hoffnung verloren, obschon sie immer noch in den Herzen einzelner schlummerte.

Mit dem Erwachen eines neuen Glaubensleben in der protestantischen Kirche wurde diese Hoffnung wieder lebendiger. Dazu haben die württemberger Theologen Ötinger und Albrecht Bengel viel beigetragen, indem sie nachwiesen, wie die Lehre vom kommenden Reiche Christi auf Erden gar tief begründet sei in der heil. Schrift, und wie der Glaube an diese Wahrheit die notwendige Voraussetzung zum Verständnis dieser Weissagungen sei. Auch hat Spener nachgewiesen, daß die Reformatoren die Lehre von dem tausendjährigen Reiche in der Augsburgischen Konfession nicht verwarfen, wie sonst allgemein angenommen wurde. In unseren Tagen lebt diese Hoffnung wieder in Tausenden von Christenherzen, und je mehr wir dem Kommen des Herrn entgegengehen, desto lebendiger wird diese Hoffnung werden. Auch erfüllt sich in unseren Tagen, was der Herr zu Daniel sagt Kap. 12, 4: „Und nun, Daniel, verbirg diese Worte und versiegle diese Schrift bis auf die letzte Zeit, so werden viele darüber kommen und großen Verstand finden.“ Und was uns heute noch unklar ist, wird immer klarer werden, je mehr wir dem Kommen des Herrn entgegengehen. Das Kommen des Herrn aber hängt mit der ersten Auferstehung innig zusammen; denn ohne sein Kommen gibt es keine erste Auferstehung, sein Kommen aber hat die erste Auferstehung zur Folge.

Wir wollen nun fragen: „Was lehrt die heil. Schrift über die erste Auferstehung?“ Die grundlegende Stelle hierfür ist Offb. Joh. 20, 6, wo es heißt: „Selig ist der und heilig, der teilhat an der ersten Auferstehung; über solche hat der andere Tod keine Macht, sondern sie werden Priester Gottes und Christi sein und mit ihm regieren tausend Jahre.“ Das sollte klar genug sein, um alle Zweifel zu überwinden; aber trotzdem deuten manche diese Stelle so, als ob hier nur von einer geistlichen Auferstehung die Rede sei. Doch kommt geistliche Auferstehung hier gar nicht in Betracht, denn in Vers 4 wird gesagt, w e r zu dieser Auferstehung gelange. „Und ich sahe Stühle, und sie setzten sich darauf, und ihnen ward gegeben das Gericht; und die Seelen der Enthaupteten um des Zeugnisses Jesu und um des Wortes Gottes willen, und die nicht angebetet hatten das Tier noch sein Bild, und nicht genommen hatten sein Malzeichen an ihre Stirn und auf ihre Hand.“ — Also von Märtyrern ist hier die Rede, die waren aber gewiß schon geistlich auferstanden, bevor sie Märtyrer wurden, denn ohne das hätten sie nie Märtyrer werden können. — Mit Recht sagt darum Alford: „Wenn in einer Stelle, wo von zwei Auferstehungen die Rede ist, wo gewisse „Seelen“ bei der ersten wieder aufleben, während „die übrigen der Toten“ nicht eher wieder aufleben, als am Ende einer be-

stimmt angegebenen Periode, die der ersten Auferstehung nachfolgt, und wenn man nun in einer solchen Stelle die erste Auferstehung auffaßt als ein geistliches Auferstehen mit Christo, während man die zweite plötzlich, im buchstäblichen Sinne, als ein leibliches Ausdemgrabehervorkommen verstehen zu müssen meint, wahrlich, bei einem solchen Auslegungssystem hört alle Sprachbedeutung auf und die Schrift wird so behandelt, als ob sie über keinen Gegenstand ein klares, bestimmtes Zeugnis geben könnte. Ist die erste Auferstehung eine geistliche, so ist es auch die zweite; ist aber die zweite eine buchstäbliche, so ist es auch die erste. Die ganze erste christliche Kirche und manche der besten Erklärer stimmen in diesem letzteren Fall überein und fassen diese buchstäbliche Auferstehung als Glaubens- und Hoffnungsartikel auf." Lavater sagt über diese Stelle: „Wie einfach, sage ich noch einmal, wie bestimmt und sonnenklar scheint aus dieser Stelle zu sein, daß es eine erste vorhergehende Auferstehung der Höchstgerechten gebe, die sich von der allgemeinen, der Zeit halber, merklich unterscheiden soll! Wie vortrefflich scheint diese Stelle mit andern übereinzustimmen; und wie gezwungen, dies von einer geistlichen oder moralischen Auferstehung zu verstehen, oder von dem Zeitpunkt, da man ein allgemeines Zeugnis von der Unschuld der Märtyrer ablegen und sie gleichsam im Gedächtnis aller in Ehren wieder aufleben werden." —

Doch nicht allein die Apokalypse redet von der ersten Auferstehung, sondern auch die Episteln und die Evangelien. Im ersten Korintherbrief, Kap. 15, 22—24 sagt Paulus: „denn gleichwie sie in Adam alle sterben, also werden sie in Christo alle lebendig gemacht werden; ein jeglicher aber in seiner Ordnung: der Erstling Christus; danach die Christo angehören, wenn er kommen wird; danach das Ende, wenn er das Reich Gott und dem Vater überantworten wird, wenn er aufheben wird alle Herrschaft und alle Obrigkeit und Gewalt." Hier, wo der Apostel den Beweis liefert von der Auferstehung der Toten, unterscheidet er genau drei Klassen oder Stufen der Auferstehung. Erst kommt Christus; er hat den Tod in seinem innersten Wesen überwunden und darum konnte Tod und Grab ihn nicht halten, sondern mußten ihn am dritten Tage wieder losgeben. Danach stehen die auf, die Christo angehören, wenn er kommen wird; das sind die Glieder seines Leibes, die Reben an ihm, dem Weinstocke —; es sind die klugen Jungfrauen, die gehören ihm an, die stehen nicht mit den andern auf, sondern früher. Von der allgemeinen Auferstehung redet erst Vers 24. Es ist hier zwar nicht gesagt, daß zwischen der ersten und allgemeinen Auferstehung ein Zeitraum von tausend Jahren liegen werde, doch das wissen wir ja aus der Offenbarung Johannis.

Paulus gibt uns aber noch weitere wichtige Aufschlüsse über das Wesen der Auferstehung und was damit zusammenhängt. In 1 Kor. 15, 51 u. 52 schreibt er: „Siehe, ich sage euch ein Geheimnis: Wir werden nicht alle entschlafen, wir werden aber alle verwandelt

werden; und dasselbe plötzlich zur Zeit der letzten Posaune. Denn es wird die Posaune erschallen und die Toten werden auferstehen unverweslich und wir werden verwandelt werden. In 1 Thess. 4, 15—18 sagt derselbe Apostel: „Denn das sagen wir euch, als ein Wort des Herrn, daß wir, die wir leben und überbleiben in der Zukunft des Herrn, denen nicht werden zuvorkommen, die da schlafen. Denn er selbst, der Herr, wird mit einem Feldgeschrei und Stimme des Erzengels und mit der Posaune Gottes herniederkommen vom Himmel, und die Toten in Christo werden auferstehen zuerst. Danach wir, die wir leben und überbleiben, werden zugleich mit denselben hingerückt werden in den Wolken, dem Herrn entgegen in der Luft, und werden also bei dem Herrn sein allezeit." In diesen Stellen redet der Apostel von der Entrückung der Heiligen und zeigt, daß sie zusammenfalle mit der ersten Auferstehung, doch so, daß die Toten bei dem Kommen des Herrn erst auferstehen werden, daß aber gleich danach mit den lebenden wahrhaft Gläubigen eine Änderung vorgehen werde, die darin besteht, daß sie die Unverweslichkeit anziehen und mit den Auferstandenen dem Herrn entgegengerückt werden. Wie bei einer Mobilmachung nicht allein die dienenden Soldaten dem Feinde entgegengesandt werden, sondern auch die schon entlassenen und in einem friedlichen Berufe stehenden plötzlich wieder einberufen werden, also wird es auch sein bei der Zukunft des Herrn: die in Christo Lebenden werden dem Herrn entgegengerückt, und die Toten in Christo stehen auf, um ebenfalls mit dem Herrn vereinigt zu werden. Auf obige Stelle gründet sich auch die Lehre von der Entrückung, die ein Teil der ersten Auferstehung bildet.

Die merkwürdigste Stelle, die auch hierher gehört, ist Phil. 3, 8—11, wo Paulus sagt: „Ich achte es alles für Schaden gegen der überschwenglichen Erkenntnis Jesu Christi, meines Herrn, um welches willen ich habe alles für Schaden gerechnet und achte es für Dreck, auf daß ich Christum gewinne, und in ihm erfunden werde, daß ich nicht habe meine Gerechtigkeit, die aus dem Gesetz, sondern die durch den Glauben an Christum kommt, nämlich die Gerechtigkeit, die von Gott dem Glauben zugerechnet wird, zu erkennen ihn und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden, daß ich seinem Tode ähnlich werde, damit ich entgegenkomme der Auferstehung der Toten." Finden wir hier nicht ein merkwürdiges Streben des Apostels nach der Auferstehung, und kann er bei diesem Streben etwas anders als die erste Auferstehung gemeint haben? Ja, geht aus all diesen angeführten Stellen nicht unwidersprechlich klar hervor, daß in der Schrift von einer Auferstehung der Toten die Rede ist, die sich von der allgemeinen Auferstehung unterscheidet und die dem Gläubigen als ein schwer erreichbares Ziel vorgestellt wird?

Warum hat aber der Herr Jesus selbst nicht von einer ersten Auferstehung gesprochen? Er sprach auch davon, wenn er auch den Ausdruck „erste Auferstehung" nicht gebrauchte. Luk. 20, 35 spricht er

„Welche aber würdig sein werden, jene Welt zu erlangen und die Auferstehung von den Toten, die mögen nicht mehr sterben, denn sie sind den Engeln gleich und Gottes Kinder, dieweil sie Kinder sind der Auferstehung.“ Ist diese Stelle nicht ganz ähnlich Offenb. 20, 6, wo es heißt: „Über solche hat der andere Tod keine Macht, sondern sie werden Priester Gottes und Christi sein.“ Und wenn der Herr sagt: „Welche aber würdig sein werden, die Auferstehung von den Toten zu erlangen,“ so meint er damit doch gewiß etwas mehr, als die allgemeine Auferstehung. Auch im Evang. Johannis unterscheidet er zwischen Auferstehung und Auferstehung. Kap. 5, 21 sagt er: „Wie der Vater die Toten auferweckt und macht sie lebendig, also auch der Sohn macht lebendig, welche er will.“ Da ist wiederum klar gesagt, daß etliche bevorzugt werden vor andern in der Auferstehung. Nach Vers 25 ruft der Herr solche Tote ins Leben, die nicht ins Gericht kommen; denn daselbst heißt es: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Es kommt die Stunde und ist schon jetzt, daß die Toten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören, und die sie hören werden, die werden leben;“ — während er nach Vers 28 andere Tote ins Leben — ruft, die zum Gericht müssen, die aber nach ihren Werken gerichtet und dementsprechend ihren Lohn empfangen werden. Wer solche Worte ohne Vorurteil liest, wird nicht mehr sagen können, daß der Herr Jesus nicht auch von einer besonderen Auferstehung rede. Ferner spricht er in Luk. 14, 14 deutlich von einer Auferstehung der Gerechten. Viele Gleichnisse und andere Worte sind uns einfach unverständlich, wenn wir nicht an das Kommen des Herrn zur Aufrichtung seines Reiches und der damit verbundenen Auferstehung glauben wollen. — Ich erinnere nur an jenes Wort aus der Bergpredigt: „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.“ Wer kann eine ungekünstelte Erklärung geben von denen, die nur an ein Kommen des Herrn zum jüngsten Gericht glauben? Ich erinnere ferner an das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden in Luk. 19, wo der Herr die Treuen über zehn und fünf Städte setzt. Ist es nicht auch hier unmöglich, eine ungekünstelte Erklärung zu geben, ohne an das Kommen des Herrn zur Aufrichtung seines Reiches und der damit verbundenen Auferstehung zu denken? Ich erinnere ferner an das Gleichnis von den zehn Jungfrauen, die ihre Lampen nahmen und gingen aus dem Bräutigam entgegen, von denen aber nur fünf eingehen durften in den Hochzeitssaal, um die Hochzeit mitzufeiern. Stimmt das nicht auffallend mit der Hochzeit des Lammes, die uns in Offb. Joh. 19 geschildert ist? Und können wir annehmen (und dazu wären wir verpflichtet, wenn wir nicht an das Kommen des Herrn zur Aufrichtung seines Reiches glauben wollen), daß die thörichten Jungfrauen einfach verdammt wurden? Müssen wir nicht vielmehr sagen, wenn wir den Sinn des Gleichnisses treffen wollen: Die klugen Jungfrauen waren bereit und würdig, dem Herrn bei seinem Kommen entgegenzugehen, sie gelangten zur ersten Auferstehung; aber die thörichten waren nicht fähig, weil sie nicht mit allem Eifer danach trachteten.

Um vorliegenden Gedanken noch weiter auszuführen, erinnere ich an den öfteren Ausspruch des Herrn: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.“ Dürfen wir mit Recht einfach annehmen, daß nur die Auserwählten selig werden? Kommen nicht die, die solche Ansichten haben, in ein Labyrinth hinein, in dem sie sich immer mehr verirren? Lösen sich aber nicht wie von selbst so manche Knoten, wird es nicht wie von selbst helle, geht nicht ein ungeahntes Verständnis auf, wenn wir die Auserwählten und die zur ersten Auferstehung Gelangenden als dieselben ansehen? Fast am deutlichsten redet der Herr Jesu von seiner Zukunft und der damit verbundenen ersten Auferstehung in den eschatologischen Reden. Matth. 24, 3 fragen die Jünger den Herrn: „Sage uns, wann wird das geschehen,“ nämlich die Zerstörung des Tempels, von der vorhin die Rede war, „und welches wird sein das Zeichen deiner Zukunft und der Welt Ende?“ Der Herr beantwortet diese dreifache Frage in logischer Weise. Er redet erst von den Vorzeichen der Zerstörung, die typisch sind für die kurze antichristliche Ära. Oder mit andern Worten: Er sagt in einem Bilde, was sich alles ereignen werde vor der Zerstörung Jerusalems und vor seinem Kommen zur Aufrichtung seines Reiches. — Dann erklärt er, wie es gehen werde bei seiner Zukunft, wie die Engel die Auserwählten sammeln werden von den vier Winden, wie viele überrascht und als unvorbereitet nicht angenommen werden, wie aber die klugen Jungfrauen und die getreuen Knechte mit ihrem Herrn vereinigt und in seiner Gemeinschaft sich freuen dürfen. Dann erst redet der Herr von dem Endgericht, geht also zur Beantwortung der dritten Frage über, „Welches wird sein das Ende der Welt,“ und zeigt, wie erst dann die Schafe von den Böcken geschieden werden, wie dann ein jeglicher nach seinen Werken gerichtet wird, wie die zur Rechten zum ewigen Leben und die zur Linken ins ewige Feuer kommen werden.

Angesichts solcher Worte des Herrn sagt Stier mit Recht: „Es ist unbegreiflich, daß man das jüngste Gericht solange hat zusammenwerfen können mit dem mittleren Kommen des Herrn zur Errettung der Seinen, das der Aufrichtung seines Reiches vorangeht.“ Diesen oben genannten Stellen, die alle auf die erste Auferstehung und die damit verbundene Zukunft des Herrn hinweisen, könnten noch viele sowohl aus dem Alten als auch aus dem Neuen Testament hinzugefügt werden. Das bis jetzt Gesagte wird aber genügen, um den Nachweis zu liefern, daß diese herrliche, hoffnungserweckende Lehre von der ersten Auferstehung und der damit verbundenen Zukunft des Herrn wirklich in der heiligen Schrift klar begründet ist.

Haben wir nun festgestellt, was die heil. Schrift über die erste Auferstehung und die damit verbundene Zukunft des Herrn lehrt, so wäre wichtig zu wissen, in welche Zeit oder *in welche Zeiten die erste Auferstehung fällt*. Vor allem haben wir zu untersuchen, ob diese erste Auferstehung ein einmaliger Akt sei, wie die allgemeine Auferstehung, oder ob wir eine fortlaufende Auferstehung annehmen dür-

fen. Ich glaube letzteres und stütze mich dabei einerseits auf einige Stellen der heil. Schrift und andererseits auf Aussprüche von Autoren. In Matth. 27, 52 u. 53 heißt es: „Es standen auf viele Leiber der Heiligen, die da schliefen, und gingen aus den Gräbern nach seiner Auferstehung und kamen in die heil. Stadt und erschienen vielen.“ Sobald also das Werk der Erlösung vollbracht war, durften solche, die ein Leben mit und vor Gott geführt hatten, aber während des Pilgerlaufs des Herrn, oder vorher, entschlafen waren, auferstehn. Nicht nur ihre Seelen wurden von Christo in das aufgeschlossene Heiligtum versetzt, sondern auch ihre Leiber wurden der Vollendung entgegengeführt. Sie brauchten nicht zu warten auf die Parusie Christi vom Himmel, sondern konnten schon gleich nach der Auferstehung Christi mit verklärten Leibern aus den Gräbern gehen. Diese Matthäusstelle ist grundlegend zur Annahme einer successiven Auferstehung, und manche Theologen, besonders die aus der Ötingerschen Schule, folgern daraus mit Recht, daß noch vielweniger die Heiligen des Neuen Bundes, wie die Apostel und andere, warten müssen bis zur Wiederkunft Christi; daß die Auferstehung der Gerechten mit der Auferstehung Christi begonnen und mit seiner Wiederkunft zur Aufrichtung seines Reiches schließen werde. Obige Stelle ist aber nicht die einzige, die auf eine fortlaufende Auferstehung hinweist. In Joh. 5, 25 sagt der Herr: „Es kommt die Stunde, und ist schon jetzt, daß die Toten die Stimme des Sohnes Gottes hören werden, und die sie hören werden, die werden leben.“ Dieses „und ist schon jetzt“ weist deutlich darauf hin, daß der Herr von Zeit zu Zeit die Seinen in den Gräbern ruft. Wenn wir weiter gehen, so finden wir in 2 Kor. 5, 2, daß der Apostel Paulus sich sehnt und verlangt nach einer Auferstehung des Leibes. Da liegt wohl die Frage nahe: Sollte Paulus viele Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende warten müssen auf die Erfüllung seines sehnlichsten Verlangens? — Ziemlich deutlich scheint mir auch aus einigen Stellen der Apokalypse eine fortlaufende Auferstehung hervorzuleuchten. In Kap. 4, 4 sieht der Seher vierundzwanzig Älteste, mit weißen Kleidern angethan und mit goldenen Kronen auf ihren Häuptern. Das sind Auferstandene, denn keine Geister, sondern nur vollendete Menschen können gekrönt werden. In Kap. 7, 9 finden wir eine große Schar, die niemand zählen konnte, aus allen Heiden und Völkern und Sprachen, vor dem Stuhl stehend und vor dem Lamm, angethan mit weißen Kleidern und Palmen in ihren Händen. Einer von diesen Ältesten, die dabei waren, sagte Johannes, woher diese Schar gekommen: „Diese sind es, die gekommen sind aus großer Trübsal und haben ihre Kleider helle gemacht im Blute des Lammes.“ Das sind also lauter solche, die auferstanden waren vor der Parusie Christi. Nach Kap. 11, 12 steigen die zwei Zeugen, die Ölbäume und Fackeln genannt werden, in einer Wolke (wahrscheinlich von Mitzeugen) in den Himmel, nachdem sie zuvor lebendig gemacht wurden. Kap. 14, 1 werden 144,000 genannt, die vorher nicht erwähnt wurden, die also offenbar vor der Wieder-

kunft Christi zur Auferstehung gelangten. Nach Kap. 20, 4 kommen nur solche zur ersten Auferstehung, die getötet wurden um des Zeugnisses Jesu und um des Wortes Gottes willen, und die nicht angebetet hatten das Tier noch sein Bild und nicht genommen hatten sein Malzeichen an ihre Stirn und auf ihre Hand. Ist es nicht, als wenn da vorausgesetzt wäre, daß früher entschlafene Heilige schon früher auferstanden, als wenn hier nur der große Abschluß der ersten Auferstehung, die Auferstehungsepoche der letzten Zeit, berichtet werden sollte?

Es geht aus obigen Schriftstellen klar hervor, daß die erste Auferstehung kein einzelnes Ereignis ist, sondern zusammengesetzt wird aus verschiedenen, aufeinanderfolgenden Auferstehungen, die ihren Anfang nahmen bei der Auferstehung Christi. Selnecker, einer der Autoren des Konkordienbuches, sagt im Anschluß an Matth. 27, 52 u. 53: „Dies grenzt genau die Auferstehung derer ab, die vor der allgemeinen Auferstehung am jüngsten Tage zum ewigen Leben erweckt werden; und die eigentliche Meinung ist, daß nicht nur die, von denen der Evangelist schreibt, wieder lebendig wurden, sondern daß es auch andere werden, wie Luther und Ambrosius davon schreiben; und daß solche Auferstehungen zu unterschiedlichenmalen und während der ganzen Zeit der neutestamentlichen Gnadenhaushaltung bis zum jüngsten Tage geschehen." Michael Hahn sagt: „Wer zur Braut Jesu gehört, muß zur ersten Auferstehung gelangt sein, wenn er kommt Hochzeit zu halten. Und diese Auferstehung der Erstlinge des Herrn hob sich an mit der Auferstehung Christi und endet sich, wenn er zur Lammes-Hochzeit erscheint." Kapff in seiner Predigt über die Auferstehung spricht sich also aus: „Bei der Wiederkunft Christi wird eine große Zahl namentlich der unter den letzten Verfolgungen Getöteten zumal aufstehen; aber gewiß geht von der Auferstehung Christi und so vieler Heiligen mit ihm die erste Auferstehung fort durch alle Jahrhunderte." Joh. Albrecht Bengel sagt in seinem Gnomon zu Offb. 20, 5 — indem er die Ansicht eines alten Lehrers anführt, welcher dafür halte, daß Christus alle Jahre etliche der Seinen erwecke, daß sie mit ihm leben —, „dies letztere lassen wir dahingestellt sein und gehen mit unseren Gedanken nicht weiter, als geschrieben ist; doch geschieht die erste Auferstehung nicht eben auf einmal, und gleichwie die Unseligen nicht alle auf einmal in den Feuersee kommen und dieser doch nur der zweite und nicht der dritte Tod genannt wird, also werden alle von den Gefährten der Auferstehung Christi bis auf die zwei Zeugen und letzten Märtyrer zu dieser ersten Auferstehung gerechnet." Schon Irenäus ist der Ansicht, „daß nach dem Maße der Heiligung und Vollendung, welche die Gläubigen hienieden erreicht haben, sie früher oder später auferstehen werden." Hamberger zeigt in feiner Weise, wie auch der Gärtner einzelne reife Birnen und Äpfel schon früher abnimmt, wenn er auch die Obsternte erst auf den Spätsommer angesetzt hat. Diesen schließen sich noch viele eifrige Schriftforscher an und wir

werden darum wohl keine stichhaltigen Gründe dagegen aufbringen können. Wir sehen also, daß wir mit Recht eine successive Auferstehung annehmen dürfen, daß aber die Hauptschar der zur ersten Auferstehung Gelangenden doch erst bei dem Kommen des Herrn zur Hochzeit auferstehen wird.

Wichtiger als die Frage: Ist die erste Auferstehung ein fortlaufender oder ein einmaliger Akt? ist die andere: Wird die erste Auferstehung ihren Abschluß finden vor der antichristlichen Trübsalszeit, also vor dem Kommen des Herrn zum Gericht über den Antichristen, oder erst am Ende dieser Trübsalszeit? Oder mit anderen Worten: Werden die Heiligen die große Trübsalszeit durchmachen müssen oder vorher weggenommen werden?

Bevor der Herr kommen wird zur Aufrichtung seines Reiches, wird eine große Trübsalszeit sein auf Erden. Der Herr sagt von dieser Zeit Matth. 24, 21—24: „Es wird alsdann eine große Trübsal sein, als nicht gewesen ist von Anfang der Welt bis her, und als auch nicht werden wird, und wo diese Tage nicht würden verkürzet, so würde kein Mensch selig, aber um der Auserwählten willen werden die Tage verkürzet. So alsdann jemand zu euch sagen wird: Siehe, hier ist Christus oder da, so sollt ihr es nicht glauben. Denn es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen und große Zeichen und Wunder thun, daß verführet werden in den Irrtum, wo es möglich wäre, auch die Auserwählten." Die Seele dieser Schreckenszeit ist der Antichrist, von dem Paulus sagt 2 Thess. 2, 3 ff.: „Lasset euch niemand verführen in keinerlei Weise, denn er kommt nicht, daß zuvor der Abfall komme und geoffenbaret werde der Mensch der Sünde, das Kind des Verderbens, der da ist der Widerwärtige, und sich erhebt über alles, was Gott und Gottesdienst heißt, also daß er sich setzet in den Tempel Gottes als ein Gott und gibt sich vor, als sei er Gott," und Vers 9: „welcher Zukunft geschieht nach der Wirkung des Satans mit allerlei lügenhaften Kräften und Zeichen und Wundern und mit aller Verführung zur Ungerechtigkeit." In dieser Periode wird niemand kaufen oder verkaufen können, er habe denn das Malzeichen an seiner Stirn oder an seiner rechten Hand.

Diese Schreckensherrschaft wird, nach Offb. 13, 5 und Daniel 12, 7 u. 11, dreieinhalb Jahre dauern. Diese eigentliche antichristliche Zeit wird aber nicht unvorbereitet kommen, sondern vorbereitet werden durch den Abfall, durch die alles durchdringende Macht der Verführung, durch die Sicherheit und Weltseligkeit, wie der Herr sagt Luk. 17, 28 ff. Dieser Abfall von dem lebendigen Gott und Christus wird sich steigern, bis er seinen Höhepunkt im Antichristen, dem Menschen der Sünde, dem Kinde des Verderbens, erreicht hat. Diese Zeit ist nichts anderes als ein gerechtes Gericht über die abgefallene Christenheit, ärger noch als die Sintflut, als der Untergang von Sodom und Gomorrha; denn es ist ein göttliches Reichsgesetz, daß Gott erst dann richtet, wenn die Sünde und das Böse ihren Höhepunkt erreicht haben. Nun erhebt sich

aber die wichtige Frage: „Werden die Auserwählten diese Trübsalszeit durchmachen müssen, und werden sie erst dann dem Herrn entgegengerückt, wenn er kommt, um den Antichristen und sein Heer zu schlagen durch das Schwert seines Mundes, oder werden sie vorher weggenommen?“ Die Meinungen der eschatologischen Schriftforscher gehen hier auseinander und zwar deshalb, weil einige Stellen der heiligen Schrift darauf hinweisen, daß auch die Heiligen die Trübsalszeit durchzumachen haben; während andere Schriftworte wiederum das Gegenteil zu beweisen scheinen. Zu den ersteren gehört Matth. 24, 24, wo es heißt: „Es werden viele falsche Christi und falsche Propheten aufstehen und große Zeichen und Wunder thun, daß verführet werden in den Irrtum, wo es möglich wäre, auch die Auserwählten.“ Die Auserwählten sind also noch da zur Zeit der großen Verführungsmacht. Hierher gehört ferner Offb. 13, 7, wo gesagt wird: „Und es war dem Tier gegeben zu streiten mit den Heiligen und sie zu überwinden.“ Die Heiligen müssen also noch vorhanden sein zur Zeit des Tieres. Nach Daniel 12, 10 werden viele in der letzten Zeit gereinigt, geläutert und bewährt werden. Auch nach den Thessalonicher-Briefen (siehe 1 Thess. 4, 16 u. 17, und 2 Thess. 2, 8) scheint das Kommen des Herrn zum Gericht über den Antichristen und die erste Auferstehung zusammenzufallen, was alles zu der Meinung führen kann, daß die Heiligen der großen Trubsalszeit nicht enthoben werden.

Diesen Bibelworten stehen aber eine Menge andere gegenüber, die klar auf eine Errettung und Wegnahme der Gläubigen vor der antichristlichen Zeit hinweisen. Schon der älteste Prophet, der seine Weissagungen aufzeichnete, Obadjah, verheißt, daß auf dem Berge Zion etliche errettet werden am Tage des Herrn und die sollen sein Heiligtum sein (Vers 17). Joel, Kap. 3, 5, sagt: „Und es soll geschehen, wer den Namen des Herrn wird anrufen, soll errettet werden.“ In Luk. 21, 36 sagt der Herr selbst: „So seid nun wacker allezeit und betet, daß ihr würdig werdet zu entfliehen diesem allen.“ Es ist also möglich, dem allen zu entfliehen. Der Herr zeigt uns ferner selbst, daß diese Rettung ähnlich sei der des Noah und seiner Familie, der einging in die Arche, bevor die Sintflut kam (Matth. 24, 38), und des Lot, der aus Sodom ging an dem Tage, da es Feuer und Schwefel vom Himmel regnete (Luk. 17, 19 u. 32). Ebenso wissen wir, daß die Israeliten durchs Rote Meer schon hindurch waren, bevor Pharao mit seinem Heere darin unterging, und daß die Christen aus dem belagerten Jerusalem entrannen, bevor der eigentliche Greuel der Verwüstung stattfand. In der Offenbarung Johannis darf der Engel die Erde nicht beschädigen noch das Meer, bis daß versiegelt sind die Knechte Gottes an ihren Stirnen (Offb. 7, 5); die beiden Zeugen, die ertötet werden, stehen wieder auf und werden in einer Wolke in den Himmel entrückt (Offb. 11, 12), und das Sonnenweib bekommt Flügel, daß es in die Wüste fliege, um vor dem Drachen bewahrt zu sein, während ihr Knäblein zu Gott und seinem Stuhl entrückt wird

(Offb. 12, 5 u. 14). Die Hochzeit des Lammes findet nach Offb. 19, 7 statt vor dem Kommen zum Gericht über den Antichristen. Erst nach der Hochzeit, die im Luftgebiet stattfindet, kommt der Herr an der Spitze der Seinen [Offb. 19, 14] (wahrscheinlich der Brautgemeinde), um den Antichristen und sein Heer durch das Schwert seines Mundes umzubringen. Außer diesen Stellen, aus denen klar hervorgeht, daß eine Errettung vor der eigentlichen Trübsalszeit sein, — liegt es in der Natur der Entwicklungsgeschichte des Reiches Gottes, daß die Kinder des Lichts, daß das Salz der Erde erst weggenommen werden muß, bevor die Finsternis ihre ganze Macht offenbaren kann, bevor die Fäulnis ganz überhand nimmt. Daran erinnert Paulus die Thessalonicher im zweiten Brief, Kap. 2, 6: „Und was es noch aufhält, wisset ihr, daß er geoffenbaret werde zu seiner Zeit." Daraus ergibt sich, daß erst dann, wenn die Kinder des Lichts, das Salz der Erde, die Auserwählten von der Erde weggenommen sein werden, der Verderber seine volle und ganze Macht entfalten darf und kann. Das alles bringt uns zu dem Schluß, daß die wahrhaft Gläubigen zwar vor der eigentlichen antichristlichen Greuelzeit zur ersten Auferstehung gelangen, aber doch nicht in der großen Trübsalszeit, die ja nicht allein dreieinhalb Jahre dauern wird, sondern mit dem Abfall der Verführungsmacht und der Weltförmigkeit zunehmen wird und in der eigentlichen antichristlichen Ära ihren Gipfelpunkt erreicht.

Nun möchten wir aber fragen: Wie verhält es sich mit den Stellen, die doch klar und deutlich darauf hinweisen, daß auch Heilige, wahrhaft Gläubige, die antichristliche Zeit durchmachen müssen? Darauf antworten wir: Wir glauben, gestützt auf viele Stellen der heil. Schrift, daß der Hauptakt der ersten Auferstehung und der damit verbundenen Entrückung, also die Hochzeit des Lammes, vor der eigentlichen antichristlichen Greuelzeit sein wird, daß aber eine Nachlese von solchen, die zu jener Zeit noch nicht reif waren, aber in der Greuelzeit gereinigt, geläutert und bewährt wurden nach Dan. 12, 10, ja vielleicht den Märtyrertod erlitten, bei seiner Wiederkunft zum Gericht über den Antichristen und sein Heer den andern Vollendeten einverleibt werden. Wie der Gärtner einzelne Früchte vor der eigentlichen Erntezeit abnimmt und auch eine Nachlese nach der Ernte nicht verschmäht, so gab es Erstlinge der Auferstehung, wie wir gesehen haben, und so wird es auch eine Nachlese nach der eigentlichen Ernte geben, die der Herr bei seiner Wiederkunft einheimsen wird. Ihren Abschluß findet die erste Auferstehung bei dem sichtbaren Kommen des Herrn; der Hauptakt, verbunden mit der Entrückung, wird aber vor der antichristlichen Greuelzeit stattfinden.

Wir kommen nun zu der letzten und wichtigsten Frage, die lautet: *Wer hat teil an der ersten Auferstehung?* Dahin gehören vor allen Dingen die *Märtyrer*, wie wir aus Offb. 20, 4 ersehen können, woselbst es heißt: „Und ich sahe Stühle, und sie setzten sich darauf, und ihnen war gegeben das Gericht; und die Seelen der Ent-

haupteten um des Zeugnisses Jesu und um des Wortes Gottes willen; und die nicht angebetet hatten das Tier noch sein Bild und nicht genommen hatten sein Malzeichen an ihre Stirn und auf ihre Hand, die lebten und regierten mit Christo 1000 Jahre." Damit sind freilich hauptsächlich die Märtyrer der letzten Zeit gemeint, aber doch nicht ausschließlich die, sondern die Märtyrer überhaupt, wie aus Kap. 6, 9—11 hervorgeht. Es ist etwas Großes, wenn der Mensch das Höchste und Beste, das er hat, für seinen Herrn dahingibt. Etwas Größeres gibt es aber nicht, als das eigene Leben. Schon das menschliche Gesetz kennt keine härtere Strafe, als die Todesstrafe. Wenn nun der Mensch alles um seinen Glauben und um des Wortes Gottes willen dahingibt; wenn er nicht nur Leiden, Blöße, Verbannung und Gefängnis auf sich nimmt, sondern lieber den Tod erduldet, als das Tier anbetet, so wird ein solcher um seiner edeln Standhaftigkeit willen vor allen andern von Gott bevorzugt werden und darum zur ersten Auferstehung gelangen, was zugleich das Herrschen und Regieren mit Christo in seinem Friedensreich in sich schließt.

Doch nicht allein die Märtyrer werden zur ersten Auferstehung kommen; wäre das der Fall, so blieben viele Fromme ausgeschlossen, die vielleicht die meiste Zeit ihres Lebens Märtyrer waren, aber dennoch keinen Märtyrertod erduldeten. Ein Johannes, der Lieblingsjünger des Herrn, der bekanntlich eines natürlichen Todes gestorben ist, würde, die besonderen Verheißungen an die Jünger abgerechnet, hinter den andern Jüngern zurückzustehen haben, was man ja unmöglich annehmen könnte. Wer kommt aber außer den Märtyrern noch zur ersten Auferstehung? *Es sind das die Auserwählten.* Wer diese Auserwählten sind, davon haben wir eine andere Meinung als die Missourier, die lehren: „Gott hat eine Anzahl Menschen schon von Ewigkeit erwählt, diese sollen und müssen selig werden, und so gewiß Gott ist, so gewiß werden sie auch selig, und außer ihnen kein anderer." Ebenso haben wir auch eine andere Ansicht als Calvin, der also lehrt: „An welchen Gott vorübergeht, die verwirft er und zwar aus keinem andern Grunde, als weil er sie von dem Erbe, das er seinen Kindern bestimmt, ausschließen will." Unter den Auserwählten verstehen wir vielmehr solche, die von dem Herrn zu einer speziellen Aufgabe erwählt wurden, und weil er allwissend ist, also auch voraussieht, fiel diese Wahl, die Menschenaugen in den meisten Fällen verborgen bleibt, nur auf solche, von denen er voraussah, daß sie im Glauben beharren und ihre Aufgabe lösen werden. Jeder König wählt seine Minister und seine sonstige nächste Umgebung selbst. Jesus wählte aus vielen Jüngern nur zwölf zu seinen Aposteln. So hat auch der erhöhte Herr eine Schar von Auserwählten, deren Zahl wir nicht anzugeben vermögen, die aber zur ersten Auferstehung gelangen wird, wie aus vielen Stellen unzweideutig hervorgeht. Seinen Aposteln, die zu den Auserwählten gehören, verheißt der Herr zu sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit (Matth. 19, 28). Alle, die

verlassen Häuser, Brüder, Schwestern, Vater, Mutter, Weib oder Kind um seines Namens willen, die sollen es hundertfältig empfangen; und worauf deutet das anders hin als auf die erste Auferstehung? Noch deutlicher wird in Matth. 24, 31 gezeigt, daß die Auserwählten zur ersten Auferstehung gelangen, woselbst es heißt: „Und er wird senden seine Engel mit hellen Posaunen, und sie werden sammeln seine Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels zu dem andern." Mark. 13, 20 weist darauf hin, daß gerade um der Auserwählten willen die Trübsalstage verkürzt werden. Anschließend an das Gleichnis vom ungerechten Richter, stellt der Herr die Frage: „Sollte Gott nicht auch retten seine Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen?" Darauf gibt er selbst die Antwort: „Ja ich sage euch, er wird sie erretten in einer Kürze." Einigemal finden wir die Worte in der Schrift: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt." Mit Recht dürfen wir aus diesen Worten den Schluß ziehen, daß nebst den Märtyrern auch die Auserwählten zu der ersten Auferstehung gelangen.

Doch damit haben wir die Frage: „Wer hat teil an der ersten Auferstehung?" nur teilweise beantwortet. Zwar werden nur Auserwählte zur ersten Auferstehung gelangen, aber es erhebt sich so leicht die Frage: „Wer gehört zu den Auserwählten? Wer kann hoffen, zu dieser Auferstehung zu gelangen außer den Märtyrern?" Die heilige Schrift weist zur Beantwortung dieser Frage auf die Überwinder hin. „Wer überwindet, dem soll kein Leid geschehen vom andern Tod," heißt es in Offb. 2, 11; und in Vers 26 daselbst: „Wer überwindet und hält meine Werke bis an das Ende, dem will ich Macht geben über die Heiden." Im dritten Kapitel, Vers 21, wird gesagt: „Wer überwindet, dem will ich geben auf meinem Stuhl zu sitzen, wie ich überwunden habe und bin gesessen mit meinem Vater auf seinem Stuhl." Die Überwinder, also die, welche den guten Kampf des Glaubens gekämpft und in diesem Kampfe von Sieg zu Sieg gekommen sind, wie auch Jesus einen Sieg nach dem andern errungen hat, werden zur ersten Auferstehung gelangen, werden mit Christo herrschen und regieren, wenn er kommen wird, sein Reich aufzurichten. Die Schrift weist außerdem noch an vielen Stellen darauf hin, was dazu gehört, um dieses hohe Ziel zu erreichen. Paulus schreibt Phil. 3, 8, 10 u. 11: „Ich achte es noch alles für Schaden gegen der überschwenglichen Erkenntnis Christi Jesu, meines Herrn, um welches willen ich alles habe für Schaden gerechnet, und achte es für Dreck, auf daß ich Christum gewinne, zu erkennen ihn und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden, daß ich seinem Tode ähnlich werde, damit ich entgegenkomme zur Auferstehung der Toten." Paulus trachtet nicht nur nach der Auferstehung im allgemeinen, sondern nach der ersten Auferstehung; jedoch ist er sich bewußt, daß dieses Ziel schwer zur erreichen ist, daß es gilt, in der innigsten Verbindung mit Jesus zu bleiben, damit er ihm seine Auferstehungskräfte mitteilen kann, welche Kräfte

er als notwendig erkannte, um zur ersten Auferstehung zu gelangen. Nur der wird also nach obigem Bibelwort zur ersten Auferstehung gelangen, der mit dem Herrn in innigster Verbindung steht und die Kraft seiner Auferstehung in sich erfährt. Mit Jesu in Verbindung zu sein vermag aber der Mensch nicht, ohne zuvor mit ihm zu sterben. Von diesem Sterben mit Christo redet Röm. 6, 5, wo es heißt: „So wir aber mit ihm gepflanzet werden zu gleichem Tode, so werden wir auch der Auferstehung gleich sein;“ ebenso 2 Tim. 2, 11, wo der Apostel schreibt: „Sterben wir mit, so werden wir mit leben.“ An die Kolosser schreibt der Apostel: „Denn ihr seid gestorben und euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott. Wenn aber Christus, euer Leben, sich offenbaren wird, dann werdet ihr auch offenbar werden mit ihm in der Herrlichkeit“ (Kol. 3, 3 u. 4).

Es gilt also, mit Christo zu sterben; es gilt, den alten Menschen immer und immer wieder in den Tod zu geben. Dieses Sterben wird aber auch herrlich belohnt, denn wer stirbt, wird ihm in der Auferstehung gleich sein, der wird offenbar mit ihm in der Herrlichkeit, was nichts anders sagen will, als daß ein solcher zur ersten Auferstehung gelangt und mit dem Herrn herrschen und regieren wird. Durch solch ein Sterben wird der Mensch von innen heraus erneuert. Auf diese Erneuerung des Menschen weist der ganze Heilsplan Gottes hin. Die Erlösung durch Christum ist eine volle und ganze und hat den Endzweck, den Menschen nach seinem ursprünglichen Bilde wieder herzustellen. Wäre das nicht der Endzweck, so hätte Christus nicht erworben, was Adam verdorben. Diese Erneuerung nimmt ihren Anfang im Menschen bei der Wiedergeburt, natürlich nicht bei der sogenannten Taufwiedergeburt, sondern wo Gott der Herr selbst neues Leben zeugen konnte durch das Wort der Wahrheit, wie Jakobus sagt: „Er hat uns gezeugt nach seinem Willen durch das Wort der Wahrheit.“ Dieses neue Leben muß aber sorgsam gepflegt werden, wenn es nicht zu Grunde gehen soll, es muß wachsen und zunehmen, es muß den Menschen ganz und gar durchdringen, damit von ihm gesagt werden kann: „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden.“ Nur da, wo solch neues Leben ist, wo der Mensch in der Heiligung wandelt, kann Gottes Geist wohnen und ihn zu seinem Tempel und Gefäß machen. Und je mehr dieser Geist die Herrschaft hat in dem Menschen, desto eher wird der Mensch umgebildet und reif zur ersten Auferstehung; denn in einem so vom Geiste durchdrungenen Leibe bildet sich natürlich ein viel kräftigerer, licht- und lebensvollerer Keim des künftigen Auferstehungsleibes, als in einem Leib, der im Fleischesleben immer mehr Erde anzog und durch zu vieles Essen und Trinken, durch Unkeuschheit, Geiz und Weltsinn ins Irdische versenkt wurde. Je geistlicher (pneumatischer) nun ein Auferstehungskeim ist, desto mehr Licht zieht er aus der oberen Lichtwelt an, desto lebenskräftiger ist auch das Überkleid, das gleich im Tode die Seele mitnimmt; desto bälder erfolgt dann die Auferstehung

und desto verklärter und herrlicher wird der neue Auferstehungsleib und desto vollkommener ist dann die Seligkeit. Dieser neue Leib im Menschen wird hauptsächlich aus dem verklärten Fleisch und Blut des Herrn gebildet, darum spricht er Joh. 6, 54: „Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken.“ Weil darum die Kinder Gottes, die wirklich in der Heiligung stehen, schon einen Anfang eines solchen himmlischen Leibes in sich haben, so gehen Lebenskräfte von ihnen aus, wie Christus sagt: „Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen.“ Von ihm selbst gingen Kräfte aus; ebenso von seinen Jüngern, und so werden sie ausgehen von allen, die erneuert sind, und je mehr der Mensch erneuert wird und in der Heiligung wandelt, desto mehr werden Lebenskräfte von ihm ausgehen; aber je weniger er es ernst nimmt mit der Heiligung, desto weniger werden solche Lebenskräfte von ihm ausgehen.

Was der Erneuerung und dem Wachstum des neuen Lebens am meisten hinderlich ist, ist die Fleischeslust. Michael Hahn sagt hierzu treffend: „Alle Sünden, die das Lebensrad entflammen, verderben edle Teile und Kräfte, die zum Auferstehungsleib gehören. Keine Sünde raubt aber mehr Kraftwesen, das zum Auferstehungsleibe gehört, als die Fleischeslust; die fleischlichen Lüste streiten wider die Seele und sind den Liebesabsichten Jesu mit uns ganz entgegen, denn er will uns geistlich und geistleiblich machen und zur baldigen Auferstehung gebären, und die Ausübung fleischlichen Lüste beraubt den Menschen der edelsten Kräfte, seines eigentlichen Auferstehungsleibes, nämlich des edlen Balsams, der zum Auferstehungsleibe gehört. — — Aus dem allem sehen wir so ziemlich klar, wer zur ersten Auferstehung gelangen wird, nämlich die Überwinder, die mit Christo sterben, die immer mehr erneuert werden und die Kraft seiner Auferstehung an sich selbst erfahren. Daraus ergibt sich für uns die ethische Frage: Sind wir Überwinder, geht es bei uns von Sieg zu Sieg, oder von Niederlage zu Niederlage? Sterben wir dem alten Menschen immer mehr ab und nimmt der neue Gestalt und Raum in uns? Erfahren wir die Kraft der Auferstehung Christi an uns und werden wir immer mehr erneuert nach dem Bilde des, der uns geschaffen hat? Es ist wichtig, daß wir uns darüber klar werden. Der Preis, der uns vorgehalten wird, ist hoch und erhaben und wohl der Mühe und des Schweißes wert. Trachten wir durch ernstes Streben diesem Ziel nachzujagen, wie auch der Apostel that, und machen wir sein Motto zu dem unsrigen, das da lautet: „Nicht daß ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen bin, ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin.“

Luthers Stellung zur Philosophie.

Von Senior Lic. E. Elster in Einbeck.

(Aus der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft.)

Wenn wir auf einzelne Äußerungen Luthers hinblicken, in welchen derselbe sich wegwerfend über die Philosophie ergeht, so könnte es scheinen, als ob Luthers Verhältnis zur Philosophie ein rein gegensätzliches gewesen sei. Aber auch als solches würde es doch die Aufmerksamkeit verdienen, da es immer psychologisch merkwürdig sein würde zu sehen, wie ein so bedeutender Geist von einer solchen Wissenschaft, die ihm keineswegs fremd war, ganz unbeeinflußt habe bleiben können. Indessen ist doch durch jene Äußerungen auch ein positiver Einfluß der Philosophie auf Luther keineswegs ausgeschlossen; denn, abgesehen davon, daß auf die Bildung eines Mannes manches Einfluß haben kann, ohne daß dieses zum deutlichen Bewußtsein kommt, so war das, was man zu Luthers Zeit als Philosophie zu bezeichnen pflegte, etwas in mancher Beziehung viel Begrenzteres, als was die Neueren darunter verstehen, und es muß daher von vornherein zweifelhaft sein, ob jene abgünstigen Aussprüche Luthers auf alle Gestaltungen der Philosophie zu beziehen sind. Freilich wurde damals auch vieles zur Philosophie gerechnet, was jetzt davon ausgeschlossen wird, namentlich ein großer Teil der Naturwissenschaften. Aber vieles, was philosophischen Gehalt hatte, wurde nicht als Philosophie anerkannt, wenn die hergebrachte schulmäßige Form fehlte.

Auf jeden Fall hat demnach die Frage nach Luthers Verhältnis zur Philosophie ein Interesse, und zwar, da bei Luther sich alle wissenschaftlichen Beschäftigungen seiner Natur nach in Beziehung zur Religion setzten, auch ein theologisches Interesse.

Veranlassung, sich mit Philosophie zu beschäftigen, hatte Luther genugsam, namentlich in seinen Studienjahren auf der Universität. Denn die philosophischen Vorlesungen waren damals auf den Universitäten die eigentlichen Hauptvorlesungen, gegen die alle anderen zurücktraten, und niemand würde für einen ordentlichen Studiosus der Theologie gegolten haben, der nicht der Philosophie einen sehr großen Teil seiner Zeit und Kraft gewidmet haben würde. Dieses Übergewicht der Philosophie war offenbar ein ganz unverhältnismäßiges und führte dazu, daß die Sprachstudien, namentlich aber das Geschichtliche in der Theologie, sowie die Geschichte überhaupt in der unverantwortlichsten und verderblichsten Weise vernachlässigt wurde. Dieses erkannte Luther in späteren Jahren auf das lebhafteste und er spricht wiederholt seine Entrüstung darüber aus, daß man die Jugend nicht in Sprachen und Historien genugsam unterwiesen, vielmehr statt dessen mit unfruchtbaren Subtilitäten beschäftigt habe. Das Treffende dieses Urteils werden auch Theologen, welche die Philosophie schätzen, anerkennen und auch in Bezug auf die echte Philosophie bis zu einem gewissen Grade als wohlbegründet anerkennen können; denn wenn auch ein

Studierender der Theologie gewiß wohl thut, in der Universitätszeit auch für eine philosophische Ausbildung den Grund zu legen, so paßt doch das philosophische Studium überhaupt mehr für das reife Mannesalter als für die Jugend, bei welcher eine vorwiegende Richtung auf philosophische Studien leicht die Entfaltung des Gemüts hemmen und den Blick für die Realitäten des Lebens trüben kann, ganz zu geschweigen der Gefahr, daß ein ohne selbständige, dem unerfahrenen jugendlichen Geiste selten mögliche Kritik betriebenes Studium der Philosophie leicht auch den religiösen Glauben gefährden oder wenigstens zu einer einseitigen Auffassung desselben nach der Schablone eines gerade als Mode geltenden philosophischen Systems führen kann. Dazu kommt, daß die Philosophie nicht jedermanns Sache ist, sodaß viele Studierende, denen es keineswegs an Begabung und Tüchtigkeit fehlt, doch immer eine vorwiegende obligatorische Beschäftigung mit philosophischen Studien als eine fruchtlose Quälerei ansehen werden in ähnlicher Weise, wie es nicht wenigen jungen Leuten mit der Mathematik auf den Gymnasien ergeht.

Jene Kritik Luthers in Bezug auf das Überwiegen der philosophischen Studien auf der Akademie wurde aber von ihm keineswegs geübt, als er selbst Student war. Ihm, dem konservativsten aller Reformer, lag nichts ferner als von vornherein mit Mißtrauen zu betrachten, was die bestehenden Autoritäten als das Normale bezeichneten. Fremd war ihm die Leichtfertigkeit, etwas zu verachten, noch ohne es zu kennen; Pietät gegen die Überlieferung war in seinem Charakter ursprünglich eine hervorragende Eigenschaft, und ein fast übertriebenes kindliches und ehrliches Vertrauen auf das, was ihm Berufene und Erfahrene sagten, beherrschte seine Jugend. Wie er nach seinem eigenen Geständnis tiefer in den römischen Irrtümern gesteckt hatte als irgend ein anderer, so war er auch anfänglich durchaus geneigt, die hohen Ansprüche der scholastischen Weisheitslehrer als völlig berechtigt anzuerkennen und mehrere Jahre lang, nicht nur auf der Universität, sondern auch im Kloster, hat Luther mit eisernem Fleiße die Philosophie studiert, auf welche Kirche und Universität ihn verwies. So peinlich auch eine derartige anhaltende Beschäftigung für Luthers lebhaften Sinn oft sein mochte, so brachte doch diese Treue ihren Segen. Ohne solche ausdauernde Arbeit hätte Luther nie ein sicheres Urteil über die Scholastik gewonnen, und ohne solche Sicherheit würde ihm schwerlich gelungen sein, die deutschen Universitäten so gründlich von der scholastischen Philosophie zu befreien: eine Geistesthat, deren Bedeutung kaum hoch genug angeschlagen werden kann.

Die hauptsächlichsten Lehrer Luthers auf der Erfurter Universität waren in der scholastischen Philosophie Usingen und Truttvetter. Luther sprach auch später von diesen Männern mit Achtung; indessen kann diese Achtung doch nur dem Charakter, dem Ernst, der Gelehrsamkeit der Genannten gegolten haben; denn an anderem Orte bezeichnet Luther die Schriften derselben Gelehrten als gänzlich unnütz. In der

That müssen diese beiden Männer nicht bloß einer bedeutenden philosophischen Produktivität entbehrt haben, sondern es fehlte ihnen auch das Urteil darüber, was auf dem Gebiete der aristotelischen Scholastik, die sie nun einmal zu lehren hatten, das eigentlich Wertvolle und Anregende war. Sie beschäftigten sich fast ausschließlich mit der scholastischen Logik und Physik, also gerade mit den Disciplinen, in welchen die Scholastiker geradezu nichts geleistet haben. Von der Logik konnte ja noch Hegel zu seiner Zeit nicht mit Unrecht sagen, daß dieselbe seit Aristoteles keinen Schritt vorwärts gethan habe; die Scholastiker hatten weiter nichts gethan, als die logischen Formeln in unfruchtbarer und weitschweifiger Weise zu illustrieren gesucht. Und nimmt man die aristotelische Logik selbst, so ist dieselbe ja allerdings eine interessante Entdeckung des menschlichen Geistes, aber an sich genommen, führt doch die Kenntnis dieser inhaltlosen Denkformen nicht weiter, und die bloß formale Logik hat deshalb für alle bedeutenderen Philosophen immer nur ein sekundäres Interesse gehabt, außer wenn dieselbe, wie bei Hegel und Schleiermacher, mit der Metaphysik verbunden ward. — Noch inhaltsleerer als die scholastische Logik oder Dialektik mußte die scholastische Physik sein, deren Inhalt überdies zum größten Teil gar nicht speziell philosophisch, sondern ein buntes Gemisch aus allen möglichen Naturwissenschaften war, mit einer starken Beimischung von allerlei Volksaberglauben. Welchen Wert nun die Physik des Aristoteles und der Scholastiker in Bezug auf die empirische Naturkenntnis hat, darüber kann hier nicht geurteilt werden. Soweit aber diese Physik ein naturphilosophisches Element enthält, müßte dasselbe gänzlich haltlose Spekulation sein, da ja die einfachsten und wichtigsten Gesetze der Natur damals noch nicht erforscht waren.

Auf diese Disciplinen gerade wurde aber Luther hingedrängt; über aristotelische Dialektik und Physik gerade wurde er veranlaßt, als angehender Professor in Wittenberg Vorlesungen zu halten, während das eigentlich Bedeutende in der scholastischen Philosophie ihm nur wenig nahe gebracht zu sein scheint.

Das eigentlich Bedeutende in der scholastischen Philosophie ist aber offenbar das metaphysische Element. Die Scholastiker haben über das Wesen Gottes und des menschlichen Geistes, über das Verhältnis des Seins zum Denken, des Willens zur Erkenntnis, des Idealen zum Realen, des Unendlichen zum Endlichen sehr tiefgehende Reflexionen angestellt, welche noch heute ein großes Interesse haben, wie auch von bedeutenden neueren Philosophen anerkannt wird. Bei Luther scheint aber dieses Interesse nicht in erheblichem Maße vorhanden gewesen zu sein. Dies ist bei einem so regen Geiste und bei seiner so anhaltenden Beschäftigung mit den Scholastikern etwas auffallend, und dieses Auffallende kann nicht dadurch gehoben werden, daß man sagt, Luther sei keine „philosophische Natur" gewesen; denn jener Teil der Scholastik hat für jeden selbstdenkenden Mann ein Interesse, der überhaupt dazu kommt, sich mit demselben abzugeben, wozu Luther Antrieb und Ge-

legenheit hinlänglich hatte. Indessen tritt uns doch manches entgegen, was diesen Umstand aufhellt. Zunächst ist daran zu erinnern, daß Luthers Lehrer seinen Blick gerade auf das Unerheblichere hinlenkten, was doch nicht ganz ohne Wirkung bleiben konnte, sowie auch, daß es bei der außerordentlichen Weitschweifigkeit der Scholastiker an sich sehr schwierig war, das Wesentliche aus der Masse des Unwesentlichen herauszufinden. War es doch in der neueren Zeit aus diesem Grunde auch bei sonst einsichtigen Männern häufig, von der Geistesarbeit der Scholastiker schlechthin geringschätzig zu sprechen, und erst seit etwa fünfzig Jahren ist in Deutschland eine über ganz allgemeine, zum Teil ganz schiefe Beurteilungen der Scholastik hinausgehende wirklich eindringende Auffassung dieser Philosophie wiedergewonnen. Wenn aber bei diesem Studium selbst tüchtige und geübte Philosophen von Profession nach ihrem eigenen Geständnis oft fast in Verzweiflung waren, wenn sie aus den verschlungenen Windungen der scholastischen Darstellungsweise die eigentlichen Hauptgedanken herauszufinden suchten, und wenn heutzutage noch wohl die allerwenigsten Theologen und Philosophen sich in den Scholastikern würden zurechtfinden können ohne die Vorarbeit jener neueren Forschungen, so ist nicht zu verwundern, wenn Luther, der zwar der Zeit nach und auch der damaligen Universitätsbildung nach jenen Denkern näher stand, dafür aber notwendig des weiteren und freieren philosophischen Überblicks entbehrte, der in unserer Zeit möglich ist, von der metaphysischen Arbeit der bedeutenderen Scholastiker keinen großen Eindruck empfing, daß er den Scharfsinnigsten der Scholastiker, Duns Scotus, mit dem Prädikat des Finsteren abfertigen konnte. Endlich kommt aber in dieser Hinsicht noch in Betracht, daß Luther sich am liebsten und eifrigsten mit dem Scholastiker beschäftigte, dessen skeptische Denkweise geeignet war, das Vertrauen zur Philosophie überhaupt gründlich zu erschüttern, nämlich mit Occam.

Wilhelm von Occam hat den einseitigen Nominalismus in der schroffsten Weise ausgebildet. Nach ihm sind die allgemeinen Begriffe, in denen sich doch alles Denken bewegt, nur Fiktionen, Zeichen, die mit den Dingen selbst nur in zufälliger Verbindung stehen, die mit diesen Dingen selbst keinerlei Ähnlichkeit haben. Wir erkennen nach Occam nur Besonderes, Konkretes; nur die Dinge sind etwas Substantielles, unsere Gedanken von den Dingen sind nur ein Accidens; Substanz und Accidens aber haben nichts miteinander gemein. Was wir allgemeine Begriffe nennen, ist nur die Verbindung verschiedener äußerer Eindrücke in unserem Inneren, welche Verbindung auf eine unwillkürliche und mechanische Weise sich vollzieht. Auf solche Weise bilden sich uns gewisse gemeinschaftliche Zeichen für eine Mehrzahl von äußeren Eindrücken, z. B. der Begriff „Menschheit“ durch den Eindruck von vielen einzelnen Menschen, aber dieser Begriff ist nichts, was in der Wirklichkeit der realen Menschen vorhanden wäre, und es läßt sich von einem solchen gemeinschaftlichen Zeichen gar nicht sagen, ob dasselbe wahr ist oder

nicht. Es ist klar, daß Occam so alles Erkennen im Grunde auf die sinnliche Wahrnehmung reduciert, daß ihm nach seiner Auffassung die ethischen Ideen noch viel mehr als ficta erscheinen mußten als z. B. die Gattungsbegriffe, daß er den Zusammenhang des Denkens und Seins vollständig zerreißt und damit die Philosophie selbst für bankrott erklärt, daß er die Möglichkeit aller Erkenntnis, ja die Wahrheit selbst leugnen muß.

Ist so die Philosophie bei Occam zum vollständigen Skepticismus geworden, so will er doch selbst nichts weniger als ein Zweifler sein. Je mehr er der Philosophie den Boden entzieht, desto schroffer stellt er die Kirchenlehre als unbedingte Wahrheit hin, schroffer als irgend einer der früheren Scholastiker. Dieser Standpunkt hat jedoch etwas Ungesundes. Das Innrere des Menschen läßt sich nicht in dieser Weise zerreißen. Wenn Occam einerseits sogar die Gründe für das Sein Gottes und die Einheit Gottes als Philosoph keck bezweifelt, andererseits als Theolog die Allmacht Gottes in so abstruser Weise faßt, daß er es für möglich erklärt, die Natur Gottes habe sich auch mit einem Holz oder Stein vereinigen können, so ist dieses ein deutliches Zeichen, wie ausgeprägter philosophischer Skepticismus notwendig dazu führen muß, auch die Theologie zu korrumpieren. Mag auch der zweifelnde Philosoph den kirchlichen Autoritätsglauben noch so entschieden festhalten wollen, so wird ihm der Inhalt dieses Glaubens etwas so Äußerliches werden, daß ihm das richtige Gefühl für den Inhalt dieses Glaubens mehr oder weniger verloren gehen muß.

Wie mußten die Schriften dieses Mannes auf Luther wirken? Bei Luthers Natur war es nicht möglich, daß das skeptische Element ihn hingenommen hätte, oder daß sein Verhältnis zur Theologie auch ein so äußerliches geworden wäre. Wirkte Occam auf ihn, was bei Luthers eifriger Beschäftigung mit dessen Schriften doch wahrscheinlich ist, so konnte die Wirkung nur die sein, daß er mit der scholastischen Philosophie völlig brach und die Wahrheit in keiner Form jener Philosophie mehr suchte. Wird Luther zuweilen, auch von Neueren, als Nominalist bezeichnet, so ist dieses nur insofern berechtigt, als Luther notorisch Occam den (im Sinne des Scholasticismus) realistischen mittelalterlichen Philosophen vorzog, aber es ist historisch nicht nachweisbar und psychologisch unwahrscheinlich, daß Luther den Occamschen Nominalismus nach seinen vollen Konsequenzen sich jemals lebendig innerlich zugeeignet haben könne.

Der Widerwille, welcher schließlich bei Luther gegen die Scholastik überhaupt entstand, übertrug sich bei ihm auch auf Aristoteles, der ja für die Entwickelung der Scholastik so bedeutend ist. Die Schriften Platos waren Luther nicht ganz unbekannt, doch scheint er in dieselben wenig eingedrungen zu sein. Daß die Schriften dieses Philosophen, die doch unstreitig ihrem Inhalte nach dem Christentum am meisten sich nähern, auf Luther keinen tieferen Eindruck machten, erklärt sich dadurch, daß eine klare Einsicht in die platonische Philosophie damals

überhaupt sehr schwierig war, da Plato nur aus der vorausgehenden Geschichte der hellenischen, insbesondere der eleatischen und ionischen Philosophie heraus zu verstehen ist, worüber damals noch keine hinlänglichen Forschungen angestellt waren. Auch war jene Zeit bei ihrer Sucht nach Geheimnisvollem sehr geneigt, Plato durch die Brille der späteren Neuplatoniker zu sehen, das Mythische bei Plato, das nur Einkeildung ist, als das Wesentliche zu betrachten und darüber den eigentlichen Inhalt zu verfehlen. Auch kommt in Betracht, daß Luther Platos Schriften, soweit er überhaupt sich damit beschäftigte, wohl nur durch das Medium mangelhafter lateinischer Übersetzungen kennen lernte.

Von den philosophischen Schriften des heidnischen Altertums waren die Ciceros Luther entschieden die liebsten, und wenn auch wohl zugestanden werden muß, daß in diesen Schriften eine tiefere Spekulation nicht zu finden ist, so zeigen dieselben doch eine Meisterschaft der Form, eine Virtuosität in der Bildung geeigneter Ausdrücke für bis dahin im Lateinischen meistens noch gar nicht behandelte Gegenstände, daß das Wohlgefallen Luthers, der selbst einer der genialsten Sprachbildner in seiner Sprache war, wohl erklärlich ist. Anziehend war bei Cicero auch für Luther die Fülle der historischen wohlgewählten Beispiele, aus denen Luther manchmal citiert, sowie der sittliche Ernst, mit dem Cicero stets dem Epikuräismus entgegentritt.

Beachtenswert ist ferner in Bezug auf Luthers Stellung zur Philosophie, daß auf Luther gerade der Kirchenvater am meisten Eindruck machte, der unter allen Kirchenvätern das bedeutendste philosophische Talent hatte, nämlich Augustinus. Die hohe philosophische Begabung dieses Mannes ist nicht bloß von Theologen, sondern auch von namhaften Philosophen anerkannt, und wenn die Schriften dieses Kirchenvaters Luther besonders sympathisch waren, so kann man doch wohl annehmen, daß auch die so vielfach hervortretenden philosophischen Elemente der augustinischen Schriften auf Luthers geistige Entwickelung nicht ohne Einfluß waren. Daß dieser Einfluß nicht im einzelnen bei Luther aufgezeigt werden kann, liegt in der Natur der Sache, da Augustin als Philosoph nicht Systematiker ist noch sein will, sondern nur anregend wirkt.

Den hauptsächlichsten Einfluß auf Luther übte die Philosophie aber durch die mittelalterliche Mystik. Freilich enthält die Mystik nicht das spekulative Element in reiner Reflexion der Vernunft, sondern immer in Beziehung auf die praktisch religiösen Interessen, aber diese Verbindung schadet dem Wert des philosophischen Inhalts nicht, sondern gibt demselben erst den recht sicheren Halt. Die Mystik hatte den sehr wesentlichen Vorzug vor der Scholastik, daß die erstere nicht Theologie und Philosophie entweder mechanisch trennte oder auf unorganische Weise vermengte, und daß dieselbe sich einerseits von dem Leben der Kirche auf das innigste beeinflußen ließ, andererseits für ihre Lehren nicht in der äußeren Autorität der Kirche die Basis suchte.

Die Spekulation der Mystiker ging von etwas aus, das aller formierten Theologie und Philosophie vorausgeht, aber zugleich fähig ist, ebensowohl eine theologische als eine philosophische Lebensansicht aus sich heraus zu setzen. Dieses lebendige Prinzipium der Mystiker war das unmittelbare Gefühl der thatsächlichen Lebensgemeinschaft mit Gott, ein Gefühl, das vom theologischen Standpunkte aus als Gotteskindschaft, vom philosophischen aus als Bewußtsein von der Idee des Absoluten, von der Einheit des Unendlichen und Endlichen begriffen werden kann. Von diesem Prinzip aus konnte der Mystiker ebensowohl den rechten Weg finden, das praktisch-religiöse Leben zu fördern, nötigenfalls zu reinigen und zu reformieren, als es ihm andererseits möglich war, über den bloßen Reflexionsstandpunkt des rechnenden Verstandes hinauszugehen und in das Wesen der Dinge sich so weit zu vertiefen, als es Menschen hier überhaupt möglich ist.

Die mystische Philosophie lernte Luther besonders durch Tauler und die „Teutsche Theologie“ kennen. Beide hielt Luther bekanntlich sehr hoch. Von Tauler lernte Luther namentlich den Wert des Subjektiven, und wenn gleich für Luther das Geschichtliche immer viel wichtiger blieb, als es für Tauler war, so hat doch Luther immer als den rechten Begriff des Glaubens im Gegensatz zur römischen Kirche festgehalten, daß im Glauben eine reale innerliche Empfindung sein müsse, daß ohne eine solche die von außen herantretenden Gnadenmittel wohl eine Wirkung, aber nicht zum Heile, haben könnten. Auf diese so wichtige reformatorische Fassung des Glaubens hat aber Tauler bei Luther erheblich gewirkt.

Noch stärker war der Einfluß, den die „Teutsche Theologie“ auf Luther hatte, wie denn überhaupt bei dem Verfasser dieser Schrift noch eine größere Tiefe als bei Tauler vorhanden ist. Der „Teutschen Theologie“ besonders verdankt Luther den Begriff der christlichen Freiheit als bestehend in der Vereinigung mit Gott durch Christum, welche Vereinigung über das Gesetz erhebt, andererseits als Vereinigung mit dem Gott, der die Liebe ist, auf das stärkste zu der Liebe treibt, die des Gesetzes Erfüllung ist. Diese Ideen liegen ja allerdings schon in den paulinischen Schriften vor, aber dieselben waren durch lange Herrschaft einer unevangelischen Theologie so sehr gewissermaßen verschüttet, daß dieselben gleichsam neu entdeckt werden mußten, wozu die Mystik, deren Richtung immer auf das Wesentlichste und auf den Grund ging, die vorzüglichste Handhabe bot. So ist eine der wichtigsten Schriften Luthers, nämlich die „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ zwar aus der heiligen Schrift selbst geschöpft, aber das Medium dieser Schriftauffassung hat doch die spekulative Mystik der „Teutschen Theologie“ dargeboten, an welches Buch jene Schrift fast in jeder Zeile erinnert.

Und so werden wir zusammenfassend sagen können, daß die Beschäftigung mit der Philosophie nicht bloß Luthers formale Geistesbildung förderte, sondern ihm auch zu einer gediegenen Ausgestaltung seiner Theologie ein nicht geringes Hilfsmittel gewährte.

Kirchliche Rundschau.

Die alle drei Jahre wiederkehrende Versammlung der protestantischen Episkopalkirche hat dieses Jahr in Minneapolis vom 2. bis 22. Oktober stattgefunden. Der Hauptgegestand, welcher zur Sprache gebracht wurde, war eine Revision der Verfassung und eine Veränderung der Bezeichnung dieser Kirche in hierarchischer Richtung. Anstatt eines Vorsitzenden der Konvention wollte man einen Primas von Amerika haben, der als das sichtbare Oberhaupt der Episkopalkirche fungieren soll; unter ihm sollen die Erzbischöfe und unter diesen die Bischöfe stehen. Außerdem sollte an Stelle des Namens „Protestantisch-bischöfliche Kirche" der Name „Amerikanische Kirche" oder auch „Heilige katholische Kirche" angenommen und die Konvention künftig als Synode bezeichnet werden.

Diese Vorschläge sind freilich nicht durchgegangen, sie sind aber auch nicht verworfen, sondern nur an ein Komitee verwiesen worden, das in der nächsten Versammlung, also 1898, darüber zu berichten hat. Die meisten Anhänger haben diese Vorschläge unter dem Klerus, die meisten Gegner unter den Laien. Der Glanz der Hierarchie ist eben für viele dieser hochkirchlichen Kleriker viel größer als für die Laien. Es ist ihnen ja damit die Möglichkeit in Aussicht gestellt, einmal etwas Höheres als Bischof werden zu können, oder, wenn dieses nicht gelingt, doch wenigstens auch noch über dem Bischof etwas Höheres zu sehen.

Allem Anscheine nach bedeutet der Beschluß nur einen Aufschub um drei Jahre. Denn Rang und Titel ist zu anziehend für Leute, denen das kirchliche Leben vielfach nur eine der Dekorationen ihrer gesellschaftlichen Stellung und ein interessantes Schauspiel für den Sonntag ist.

Die beiden Zweige der Methodistenkirchen in Deutschland, die englischen Wesleyaner und die amerikanisch-bischöflichen Methodisten, haben sich miteinander vereinigt. Ob diese Vereinigung der erste Schritt zur Selbständigkeit des Methodismns in Deutschland ist, oder ob nur der eine Teil vom andern aufgenommen ist und beide von Amerika abhängig werden sollen, ist aus dem Bericht darüber nicht klar zu ersehen; es scheint das letztere die unmittelbare Folge der Vereinigung zu sein. Das Vereinigungskomitee hat, nach dem Bericht des Apologeten, am 9. Oktober in der Kapelle der Wesleyaner in Stuttgart eine Versammlung abgehalten und, wenn die Vereinbarungen dieses Komitees die Zustimmung des Missionskomitees der Wesleyaner in London und der Bischöflichen Methodisten in New York erhalten, so wird die Vereinigung zur Thatsache werden.

„Das Komitee besteht" — heißt es in dem Bericht — „aus neun Predigern der Konferenz von Süd-Deutschland, drei Predigern der Konferenz von Nord-Deutschland und sechs Predigern aus der Wesleyanischen Kirche. Rev. Ed. Rigg, Distrikts-Vorsteher des wesleyanischen Werkes in Deutschland, wurde als Vorsitzer und Br. H. Mann von unserer Kirche und Br. Urech von der Wesleyanischen Kirche als Schriftführer erwählt. Als Dolmetscher für den Herrn Vorsitzer fungierte Br. P. Schweikher. Frau Baronin von Langenau, aus Wien, beehrte die Versammlung mit ihrer Gegenwart. Sie hatte kurz zuvor der Einweihung der Wesleyanischen Kapelle in München beigewohnt, und scheint ein sehr lebhaftes und warmes Interesse an der Vereinigungsfrage zu nehmen. Der ‚Sonntagsgast' schreibt: ‚Ihre Anwesenheit war an einem

Stadium der Beratungen von entscheidenster Wichtigkeit, indem sie eine Mitteilung durch den Schriftführer machen ließ, die ihre weitreichende Fürsorge für den demnächst vereinigten Methodismus ins schönste Licht stellte und aller Herzen einer großen Sorge enthob. Es wurde ihr warmer Dank durch Aufstehen von den Sitzen und Händeklappen. Die freie Übergabe des Kircheneigentums der Wesleyaner an den vereinigten Körper war durch die That der Frau Baronin sicher gestellt.'"

Dem Bericht des „Sonntagsgast" (Organ der Wesleyaner in Deutschland) entnehmen wir noch folgendes: „Die Verhandlungen dehnten sich auf etwa neun Punkte aus, die von dem vorbereitenden Komitee in Straßburg niedergelegt worden waren, wie z. B. die Art und Weise der Übernahme unserer Prediger, Studenten, Glieder und Beamten; wie viel Unterstützung aus Amerika nötig ist und welche Subsidien aus England wenigstens für die ersten Jahre zu erbitten sind; Buchgeschäft und Predigerhilfsgesellschaft, der Gebrauch der Zionsharfe, das Kircheneigentum &c. Die Beschlüsse gehen in englischer und deutscher Sprache an das Missions-Kommitee der Wesleyaner in London und an das der Bisch. Meth.-Kirche in New York. Jedem Prediger der zwei Kirchen in Deutschland wird demnächst ein Exemplar als Manuskript gedruckt zugeschickt werden.

„Die Verhandlungen sind im brüderlichsten Geist gehalten und alle Beschlüsse fast mit vollständiger Einmütigkeit gefaßt worden. Selbstverständlich beziehen sich diese Beschlüsse auf das offizielle Werk beider Kirchen; es ist aber klar, daß auch alle nicht-offiziellen Unternehmungen sollten mit der Verschmelzung der beiden Körper einheitlich verbunden werden. .... Die Frage, ‚ob wir uns mit der Bisch. Meth.-Kirche vereinigen sollen,' hatte keinen Raum in den Besprechungen, denn diese Frage ist gelöst. Es handelte sich nur um das ‚Wie.' Haben auch die Bisch. Methodistenprediger in einigen Fragen die Ordnung ihrer Kirche zu wahren gehabt, so hat dessenungeachtet das weitgehendste Entgegenkommen stattgefunden, und der Geist der Versöhnung ist eine Gewähr für das Gedeihen in der Zukunft."

Diese Vereinigung bedeutet an sich weder einen Macht- noch einen Gebietszuwachs, sondern nur die Beseitigung der Konkurrenz auf dem gegenwärtigen Gebiet, wodurch allerdings wieder Kräfte zur Arbeit nach außen frei werden.

Der Evangelische Bund hat seine achte Jahresversammlung vom 1.—4. Oktober in Zwickau abgehalten. Selbst wenn derselbe nichts thäte, als daß er durch seine jährliche Versammlung dem allgemeinen Deutschen Katholikentage zeigte, daß auch evangelische Christen in Deutschland sind, die den römischen Ansprüchen und Forderungen gegenüber entschieden „Nein" sagen, so wäre es von nicht geringer Bedeutung. Haben doch die Redner der deutschen Katholikenversammlungen sich hingestellt, als ob es außer der katholischen Kirche kein kirchliches und religiöses Leben gebe, als ob sie allein Vertreter kirchlicher und religiöser Interessen in Deutschland wären. Obwohl der Evangelische Bund in Sachsen von manchen bekämpft wurde, weil sie hinter jedem Zusammenwirken Evangelischer die leidige Unionisterei wittern, so ist dennoch die Versammlung von dem Oberkonsistorialrat Ackermann im Namen des evangelischen Landeskonsistoriums begrüßt worden.

Der Bund richtet indes seine Thätigkeit nicht bloß nach außen, sondern ist auch am inneren Bau der evangelischen Kirche thätig. Ein Zeichen davon ist der Beschluß des Vorstandes, aus den Mitteln des Bundes zwanzigtausend

Mark als Beihilfe zur Erbauung eines Diakonissenhauses in Freiburg i. B. zu gewähren. Aus der Menge der Reden seien nur zwei hervorgehoben, nämlich der Vortrag des Militäroberpfarrers Hermens aus Magdeburg über: Die gemeinsame Gefahr der evangelischen Kirche und der deutschen Nationalität in den deutschen Grenzmarken, und der Vortrag des Prof. Nippold über: Die internationale Seite der päpstlichen Politik und die Mittel der Abwehr.

Der erste Vortrag hatte etwa folgenden Inhalt: Unsre Seele ist voll Dank für die großen Thaten, die Gott vor fünfundzwanzig Jahren an unserm Volke vollbracht hat. Nur einen Augenblick rufen wir uns die Vorgänge zurück, durch die das 1870 zurückeroberte Elsaß-Lothringen einst an Frankreich gekommen ist. Schmachvoll ist die Art und Weise, wie diese Länder unter französische Herrschaft gebracht und wie dann allmählich der Protestantismus systematisch zurückgedrängt worden ist, bis es im Jahre 1870 deutscher Tapferkeit gelang, die Länder wieder an Deutschland zurückzubringen. Äußerlich ist Elsaß-Lothringen nun gewonnen worden, jetzt muß es auch innerlich erworben werden. Dazu gehört vor allem, daß sich die Bewohner des Landes immer mehr der deutschen Sprache bedienen. In Wirklichkeit wird aber in Elsaß-Lothringen die französische Sprache zu verbreiten und die deutsche Sprache zu verdrängen gesucht. Es ist ein offenes Geheimnis, daß selbst die deutschen Behörden in Elsaß-Lothringen der französischen Sprache zu viel Spielraum lassen. Sogar von den Offizieren wird mit Vorliebe französisch gesprochen. Dazu treten noch die Sozialdemokratie und der Klerikalismus als Feinde des deutschen Protestantismus in Elsaß-Lothringen auf. Kolmar z. B., früher ganz protestantisch, beginnnt eine Hochburg des Ultramontanismus zu werden. Die katholische Geistlichkeit ist bemüht, den Protestantismus systematisch zurückzudrängen. Dazu weiß sie die Presse geschickt in ihren Dienst zu stellen. Sie ist ein erbitterter Feind alles dessen, was nicht römisch-jesuitischen Geist atmet. Daher sucht sie z. B. allgemeine Lehrerkonferenzen zu verhindern, weil sich daran auch evangelische Mitglieder beteiligen. Der Katechismus ist ganz fanatisch. Ultramontane Führer haben die Eroberung Straßburgs als den Anbruch der Zeit bezeichnet, in der der Katholizismus zur Herrschaft in Straßburg gebracht werden kann. Besonders an den Gräbern zeigt sich die Unduldsamkeit der Katholiken. Dazu kommt endlich, daß der Ultramontanismus am Französischen festhält, und es ist nicht unbedeutsam, daß ein Knabe, der gefragt wurde, ob er ein Deutscher sei, antwortete: „Nein, ich bin katholisch.“ Protestant und Preuße sind in Elsaß-Lothringen gleichwertige Schimpfwörter.

Wenden wir uns nun dem Osten zu. Auch in Polen blühte einst der Protestantismus, bis man durch grausame Verfolgungen den Befehlen zur Umkehr in den Schoß der römischen Kirche größeren Nachdruck gab. Mit dem Vordringen des römischen Geistes wurden auch die bürgerlichen Verhältnisse in Polen immer mehr zerrüttet, und geradezu empörende Zustände rissen ein. Daran, daß Polen seine Selbständigkeit verloren hat, sind nur die Jesuiten schuld. Auch in Westpreußen wird das Deutschtum und der Protestantismus immer mehr zurückgedrängt. Seit dem Blutbade von Thorn, 1724, wo Jesuitenschüler bei Gelegenheit einer Prozession einen offenen Aufruhr verursachten, ist es dort noch nicht zu konfessionellem Frieden gekommen. Katholizismus und Polonismus gehen auch dort Hand in Hand. Die polnischen Katholiken suchen die deutschen Protestanten zu erdrücken. Aus Waldenburg in Schlesien kommen ganz ähnliche Klagen. In ganz auffälliger Weise greift auch hier das Polentum um sich. Die Deutschen wandern aus. Die polnischen

Gutsbesitzer nehmen nur polnische Arbeiter. Gut fundierte Kassen und Vereine betreiben unter priesterlicher Leitung die Polonisierungsgeschäfte. Darin liegt der Grund der stetigen Abnahme der deutschen Bevölkerung. Die Evangelischen werden polonisiert und die Polonisierten katholiziert. Daher ist es notwendig, in diese Bezirke nur solche zu stellen, die das Herz auf dem rechten Flecke haben. Eine erhöhte Fürsorge für die Evangelischen ist unbedingt notwendig. Daher ist z. B. mit der Simultanschule zu brechen. Denn die Kinder werden da nur polonisiert. Was aber im Osten für den Protestantismus gethan wird, das kommt auch dem Deutschtum zu gute. —

In dem zweiten Vortrag wurde zunächst darauf hingewiesen, daß sich die päpstliche Politik heute nicht nur auf die eignen Angelegenheiten, sondern auch auch auf die innere und äußere Politik anderer Länder zu erstrecken sucht. Sogar die letzte Katholikenversammlung in München mischte sich in österreichisch-ungarische Angelegenheiten. Der holländische Parteiführer Schäpmann hat daher nicht mit Unrecht die internationale Bedeutung der deutschen Zentrumspartei betont. Die gesamte Politik des Papstes muß studiert werden. Selbst Pius VII. kluger Minister Consalvi hatte keine schlauere Politik getrieben als Leo XIII. Dennoch haben die Länder, in denen der Einfluß des Papstes sehr groß ist, durchaus nicht gerade mustergültige Zustände aufzuweisen. Man braucht ja nur nach Belgien zu gehen. Ähnliches läßt sich auch in andern von der päpstlichen Politik beeinflußten Ländern beobachten, an Frankreich, Polen, Ungarn und an der Türkei. Wichtiger als die päpstlichen Versuche in diesen Ländern sind vielleicht die propagandistischen Bestrebungen, die neuerdings in England vom Papste für zeitgemäß erachtet worden sind. Selbst protestantische Länder, wie Holland, Schweden und Dänemark, sind von den Versuchen päpstlicher Einmischung nicht verschont geblieben. Am besten läßt sich die päpstliche Politik in Südamerika studieren, wo überall die Zustände Belgiens zu finden sind. Kurz, es wird eine Politik im großen Stile getrieben. Die Politiker, die heute noch die Folgen unserer Niederlage im Kulturkampfe verkennen, braucht man nur darauf aufmerksam zu machen, daß die Kulturkämpfe, die sich heute in andern Ländern abspielen, als eine Folge unserer Niederlage im Kulturkampfe anzusehen sind. Wenn man die Politik des Papstes Gregor des Großen betrachtet, so hat man ein ziemlich getreues Bild der Politik des heutigen Papstes. Und die Mittel der päpstlichen Politik? Es ist hochbedeutsam, daß der römische pontifex maximus als Souverän Titel und Orden verleiht am liebsten an solche Personen, die sich durch Widerspruch gegen ihre gesetzliche Obrigkeit auszeichnen. Die päpstlichen Nuntien verdienen nach dieser Richtung hin dieselbe Beachtung. Dem württembergischen Minister von Varnbühler ist es zu danken, daß er aktenmäßig klargestellt hat, daß der Nuntius Meglia es einst mehr offenherzig als vorsichtig aussprach: Nur die Revolution kann uns helfen. Überall macht sich der jesuitische Einfluß geltend, namentlich in den Klöstern, und fast mehr noch in der Presse. Ein weiteres Mittel der päpstlichen Politik sind die zahllosen Kongregationen, der Augustinusverein, die Gesellenvereine, die Marianischen Kongregationen, die katholischen Studentenvereine u. s. w. Auch in Deutschland wird eine katholische Universität angestrebt, wie zuletzt in Freiburg in der Schweiz eine solche errichtet worden ist. Überhaupt sucht die römische Kirche die Herrschaft über die Schule in ihre Hände zu bekommen. Hat es doch sogar ein Majunke schon zum königlich-preußischen Schulrate gebracht! Auch auf die Rechtsprechung weiß die römische Kirche Einfluß zu gewinnen. Und wie viele jesuitische Schriftsteller stehen der päpstlichen Politik

zur Verfügung! Aber es fehlt doch nicht an Mitteln der Abwehr. Politische Bundesgenossen sind allerdings falsche Stützen im Kampfe gegen die päpstliche Politik; nein, religiöse Mächte sind ihr entgegenzustellen. Der Evangelische Verein, die Gustav Adolf-Stiftung, die Waldenser, die Herrnhuter Brüdergemeinde, die Völkermission bieten solche Mittel. Mit den ähnliche Zwecke verfolgenden auswärtigen Vereinen ist engste Gemeinschaft anzustreben. Mehr als alle diese Mittel hilft aber die Hingabe an Gott und sein Wort.

Die romanisierenden Bestrebungen in der katholischen Kirche Deutschlands, deren Zweck die Verdrängung aller geistigen Thätigkeit des Volkes beim katholischen Kultus ist, zeigen sich namentlich auch in der möglichst weitgehenden Einführung einer dem Volke unverständlichen Sprache, des Lateinischen, an der Stelle deutscher Gesänge und ritueller Formen, die wenigstens verständlich waren. Über die Durchführung dieser Maßregeln in der Erzdiözese Freiburg schreibt die Frfrt. Ztg. u. a. folgendes:

„„ . . . In der Erzdiözese Freiburg war ursprünglich das sogenannte Konstanzer Gesangbuch die Grundlage des katholischen Volksgottesdienstes. Dieses Gesangbuch hatte der Konstanzer Bistumsverweser Herr von Wessenberg mit großer Sorgfalt verfaßt und zusammengestellt; es atmete ganz seinen Geist, der im Christentum die werkthätige Liebe höher stellte als den Glauben an Dogmen. Dieser Geist berücksichtigte auch das deutsche Volkstum und den deutschen Volksgesang in hohem Grade. Nur der Kanon der Messe, d. h. das, was der Priester bei der Messe zu singen und zu sagen hat, war lateinisch, alles übrige, Taufe, Beerdigung, Vesper- und sonstige Andachten samt dem ganzen Volksgesang war deutsch. Das Konstanzer Gesangbuch enthielt das Beste an Liedern und Melodien, was in Deutschland zu finden war, manches im Original, manches angepaßt. Man fand in ihm sogar die Lieder protestantischer Dichter, wie Paul Gerhardt, wenn sie den gemeinsamen christlichen Geist atmeten, sowie die herrlichen Tonsätze von Meistern wie Haydn und Mozart. In den Vespern sang man die Psalmen in rhythmischer Nachdichtung mit eingestreuten Liedern und Gebeten, oder hielt besondre Andachten zur Förderung der Nächstenliebe, der Friedensliebe, der christlichen Erziehung u. dgl. Die einzelnen Festzeiten brachten mit ihren Besonderheiten reiche Abwechslung. Als nach 1848 in der Kirche die Jesuiten Meister wurden, fiel das Konstanzer Gesangbuch in Ungnade; es hatte zu wenig spezifisch Katholisches, es war zu undogmatisch, zu deutsch. Das Freiburger Gesangbuch trat an seine Stelle, das zwar noch viel Schönes beibehielt, aber auch manches unterdrückte und Neues einführte. Eine Hauptneuerung war, daß an die Stelle der Andachten mit allgemein christlichen Zwecken solche spezifisch jesuitisch-katholischer Natur eingeführt wurden. Das paßte zu der neuen Richtung, in der die ewige Anbetung, das Herz Jesu und Mariä, die unbefleckte Empfängnis u. dgl. eine größere Rolle spielt als die Nächstenliebe und die praktische Nachfolge Christi. Allmählich wurde der Gebrauch der lateinischen Sprache über den Meßkanon hinaus erweitert, sodaß schon längst alles, was der Priester sagt und singt, mit Ausnahme der Predigt, lateinisch ist. Vor einiger Zeit erfolgte nun der endgültige Schritt auf diesem Wege: die Abschaffung des Freiburger Gesangbuchs und seine Ersetzung durch ein neues, das wenig alte Lieder, dafür aber desto mehr Latein aufweist. Wo alte Lieder im Text und Melodie beibehalten wurden, da erhielten sie eine andre Orgelbegleitung, durch die sie zum Teil arg entstellt wurden. So hat die bisherige

Art der Teilnahme des Volkes am Gottesdienste eine wesentliche Änderung erfahren, die weder sachlich notwendig war, noch den Neigungen und Bedürfnissen des Volkes entspricht.

Die Durchführung der Neuerung ist aber nicht so glatt verlaufen, wie die Kurie sich gedacht haben mag. Die Mißstimmung über die Änderung ist groß in weiten Kreisen des katholischen Volkes, nicht bloß bei den Laien, sondern auch bei den Geistlichen. Beweis dafür ist, was der bekannte Schriftsteller und Stadtpfarrer von Freiburg, Dr. Heinrich Hansjakob, ein eifriger Katholik und Priester, aber auch ein warmer Freund des Volkes, geäußert hat. In seiner neuesten Schrift „Aus kranken Tagen" kommt er auf das vorliegende Thema zu sprechen und sagt darüber Folgendes:

„Ich bin gut römisch-katholisch und ein Verehrer und Verteidiger der lateinischen Kirchensprache, so weit diese für die Einheit der Kirche und die Wahrung der Unveränderlichkeit ihrer sakramentalen Formeln und Segnungen nötig ist. Aber man hat jetzt aus dem alten, 1834 eingeführten Gesangbuch und Ritual so vieles verdrängt, was man ruhig hätte stehen lassen können, ohne die ebengenannten Interessen und Vorschriften der Kirche zu verletzen. Man hat manches unnötigerweise latinisiert und an Stelle des Alten Neues gesetzt, das prosaischer und langweiliger und darum weniger erbaulich ist als das Alte. Es gibt ja überall Leute, die päpstlicher sind als der Papst, der durch sein entschiednes Eintreten für die griechischen und slawischen Riten gezeigt hat, daß ihm die Sache der Religion mehr gilt als Form und Sprache. Die Religion ist um des Volkes willen da, und deshalb sollte der Priester, so weit als möglich, die Volkssprache reden. Überhaupt wäre es besser, in Zeiten wie die unsrige, wo so viele Menschen das Wesen der Religion verachten, den Zaun und die Mauer um die Kirche nicht höher und enger zu machen durch strenge Rubriken und durch Neuerungen, die vielfach abstoßen und selbst den Gutgesinnten und Gläubigen auffallend und ungewohnt sind. Man sollte auch mehr an jene vielen Menschen denken, die heutzutage außerhalb der Kirche stehen. Man verwendet so viele lobenswerte Mühe auf religiöse Vereine aller Art, bannt aber dadurch das Christentum immer mehr in enge Kreise, und für die, die ihm ferne stehen, und vorab für die Gebildeten geschieht wenig oder gar nichts. Und doch sollte man, da bald mehr draußen sind als innen, auch jene wieder zu gewinnen suchen. Der Heiland ließ neunundneunzig Schafe in der Wüste und ging dem einen verlornen nach. Heute sind bald von hundert Menschen nur noch zwanzig in der Kirche, und zu den verlorengehenden gehören achtzig. Was thut man für diese?"

Schließlich spricht Herr Dr. Hansjakob die Befürchtung aus, daß wir auch in Deutschland zu Zuständen kommen, wie Frankreich und Italien sie bereits haben, daß nämlich die meisten Menschen dem Christentum und dem kirchlichen Leben den Rücken kehren.

Das sind goldne mannhafte Worte eines katholischen Priesters nicht bloß gegen die musikalisch-ritualistische Neuerung, sondern gegen manche tieferliegende Tendenz der Neukatholizismus. Sie haben freilich nur das einzige Echo gehabt, daß es hieß, der Verfasser werde dafür gemaßregelt werden. Es ist nicht bekannt geworden, ob dies wirklich geschehen ist, aber wenn es nicht geschah, so kann Dr. Hansjakob von Glück sagen, denn er hat zwar seinen Äußerungen den einschränkenden Satz beigefügt: „Doch da räsonniert wieder ein simpler Pfarrer, der eigentlich nur zu schweigen, aber nichts zu sagen hätte über kirchliche Neuerungen"; aber er warf doch diesen Satz sofort wieder um, indem er sich auf das Wort des Heilandes: „Der Geist weht, wo er

will," berief und meinte: „Der Geist kann also auch einmal in einem simpeln Pfarrer wehen, der ein Herz hat fürs Volk und seine Bedürfnisse, ein offnes Auge für seine Zeit, und der dabei katholisch denkt, fühlt und wirkt—und besonders wenn es sich um religiöse Dinge handelt, die man so, aber auch anders machen könnte." Diese Äußerungen von seiten eines katholischen Pfarrers sind eigentlich heutigen Tages geradezu ketzerisch. Denn in religiösen Dingen kann man es in der heutigen katholischen Kirche nicht „so oder so machen," je nachdem es irgend ein Pfarrer meint, sondern man muß es genau so machen, wie der Papst es durch den Bischof befiehlt. Wer anders denkt oder handelt — anathema esto! Womit wir allerdings Herrn Dr. Hansjakob nicht für den Index empfohlen haben möchten.

Die Opposition gegen die Neuerung ist so groß geworden, daß der Erzbischof von Freiburg sich genötigt sah, ein Hirtenschreiben zu erlassen, das den Zweck hat, den Gegnern den Mund zu stopfen. Das Schreiben ist vom 12. Juli datiert und behauptet zunächst, daß das neue Gesangbuch das deutsche Kirchenlied nicht beseitigen oder beeinträchtigen solle; es solle im Gegenteil den deutschen Kirchengesang kräftigen und heben, und deswegen sei es an Stelle des alten, „das wenig geeignet war," den Gläubigen in die Hand gegeben worden. Dann erklärt das Schreiben, die Bewegung gegen das neue Gesangbuch sei zum guten Teile nicht aus dem gläubigen Volke hervorgegangen, sondern in dasselbe hineingetragen worden und werde von den Kirchenfeinden dazu benutzt, die Katholiken gegen ihre Kirche aufzuhetzen. Es wäre eine schwere Sünde, dieser Aufreizung Folge zu leisten. Um die Kirche Gottes zu regieren, dazu habe der heilige Geist die Bischöfe, nicht ungläubige Zeitungsschreiber gesetzt. Er selbst, der Erzbischof, sei bestrebt, berechtigte Wünsche zu erfüllen, soweit es Pflicht und Gewissen ihm gestatten, d. h. soweit er nicht durch die Gesetze der Kirche und die Befehle des heiligen Vaters, denen er wie die übrigen Gläubigen zu gehorchen habe, gebunden sei. Die Befehle des heiligen Vaters aber geböten ihm, beim Hochamt den lateinischen Kirchengesang einzuführen. Er wolle gern gestatten, daß die Einführung allmählich geschehe. Die Hauptsache beim Gottesdienst sei das Gebet. Es sei ein durch den fortwährenden deutschen Meßgesang herbeigeführter trauriger Übelstand, daß so manche Katholiken bei der erhabensten Handlung des Gottesdienstes nicht mehr zu beten verstünden und sich betend nicht mehr zu beschäftigen wüßten, wenn sie nicht mitsingen könnten. Es sei eine gänzlich unwahre Behauptung, wenn gesagt werde, man wolle den deutschen Kirchengesang schmälern, und das neue Gesangbuch sei ein vorwiegend lateinisches. Es enthalte viel mehr schöne und kräftige Gesänge als das alte; die wenigen lateinischen Gesänge, die aufgenommen werden mußten, seien mit deutschen Übersetzungen versehen, damit sie verstanden würden. Es könne auch jetzt noch genug deutsch gesungen werden. Zum Schlusse weist der Hirtenbrief auf die „furchtbar ernsten Zeiten" hin, da an den Grundpfeilern der Autorität gerüttelt werde, „um den Umsturz der religiösen, staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung herbeizuführen." Unter heuchlerischer Maske werde jetzt versucht, die treuen Katholiken gegen die Kirche und deren Anordnungen aufzuhetzen und so der Kirche Verlegenheiten zu bereiten. Dadurch werde „bewußt oder unbewußt der Revolution, dem Umsturz in die Hände gearbeitet."

Der Herr Erzbischof führt, wie man sieht, schweres Geschütz auf. Das alte Gesangbuch hat nichts umgestürzt, und so wird man wohl für dasselbe eintreten können, ohne sich dem Vorwurf auszusetzen, daß man ein Revolutio-

när sei. Aber der famose „Umsturz" thut so treffliche Dienste, daß auch der Herr Erzbischof sich desselben bedienen zu müssen glaubt. Wer hätte das gedacht, daß man ein Umstürzler ist, wenn man an den alten lieben Liedern hängt und das deutsche Hochamt sich nicht nehmen lassen möchte! Selbstverständlich wird der Widerstand nichts nützen; das katholische Volk wird sich, wenn auch ungern und grollend, fügen müssen. Die Kraft der Selbständigkeit ist ihm längst gebrochen, und selbst wenn es noch einen eigenen Willen hätte, so würden ihm die Organe fehlen, ihn zu äußern und ihn zur Geltung zu bringen. In der heutigen Kirche hat nicht bloß wie zu des Apostels Zeiten das Weib, sondern auch der Mann zu schweigen; alles wird von oben herunter, im Namen des unfehlbaren Papstes, dekretiert, und die Frage nach den Bedürfnissen des Volkes und insbesondre des deutschen Volkes spielt gar keine Rolle. Die gebildetern Elemente kümmern sich längst nicht mehr um das, was in der Kirche vorgeht. Man hat sie systematisch hinausgedrängt, und nun bleiben sie draußen. An der Religion, wie sie jetzt von der Geistlichkeit geübt und in der Kirche gepredigt wird, finden sie keinen Geschmack, und nun versuchen sie es, ohne Religion zurechtzukommen. Andre, die noch Religion und eine eigne Überzeugung haben, machen keine Opposition, weil sie wissen, daß sie verloren wären; gegen die feste Phalanx der Geistlichkeit, ihrer Vereine und Agenten, sowie der stets kräftiger sich entwickelnden klerikalen Presse kann keine Opposition aufkommen. Die Kirchlichkeit dieser furchtsamen Elemente ist natürlich auch keine große, und so kommt es, daß die Geistlichen oft, namentlich in den Städten, darüber klagen, daß sie in der Kirche fast nur Weiber und Kinder sehen. Herr Dr. Hansjakob hat ganz richtig die Ursache angegeben: es geschieht nichts für die Gebildeten. Wenn das Schweigen der Völker eine Lehre für die Könige ist, so ist das zunehmende Wegbleiben der gebildeten Elemente aus der Kirche eine Lektion für die Priester. Nützen wird die Lektion allerdings nichts, und Herr Dr. Hansjakob ist ebensogut ein Prediger in der Wüste, wie sein halber Namensvetter Johannes der Täufer es gewesen ist.""

Die Methodisten haben in Rom am 20. September eine neue Kirche geweiht. Ganz allmählich ist die Methodisten-Sache dort gewachsen. Seitdem im Dezember 1872 der erste Methodistenprediger in Italien seinen Einzug hielt, hat sich das Werk daselbst, wenn auch langsam, so doch beständig erweitert und zählt gegenwärtig 31 Stationen und 24 Prediger. Das Hauptaugenmerk wurde auf Rom gerichtet und frühe daselbst eine Kirche gebaut. Diese lag in einem sehr geschäftsreichen Stadtteil, was oft störend auf die Gottesdienste einwirkte, da der große Verkehr zu viel Lärm verursachte. Inzwischen wurde auch ein Knabeninstitut errichtet, das Predigerseminar in die Hauptstadt verlegt, sowie eine Buchdruckerei in Betrieb gesetzt. Da die verschiedenen Lokalitäten nur teilweise ihrem Zwecke genügten, beschloß man, ein passendes Gebäude zu errichten und sämtliche Anstalten in demselben unterzubringen. Am 30. Mai 1891 wurde in schönster Lage der Stadt ein Bauplatz von 93 bei 155 Fuß erworben. Im Juli 1893 wurden die Arbeiten begonnen, 1894 durch Bischof Vincent der Grundstein gelegt und am 20. September 1895 durch Bischof Fitz-Gerald die Kirche eingeweiht.